Einführung
in die
deutsche Literatur,
vermittelt durch
Erläuterungen von Musterstücken
aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller.

Für den Schul- und Selbstunterricht.

Von

August Lüben, und **Carl Nacke,**
Seminardirector in Bremen, weil. Lehrer der 1. Bürgerschule in Merseburg.

Dritte, verbesserte Auflage.

Zugleich als
Commentar zu dem Lesebuche für Bürgerschulen
von denselben Herausgebern und zu der
Auswahl charakteristischer Dichtungen und Prosastücke
von A. Lüben.

Dritter Theil.

Leipzig:
Friedrich Brandstetter.
1865.

= Gesch. p. 934

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalts-Verzeichniß.

Fortsetzung des siebenten Zeitraums. Von 1770 bis zu Goethe's Tode (1832).

Achter Zeitraum.

Von Goethe's Tode (1832) bis zur Gegenwart.

Alphabetisches Verzeichniß der Dichter und Schriftsteller.

Einführung

in die

deutsche Literatur.

Dritter Theil.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Fortsetzung des siebenten Zeitraums.

XLVII. Kosegarten.

Das Amen der Steine.

(Kosegarten, Dichtungen. Greifswalde, 1824—27. IV. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V., Nr. 82.)

1. Erläuterung.

2. V. „Zu predigen die neue, frohe Botschaft", das Evangelium.

3. V. „Von Stadt zu Stadt . . . wallte . . . . der fromme Greis." „Wallen" ist der edlere Ausdruck für wandern, wird daher nur im höheren Stile gebraucht, und zwar in dem Sinne: zu Fuß reisen, besonders wenn dies nach einem Ziele hin geschieht. Z. B.:

„So lang' ich hier im Leibe walle,
Bin ich ein Kind, das strauchelnd geht." (Gellert.)

„Wenn zum Grabe wallen
Entnervte Greise,
Da gehorcht die Natur
Ruhig nur
Ihrem alten Gesetze." (Schiller, Braut v. M.)

Dieses Edle und Feierliche in dem Ausdrucke wallen beruht wohl theils auf seiner verdunkelten Abstammung, theils und vornehmlich darauf, daß wallen im Besondern und am gewöhnlichsten von dem Wandern in frommer Andacht zu einem Gnadenbilde oder überhaupt einem heiligen Orte gebraucht wird, wie in wallfahrten, wobei das Wort ohne Zweifel an den Ausdruck wallen erinnert, der von dem wellenförmigen Bewegtsein, z. B. der Wasser, des hohen Kornfeldes im Winde u. dgl. gesagt wird, weshalb es darauf hinzudeuten scheint, wie sich die Schaaren der Andächtigen in ihrer frommen Wanderung hinbewegen, z. B.:

„Nach dem heil'gen Grab sie wallen,
Auf der Brust das Kreuz." (Schiller.)

„Ich wollte gerne hingehen mit dem Haufen und mit ihnen wallen zum Hause Gottes." (Ps. 42, 5.) So auch figürlich mit dem hervorstechenden Begriffe des feierlichen Ganges, z. B.:

„— Blinder, alter Vater!
Du kannst den Tag der Freiheit nicht mehr schauen;
Du sollst ihn hören — Wenn von Alp zu Alp
Die Feuerzeichen flammend sich erheben,
Die festen Schlösser der Tyrannen fallen:
In deine Hütte soll der Schweizer wallen,
Zu deinem Ohr die Freudenkunde tragen,
Und in deiner Nacht soll es dir tagen!"
(Schiller, Tell, I, 4.)

Kommt Alle, kommt, nach seinem (Tell's) Haus zu wallen,
Und rufet Heil dem Retter von uns Allen. (Ebend. V, 1.)

8. V. Leichtsinnig nennen wir Jemand, wenn er ohne gehörige Aufmerksamkeit und Ueberlegung handelt, boshaft, wenn er mit Wissen und Willen das Böse thut.

13. V. „So herzlich, daß die Thränen mildiglich ihm niederflossen." Das Weinen ist in der Regel mit einer gewissen Heftigkeit verbunden; bei diesem blinden Greise wird die Heftigkeit gemildert, d. h. angenehmer gemacht durch die Herzlichkeit, er weint milde Thränen.

24. V. Die angezogene Bibelstelle findet sich im Luc. 19, 40 und lautet: „Ich sage euch, wo diese (die Jünger) schweigen, da werden die Steine schreien."

28. V. „Versteinen, empfindungslos, gefühllos werden.

2. Inhaltsangabe.

Beda hatte so große Liebe zum Evangelium, daß er sich noch als blinder Greis von Ort zu Ort führen ließ, um dasselbe zu verkündigen. Einst leitete sein Knabe ihn in ein steinreiches Thal und forderte ihn leichtsinniger Weise auf, zu predigen, da viele Menschen hier versammelt seien. Der Greis predigte in herzlichster Weise und betete zum Schlusse das Vaterunser. Als er die letzten Worte desselben gesprochen hatte, riefen tausende von Stimmen das „Amen" dazu. Darüber erschrak der Knabe und bekannte sofort reumüthig sein Vergehen. Der Greis verwies ihm seinen Spott und erinnerte ihn daran, daß schon Jesus Christus gesagt habe, daß die Steine schreien würden, falls die Menschen unterlassen sollten, Gott für seine großen Thaten zu loben.

3. Form der Darstellung.

Das Gedicht ist eine Legende. Sie findet sich in der Sammlung niederrheinischer Märchen, Sagen und Legenden, welche den Titel: „Der Seele Trost“ haben. Im Mittelalter war sie sehr beliebt und verbreitet. Ganz besonders glücklich für ein Gedicht erscheint die Wahl gerade nicht. Ein Wunder, das aber in dieser Darstellung ohne tiefere Bedeutung ist, bildet den Mittelpunkt. Das ist der Hauptmißgriff des Dichters; denn nicht die wunderbare Entwickelung, sondern die Würde und Erhabenheit der Person ist die Hauptsache in einer Legende. Der angeführte Bibelspruch steht ohne alle wahre Beziehung zu dieser Begebenheit und ist für dieselbe daher auch eben so bedeutungslos, wie die Schlußrede des Greises.

Leben und Charakteristik Kosegarten's.

I.

Ludwig Theobul Kosegarten wurde am 1. Februar 1758 zu Grevismühlen in Mecklenburg geboren. Nachdem er die nöthige Vorbildung erhalten hatte, studirte er in Greifswald Theologie, wirkte in verschiedenen pommerschen und rügenschen Adelsfamilien als Hauslehrer, übernahm eine Zeit lang das Rectorat in Wolgast, wurde 1792 Probst zu Altenkirchen auf Rügen, und 1808 Professor in Greifswald, wo er am 26. October 1818 starb.

II.

Kosegarten hielt sich schon früh für ein poetisches Talent und producirte bereits Gedichte und Schauspiele, als er kaum das zwanzigste Jahr zurückgelegt hatte. Darauf folgten Märchen, Legenden, lyrische Ergießungen, Verdeutschungen aus dem Englischen und Französischen, Romane, Sagen, literaturhistorische Aufsätze und Reden aller Art ununterbrochen; er verdient daher mit Recht den Namen eines Vielschreibers, und zwar in der übeln Bedeutung dieses Wortes.

Kosegarten ist aus der Schule der weinerlich-empfindsamen Spätlinge Klopstock'scher Richtung hervorgegangen und bildete sich dann nach Voß's Muster zum Dichter idyllisch beschränkter Stoffe aus. Seine Gedanken erheben sich nicht über das Alltägliche; sein Styl ist schwülstig durch die an Hoffmannswaldau erinnernde Häufung der malenden Beiwörter und Unnatur der Bilder. Die Natur schildert er in der Weise Matthisson's. Von seinen Romanen sind die früheren („Ewald's Rosenmonde“) un-

ter dem Einflusse Richardson's, die späteren unter dem der romantischen Ansicht entstanden.

Literatur.

Kosegarten, Dichtungen. 12 Bände. 5. Ausgabe. Herausgegeben von seinem Sohne J. G. L. Kosegarten. Greifswald, 1824—27. 4½ Thlr. Inhalt: 1. Bd. Englische und schottische Lieder. 2. Bd. Jucunde. 3. Bd. Die Inselfahrt. 4. Bd. Legenden. 5. Bd. Sagen der Vorwelt. 6. und 7. Bd. Lyrische Gedichte, erste Sammlung. 8.—11. Bd. Lyrische Gedichte, zweite Sammlung. 12. Bd. Kosegarten's Leben.

XLVIII. Jean Paul.

1. Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen.

(Jean Paul's sämmtliche Werke. 3. Aufl. Berlin, 1861. XIII. 211. — Lüben und Nacke, Lesebuch, VI, Nr. 85.)

1. Erläuterungen.

„Die Brust voll Gift", voll böser Begierden und Leidenschaften.

„Wo ihn sein Vater zuerst auf den Scheideweg des Lebens gestellt hatte." Dieses Bild erinnert an die Sage von Herkules, dem als Jüngling auf einsamem Wege zwei weibliche Gestalten, die Tugend und die Sinnlichkeit, verlockend entgegentraten und sich als Führerinnen auf seinem Lebenswege anboten. Er folgte, obgleich sein Herz der Freude entgegen schlug, der Tugend. (S. Schwab, die schönsten Sagen des classischen Alterthums. I. Bd., S. 186.)

„Die Schlangen hingen um seine Brust und die Gifttropfen auf seiner Zunge, und er wußte nun, wo er war." Er fand die Merkmale des Lasters (Schlangen — Gifttropfen) an sich selbst und sah nun deutlich, welchen Weg er eingeschlagen hatte.

„Er sah Irrlichter auf Sümpfen tanzen und auf dem Gottesacker verlöschen." Die Irrlichter sind seine sittliche Haltlosigkeit, seine Willensschwäche, die ihn bis zum Tode begleiteten.

„Er sah einen Stern aus dem Himmel fliehen und im Fallen schimmern und auf der Erde zerrin-

nen." Der aus dem Himmel fliehende Stern ist sein, schuldloser Kindheit sich entfremdendes Jugendleben, das ihm wohl gleißende Scheinfreuden und Genüsse gewährt, aber nutzlos in rein irdischem, sinnlichem Streben vergeht.

„Die lodernde Phantasie zeigte ihm schleichende Nachtwandler auf den Dächern." Wie der Nachtwandler bewußtlos am Rande des Abgrundes hinschleicht, so ahnte auch der Jüngling inmitten seines sündigen (nächtlichen) Treibens nicht seiner Seele drohende Gefahr.

„Eine im leeren Todtenhause zurückgebliebene Larve nahm allmählich seine Züge an." Die „zurückgebliebene Larve" entzieht sich jeder sichern Deutung. Kellner*) nimmt sie gleichbedeutend mit Todtenschädel; es liegt wohl näher, hier an eine wirkliche Larve zu denken, an eine Todtenmaske, deren Zweck ist, die entstellten Züge des Todten zu verhüllen und sie zugleich gegen schädliche äußere Einflüsse zu schützen. Zudem ist eine Larve, dieses Scheinbild des Lebens, wohl ein besseres Sinnbild des geistig erstorbenen Menschen, als ein Todtenschädel.

„Er wurde sanfter bewegt" (durch die Musik). Dieser ganze Abschnitt erinnert lebhaft an das Osterlied in Goethe's Faust, sowie an Schiller's „Macht des Gesanges" (Bd. I, S. 699). An einem andern Orte sagt J. Paul in Rücksicht auf die Musik: „Wenn Töne schon ein ruhendes Herz erschüttern, wie weit mehr ein tiefbewegtes!"

„Der Jüngling, der sich den Dorn auszieht", ist das Bild des verirrten Träumenden in der Zukunft. Wie der Dorn wohl verwundet, aber nicht tödtet, so auch können die Verirrungen des Jünglings für die Zukunft vermieden und durch ein Gott wohlgefälliges Leben wieder gesühnt werden. Somit deutet dies Bild zugleich auf den Schluß des Ganzen hin.

2. Inhaltsangabe.

Ein Jüngling, der bisher ein unsittliches, lasterhaftes Leben geführt hat, wird in der Neujahrsnacht durch einen Traum erschreckt. Er sieht sich als Greis am Rande des Grabes, erkennt voll Entsetzen die Verirrungen seiner Jugend und wünscht im bittersten Schmerze reuig die nutzlos verstrichene Jugendzeit zurück. Da endet der schreckliche Traum; er erkennt ihn als sol-

---

*) „Vorbereitungen auf einen höheren, formal bildenden deutschen Sprachunterricht." S. 84.

chen, sieht aber auch seine Verirrungen ein und ändert von jetzt ab, gewarnt durch die im Geiste geschaute Zukunft, sein bisheriges Leben.

3. Gedankengang.

Der Dichter führt uns den Träumenden als Greis vor, der in der Neujahrsnacht auf sein vergangenes Leben zurückblickt, aus welchem ihm nichts geblieben ist, als die Folgen eines sündhaften Lebens an Leib und Seele und die Reue über seine Verirrungen. Er gedenkt des Tages, an welchem ihn der Vater auf den Scheideweg des Lebens stellte, ihm die Folgen der Tugend und des Lasters zeigte, und vergeblich wünscht er jenen Augenblick zurück, um noch einmal wählen zu können. Statt dessen erscheinen ihm in schrecklichen Bildern die Sünden seiner Jugend, sein eigenes verworfenes Selbst. Der hierdurch gesteigerte Schmerz wird durch sanfte, vom Thurme herab tönende Musik gemildert; Wehmuth erfüllt sein Herz bei dem Gedanken an Jugendfreunde und Eltern. In der lebendigen Erinnerung an seine Jugendzeit ist es ihm, als sähe er sich selbst, den früheren Jüngling, wieder, bemüht, ein besseres Leben zu beginnen. Da bemächtigt sich seiner wieder der bitterste Schmerz, welcher sich in dem heißen Wunsche nach Rückkehr der verlornen Jugendzeit Luft macht.

Sein Wunsch wird erfüllt. Er hat ja nur geträumt, und dieser Traum schwindet jetzt. Nur seine Verirrungen sind Wahrheit; aber er faßt den festen Entschluß, umzukehren und sich zu bessern.

Mit der dringenden Ermahnung an jeden irrenden Jüngling, jenem in der Besserung nachzufolgen, schließt der Dichter.

4. Grundgedanke.

Der Gedanke an die Folgen einer schlecht angewandten Jugendzeit, an die Schrecken des nagenden Gewissens und an die Unmöglichkeit einer Rückkehr der verschwundenen Jugend soll in jedem Jüngling den ernsten Vorsatz zur Besserung erwecken.

5. Form der Darstellung.

Die bedeutende Wirkung dieser vortrefflichen Erzählung beruht zum Theil mit auf der eigenthümlichen Darstellungsweise, und hier ist es wieder ein Dreifaches, was uns besonders anzieht. Betrachten wir zunächst die Erzählung als Ganzes, so liegt in dem Umstande, daß uns der Dichter den Traum erst schließlich als solchen erkennen läßt, ein tief poetisches Moment,

die Illusion. „Der Leser oder Hörer wird dadurch, daß er anfangs genöthigt ist, das Ganze als schreckliche Wahrheit zu nehmen, desto lebhafter interessirt, desto mächtiger hingerissen. Zugleich erlangt der Dichter durch diese Darstellungsweise den großen Vortheil, daß das Ganze auf befriedigende, den theilnehmenden Leser beruhigende Weise schließt. Es bleibt keine unaufgelöste Dissonanz, denn die tiefe Reue des irrenden Jünglings ist keine vergebliche." (Kellner, Vorbereitungen ꝛc.)

Im Einzelnen sind es die Menge und die Wahl der bildlichen Ausdrücke, die anregend auf die Phantasie des Lesers wirken (Irrlichter auf Sümpfen — schleichende Nachtwandler — die Larve im Todtenhause u. s. w.); ja selbst in ihrer oft seltsamen Zusammenstellung und ihrem schwierigen Verständniß liegt ein geheimnißvoller Reiz. Ganz besonders wird über die Wirkung der Erzählung durch passende Contraste oder Gegensätze gehoben. Wie contrastiren nicht der unbewegliche, ewigblühende Himmel, die reine, weiße Erde mit ihrer Stille und Schuldlosigkeit gegen die Zerstörung und Verödung im Innern unseres Verirrten, die Schilderung des lichtvollen Tugendweges gegen die grausigen Bilder des Lasters, der Kampf eines zerknirschten Gemüths gegen die sanfte Ruhe ferner Musik, die Erinnerung an glückliche Jugendfreunde gegen die Erscheinung seines eigenen Selbst als Larve im Todtenhause, endlich der ganze furchtbare Traum gegen die beruhigende Wirklichkeit.

6. Vortrag.

Der ernste Erzählton, welchen der ernste Inhalt verlangt, wird nur zuweilen von den Worten des Unglücklichen unterbrochen, welche im dumpfen Tone der Verzweiflung zu sprechen sind. Die schließliche Ermahnung erfordert einen besonderen Nachdruck.

Zur Vergleichung folge hier noch eine metrische Bearbeitung der „Neujahrsnacht eines Unglücklichen" von Heinrich Viehoff.

1. Es sah ein Greis in stiller Mitternacht,
Wo sich geheimnißvoll zwei Jahre schieden,
Aus seinem Fenster auf zur Sternenpracht,
Und abwärts auf des Schneegefildes Frieden.
Ach! Niemand wachte wohl so freudenleer
Auf Erden, so verzweiflungsvoll, wie er:
Denn nahe droht
Ihm Grab und Tod.

Des Lockenschmucks der Jugend längst beraubt,
Bedeckt vom Schnee des Alters ist sein Haupt;
Er trägt der Gruft von seinen Lebenswegen
Nur Krankheit, Sündenschuld und Reu' entgegen.

2. Der Jugend Tage sieht er rückgewandt
Als Nachtgespenster heute sich erheben.
Erinn'rung zeigt ihm, wie des Vaters Hand
Ihn einst geführt zum Scheideweg im Leben.
Durchtändelt war der Kindheit blumig Thal;
Nun galt's für's Leben eine ernste Wahl.
Und rechts hinan
Sah er die Bahn
Der Tugend in ein weites Eden ziehn,
Voll Engel, voller Licht und voller Harmonien,
Doch links hinab zu gift'gen Nebelreichen
Des Lasters finstre Maulwurfsgänge schleichen.

3. Sie wandten sich zu dumpfen, schwarzen Klüften,
Wo Gift von allen Wänden niederfloß,
Wo schwüler Brodem lag von Höllendüften,
Wo jedem Winkel eine Schlang' entschoß. —
Jetzt ist der Arme grausend sich bewußt,
Daß ihm die Nattern hangen um die Brust;
Vom Höllenduft
Der Lasterkluft
Fühlt er den Athem angstvoll sich versetzt,
Fühlt, wie das Gift den Busen fressend ätzt,
Und ruft hinauf: Komm', Vater, komm' hernieder,
O komm' und bring' zum Scheideweg mich wieder!

4. O komm, noch einmal mir die Wahl zu geben. —
Doch, Vater, Jugend sind schon längst dahin.
Irrlichter sieht er fern auf Sümpfen schweben
Und nach dem Kirchhof, wo sie löschen, fliehn;
Da ruft er in der Reue Schmerzen wild:
Ihr seid mir meiner Tage wahres Bild.
Ein Stern entflieht
Dem Aether, zieht
Im raschen Fall die schimmerndhelle Bahn
Und sinkt zerrinnend auf des Schneefelds Plan.
Er sieht's und ruft mit tiefstem Herzensbeben:
Weh mir! das war mein eitel nichtig Leben!

5. Die Angst, die Reue schüren jetzt nur immer
Die kranke Phantasie zu stärkerm Brand.

Nachtwandler, däucht ihm, fliehen mit Gewimmer
Hoch oben längs der Dächer steilem Rand;
Die Mühle hebt sich riesenhaft empor
Und streckt zum Todesschlag die Arme vor.
Er lenkt den Blick,
Er schreckt zurück,
Da blinkt ihm unten aus dem Todtenhaus,
Dem leeren, Eine Larve noch heraus;
Er sieht entsetzt sie, wie belebt, sich regen;
Sie schaut mit seinen Zügen ihm entgegen.

6. So kämpft er schwer, da fließen sanfte Lieder,
Ein Gruß zum neuen Jahr, vom hohen Thurm;
Wie ferner Kirchensang ertönt es nieder
Und lindert seiner Seele wilden Sturm.
Und, weicher, späht er rings mit nassem Blick
Und ruft der Jugendfreunde Bild zurück.
Wie dürft ihr nun
So friedlich ruhn
In dieser ersten Nacht zum neuen Jahr,
Umringt von einer holden Kinderschaar;
O, mir auch nahte jetzt der Schlaf gewogen,
Hätt' ich der Eltern Glückwunsch treu vollzogen!

7. Und wie ihm so die Jugend hell und heller
Zurückstrahlt, wird er fieberhaft bewegt;
Ihm däucht, als richte sich im Todtenkeller
Die Larv' empor, die seine Züge trägt.
Bald sieht er sie als Jüngling vor sich stehn,
Er wendet ab den Blick, er kann's nicht sehn;
Auf's Auge fest
Die Hand gepreßt,
Mit wirrem Sinn, das Herz von Angst durchgraut,
Stöhnt er nur noch mit leisem Klagelaut:
O Vater, komm' noch einmal mir hernieder!
O Jugend, komm' zurück, o komme wieder!

8. Sie kam zurück. Noch stand in vollem Grünen,
In kräft'gem Treiben noch sein Lebensbaum.
Was ihm als grause Wirklichkeit erschienen,
Es war ein schrecklicher Neujahrsnachttraum;
Nur Eins, daß er des Bösen Schlangenbahn
Betreten, war kein traumerzeugter Wahn.
Und dankerglüht
War sein Gemüth,

Daß er's vermochte, von des Lasters Weg
Noch umzukehren zu dem sonn'gen Steg,
Der sich zuletzt zu Edens Au'n erweitet,
Der in der Ernte reiches Land uns leitet.

2. Der Sommer.

(Jean Paul's sämmtliche Werke. 3. Aufl. Berlin, 1862, XX. 139. — Lüben und Nacke, Lesebuch, VI, Nr. 86.)

Wir haben in diesem Stücke eine Muster-Schilderung, die nach Inhalt und Form so einfach und leichtverständlich gehalten ist, daß sie keiner Erläuterung bedarf. Die kindliche Freude an der Lust des Sommers spiegelt sich in jedem Satze wieder; man wird unwillkürlich in den Jubel mit hinein gezogen und sieht alle Erscheinungen, die der Dichter so trefflich bis ins kleinste Detail zu schildern weiß, lebendig vor der Seele vorüberziehen. Dabei finden sich nirgends Sprünge in der Gedankenfolge. Der Dichter findet es so schön in der Stadt wie auf dem Felde, darum malt er uns Beides. Zuerst das Leben im Freien, den Genuß behaglicher Wärme, dem sich Bettler, Postreiter, Schäfer, die lärmende Schuljugend, die Reisenden im zurückgeschlagenen Wagen und die Handwerksburschen ungestört hingeben, das Erquickende selbst des Regenwetters und der Nacht, das fröhliche Leben der Thiere in Feld und Wald, das Blau der Kornblumen, des blühenden Flachses und des unendlichen Himmels, der das ganze liebliche Bild wie ein Rahmen einschließt. Dann begleiten wir den Dichter Abends zur Stadt und genießen mit ihm das heitere Leben auf der Gasse selbst und vom offenen Fenster aus bis tief in die sternenfunkelnde Nacht hinein, die noch von geigenden Musikanten, heimrollenden Extraposten und den Morgen begrüßenden Posthörnern belebt wird.

Leben und Charakteristik Jean Paul's.

1. Jean Paul Friedrich Richter — denn das ist sein eigentlicher Name — wurde am 21. März 1763 zu Wunsiedel im Fichtelgebirge geboren, woselbst sein Vater Schullehrer und Organist war. Die Stelle brachte wenig ein, und so wuchs der Knabe in sehr beschränkten Verhältnissen auf, die auch nicht besser sich gestalteten, als sein Vater 1765 Pfarrer in Joditz, einem zwei Meilen von Hof gelegenen Dorfe, wurde. Von dem größten Einflusse auf die spätere Geistesrichtung des Knaben war seine Umgebung, der düstere, zur Melancholie und zu phanta-

stischen Träumereien anregende Tannenwald, die tiefen, grünen Schluchten des Gebirges und das einförmige, eigenthümliche Leben der Bewohner. Seine Einsamkeit und Zurückgezogenheit wurde dadurch noch vermehrt, daß der Vater ihn aus der Dorfschule nahm und selbst unterrichtete, d. h. Anregung zur Selbstbeschäftigung gab. Ohne Schule, ohne eigentlichen Unterricht, ohne Umgang, blieb er in seiner Kindheit einer überschwenglichen Phantasie überlassen, die nichts als unbestimmte Sehnsuchten in ihm weckte, die ihn mit Geisterfurcht und andern dunkeln Vorstellungen füllte, deren Verarbeitung ihn in stiller Verschlossenheit beschäftigte. Dieses Stillleben oder „geistige Nestmachen", wie es J. P. nennt, schlug so feste Wurzeln in seinem Gemüth, daß seine Kinder- und Knabenzeit bis in das höchste Alter in großer Klarheit vor seiner Seele lag, und manche Stunde bittern Leidens mit Bildern vergangenen Glücks umwebte. Darum finden wir auch in allen seinen Werken das Leben seiner Jugend auf mannigfaltige Weise dichterisch wiedergegeben.

Entschieden wirkte auf ihn des Vaters uneigennützige Menschenliebe, sein tiefer Lebensernst ein, und vor Allem seine begeisterte Liebe für die Tonkunst, welche in der weichen Gemüthswelt des Knaben einen günstigen Boden fand. Wonnestunden waren es für diesen, den tiefen, gehaltenen Tönen der Kirchenorgel zu lauschen, oder in der Abwesenheit des strengen Vaters auf dem meist verstimmten Claviere zu phantasieren.

Mit der Versetzung seines Vaters als erster Pfarrer nach Schwarzenbach an der Saale (1776) ging die glücklichste Epoche seines Lebens zu Ende. Schmerzlich vermißte er die Anhöhen von Jodiß und die früheren idyllischen Freuden in seiner ner kleinen Welt, und wie diese auf seine spätere Gefühlswelt einflußreich wurden, so wirkte der Aufenthalt in Schwarzenbach auf seine Verstandesentwickelung. Der Trieb nach Erweiterung seiner Kenntnisse erwachte mächtig in ihm, und da dieser durch Lehrer nicht befriedigt wurde, so hielt er sich an Lectüre, welche ihm die ausgewählte Bibliothek des Pfarrers Vogel in Rehau darbot. Er machte außerordentliche Fortschritte, sprang vom Latein zum Griechischen und Hebräischen, las unendlich Viel und so Vielerlei, daß er, um sich den Besitz des Gelesenen zu sichern, schon frühzeitig Excerpte anlegte, die zu dicken Quartbänden anwuchsen, welche später ganze Kisten füllten.

Zu Ostern 1779 kam er auf das Gymnasium zu Hof, welche Stadt er von Jodiß aus oft sehnsüchtig betrachtet hatte; allein der dürftige Unterricht wies ihn von Neuem auf das Selbststudium, das eine bedeutende Vermehrung seiner Excerpte zur Folge hatte. Ein Schriftsteller war es vorzüglich, der ihn

damals anzog, nämlich Hippel*), von dessen Schreibweise er sich auch Vieles aneignete. Ein harter Schlag hatte ihn aber wenige Wochen, nachdem er nach Hof gekommen war, durch den Tod seines Vaters getroffen, und wenn er auch während seiner Schulzeit noch nicht die plötzlichen trüben Veränderungen in der Lage seiner Familie empfand, so begann doch bald für ihn ein zehnjähriger Kampf gegen die Armuth, die mit jedem Jahr sich steigerte.

Auf den Rath einiger Freunde ging er im Jahre 1780 nach Leipzig, um dort Theologie zu studiren. Allein ohne Freunde und Gönner in der großen Stadt, ward es ihm unendlich schwer, seinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen, und sein Frohsinn erlag oft dem Druck der Armuth. Abgeschlossen von der Gesellschaft, lebte er inmitten seiner Bücher, studirte vorzüglich die ausländische Literatur und beschäftigte sich namentlich viel mit den Werken des damals lebenden berühmten französischen Schriftstellers Rousseau. Immer mehr schwand unter solchen Beschäftigungen der Gedanke an den Predigerberuf und überhaupt an irgend eine andere eigentliche Berufswissenschaft. Und doch mußte er aus der Noth des alltäglichen Lebens herauszukommen suchen.

Da endlich, als alle Gelegenheiten zum augenblicklichen Broterwerb ihm schwanden, gerieth er auf den Gedanken, durch Bücherschreiben sich Geld zu verdienen. Nicht aus innerm Drange also begann er seine Schriftstellerlaufbahn, wie dies z. B. bei Schiller und Goethe der Fall war, sondern aus äußerer Noth, und darum zeigte auch sein erstes Werk, „die Grönländischen Processe" (1783), wenig von dem Dichtergenius, der später bei größerer Reife siegreich über das Gewöhnliche sich emporschwang. Zwar ungewöhnlich waren die „Grönländischen Processe" auch, aber weder die wunderliche, mit Gleichnissen überfüllte Schreibart, noch der satirische, aus seinem innern und äußern Leben genommene Stoff erregten bedeutendes Interesse, so daß auch der nach vielfachen vergeblichen Bemühungen endlich gefundene Verleger Voß in Berlin den Druck eines dritten Bandes ablehnte. Ein rührendes Vermächtniß dieser kummervollen Zeit ist sein „Andachtsbüchlein", in welchem er sich moralisch überwachte und Betrachtungen anstellte, die auf Schmerzunterdrückung, Gleichgültigkeit gegen Ehre und Ruhm, auf Bezwingung der Leidenschaften, auf jede strenge Forderung der

*) Theodor Gottlieb von Hippel wurde 1741 zu Gerdauen in Ostpreußen geboren und starb 1796 als Kriegsrath und Stadtpräsident von Königsberg. Als Schriftsteller war er höchst originell und der ausgezeichnetste Humorist vor Jean Paul.

Vernunft ausgehen. Er verzeichnete hier seine Tugenden und Laster, wie anderswo seine Einfälle und Lesefrüchte.

Die Hoffnung, einen andern Verleger zu finden, schwand endlich ganz, und nun zwang ihn die drückendste Noth, Leipzig zu fliehen und in die Wohnung seiner armen Mutter nach Hof zurückzukehren (1784), wo er seine „Hungerperiode" begann, seine „Passionszeit" *). Neben dem schnurrenden Spinnrade seiner Mutter, bei trockenem Brote und Salat, verfolgte er beharrlich seine literarischen Bestrebungen, war aber zugleich Verfolgungen ausgesetzt wegen seiner religiösen Ansichten und seiner auffallenden Kleidertracht. Hierdurch gewann er Stoff für seine witzige Schriftstellerei, und sein Auge gewöhnte sich, die Dinge von der komischen Seite aufzufassen. Die kleinlichen Verhältnisse in Hof begünstigten diese Richtung, und es bildete sich hier der Dichter und Günstling der Armen und Gedrückten. Wegen immer mehr sich steigernder Noth sah er sich 1787 bestimmt, eine Hauslehrerstelle bei dem Vater seines Freundes Adam von Oerthel in Töpen unweit Hof anzunehmen. So wenig diese Stelle seinen Erwartungen entsprach, so ward ihm doch das Glück zu Theil, einen Verleger für einen starken Band Satiren zu finden, die 1788 unter dem Titel „Auswahl aus des Teufels Papieren von J. P. F. Hasus" erschienen.

Der Tod seines an Hypochondrie leidenden Freundes Oerthel und die ungünstigen Verhältnisse seiner Hauslehrerstelle bewogen ihn, im October 1789 wieder nach Hof zurückzukehren. Er schloß sich jetzt näher an die Kreise seiner Mitbürger an, ließ seine ungewöhnliche Tracht fallen und hängte sogar den früher abgeschnittenen Zopf wieder an. Sein ergreifendes Clavierspiel führte ihn in mehrere Familien ein, und namentlich zog es ihn zu Frauen hin, in deren Umgang er seinen Witz zügeln lernen

---

*) Bei Jean Paul's Biographie von Spazier.

„Schlechter ist es noch gegangen
Anderen als mir."
Stets erwäge das, und bangen
Niemals lasse dir!

Wie sich Richter mußte drücken,
Eh er ward gedruckt;
Wie ihn, drauf der Welt Entzücken,
Erst ihr Weh durchzuckt!

Seinen Duldmuth mag zum Lehrer
Nehmen jeder Christ
Der auch nicht ist sein Verehrer,
Wie du's auch nicht bist.

Rückert, Gesammelte Gedichte. V. 388.

damals anzog, nämlich Hippel*), von dessen Schreibweise er sich auch Vieles aneignete. Ein harter Schlag hatte ihn aber wenige Wochen, nachdem er nach Hof gekommen war, durch den Tod seines Vaters getroffen, und wenn er auch während seiner Schulzeit noch nicht die plötzlichen trüben Veränderungen in der Lage seiner Familie empfand, so begann doch bald für ihn ein zehnjähriger Kampf gegen die Armuth, die mit jedem Jahr sich steigerte.

Auf den Rath einiger Freunde ging er im Jahre 1780 nach Leipzig, um dort Theologie zu studiren. Allein ohne Freunde und Gönner in der großen Stadt, ward es ihm unendlich schwer, seinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen, und sein Frohsinn erlag oft dem Druck der Armuth. Abgeschlossen von der Gesellschaft, lebte er inmitten seiner Bücher, studirte vorzüglich die ausländische Literatur und beschäftigte sich namentlich viel mit den Werken des damals lebenden berühmten französischen Schriftstellers Rousseau. Immer mehr schwand unter solchen Beschäftigungen der Gedanke an den Predigerberuf und überhaupt an irgend eine andere eigentliche Berufswissenschaft. Und doch mußte er aus der Noth des alltäglichen Lebens herauszukommen suchen.

Da endlich, als alle Gelegenheiten zum augenblicklichen Broterwerb ihm schwanden, gerieth er auf den Gedanken, durch Bücherschreiben sich Geld zu verdienen. Nicht aus innerm Drange also begann er seine Schriftstellerlaufbahn, wie dies z. B. bei Schiller und Goethe der Fall war, sondern aus äußerer Noth, und darum zeigte auch sein erstes Werk, „die Grönländischen Processe" (1783), wenig von dem Dichtergenius, der später bei größerer Reife siegreich über das Gewöhnliche sich emporschwang. Zwar ungewöhnlich waren die „Grönländischen Processe" auch, aber weder die wunderliche, mit Gleichnissen überfüllte Schreibart, noch der satirische, aus seinem innern und äußern Leben genommene Stoff erregten bedeutendes Interesse, so daß auch der nach vielfachen vergeblichen Bemühungen endlich gefundene Verleger Voß in Berlin den Druck eines dritten Bandes ablehnte. Ein rührendes Vermächtniß dieser kummervollen Zeit ist sein „Andachtsbüchlein", in welchem er sich moralisch überwachte und Betrachtungen anstellte, die auf Schmerzunterdrückung, Gleichgültigkeit gegen Ehre und Ruhm, auf Bezwingung der Leidenschaften, auf jede strenge Forderung der

*) Theodor Gottlieb von Hippel wurde 1741 zu Gerdauen in Ostpreußen geboren und starb 1796 als Kriegsrath und Stadtpräsident von Königsberg. Als Schriftsteller war er höchst originell und der ausgezeichnetste Humorist vor Jean Paul.

Vernunft ausgehen. Er verzeichnete hier seine Tugenden und Laster, wie anderswo seine Einfälle und Lesefrüchte.

Die Hoffnung, einen andern Verleger zu finden, schwand endlich ganz, und nun zwang ihn die drückendste Noth, Leipzig zu fliehen und in die Wohnung seiner armen Mutter nach Hof zurückzukehren (1784), wo er seine „Hungerperiode" begann, seine „Passionszeit" *). Neben dem schnurrenden Spinnrade seiner Mutter, bei trockenem Brote und Salat, verfolgte er beharrlich seine literarischen Bestrebungen, war aber zugleich Verfolgungen ausgesetzt wegen seiner religiösen Ansichten und seiner auffallenden Kleidertracht. Hierdurch gewann er Stoff für seine witzige Schriftstellerei, und sein Auge gewöhnte sich, die Dinge von der komischen Seite aufzufassen. Die kleinlichen Verhältnisse in Hof begünstigten diese Richtung, und es bildete sich hier der Dichter und Günstling der Armen und Gedrückten. Wegen immer mehr sich steigernder Noth sah er sich 1787 bestimmt, eine Hauslehrerstelle bei dem Vater seines Freundes Adam von Oerthel in Töpen unweit Hof anzunehmen. So wenig diese Stelle seinen Erwartungen entsprach, so ward ihm doch das Glück zu Theil, einen Verleger für einen starken Band Satiren zu finden, die 1788 unter dem Titel „Auswahl aus des Teufels Papieren von J. P. F. Hasus" erschienen.

Der Tod seines an Hypochondrie leidenden Freundes Oerthel und die ungünstigen Verhältnisse seiner Hauslehrerstelle bewogen ihn, im October 1789 wieder nach Hof zurückzukehren. Er schloß sich jetzt näher an die Kreise seiner Mitbürger an, ließ seine ungewöhnliche Tracht fallen und hängte sogar den früher abgeschnittenen Zopf wieder an. Sein ergreifendes Clavierspiel führte ihn in mehrere Familien ein, und namentlich zog es ihn zu Frauen hin, in deren Umgang er seinen Witz zügeln lernen

---

*) Bei Jean Paul's Biographie von Spazier.

„Schlechter ist es noch gegangen
Anderen als mir."
Stets erwäge das, und bangen
Niemals lasse dir!

Wie sich Richter mußte drücken,
Eh er ward gedruckt;
Wie ihn, drauf der Welt Entzücken,
Erst ihr Weh durchzuckt!

Seinen Duldmuth mag zum Lehrer
Nehmen jeder Christ
Der auch nicht ist sein Verehrer,
Wie du's auch nicht bist.

Rückert, Gesammelte Gedichte. V. 388.

wollte. Aber von Neuem suchte ihn das Unglück heim, indem es ihm wieder einen Freund durch den Tod raubte, den unglücklichen, mit sich und der Welt zerfallenen Joh. Bernh. Herrmann. Er erkannte auch in sich den Dämon der Hypochondrie, gegen welchen ihn Witz und Satire nicht emporhalten könnte, und geweckt wurden in ihm die gestaltenden Phantasiekräfte, die theils jedes Grashälmchen und jede Hütte verklären, theils den geängsteten Menschen zum Sternenhimmel emportragen sollten. Im Frühling 1790 wurde er in Schwarzenbach Privatlehrer hoffnungsvoller Kinder, und unter freundlichen Verhältnissen entschied sich in ihm immer mehr jene innere Wendung von dem beißenden Spotte des Verstandes zu der ernsten schaffenden Kraft der empfindenden Phantasie. Zeugniß dieser veränderten Geistesrichtung war „das Leben des vergnügten Schulmeisterleins Wuz", eine Idylle, welche das Grundthema einer Reihe von Romanen wurde, bei deren allmählicher Entstehung sein treuer Freund Christian Otto als erster Leser und Beurtheiler ihm zur Seite stand. Jean Paul sagt selbst, „daß er durch das noch etwas honigsaure Leben des Schulmeisters Wuz aus der neunjährigen satirischen Essigfabrik den seligen Uebertritt in die unsichtbare Loge, seinen ersten Roman (1792), genommen", der bald (1794) der vierbändige „Hesperus oder 45 Hundsposttage" folgte.

In diesen Romanen erzeugte sich aus den unvermittelten Gegensätzen des Realen und Idealen, d. h. des wirklichen kleinstädtischen Lebens und des eigenen höhern geistigen Strebens, die Jean Paul eigenthümliche humoristische Auffassungsweise, in welcher Phantasie und Verstand sich das Gleichgewicht hielten. Schon der erste Roman enthält alle wesentlichen Elemente seiner Darstellungsweise. Die Handlung tritt in den Hintergrund; sie wird überbaut mit Reflexionen und lyrischen Ergüssen; früher erfundene komische Scenen werden episodisch eingeflochten, und was sich nicht will unterbringen lassen, kommt in sogenannte Extrablätter. Dabei ist die Bildersprache vorherrschend und sein Stil um des immer wiederkehrenden Innehaltens, Abspringens, Hin- und Herfahrens willen, gegenüber der classischen Prosa eines Lessing und Schiller, eigentlich unschön zu nennen.

Bald nach Vollendung des „Hesperus" im Mai 1794 gab er seine Lehrerverhältnisse in Schwarzenbach auf und kehrte in das Stübchen seiner Mutter zurück. Noch einmal kämpfte sein gewaltiger Genius mit den Leiden eines dürftigen Lebens; bald aber hatte alle Noth ein Ende, und er, der bisher so gedrückt, ein Armer unter den Armen lebte, fand jetzt Anerkennung in den vornehmsten Kreisen und wurde namentlich von der gebil-

deten Frauenwelt enthusiastisch bewundert. Durch den Banquier Emanuel wurde er auf kürzere Zeit nach Bayreuth gezogen und fand Gelegenheit, seine Erfahrungen zu erweitern. Seine Frühlingsreisen von Hof nach Bayreuth wurden ein Glanzpunkt für sein poetisches Leben. In dieser Zeit entstand sein „Leben des Quintus Fixlein" (1795), in dem zuerst seine Freude am Kleinleben hervortritt, dann die „biographischen Belustigungen unter der Gehirnschale einer Riesin" und „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvocaten F. St. Siebenkäs im Reichsmarktflecken Kuhschnappel" (1796 ff.), in welchem Roman er sein eigenes Leben mit allen seinen Schmerzen und Tröstungen noch einmal zusammenfaßte.

Zwei Briefe von einem weiblichen Wesen aus Weimar bestimmten darauf den Dichter im Juni 1796 zu Fuß über Jena nach Weimar zu eilen. Er wurde hier mit Begeisterung aufgenommen; nur Goethe und Schiller zeigten sich kalt; dagegen schloß er mit Herder einen Freundschaftsbund, der bis zu dessen Tode mit stets gleicher Herzlichkeit fortbestand. Voll der mannigfaltigsten Anregungen kehrte J. Paul nach Hof zurück und schrieb hier die Idylle „der Jubelsenior" (1797), ein einfaches Gemälde, welches die Macht der Liebe in den verschiedenen Kreisen des Lebens darstellt, und „das Campanerthal oder über die Unsterblichkeit der Seele" (1797). Durch den bald erfolgenden Tod seiner Mutter wurden die Bande gelös't, die ihn an Hof knüpften, und so verließ er das Land seiner Jugend, hielt sich eine Zeit lang in Leipzig und Dresden auf und eilte dann im October 1798, wie von unsichtbarer Hand gezogen, wieder nach Weimar. Dort begann jetzt die Glanzepoche seines Lebens. Aus dem Munde der Herzogin Amalie vernahm er die Schilderungen italienischer Gegenden, die er später für seinen „Titan" benutzte. Auch schrieb er jetzt „Briefe und bevorstehender Lebenslauf" (1799). Um seine Welterfahrungen zu mehren, eilte er an die Höfe von Gotha und Hildburghausen, und im Mai des Jahres 1800 ging er nach Berlin, wo er den höchsten Glanzpunkt seines Dichterruhms erreichte und in Karoline Meyer, der Tochter des Geh. Raths und Professors der Arzneigelahrtheit Dr. Joh. Andr. Meyer, eine treue Lebensgefährtin fand.

Nach seiner Verheirathung ging er nun mit seinen bisher gewonnenen Lebensanschauungen nach einem Orte, wo der Glanz der höchsten Gesellschaft sich mit dem idyllischen Leben in ländlicher Natur vereinte, nämlich nach Meiningen, und von jetzt an begann J. Paul jenes Familienstillleben, das er bis in seine letzten Jahre fortführte. Sein Hauptwerk, der „Titan", an

welchem er seit 1796 gearbeitet hatte, erschien von Ostern 1800 nach und nach bis 1803 in 4 Bänden. In diesem Roman führte der Dichter die Ideen der „unsichtbaren Loge“ und des „Hesperus“ aus und stellte die innere Entwickelungsgeschichte eines durch Anlagen, Erziehung und Leben harmonisch vollendeten Wesens von dessen frühester Kindheit an bis zum Eintritt in einen, den höchsten Kräften der Menschheit entsprechenden Wirkungskreis dar.

Nach Vollendung des Titan sah J. Paul die höchste Aufgabe seines Lebens abgeschlossen. Es tritt jetzt die Periode einer ruhigen Befriedigung der Behaglichkeit ein, und die Poesie ist der Wiederschein seines Lebens; es verbreitet sich eine größere Harmonie über seine Schriften, es herrscht Maß im Ernst und in der Empfindung, im Scherz und in der Satire. Den Uebergang zu dieser neuen Epoche bilden die „Flegeljahre“, welche unmittelbar auf den Titan folgten und zu dem Gelungensten gehören, was J. Paul geschrieben. Es wird darin an zwei verschiedenartigen Brüdern, Walt und Vult, von denen der eine das Abbild der träumerischen Jugendunschuld, der andere ein Weltmann und Humorist ist, die doppelte Richtung der J. Paul'schen Poesie anschaulich gemacht und der Zusammenstoß der Jugendideale mit der prosaischen Welt am besten geschildert.

Im Jahre 1803 begab sich der Dichter, da ihm die Einsamkeit in Meiningen drückend wurde, nach Koburg, wo er die „Vorschule zur Aesthetik“ vollendete (1804), und von hier 1805 nach Bayreuth, wo die „Levana oder Erziehungslehre“ (1806) entstand. Wie jene das richtige Verständniß seiner Dichtungen eröffnen sollte, so sollte diese die sittlichen Tendenzen und Charaktere seiner poetischen Werke erläutern. Die über Deutschland hereinbrechende Kriegsnoth, die eine allgemeine Niedergeschlagenheit verbreitete, rief die heitersten Erzeugnisse seiner komischen Muse hervor: „Des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Fläz“ (1808) und „Katzenberger's Badereise“ (1809). In ernsterer Weise sprach er in seiner „Friedenspredigt“ (1808) und in den „Dämmerungen für Deutschland“ (1809) seine Ahnungen einer bessern Zukunft aus, um das Nationalgefühl zu beleben. Er richtete seine freimüthigen Worte an das deutsche Volk gerade in einer Zeit, als er ein Jahrgehalt von 1000 Gulden durch den Fürsten Primas Dalberg bezog, dessen Macht sich an die französische Schutzherrschaft knüpfte.

In der letzten Epoche seiner dichterischen Thätigkeit, die mit „Fibel's Leben“ (1811) beginnt, kehrte er gewissermaßen zu seinem ersten Standpunkte zurück, um den Contrast darzustellen, in welchem die höhern ideellen Bestrebungen des Menschen zu

den Mitteln der irdischen Welt stehen. Den plötzlichen Aufschwung der politischen Ereignisse des Jahres 1813 feierte er durch die kleine Schrift „Mars' und Phöbus' Thronwechsel am Neujahr 1814." Seine anfangs gefährdete Existenz sah er durch die von Baierns Könige übernommene Fortzahlung des bisherigen Jahrgehalts gesichert, und von jetzt an lebte er bis 1821 die heiterste, innerlich wie äußerlich glücklichste Epoche seines Lebens, an deren Schluß der komische Roman „Der Komet" steht. In diese Zeit fallen seine jährlichen Wanderungen, unter welchen vor allen seine Reise nach Heidelberg (1817) hellleuchtend hervortritt, wo er die Seelenfreundschaft mit H. Voß stiftete. Bis zum Spätherbst 1821 hatte J. Paul sich des ungestörten Genusses glücklicher Verhältnisse erfreut, da traf ihn tieferschütternd die Nachricht von dem Tode seines einzigen, hoffnungsvollen Sohnes. Von jetzt an beschäftigte den tiefgebeugten Vater fast ausschließlich der Gedanke an Unsterblichkeit, und es entstand sein letztes Werk, „Selina", in welchem er seine vollste Ueberzeugung über die Hoffnung auf die Ewigkeit des Jenseits aussprechen wollte. Er beendigte aber dies Werk nicht; von einem unheilbaren Augenübel befallen, das im Anfange des Jahres 1825 sein völliges Erblinden zur Folge hatte, erlöste ihn der Engel des Todes am 14. November desselben Jahres von den Leiden seines Lebens.

Blicken wir auf die schriftstellerische Thätigkeit J. Paul's zurück, so überrascht uns neben der eigenthümlichen, schon oben angegebenen Richtung derselben ihr gewaltiger Umfang, der auf einen enormen Fleiß schließen läßt. In der That war das Schreiben bei J. Paul ein Naturtrieb. Die Zeit verschwelgen hieß ihm die Zeit verschreiben; das Erholen war ihm ermüdend; nur schönes Wetter konnte ihn in Zwiespalt bringen, da er doch auch gern spazierte und die Natur genoß. Aber selbst der Spaziergang diente seinem Genius. Auf seinen täglichen Wanderungen von Bayreuth nach der Eremitage kehrte er regelmäßig in der, Mitte Wegs gelegenen Schenke ein. In einem anspruchslosen Giebelstübchen, in dem seit einigen Jahren ein Jean-Paul-Album ausliegt, trank der Dichter behaglich sein Bier, und während er trank, schloß sich seine erhabene Seele dem Himmel auf. Die gemüthliche Wirthin, die durch ihren Gast unsterblich gewordene Frau Rollwenzel, vernahm das erste Tönen, den ersten Anklang von Gedanken, die bald darauf das Entzücken der Welt werden sollten. Ueber seine Schreibwuth sagt J. Paul selbst: „Wenn ich meinem Geist und Körper eine Ruhe von drei Tagen geben will, so drängt am zweiten schon mich eine unbezwingliche Bruthitze wieder über mein Nest voll Eier oder Kreide. Der arme Paul wird es so forttreiben, bis die gequälte, fieber-

hafte Brust von der letzten Erdscholle gekühlt ist.“ Diese schriftstellerische Thätigkeit äußerte, bei allen Mängeln der durch sie hervorgerufenen Werke, eine höchst wohlthätige Wirkung auf die, der Trivialität, der Rohheit, der Unsittlichkeit preis gegebenen, zumal mittleren Schichten der Gesellschaft am Ende des vorigen und am Anfange des jetzigen Jahrhunderts. Die deutsche Herzlichkeit und Innigkeit, die deutsche Herzensunschuld und die deutsche treue Liebe hat sich beinahe ein halbes Menschenalter lang allein zu Jean Paul geflüchtet. Und kehrten ähnliche rohe, kalte, öde Zeiten wieder — vielleicht dürfte Jean Paul zum zweiten Male eine Heimath werden, in welcher zartere, dem Weltkampfe nicht gewachsene Seelen sich vor den vorüberbrausenden Wettern bergen könnten, um für bessere Zeiten unverletzt aufbewahrt zu bleiben.

Sehr zutreffend ist Heinr. Heine's Urtheil über Jean Paul. Er sagt: „Jean Paul's Periodenbau besteht aus lauter kleinen Stübchen, die manchmal so eng sind, daß, wenn eine Idee dort mit einer andern zusammentrifft, sie sich beide die Köpfe zerstoßen; oben an der Decke sind lauter Haken, woran Jean Paul allerlei Gedanken hängt, und an den Wänden sind lauter geheime Schubladen, worin er Gefühle verbirgt. Kein deutscher Schriftsteller ist so reich wie er an Gedanken und Gefühlen, aber er läßt sie nie zur Reife kommen, und mit dem Reichthume seines Geistes und seines Gemüthes bereitet er uns mehr Erstaunen als Erquickung. Gedanken und Gefühle, die zu ungeheuern Bäumen anwachsen würden, wenn er sie ordentlich Wurzel fassen und mit allen ihren Zweigen, Blüthen und Blättern sich ausbreiten ließe; diese rupft er aus, wenn sie kaum noch kleine Pflänzchen, oft sogar noch bloße Keime sind, und ganze Geisteswälder werden uns solcher Maßen auf einer gewöhnlichen Schüssel als Gemüse vorgesetzt. Dieses ist nun eine wundersame, ungenießbare Kost; denn nicht jeder Magen kann junge Eichen, Cedern, Palmen und Banianen in solcher Menge vertragen.“

Literatur.

A. Jean Paul's Schriften.

Jean Paul's sämmtliche Werke. Dritte, vermehrte Auflage. 34 Bände. Berlin, 1860—62. 12 Thlr.

Inhalt: 1. u. 2. Die unsichtbare Loge. 3. Des Quintus Fixlein Leben. 4. Auswahl aus des Teufels Papieren, 5.—8. Hesperus oder 45 Hundsposttage. 9. Grönländische

Prozesse oder satirische Skizzen. 10. Biographische Belustigungen unter der Gehirnschale einer Riesin. Der Jubelsenior. 11. u. 12. Blumen-, Frucht-, und Dornstücke oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten Siebenkäs. 13. Das Kampanerthal oder über die Unsterblichkeit der Seele. Erklärung der Holzschnitte unter den zehn Geboten des Katechismus. Jean Paul's Briefe und bevorstehender Lebenslauf. Conjectural-Biographie. 14. Palingenesien. 15.—17. Titan. 18. u. 19. Vorschule der Aesthetik. 20. u. 21. Flegeljahre. 22. u. 23. Levana oder Erziehungslehre. 24. Dr. Katzenberger's Badegeschichte. 25. Friedenspredigt an Deutschland. Dämmerungen für Deutschland. Mars' und Phöbus' Thronwechsel. Politische Fastenpredigten während Deutschlands Marterwoche. 26. Leben Fibel's. Des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flätz. 27. Museum. Ueber die deutschen Doppelwörter. 28. u. 29. Der Komet und Nikolaus Marggraf. 30. u. 31. Herbstblumen oder gesammelte Werkchen aus Zeitschriften. 32. Gesammelte Aufsätze oder Dichtungen. 33. Selina oder über die Unsterblichkeit der Seele. 34. Jean Paul's Leben (theils von ihm selbst, theils von Ernst Förster).

Wahrheit aus Jean Paul's Leben. 8 Bände. Breslau, 1826—33. 13¼ Thlr.

B. Schriften über Jean Paul.

Spazier, J. P. Fr. Richter. Ein biographischer Commentar zu dessen Werken. Neue Ausgabe in 1 Bande. Leipzig, 1836. 2 Thlr.

H. Döring, J. P. Fr. Richter's Leben nebst Charakteristik seiner Werke. Gotha, 1826. 17½ Sgr.

— —, J. P. Fr. Richter's Leben und Charakteristik. 2 Bändchen. Leipzig, 1830 u. 32. 1½ Thlr.

Börne, Denkrede auf Jean Paul. Erlangen, 1826. 2½ Sgr. (Auch im 4. Theile der gesammelten Schriften von Börne, 2. Aufl. S. 46—59.)

Jean Paul's Briefwechsel mit seinem Freunde Christ. Otto. 4 Bände. Berlin, 1829 u. 33. 6 Thlr.

Jean Paul's Briefwechsel mit Heinr. Voß. Herausgegeben von Abr. Voß. Heidelberg, 1833.

E. Förster, Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Jean Paul Friedrich Richter. München, 1863. 4 Bde. 6 Thlr.

Erinnerungs-Blätter an Jean Paul, dessen Leben und Heimgang in Baireuth (5 lithogr. Blätter). Baireuth, 1861. ⅔ Thlr.

XLIX. Hebel.

I. Allemannische Gedichte*).

1. Der Winter.

(Hebel's Werke. Karlsruhe, 1843. I. 111. 1853. I. 153. Reinick, Hebel's allemannische Gedichte. In's Hochdeutsche übertragen. Leipzig, 1851. 103. — Lüben und Nacke, Lesebuch, II. Nr. 205. [in hochdeutscher Sprache unter der Ueberschrift „der Schnee"] u. VI. Nr. 87.)

1. Erläuterndes Abfragen.

Str. 1. Es ist Winter. Wir befinden uns in der Wohnstube eines frommen Landmanns, der durch die Scheiben in das Dorf hinab sieht. Jetzt schaut er in die Höhe und bricht in die fragenden Worte aus, mit denen unser Gedicht beginnt. Sprecht sie! — Was versteht er wohl unter der Baumwolle? — Warum kann er recht gut den Schnee mit der Baumwolle vergleichen? — Was heißt das: die Baumwolle ist feil? Sie ist für Geld zu haben. — Wo bietet man in der Regel die Waare aus? Auf dem Markte. — Welches ist denn der große Markt, auf dem unsere Baumwolle hier ausgeboten wird? (V. 5. 6.) — Und wer sind die Verkäufer? Die Wolken. — Sie sind jedoch mit ihrer Waare sehr freigebig. Aus welchen Worten ersehen wir das? „Sie schütten — Graus!" — Warum nennt der Landmann das Schneien einen Graus? Weil es ihm Grausen oder Schauer verursacht. — Unter welchen Umständen hat man denn Ursache, sich vor dem Schneien zu fürchten? Wenn man weit von den Wohnungen der Menschen entfernt ist, auf unbekanntem Wege wandelt u. s. w.

2. Daß das Schneien an sich eine sehr erfreuliche Erscheinung ist, sagen uns die folgenden Strophen. Mit welchen Worten sagt es die zweite? „Wo Jemand — Dach." — Die wirkliche Baumwolle trägt man in Säcken fort; warum unsere Baumwolle hier auf Hut und Schultern? — Was heißt das: „zum nächsten Dach?" — Wofür steht also „Dach"? — Warum sucht denn Jeder beim Schneien so eilig ein Haus zu erreichen? — Als was müssen wir deshalb die Frage zu Ende der Strophe ansehen? Als eine spaßhafte Aeußerung.

3. Das Haus unseres Landmanns liegt etwas erhaben und einzeln; er kann das ganze Dorf und dessen Umgebung übersehen. Welche Dinge fallen ihm besonders auf? Die mit Schnee bedeckten Pfähle in den Gärten, der Nußbaum, das

*) Der Besprechung jedes einzelnen Gedichts liegt zunächst die hochdeutsche Bearbeitung zu Grunde.

Kirchendach, das Pfarrhaus. — Welche Pfähle meint er? Die Zaunpfähle. — Mit wem vergleicht er sie? — Warum dürfen sie sich auf ihren Schmuck nichts einbilden? — Warum nennt er nur den Nußbaum? Weil es nur einen Nußbaum im Dorfe gab. Vielleicht meint er auch einen von ihm besonders werth gehaltenen Nußbaum.

4. Wohin wendet nun der Landmann seine Blicke? — Wobei verweilt er ganz besonders mit seinen Gedanken? — Wo liegt das Samenkörnchen? — Wie liegt es in seiner Hülle? — Wie könntet ihr statt „wohlverwahrt" auch noch sagen? — Worauf harrt das Samenkörnchen? — Wie kann man statt „harrt" auch sagen? — Das „Harren" ist aber hier bezeichnender, denn worauf man harret, darauf wartet man, wie lange es auch dauert, mit fester Zuversicht. — Warum heißt es: auf seinen Ostertag? — Was thut es an seinem Ostertage? — Erinnert ihr euch noch eines Gedichtes, in welchem das, was hier das Samenkörnchen thut, von den Blumen gesagt wurde? „Wo sind alle die Blumen hin?" (Leseb. I. Thl. Nr. 7.)

5. Aber das Samenkörnchen ist es nicht allein, was unter der Schneehülle seines Auferstehungstages harrt; welche Thierchen thun dies auch? — Welche Sommervöglein meint unser Landmann? — Warum nennt er sie „schöner Art?" — Mit welchen Worten ist der Zustand ruhigen Schlummers so schön bezeichnet? — Habt ihr denn schon einen Schmetterling in seinem Winterschlaf gesehen? — Da sieht er ganz anders aus. Gott hat ihm außer dem warmen Bettchen in der Erde noch eine Hülle gegeben, in welcher er bis zu seinem Ostertage verweilt. Was ist das für eine Hülle? — Wie nennen wir ihn in diesem Zustande? — Kennet ihr noch Thiere, die in ähnlicher Weise vor ihrem Auferstehungstage eingehüllt sind?

6. In welcher Zeit geschieht die Auferstehung der Thierchen? — Wie sagt man statt Lenz gewöhnlich? — Ist die Frühlingssonne eine andere als die Wintersonne? — Die Wirkung der Sonne ist aber im Frühling eine andere, als im Winter. Was bewirkt die Sonne im Frühling? — Was für Gräber sind hier gemeint? — Und was ist unter dem Todtenhemdchen zu verstehen? — Was unter dem jungen Leben?

7. Jetzt ist es aber noch Winter. Wer erinnert unsern Landmann daran? — Was ist des Spätzleins Begehr? Wie können wir statt Begehr auch sagen? — Wodurch drückt das Spätzlein das Verlangen nach einem Krümchen Brot aus? — Wie können wir statt „flehende Miene" sagen? — Welche Menschen drücken auch schon durch ihre Miene aus, daß sie von unserer Güte etwas erwarten? — In welchem Gedichtchen habt ihr bereits das Spätzchen als einen rechten Bettler kennen ge-

lernt? „Guten Morgen, ihr fleißigen Mädlein!“ (Von Güll, Lesebuch, II. Thl. Nr. 167.) — Wie redet unser Landmann das Spätzchen an? — An welche Zeit erinnert er den Spatz?

8. Was könnt ihr aus dem Wörtchen „Hier!“ schließen. — An wen denkt der Landmann aber auch, wenn er dem Spätzlein Brot giebt? — Was verlangt er deshalb von ihm? — Aus welchen Worten geht hervor, daß der Landmann gern dem Hungernden mittheilt? — Wollt ihr nicht auch mildthätig gegen die Thierchen sein? (Hinweisung auf Nr. 212—219 im II. Theile des Lesebuches.) — Haben denn die Thiere während des Winters allein der Wohlthätigkeit der Menschen ihre Erhaltung zu verdanken? — Wer sorgt aber für Alle? — Mit welchen Worten ist dies am Schlusse unseres Gedichtes ausgesprochen? — Was ist ein Joch? Ein hölzernes Geschirr, welches den Zugochsen um den Hals gelegt wird, um daran die Stränge zu befestigen. (Hinweisung auf den bezüglichen Bibelspruch Matth. 6, 26.)

Der Lehrer veranlaßt nun die Kinder, in einzelnen Sätzen auszusprechen, was sie in dem Gedichte gelernt haben. Es wird sich auf Folgendes beschränken: Im Winter schneiet es viel (Str. 1). Dann ist Alles mit einer Schneedecke überzogen (Str. 2, 3 u. 4, V. 1 u. 2). Diese Schneedecke dient dem Korn und vielen Thieren zum Schutz gegen die Kälte (Str. 4 u. 5). Im Frühlinge steigt Alles zu neuem Leben aus der Erde empor (Str. 6). Gott sorgt im Winter auch für die Geschöpfe über der Erde (Str. 7 u. 8).

Schlußbetrachtung. Sorgt Gott nicht auch für uns Menschen im Winter? — Auf welche Weise? — Für welche Menschen ist dennoch der Winter eine Zeit der Noth? — Worauf werden sie mit Sehnsucht harren? Auf den Frühling. — Der Frühling bringt auch uns einen Ostertag. Woran erinnert uns der? — Inwiefern ist er auch für uns ein wirklicher Auferstehungstag? — Welche Winterhülle streifen wir da auch ab? Die warmen Kleider. — Ich kenne aber noch einen großen Ostertag, auf den wir Alle mit fester Zuversicht hoffen. Diesem Ostertag geht auch ein Winter vorher, in welchem wir, gleich dem Schmetterlinge, in der Erde ruhen. Wißt ihr, welchen Ostertag ich meine? — Und welches ist die Hülle, die wir an diesem Ostertage abstreifen? — Was für ein Leben beginnt dann? —

Für die Oberklasse.

Was in diesem meisterhaften Gedichte so wohlthuend auf uns einwirkt, ist die Natursinnigkeit, die aus jeder Zeile spricht, und der Geist der Milde und des Gottvertrauens, zu

dem die Betrachtung der Natur in den letzten Strophen ungesucht hinüber leitet. Alle Erscheinungen sind anschaulich geschildert, Alles ist personificirt und darum uns näher gerückt. Der gemeine Schnee muß zur Baumwolle werden, die auf dem Himmelsmarkt feilgeboten wird, die Jeder gern nach Hause trägt, und selbst eine gewöhnliche Erscheinung erhält durch die spaßhafte Beziehung auf gestohlenes Gut lebenvolle Bedeutung. Die Pfähle werden zu großen Herren, die sich auf ihre Käppchen nicht wenig einbilden; die Nußbäume würden bei weitem nicht so unser Interesse in Anspruch nehmen, als der Nußbaum, der eine ganze Reihe von Ideen zu erregen im Stande ist. Und wie plastisch weiß uns Hebel das geheimnißvolle Winterleben des Samenkörnchens und des werdenden Schmetterlings darzustellen, wie lebendig das Erwachen aus dem Winterschlafe! Das Spätzchen ist wieder kein gemeiner Spatz; Hebel macht ihn zum flehenden Bettler, der bei den Menschen zu Gaste geht, und so führt er uns unbemerkt auf den Schlußgedanken, den er nicht schöner ausdrücken konnte, als er mit den Worten der Bibel.

Die Lebensgeschichte Hebel's wird uns den Schlüssel zum Verständniß vieler Einzelnheiten in seinen Dichtungen bieten; hier bemerken wir nur noch mit Rücksicht auf Str. 5 u. 6, daß Hebel als Knabe gern Schmetterlingspuppen in Holzkistchen mit Erde grub und auf jedes Grab ein Kreuzchen steckte.

2. Der Kirschbaum.

(Hebel's Werke. Karlsruhe, 1843. III. 290. 1853. II. 192. — Lüben und Nacke, Lesebuch, III. Nr. 37.)

1. Inhaltsangabe.

Sie erfolgt, sobald ein erläuterndes Abfragen in der unter Nr. 1. angegebenen Weise zum äußern Verständniß des Gedichtes geführt hat.

Auf den Befehl des lieben Gottes läßt der Frühling den Kirschbaum Blätter treiben zum Mahl für das Würmlein. Es erwacht aus seinem Winterschlaf, streckt sich, reibt die Augen aus und nagt dann mit Wohlbehagen an den zarten Blättern. Abermals befiehlt der liebe Gott dem Frühling, Nahrung für das Bienchen zu schaffen. Darauf fängt der Kirschbaum an zu blühen, und das Bienchen kommt herbeigeflogen und saugt als Frühstück süßen Honigsaft aus den zarten Blüthen. Nun befiehlt der liebe Gott dem Sommer, für das Spätzlein zu sorgen, worauf der Kirschbaum sich mit tausend schönen rothen Früchten schmückt, über die sich das Spätzlein sofort hermacht

und sie verspeist. Hierauf räumt der Herbst auf den Befehl Gottes ab. Kühle Bergesluft weht; es reift; die Blätter färben sich gelb und roth und fallen ab. Endlich bedeckt der Winter das Uebriggebliebene auf Gottes Befehl mit Schnee.

2. Gliederung.

Das Gedicht bildet Ein Ganzes. Wir erkennen dies an einem Dreifachen: 1. Alles, was uns erzählt wird, findet in dem Befehl des lieben Gottes seinen Ausgangs- und Einigungspunkt. 2. Den Wechsel der verschiedenen Jahreszeiten nehmen wir an dem Einen Kirschbaum wahr; wir sehen seine Blätter treiben, sehen ihn blühen, Früchte tragen und seine Blätter verlieren. 3. Endlich bildet der Kreislauf der Jahreszeiten ein abgeschlossenes Ganzes, dessen Ende zum Anfange zurückkehrt. In diesem Ganzen unterscheiden wir aber wieder mehrere Theile, die durch das Auftreten der Jahreszeiten gekennzeichnet sind. Jeder dieser Theile zerfällt wieder mit Rücksicht auf den Kirschbaum und die von ihm sich nährenden Thiere in mehrere Abschnitte, so daß das Ganze, übersichtlich dargestellt, etwa so aussehen würde:

I. Der Frühling. (Str. 1—6.)
   A. Der Kirschbaum treibt Blätter. (Str. 1—3.)
      1. Das Würmchen erwacht.
      2. Es frißt.
   B. Der Kirschbaum treibt Blüthen. (Str. 4—6.)
      1. Das Bienlein fliegt herbei.
      2. Es saugt den Honigsaft.
II. Der Sommer. (Str. 7 u. 8.)
   A. Der Kirschbaum trägt Früchte. (Str. 7.)
   B. Das Spätzlein verzehrt sie. (Str. 8.)
III. Der Herbst. (Str. 9 u. 10.)
   A. Er räumt ab (sammelt ein).
   B. Die Blätter fallen.
IV. Der Winter mit seiner Schneedecke. (Str. 11.)

3. Die handelnden Personen.

In unserm Gedichte treten als handelnde d. h. thätige Personen auf: Gott, die vier Jahreszeiten und drei Thiere.

a. Gott.

Er wird der liebe Gott genannt, weil er wie ein gütiger Vater für seine Geschöpfe sorgt. Er erscheint aber auch als der

Gebietende und Alles Anordnende, als Herr, denn er befiehlt den einzelnen Jahreszeiten, was sie thun sollen. Endlich lernen wir ihn auch noch kennen als den Erhalter alles Lebens, der in seiner Allweisheit jedem seiner Geschöpfe diejenigen Gaben in reicher Fülle darreicht, deren es zu seinem Lebensunterhalt bedarf, der in der Zeit des Ueberflusses auch an die Zeit des Mangels denkt und daher aufheben läßt, was übrig ist.

b. Die vier Jahreszeiten.

Sie sind in der Hand des Höchsten ein Mittel zur Erreichung seiner väterlichen und weisen Absichten. Sie selbst können nichts aus freiem Willen thun; aber sie gehorchen sofort dem göttlichen Worte, das genügend ist, ihnen das zu verleihen, was sie leisten sollen. Sie bringen verschiedene Gaben, aber sie bedürfen auch wieder eines Mittels, um ihre Geschenke denen darzureichen, für welche sie bestimmt sind. In unserm Gedicht ist es der Kirschbaum, welcher nicht nur auf verschiedene Weise von den Jahreszeiten geschmückt wird, sondern auch eine Reihe Geschöpfe erhalten muß. So muß sich Eines dem Andern unterordnen, Eines dem Andern dienen, damit Gottes Wille ausgeführt werde. Jede Jahreszeit bringt Etwas, woran man sie erkennt, und bei dem man sich der übrigen erinnert. Der Frühling bringt Blätter und Blumen, der Sommer Früchte, der Herbst sammelt ein, der Winter hebt die Reste sorgsam auf.

c. Die drei Thiere.

Es sind nicht bloß die in dem Gedichte angeführten Thiere, welche sich der Gaben Gottes erfreuen; sie dienen bloß als vereinzelte Beispiele für die göttliche Fürsorge überhaupt. Jedes Thier findet seine Nahrung ohne sein Zuthun und ohne zu ahnen, daß Gott es so befohlen hat. Sie glauben, es müsse das so sein, und darum langen sie wacker zu, ohne zu danken. Es schmeckt ihnen sehr wohl, und sie finden Alles außerordentlich schön und herrlich. Daraus ersehen wir, daß die Natur von Gott die Bestimmung erhalten hat, den Geschöpfen Freude und Lebensgenuß zu verschaffen. Wie die Jahreszeiten, so werden auch die verschiedenen Thiere in ihren Eigenthümlichkeiten dargestellt.

1. Die Raupe ist eben erst aus dem Ei gekrochen, reckt und streckt sich, gähnt und reibt sich die Augen. Plötzlich in eine neue Körperhülle und in ein neues Leben versetzt, sind ihre Bewegungen noch langsam und unbeholfen. Endlich meldet sich der Hunger; sie nagt hier und da an den zarten Blättern, und es schmeckt ihr so gut, daß sie nicht wieder fort will. Der Gärtner hat den guten Appetit der Raupe sehr oft zu seinem Schaden

kennen gelernt. Wir können ihr darüber nicht zürnen; das Gemüs schmeckt ihr ja so gut.

2. Die Biene findet die Speise nicht sogleich vor sich; sie schaut sich erst um, und wenn sie ein Blümchen bemerkt, so fliegt sie herzu und meint, die Blume sei ihretwegen geschaffen. Sie bewundert die schönen Blumenkelche, läßt sich dann den Honigsaft gut schmecken und ist ganz erstaunt über den unermeßlichen Vorrath von Süßigkeit.

3. Der Spatz tritt mit seiner bekannten Unverschämtheit auf. „Ist's so gemeint?" fragt er und will damit sagen: „Wenn hier Kirschen wachsen, so muß man zugreifen und nicht erst auf's Nöthigen warten. Was soll ich mich lange bedenken? Sie sind für mich bestimmt, denn mein unaufhörlicher Gesang erfordert Stärkung, und ich selbst als stattlicher Vogel muß dafür sorgen, meine Stärke zu mehren."

4. Grundgedanke.

Er ergiebt sich aus der vorhergehenden Besprechung von selbst: Gott sorgt für seine Geschöpfe durch die Natur.

5. Vergleichung des Gedichtes mit dem „Winter."

Der eben ausgesprochene Gedanke bildet auch die Grundlage des vorigen Gedichtes, nur daß er in diesem noch umfassender dargestellt wird, als in jenem. Hier werden wir durch alle Jahreszeiten geführt, um in ihren verschiedenen Gaben die väterliche Fürsorge Gottes kennen zu lernen; dort ist es vorzugsweise der Winter, der uns die Güte Gottes veranschaulicht; doch zeigt uns das Gedicht die freundliche, lebenvolle Hälfte des Jahres wenigstens in der Ferne durch die Hindeutung auf den „Ostertag", die Lerche und die Frühlingssonne. In dem vorliegenden Gedichte ist der Kirschbaum der Vermittler der göttlichen Güte, in dem „Winter" ist es der Schnee und der Mensch. In beiden Gedichten werden drei Geschöpfe als Schützlinge Gottes aufgeführt; zwei von diesen treten in beiden Gedichten auf, aber der „Winter" hat das Samenkorn, der „Kirschbaum" die Biene noch für sich allein. Die Raupe und der Spatz sind aber, gemäß ihrer Abhängigkeit von der sie umgebenden Natur, in dem vorigen Gedichte anders dargestellt, als in diesem. Dort liegt die Raupe noch wohlverwahrt in ihrer Hülle, kummerlos des Lenzes harrend, hier erfreut sie sich bereits ihres Ostertages; dort zeigt sich uns der Spatz als Bettler mit flehender Miene, hier tritt er in frechster Weise als rücksichts-

loser Dieb auf, ein Wechsel in der Gesinnung, der unserem Landmann im „Winter" nicht unbekannt ist.

Für die Oberklasse.

Das Gedicht ist ursprünglich in allemannischer Mundart geschrieben und bildet den Mittelpunkt einer der schönsten Erzählungen des „rheinländischen Hausfreundes." Wir theilen sie deshalb hier vollständig mit.

Die Baumzucht.

Der Adjunct tritt mit schwarzen Lippen, ohne daß er's weiß, mit blauen Zähnen und herabhängenden Schnüren an den Beinkleidern, zu dem Hausfreund. „Die Kirschen", sagt er, „schmecken mir doch nie besser, als wenn ich selber frei und keck wie ein Vöglein auf dem luftigen Baum kann sitzen und essen frisch weg von den Zweigen die schönsten, — auf einem Ast ich, auf einem andern ein Spatz."

„Wir nähren uns doch alle", sagt er, „an dem großen Hausvaterstisch und aus der nämlichen milden Hand, die Biene, die Grundel im Bach, der Vogel im Busch, das Rößlein und der Herr Vogt, der darauf reitet."

„Hausfreund", sagt der Adjunct, „singt mir einmal in Eurer Weise das Liedlein vom Kirschbaum. Ich will dazu pfeifen auf dem Blatt."

1. Der lieb Gott het zum Frühlig gseit:
„Gang, deck im Würmli au si Tisch!"
Druf het der Chries-Baum Blätter treit,
viel tausig Blätter grün und frisch.

2. Und 's Würmli usem Ei verwacht's,
's het g'schlofe in si'm Winterhuus,
es streckt si und sperrt 's Müüli uf,
und ribt die blöde Auge us.

3. Und druf se hets mit stillem Zahn
am Blättli g'nagt enander no
und gseit: „Wie ist das Gmües so gut!
Me chunnt schier nimme weg dervo."

4. Und wieder het der lieb Gott gseit:
„Deck iez im Immli au si Tisch!"
Druf het der Chries-Baum Blüethe treit,
viel tausig Blüethe wiiß und frisch.

5. Und 's Immli sieht's und fliegt druf los,
früeih in der Sunne Morge-Schin.
Es denkt: „Das wird mi Caffi sy,
si hen doch chosper Porzelin.

6. Wie sufer sin die Chächeli gschwenkt!"
Es streckt sie trochche Züngli dri.
Es trinkt und seit: „Wie schmeckt's so süeß,
do mueß der Zucker wohlfel sy."

7. Der lieb Gott het zum Summer gseit:
„Gang, deck im Spätzli au si Tisch!"
Druf het der Chries-Baum Früchte treit,
viel tausig Chriesi roth und frisch.

8. Und 's Spätzli seit: „Isch das der B'richt?
Do sitzt me zu und frogt nit lang.
Das git mer Chraft in Mark und Bei',
und stärkt mer d'Stimm zum neue Gsang."

„Hausfreund", sagt der Adjunct, „hat Euch manchmal der Feldschütz verjagt ab den Kirschbäumen in Eurer Jugend? Und habt Ihr, wenn's noch so dunkel war, den Weg doch gefunden auf die Zwetschenbäume im Pfarrgarten zu Schopfen, und Aepfel und Nüsse eingetragen auf den Winter, wie meiner Schwiegermutter ihr Eichhörnlein, das sie Euch geschenkt hat? Man denkt doch am längsten dran, was einem in der Jugend begegnet ist."

Das geht natürlich zu, sagt der Hausfreund, man hat am längsten Zeit, daran zu denken.

9. Der lieb Gott het zum Spötlig gseit:
„Ruum ab! si hen iez alli g'ha."
Druf het e chüele Bergluft gweiht,
und 's het scho chleini Rife g'ha.

10. Und d' Blättli werde gel und roth
und falle eis im andre no,
und was vom Bode obsi chunnt,
muß au zum Bode nidsi go.

11. Der lieb Gott het zum Winter gseit:
„Deck weidli zu, was übrig ist."
Druf het der Winter Flocke gstreut.

„Hausfreund", sagt der Adjunct, „Ihr seid ein wenig heiser. Wenn ich die Wahl hätte, ein eigenes Kühlein, oder ein eigener Kirschbaum, oder Nußbaum, lieber ein Baum."

Der Hausfreund sagt: Adjunct, Ihr seid ein schlauer Gesell. Ihr denkt, wenn ich einen eigenen Baum hätte, so hätt' ich auch einen eigenen Garten, oder Acker, wo der Baum darauf steht. Eine eigene Hausthüre wäre auch nicht zu verachten, aber mit einem eigenen Kühlein auf seinen vier Beinen könntet Ihr übel dran sein.

„Das ist's eben", sagt der Adjunct, „so ein Baum frißt keinen Klee und keinen Haber. Nein, er trinkt still wie ein Mutterkind den nährenden Saft der Erde, und saugt reines warmes Leben aus dem Sonnenschein, und frisches aus der Luft, und schüttelt die Haare im Sturm. Auch könnte mir das Kühlein zeitlich sterben. Aber so ein Baum wartet auf Kinder und Kindeskinder mit seinen Blüthen, mit seinen Vogelnestern und mit seinem Segen. Die Bäume wären die glücklichsten Geschöpfe, meint der Adjunct, wenn sie wüßten, wie frei und lustig sie wohnen, wie schön sie sind im Frühling und in ihrem Christkindleinsstaat im Sommer, und Alles stehen bleibt und sie betrachtet und Gott dankt, oder wenn der Wandrer ausruht in ihrem Schatten, und ein Pfeiflein Tabak genießt, oder ein Stücklein Käs, und wie sie gleich dem Kaiser Wohlthaten austheilen können, und Jung und Alt froh machen umsonst, und im Winter allein nicht heimgehen. Nein, sie bleiben draußen und weisen den Wandersmann zurecht, wenn Fahrwege und Fußpfade verschneit sind: Rechts — jetzt links — jetzt noch ein wenig links über das Berglein."

„Hausfreund", sagt der Adjunct, „wenn Ihr einmal Vogt werdet, Stabhalter seid Ihr schon, oder gar Kreisrath, das Alter hättet Ihr, so müßt Ihr Eure Untergebenen fleißig zur Baumzucht und zur Gottseligkeit anhalten, und ihnen selber mit einem guten Beispiel voranleuchten. Ihr könnt Eurer Gemeinde keinen größeren Segen hinterlassen. Denn ein Baum, wenn er gesetzt oder gezweigt wird, kostet nichts oder wenig, wenn er aber groß ist, so ist er ein Kapital für die Kinder, und trägt dankbare Zinsen. Die Gottseligkeit aber hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens."

„Wenn ich mir einmal so viel bei Euch erworben habe", sagt der Adjunct zum Hausfreund, „daß ich mir ein eigenes Gütlein kaufen und meiner Schwiegermutter ihre Tochter heirathen kann, und der liebe Gott beschert mir Nachwuchs, so setze ich jedem meiner Kinder ein eigenes Bäumlein, und das Bäumlein muß heißen wie das Kind, Ludwig, Johannes, Henriette, und ist sein erstes eigenes Kapital und Vermögen, und ich sehe zu, wie sie miteinander wachsen und gedeihen, und immer schöner werden, und wie nach wenig Jahren das Büblein selber auf sein Kapital klettert und die Zinsen einzieht. Wenn mir

aber der liebe Gott eines von meinen Kindern nimmt, so bitte ich den Herrn Pfarrer oder den Dekan, und begrabe es unter sein Bäumlein, und wenn alsdann der Frühling wiederkehrt, und alle Bäume stehen wie Auferstandene von den Todten in ihrer Verklärung da, voll Blüthen und Sommervögel und Hoffnung, so lege ich mich an das Grab und rufe leise hinab: „Stilles Kind, dein Bäumlein blüht. Schlafe du indessen ruhig fort! Dein Maitag bleibt dir nicht aus."

Er ist kein unwäger Mensch der Adjunct.

Ein Gespräch zwischen dem Hausfreund und dem Adjunct bildet den einfachen Rahmen um das liebliche Bild. Der Hausfreund ist Hebel selbst als Herausgeber des badischen Landkalenders, der diesen Namen als Titel führte. Da er es liebte, seine nächsten Umgebungen in eine eigene kleine Welt hinein zu dichten, so führte er vom Jahre 1811 an den Adjunct und die Schwiegermutter in den Hausfreund ein. Diese Personen bezeichnete er einem Freunde in der Weise des Kalendermannes also: „Der Adjunct ist der württembergische Gesandtschaftssecretair Kölle dahier (in Carlsruhe), der mir bisweilen Anekdoten für den Hausfreund zuträgt. Die Schwiegermutter ist eine schöne und geistreiche Frau, um deren schönes Töchterlein der Adjunct einmal gefreit hat, jedoch nur scherzweise, denn er sah sie nur im Portrait und als Kind." U. s. w. Diese schöne Frau war die Künstlerin Händel-Schütz, die einen eigenen Abschnitt in Hebel's Leben ausfüllt.

In unserm Musterstück sind die Rollen gleichmäßig unter den Hausfreund und den Adjunct vertheilt. Jener spricht das in Versen aus, was er diesen nicht minder poetisch in Prosa sagen läßt; denn dasselbe tiefe Gemüth, dieselbe kindliche Frömmigkeit, dieselbe Laune und Schalkhaftigkeit, welche uns in dem Gedichte fesselt, charakterisirt auch die Einkleidung desselben. Gleich zu Anfange werden wir aus der heitersten Laune, in die uns der lustige Bericht des gemüthlichen Adjunct versetzt, zu der ernstesten Stimmung erhoben. In dieser wird der Grundton angeschlagen, aus welchem das nun folgende Gedicht harmonisch herausklingt. Andächtig begleitet der Adjunct die bekannte Melodie auf dem Blatte, bis der kecke Humor des Spatzes seinen eigenen herausfordert. In schalkhafter Weise erinnert er den Hausfreund an einige Züge aus dessen Kinderleben, die in naher Beziehung zu dem Charakter des Spatzes stehen. Der Hausfreund wird wehmüthig gestimmt — man fühlt dies selbst in seinem Witzwort durch —, und diese Stimmung bildet den natürlichsten Uebergang zu den Schlußstrophen, mit denen der erste Theil des Stückes schließt.

War dieser besonders darauf angelegt, den Gedanken an die Fürsorge Gottes in uns zu erwecken, so geht der zweite näher auf die menschliche Fürsorge für die Obstbäume ein. Im Gedicht hat Hebel anschaulich gezeigt, wie der einzelne Baum zu den verschiedensten Zeiten den verschiedensten Thieren ein Lebensbaum wird; jetzt weist er nachdrücklich auf den Nutzen hin, den die Obstbäume auch den Menschen gewähren. Ein Baum ist ihm lieber als ein Kühlein, und wie hoch er die Baumzucht schätzt, geht daraus hervor, daß er sie neben die Gottseligkeit stellt. Ueberaus schön ist namentlich der Schluß, und so heiter der Dichter uns durch das lustige Bild von dem seine Zinsen einziehenden Büblein stimmt, so tief ergreift er das Gemüth durch die Zusammenstellung des blühenden Baumes mit dem unter ihm ruhenden Kinde, das auch seines Maitages harrt.

6. Form der Darstellung.

Wir haben hierbei nur das Gedicht im Auge. Die anschauliche, lebenvolle Darstellung, die es mit dem „Winter" gemein hat, erreicht Hebel durch folgende Mittel:

1. Durch die Personification. Gott ist ein gastfreier Hausherr, die Natur sein Tisch, die Jahreszeiten, Pflanze und Thier sind Personen, die auf höhern Befehl oder aus eigenem Antriebe handeln. Was wir als Naturkraft, als Instinct und Naturtrieb uns im gewöhnlichen Leben vorstellen, erscheint jetzt als bewußtes Handeln oder selbstständiges Wollen.

2. Durch das dramatische Element, das überall vorherrscht. Gott wird redend eingeführt; die Thiere sprechen, jedes nach seiner Weise; das Geschehene wird nicht erzählt, sondern die Handlung entwickelt sich vor unsern Augen, wir sehen sie entstehen und ausführen. Wir sehen das Würmlein sich regen, wir sehen es nagen und dann begierig essen; die Biene kommt in der Morgenfrühe, fliegt hin und her, steckt dann die Zunge in die aufgefundene Blüthe; der Kirschbaum trägt grüne, frische Blätter, grüne, frische Blüthen, rothe, frische Kirschen; die Bergluft kommt, das Blatt fällt, der Winter streut Schnee. Alle diese Zeitwörter drücken eine Bewegung aus, die Beiwörter geben die Farbe an, so daß wir uns die Handlung und Eigenthümlichkeit der Handelnden sinnlich vorstellen können. Kurz, das Gedicht enthält lebhafte Malerei. Dramatisch lebendig wird es ferner durch die Mannigfaltigkeit der Scenen und Charaktere. Erst wird der Tisch gedeckt, dann abgeräumt, dann zugedeckt, was übrig ist. Anfangs grünt der Kirschbaum, dann blüht er, trägt Früchte und läßt die Blätter fallen. Die träge Raupe, die vorsichtige,

emsige Biene und der kecke Spatz sind mit wenigen scharfen Linien gezeichnet.

3. Das Spinnlein.

(Hebel's Werke. Karlsruhe, 1843. I. 167. 1853. I. 179. — Reinick, allemannische Gedichte. Ins Hochdeutsche übertragen. Leipzig, 1851. 157. — Lüben und Nacke, Lesebuch, III, Nr. 106.)

1. Gedankengang.

Der Dichter steht mit seiner „Frau Muhme" vor dem Hause und betrachtet die Arbeit einer Spinne. Er vergleicht die zarten Fäden mit dem feinen Gespinnst seiner Muhme und ist überzeugt, daß die Spinne es doch noch feiner macht, so fein, daß er's nicht haspeln möchte. Die erstaunte Muhme scheint diese Ueberzeugung zu theilen, denn aus seinen Fragen geht hervor, daß sie gewiß des feinen Flachses und seines Hechelmeisters sich bedienen würde, wenn sie wüßte, wo Beides zu finden wäre. — Jetzt macht er sie auf die Einzelnheiten der Arbeit aufmerksam. Die Spinne setzt das Füßchen, streift die Aermel auf, netzt die Finger und beginnt nun zu spinnen. Aus langen Fäden baut sie sich eine breite, luftige Brücke zum Nachbarhause, die des Morgens voll Thau hängt, und einen Fußweg daneben. Die Arbeit geht flink von statten, so daß aus den einzelnen Fäden bald ein kreisförmiges Gewebe entsteht. Aber es genügt der Verfertigerin noch nicht ganz; sie steht still, überlegt, ob sie nichts vergessen habe, und beruhigt sich dabei mit dem Gedanken, daß später noch genug Zeit zum Nachbessern sei und das Haus einstweilen nicht zusammenbreche. Nun putzt sie die Hände und schneidet den Faden ab, setzt sich in ihr Sommerhaus und freut sich über das unter Mühen entstandene Werk ihrer Hände. Behaglich schaukelt sie sich in der freien Luft, im warmen Sonnenschein, und es fehlt ihr nichts weiter zu ihrem vollen Wohlsein, als eins jener jungen, fetten Mückchen, die in großen Schwärmen vor ihr tanzen. — Der Dichter ist entzückt über das kleine und doch so geschickte Spinnlein; seine Gedanken aber erheben sich von dem unscheinbaren Thierchen zu dem, der es erschuf. Er weiß, daß der Allernährer auch des Spinnleins nicht vergessen wird. Und siehe! da kommt ein Mücklein geflogen; in vorsichtiger Hast rennt es fast das Häuslein um und verwickelt sich in dem Gewebe. Nun schreit und winselt der arme Schlucker; aber es hilft ihm nichts; warum sieht es sich nicht besser vor? warum bekümmert es sich um Dinge, die es nichts angehen? Das Spinnlein hat schon längst etwas gemerkt; jetzt springt es auf seine Beute los, läßt sich nach der sauern

Arbeit das Brätchen schmecken und bewahrheitet so den Spruch des Dichters, daß der Allernährer Jedem giebt, was er gebraucht.

2. Gliederung.

I. Vorbetrachtung. (Str. 1 u. 2, V. 1—4.)
   A. Bewunderung der Geschicklichkeit der Spinne im Allgemeinen. (Str. 1.)
   B. Hindeutung auf die Weisheit des Schöpfers. (Str. 2, V. 1—4.)

II. Das Leben der Spinne. (Str. 2, V. 5 u. 6. — Str. 10.)
   A. Die Arbeit. (Str. 2, V. 5 u. 6. — Str. 6.)
      1. Die Vorbereitungen. (Str. 2, V. 5 u. 6.)
      2. Befestigung der Längsfäden. (Das Fundament des Hauses.) (Str. 3.)
      3. Herstellung des kreisförmigen Gewebes. (Str. 4.)
      4. Betrachtung der vollendeten Arbeit. (Str. 5 u. 6.)
   B. Die Ruhe nach der Arbeit und der Wunsch, nun auch zu essen. (Str. 7.)
   C. Die Ernährung. (Str. 8—10.)
      1. Hindeutung auf Gottes Weisheit und Fürsorge. (Str. 8.)
      2. Die Gefangenschaft der Mücke. (Str. 9.)
      3. Das Mahl der Spinne. (Str. 10.)

3. Die äußere und innere Einheit des Gedichtes.

Die äußere Einheit des Gedichtes wird durch die Person des Dichters selbst zusammengehalten, der, ein sinniger Beobachter der Natur, uns den ganzen Vorgang in seiner Betrachtungsweise anschaulich darstellt. Diese haftet nicht bloß an der äußern Erscheinung, sondern richtet sich auch auf die in ihr verborgen liegende göttliche Waltung, durch deren Hervorhebung zu Anfange und zum Schluß des Gedichtes dessen innere Einheit hergestellt wird. Denn der Grundgedanke ist ja kein anderer, als der, daß Gottes Weisheit und Fürsorge auch an dem unscheinbarsten Geschöpfe sich offenbart.

4. Die Personen.

Das Gedicht führt uns zwei betrachtende und zwei handelnde Personen vor. Die erstern sind der Dichter und die Frau Muhme, die letztern das Spinnlein und Mücklein.

An dem Dichter gefällt uns die innige Freude an einem scheinbar so unbedeutenden Geschöpfe und die Bewunderung, welche er der Arbeit desselben zollt, vor Allem aber sein frommer Sinn, der auch in dem Leben der Spinne die weise und gütige Hand des Schöpfers erkennt.

Von der Frau Muhme erfahren wir weiter nichts, als daß sie eine geschickte Spinnerin ist, die es gern noch besser machte, wenn sie die Mittel dazu besäße.

Das Spinnlein ist in unserm Gedichte nicht das verachtete Thierlein, vor dem thörichte Leute sich fürchten, sondern sie ist dargestellt als ein kluger und geschickter Baumeister, der das Material zum Bau seines Hauses selbst anfertigt und Alles in eigner Person, ohne Gesellen und Handlanger, ausführt. Vor der Arbeit streift es sich die Aermel auf, wie dies die Spinnerinnen, der Reinlichkeit wegen und um nicht behindert zu werden, thun; dann setzt es Füßchen und Finger in Bewegung und legt zuerst die Grundfesten seines Hauses mit einem Fußwege daneben, damit es ordentlich auf und ab spazieren kann. Nun geht es ohne Ruhe und Rast an das Haus selbst, bis es fertig dasteht. Zwar scheint ihm noch Etwas nicht ganz in Ordnung zu sein, allein für das nächste Bedürfniß ist die Wohnung gut; darum beendet es die Arbeit, putzt sich hübsch die Hände ab und freut sich seines Werkes. Aber der fleißige Arbeiter will nicht bloß behaglich ausruhen, er will auch essen; darum schaut sich das Spinnlein nach einem Mahle um. Ruhig lagert es im Mittelpunkt seines Hauses, bis eine Erschütterung desselben ihm Beute verspricht. Es zuckt, springt auf den fremden Eindringling los und verspeist ihn. Es geschieht nicht aus Raubluft oder Tücke, das Bedürfniß der Nahrung allein nach anstrengender Arbeit zwingt es dazu.

Damit das Schicksal des armen Mückleins uns nicht zu sehr zu Herzen gehe, wird es uns als dumm und täppisch dargestellt. Es erleidet seine Strafe, weil es ohne Ueberlegung in den Hausfrieden seines Nächsten einbricht. Auch ist sein Schicksal ein durch den weisen Haushalt der Natur bedingtes, gefordertes.

5. Form der Darstellung.

Die Lebendigkeit der Darstellung beruht auch in diesem Gedichte auf der Personification vernunftloser Geschöpfe, auf dramatischer Färbung und lebhafter Malerei. Der bewußtlose Instinct der Spinne wird überlegte Handlung, die unser Interesse um so mehr in Anspruch nimmt, als sie vor unsern Augen geschieht. Das geräuschlose und selten beachtete Leben der Spinne erhält plötzlich Bedeutung, wenn es uns in sei-

nen Einzelnheiten anschaulich dargestellt wird. Durch den allgemeineren Eingang schon auf das Folgende gespannt gemacht, verweilen wir nun mit ungetheilter Aufmerksamkeit bei den Vorbereitungen zum Bau wie bei allen Einzelnheiten desselben. Bei der Schilderung der behaglichen Ruhe der Spinne wird es uns selbst wohl wohlig, und wir wünschen ihr von Herzen den fetten Braten, ohne übler von ihr zu denken, als von dem Jäger, der uns das Wild in die Küche liefert.

Das nach Umständen erforderliche nähere Eingehen auf Specialitäten versagen wir uns hier, da es bei der Behandlung nicht die geringsten Schwierigkeiten macht.

4. Das Habermuß.

(Hebel's Werke. Karlsruhe, 1843. I. 114. 1853. I. 154. — Reinick, Hebel's allemannische Gedichte. In's Hochdeutsche übertragen. Leipzig, 1851. 109. — Lüben u. Nacke, Lesebuch, VI. Nr. 6.)

1. Gedankengang.

Wir sind in einer Bauernstube. Es ist Mittag; das Mahl ist bereitet, und die Mutter ruft ihre Kinder zum Essen. Ein ärmliches Mahl ist es, was ihrer wartet, ein Brei aus Hafermehl, gekocht und aufgetragen in demselben rußigen Topfe; aber die fromme und verständige Mutter weiß die magere Speise trefflich zu würzen. Der Bibelspruch lehrt die Kinder das Dargebotene als ein Geschenk Gottes betrachten, dessen Bedeutung ihnen durch die wunderliebliche Erzählung der Mutter erst recht klar wird. Der Vater hört still zu. Er hat sich hungrig gearbeitet und will nun essen. Die Mutter versteht auch das Erzählen viel besser; ihr hören die Kinder am liebsten zu. Damit sie aber über dem Erzählen das Essen nicht vergessen, so erinnert die Mutter sie wiederholt daran, und stets mit dem Wunsche, daß Gott an ihnen die Speise segnen möge. Nun erst beginnt sie mit der Geschichte derselben.

Das winzige Körnlein ist es, worauf sie die Gedanken der Kinder zuerst lenkt. Der Vater hat es im Frühjahr in den gepflügten Acker gesäet und durch die Egge mit Erde bedeckt, damit war seine Arbeit zunächst beendet, „denn Wachsthum und Gedeihen steht in des Höchsten Hand."*) Im mehligen Körnlein steckt ein wunderbares Leben, das Keimchen, das so lange regungslos schlummert, als es nicht von der Erde bedeckt ist. Aber so-

*) M. Claudius: „Lied der Landleute zur Saatzeit." S. Leseb. IV., Nr. 1.

bald es in den aufgelockerten Boden und unter den Einfluß von Feuchtigkeit und Wärme kommt, erwacht es, streckt sich und saugt aus der umgebenden Hülle, wie ein Kind aus der Mutterbrust, Leben und Gedeihen; „es fehlt nur, daß es noch weinte.“ Allmählich wird es größer und stärker; die Nahrung der Mutter genügt ihm nicht mehr; es wird selbstständiger und sucht sich selber seine Nahrung, indem es ein Würzelchen nach unten streckt. Aber es möchte so gern auch weiter oben sich umschauen. Furchtsam, wie ein Kind, das zum ersten Mal allein das elterliche Haus verläßt, guckt's aus dem Boden heraus. Ach, um wie viel schöner ist es oben unter dem blauen Himmel, als unten im dunkeln Schooß der Erde; und Nahrung findet es ja hier auch, dafür sorgt der liebe Gott schon. Ein Englein schickt er ihm zu mit freundlichem Gruß und labendem Trank, der ihm so wohl schmeckt und es so stärkt und kräftigt. Ja auch an einer liebenden Mutter fehlt es dem Keimchen da oben nicht. Noch ist sie hinter den Bergen in ihrem Schlafgemach; aber sobald sie sich gekämmt und gewaschen, tritt sie mit dem Strickzeug hervor und wandelt die himmlische Straße, freundlich ihren Kinderchen zulächelnd. Wie gedeiht das Keimchen unter der Pflege der gütigen Mutter! Nicht umsonst ist sie so fleißig; ein Gewölk hat sie gestrickt aus himmlischen Düften, und bald tröpfelt erquickender Regen nieder, daß das Keimchen sich satt trinken kann. Ein Lüftchen trocknet es dann wieder, und das Alles gefällt ihm so wohl, daß es um keinen Preis wieder unter den Boden zurückkehren möchte.

Aber so bleibt es nicht lange. Eine bittere Zeit naht: der Nachwinter mit wolkenbedecktem Himmel, mit Schnee und Hagel. Da schaudert's dem Keimlein; es kann nicht zurück in den heimischen Grund, muß oben hungern und frieren, und die Sonne wähnt es gestorben. Da gedenkt es in seiner Noth der Tage der Kindheit und sehnt sich zurück zum elterlichen Hause und zum Schooße der Mutter. Die erzählende Mutter weiß, daß es ihren Kindern dereinst auch so gehen wird, wenn sie in der Fremde ihr Brod verdienen müssen, daß auch sie sich zurücksehnen werden zum Mütterchen hinter den Ofen; aber sie tröstet sie mit dem Schicksal des Keimchens, dem es auch bald wieder besser ging. Denn endlich beginnt der Mai; laue Lüfte wehen; die Sonne steigt kräftig empor und küßt das Keimchen, das sich kaum vor Freude zu lassen weiß. Alles wächst und blüht nun in Pracht und Fülle. Die Wiese bedeckt sich mit Gras und Blumen, der Kirschbaum mit Blüthen, es grünt der Pflaumenbaum, und Korn, Weizen und Gerste werden buschiger. Da will das Häferlein auch nicht dahinten bleiben: es spreitet die zarten Blättchen aus, der Halm schießt empor und eine Aehre schlüpft

heraus und schwankt in den Lüften. Die Geheimnisse des Wachsthums erfüllen die Mutter mit Staunen und Bewunderung. Kein Mensch kann diese Wunder thun, himmlische Engel sind es, die zwischen den Furchen wandeln und dies Alles schaffen, bis der Halm, geschmückt mit blüthenreicher Aehre, dasteht gleich einer Braut im Kirchstuhl. Aber noch hören die Wunder nicht auf. In den Blüthen entwickeln sich zarte Körnchen, und das Haferchen merkt nun, was aus ihm werden soll. Es gehört nun zu den Erwachsenen; es hat ein eigen Haus, und alle die Körnchen sind seine Kinder. Da kommen am Tage die Nachbarsleute, Käferchen und Fliegen, auf Besuch und summen den Kinderchen Wiegenlieder, und Abends, wenn jene schlafen, kommt das Johanniswürmchen mit seiner Laterne.

So vergeht die Zeit. Nach und nach ist die Wiese gemäht, die Kirschen sind gesammelt, die Pflaumen hinten im Garten gepflückt, Roggen, Weizen und Gerste eingeerntet, die armen Kinder haben die Aehren aufgelesen, und das Mäuslein hat Nachlese gehalten. Da ist auch der Hafer zur Reife gekommen; er merkt es, daß nun auch seine Zeit um ist, und fühlt sich einsam zwischen den Rüben und Kartoffeln. Was nun geschehen ist, erzählt die Mutter nicht ausführlich; die Kinder sind ja selbst dabei gewesen, als sie im Herbst den Hafer geschnitten, in die Scheune gebracht und von früh um Zwei bis Abends um Vier gedroschen haben. Endlich hat ihn des Müllers Esel geholt und als Mehl wieder gebracht, die Mutter hat ihn mit sahniger Milch gekocht und — den Kindern hat er vortrefflich geschmeckt.

So ist mit der Erzählung zugleich das Mahl beendet, die Kinder sind leiblich und geistig erquickt. Die Löffel werden abgewischt, eins der Kinder spricht ein Dankgebet, und die sorgliche Mutter schickt sie nun unter liebreichen Ermahnungen zur Schule, nicht ohne ihnen noch eine kleine Freude in Aussicht zu stellen.

2. Kurze Inhaltsangabe.

Eine Mutter ruft ihre Kinder zum Essen und erzählt ihnen während desselben die Geschichte des Hafermußes. Der Landmann säet im Frühjahr das Haferkorn, und Gott läßt es wachsen und gedeihen. Der Keim schlägt nach unten Wurzel und bricht durch die Erddecke. Thau, Sonnenwärme, Regen und trocknende Lüfte fördern das Wachsthum des jungen Pflänzchens. Unter den Stürmen des Nachwinters hat es zwar viel zu leiden, allein der Mai wirkt so wohlthätig auf dasselbe ein, daß bald der Halm emporschießt, nach und nach die Aehre sich entwickelt, Blüthen treibt und Frucht ansetzt. Nachdem Heu, Obst, Roggen, Weizen

und Gerste eingeerntet sind, beginnt auch die Ernte des Hafers. Er wird geschnitten, in die Scheune gebracht, ausgedroschen, gemahlen und endlich mit Milch zu Muß gekocht. — Nach dem Essen gehen die Kinder zur Schule.

3. Gliederung.

I. Vor dem Essen. V. 1—4.
II. Das Mahl und die Erzählung. V. 5—94.
  A. Einleitung. Die menschliche und göttliche Sorge für das Samenkorn im Allgemeinen. V. 5—8.
  B. Gottes Fürsorge im Besondern. V. 9—86.
    1. Im Frühjahr. V. 9—38.
      a. Das noch nicht gesäete Samenkorn. V. 9—12.
      b. Der Keim in der Erde. V. 13—21.
      c. Der Keim über der Erde. V. 21—38. Gott fördert sein Gedeihen:
        aa. Durch den Thau.
        bb. Durch Sonnenwärme.
        cc. Durch Regen.
        dd. Durch trocknende Lüfte.
    2. Im Nachwinter V. 39—53.
      a. Schilderung desselben. V. 39—41.
      b. Sein Einfluß auf das Keimchen. V. 42—47.
      c. Anwendung auf das menschliche Leben. V. 48—53.
    3. Im Mai und Sommer. V. 53—76.
      a. Einfluß der Maisonne auf das junge Pflänzchen. V. 53—56.
      b. Allmähliche Entwickelung der Pflanzenwelt im Frühling. V. 57—59.
      c. Der Hafer schießt in die Höhe. V. 60—68.
      d. Er blüht. V. 69 und 70.
      e. Er setzt Frucht an. V. 71 und 72.
      f. Besuch der Insekten. V. 73—76.
    4. Zur Zeit der Ernte. V. 77—86.
      a. Die Ernte im Allgemeinen. V. 77—82.
      b. Der gereifte Hafer. V. 83—86.
  C. Der Menschen Arbeit nach der göttlichen Pflege. V. 87—94.
    1. Der Hafer wird eingeerntet und gedroschen. V. 87—90.
    2. Der Müller mahlt ihn. V. 91 und 92.
    3. Die Mutter kocht das Mehl zu Brei. V. 93 und 94.
III. Nach dem Essen. V. 95—98.

4. Aeußere und innere Einheit des Gedichtes.

Die einzelnen Theile des Gedichtes bilden ein abgeschlossenes Ganzes, dessen äußere Einheit durch folgende Mittel hergestellt ist: 1) Die Mutter ist die Trägerin des Ganzen; sie ordnet das Mahl, leitet und beschließt es. 2) Das Mahl selbst giebt Veranlassung zu dem Hauptinhalte des Gedichtes, bildet die Unterlage desselben und schließt ihn wie in einen Rahmen ein. 3) Die Geschichte des Haferkörnchens bildet einen Kreislauf, dessen Ende zum Anfange zurückkehrt und so den Wechsel der dazwischen liegenden Handlungen und Erscheinungen einheitlich zusammenfaßt. Durch die passende Zusammenstellung des Lebens der Pflanze mit dem des Kindes, sowie durch die nur scheinbar unterbrechenden mütterlichen Nöthigungen und Segnungen (V. 38 u. 77) wird aber die Erzählung in Beziehung zu ihrer Einkleidung gesetzt, so daß Eins von dem Andern nicht getrennt werden könnte, ohne Bau und Gliederung (den Organismus) des Ganzen zu zerstören.

Die innere Einheit beruht auf dem leitenden Gedanken des Gedichtes, der durch die einzelnen Vorgänge und bestimmte Personen versinnlicht wird. In seiner Allgemeinheit liegt er schon in den beiden angedeuteten Tischgebeten: Gott sorgt ohne Aufhören für alle seine Geschöpfe. Im Besondern wird er veranschaulicht an der Entwickelungsgeschichte des Haferkörnchens und beziehungsweise dem Leben der Menschen. Besonders hervorgehoben wird er durch die Zusammenstellung der göttlichen Fürsorge mit der Muttersorge und Arbeit des Menschen, welche nur im Dienste jener steht, wie auch die Sonne, der Wind und die himmlischen Engel nur Vermittler der göttlichen Güte sind.

5. Die Personen.

Wie in den vorhergehenden Hebel'schen Gedichten, so ist auch in diesem Alles voll Leben und Handlung. Wir lernen nacheinander kennen: die Mutter, die Kinder, den Vater, das Keimchen, den lieben Gott, die Engel des Thaues, die Sonne, die Engel des Kornes, Käferchen, Fliege und Glühwurm, die Kinder der Armen, das Mäuslein und des Müllers Esel.

Gott erscheint uns als derselbe liebevolle Vater, als welchen wir ihn bereits beim „Kirschbaum" kennen gelernt haben.

Die Mutter ist die Seele des Hauses und eine treffliche Erzieherin ihrer Kinder. Während der Vater draußen im Freien schafft, wirkt und ordnet sie im Hause; zur Zeit der Ernte greift sie aber auch wacker bei der Feldarbeit mit an und hilft selbst

das eingebrachte Korn ausdreschen. Ihre Kinder liebt sie über Alles, darum erstreckt sie ihre Fürsorge nicht bloß auf die leiblichen Bedürfnisse derselben, sondern auch auf ihren Geist. Sie wünscht nicht bloß, daß sie wachsen und gedeihen mögen, sie will vor Allem fromme Kinder. Das einfache Mahl läßt sie dieselben mit Gebet beginnen und schließen und benutzt es zugleich als Anknüpfungspunkt zu einer erbaulichen Erzählung. Sie erreicht damit den doppelten Zweck, einmal das Gemüth der Kinder mit Dank gegen den Geber aller Güter zu erfüllen, dann, sie daran zu gewöhnen, nichts in der Natur als klein und unbedeutend anzusehen. So wird die Stunde sinnlicher Sättigung nebenbei zu einer Erbauungsstunde. Bei passender Gelegenheit läßt sie es an Ermahnungen zum Guten nicht fehlen, sie hält die Kinder zur Reinlichkeit, Ordnungsliebe, zum pünktlichen Besuch der Schule, zur Vorsicht, zur Aufmerksamkeit und zum Fleiß an.

Von dem Keimchen erhalten wir eine vollständige Lebensgeschichte. Wohlverwahrt, wie das Samenkörnchen im „Winter" (Str. 4), liegt es in seiner Hülle, dem mehligen Körnlein, wie im Schooße einer Mutter. Es schläft ruhig, spricht kein Wort, ißt und trinkt nicht; bald aber erwacht es, streckt die Gliederchen aus und sucht und findet Nahrung an der Mutterbrust, bis es den Windeln entwachsen ist und nun auf eigenen Füßen steht. Größer geworden, gefällt es ihm nicht mehr in der bekannten Welt; es ist vorwitzig und neugierig und möchte, nach Art der Kinder, gern etwas Neues sehen. Darum verläßt es das Haus der Mutter und wandert in die fremde Welt hinaus. Anfangs geht es ihm wohl; es findet mit Gottes Hülfe sein Brot und gute Menschen, die sich seiner annehmen; aber dann kommt eine böse Zeit, in der es hungern und frieren muß und Niemand sich seiner annimmt. Da gedenkt es sehnsuchtsvoll der Tage seiner Kindheit und wünscht sich zurück nach dem heimischen Grunde, zum „Mütterchen, hinter den Ofen". Allein die bösen Tage vergehen; abermals erfreut es sich der Fürsorge guter Menschen, und mit ihrer Hülfe entwickelt es sich immer stattlicher. Es gründet einen eigenen Hausstand und erhält von den Nachbarn zahlreiche Besuche.*) So hat es endlich in Leid und Freud' den Zweck seines Lebens erreicht und stirbt unter der Sichel der Schnitterinnen, nach seinem Tode noch Segen verbreitend.

Die Sonne ist eine prächtige, gütige, freundliche Frau, aber doch immer keine Mutter, da sie das ihr anvertraute Kind

*) Die unverkennbaren weitern Beziehungen auf das eheliche Leben, die besonders in dem „Eia Popeia!" auf höchst naive Weise angedeutet sind, müssen hier unberücksichtigt bleiben.

so lange vergißt, daß dieses sie gestorben wähnt. Sie erscheint uns mehr wie eine liebreiche Gouvernante, die ihre eigene Wohnung hat und sich erst kämmt und wäscht, ehe sie ihren Zögling, mit dem Strickzeug in der Hand, beaufsichtigt. Ganz vergessen kann sie denselben aber doch nicht; als sie das Kind wieder erblickt, küßt sie es so herzlich, daß dies nicht zu bleiben weiß vor Freude.

Die Engel sind Boten Gottes, die auf seinen Befehl Thau und freundliche Grüße dem jungen Pflänzchen bringen, seine Blätter weben, den Umlauf des Saftes im Halme besorgen und die Knöspchen mit künstlichen Händen an seidene Fäden hängen. Zwischen den Furchen wandeln sie auf und ab und schaffen gewaltig.

Käferchen, Fliege und Glühwurm sind drei treffliche Gesellen, namentlich der letztere, der noch mit der Laterne Nachts um neun Uhr zu Besuch kommt.

Die übrigen Personen sind in so wenigen Zügen dargestellt, daß wir eine Charakteristik derselben hier übergehen.

5. Wächterruf.

(Hebel's Werke, Karlsruhe, 1843, I. 121. 1853. 157. — Reinick, Hebel's allemannische Gedichte. In's Hochdeutsche übertragen. Leipzig, 1851. 115. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Nr. 182.)

1. Gedankengang.

Um zehn Uhr beginnt der Wächter seine Wanderung durch die stille Nacht. Lauten Rufs verkündet er die Stunde, und ernste Ermahnungen, Warnungen und Tröstungen fügt er jedem Stundenrufe bei. Bei seinem ersten Gange räth er Allen, zu beten und dann zu Bett zu gehen; den Guten wünscht er sanft und wohl zu schlafen, und beruhigend verweis't er auf den ewigen Wächter im Himmel. („Siehe, der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht." Ps. 121, 4.) Nicht Alle folgen dem Rathe des Wächters. Als er die zweite Stunde der Nacht verkündet, mag er noch Geräusch der Arbeit hören und manche Wirthshäuser erleuchtet sehen; darum mahnt er die noch Arbeitenden und die Spieler zum letzten Mal an die nothwendige Nachtruhe. Nun wird es allmählich still. Mitternacht naht. Aber durch die dunkle Nacht scheint noch hie und da ein einsames Lämpchen am Lager des Kranken oder im Stübchen eines Unglücklichen. Dort scheuchen Schmerz oder Kummer den Schlaf von den müden Augenlidern. Der Wächter kennt das; darum

wünscht er, daß Gott dem leidenden Herzen Ruhe geben, den Unglücklichen froh, den Kranken gesund machen möge. Auch Schmerz und Kummer finden endlich Erquickung im Schlaf, aber das lichtscheue Verbrechen benutzt nun die Ruhe der Schläfer, um seine dunkeln Wege zu gehen. Wohl weiß der Wächter, daß er durch seinen Ruf den Dieb nicht immer verscheucht, daß er bei aller Wachsamkeit nicht Alles sieht; aber er erinnert den Bösewicht an den Richter im Himmel, dessen Auge die ganze Nacht wacht. Um zwei Uhr naht im Hochsommer die Nacht ihrem Ende; Manchem, den die Sorge des Lebens nicht schlafen läßt, währt sie schon zu lange. Diesem will der Wächter durch Hinweisung auf Gottes Fürsorge Trost und Beruhigung verschaffen. (Ps. 127, 3. Matth. 6, 29.) Um drei Uhr endet die Wanderung des Wächters, denn der Morgen dämmert. Wie könnte er nun besser von den zu neuer Thätigkeit Erwachenden scheiden, als wenn er sie zum Dank gegen Gott auffordert, ihnen Muth einspricht und sie zum Fleiß und zu allem Guten ermahnt!

2. Inhaltsangabe.

Um zehn Uhr mahnt der Wächter Alle an das Gebet und die Nachtruhe und verweist auf den himmlischen Wächter. Um Elf fordert er die noch Arbeitenden und die Spieler auf, zu Bett zu gehen. Um Zwölf erfleht er für die Leidenden Ruhe, Frohsinn und Gesundheit. Um Eins erinnert er den Dieb an die Allwissenheit, um Zwei den Sorgenden an die Vatergüte Gottes, und um drei Uhr fordert er zum Dank gegen Gott, zum Fleiß und zu einem guten Lebenswandel auf.

3. Aeußere und innere Einheit des Gedichts.

Das Gedicht ist ein aus sechs Theilen zusammengesetztes Ganzes, dessen äußere Einheit auf zweifache Weise vermittelt wird: 1) durch den Ruf des Wächters, der in jeder Strophe mit denselben Worten beginnt; 2) durch den Wechsel der Stunden innerhalb einer Nacht, die mit Gebet beginnen und schließen soll. Die innere Einheit liegt in dem Grundgedanken, daß Gott auch des Nachts den Menschen nicht vergißt. Er spricht sich in den verschiedenen Strophen verschieden aus, nur aus der zweiten ist er nicht ersichtlich. In der ersten und letzten erscheint Gott als himmlischer Wächter im Allgemeinen, in der dritten als barmherziger Linderer alles Schmerzes und Kummers, in der vierten als allwissender Richter, in der fünften als fürsorgender Vater.

6. Der Sommerabend.

(Hebel's Werke. Karlsruhe 1848. I. 66. 1853. I. 133. Reinick, Hebel's allemannische Gedichte. In's Hochdeutsche übertragen. Leipzig 1851. 67. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Nr. 184.)

1. Gedankengang.

Wir versetzen uns in eine heitere Abendlandschaft, die von den letzten Strahlen der Sonne erleuchtet wird. Vor uns liegt ein bewässertes Wiesenthal, dessen Wände theils kahl, theils mit Fichtenwaldungen bedeckt sind. Es ist die Zeit der Heuernte. Fleißige Landleute kehren mit ihren Sicheln heim von der Arbeit nach dem im Thale gelegenen Kirchdorfe und sehen dem Untergange der Sonne zu. Einem der Landleute liegt es nahe, diesen Vorgang mit seiner eigenen Heimkehr zu vergleichen, und die Sonne überhaupt als eine handelnde Person darzustellen.

Die Sonne ist müde, sie geht still nach Hause. Ihre Strahlen verglimmen allmählich; mit ihrem Schnupftuch, einem Abendwölkchen, wischt sie sich den Schweiß von der Stirn, denn sie hat einen weiten Weg und viel zu thun gehabt; Alles in Haus, Feld, Berg und Thal will ihrer Segnungen theilhaftig werden. Den Blümchen verlieh sie Farbenschmuck, den Bienchen und Käferchen bereitete sie ihre Nahrung reichlich in den Blüthen, die reifen Fruchthülsen sprengte sie auf und erfreute mit deren Samen die hungernden Vöglein, die Kirsche röthete sie, die Aehre und den Weinstock schmückte sie mit Blüthen und Laub, auf der Wiese bleichte sie die Leinwand auch ohne des Bleichers Dank, im Dorfe trocknete sie die Wäsche und im Thale das abgemähte Gras, und das Alles in Einem Tage. Darum ist sie aber auch so schrecklich müde, dann schwitzt sie so, ruht auf dem Berge aus, lächelt uns noch ein freundliches Gutenacht zu und geht dann in ihrem Hause zur Ruhe. Der Landmann erwiedert ihren Gruß mit einem frommen: „Behüt' dich Gott!" Den Bewohnern des Thales ist sie nun entschwunden, aber der in ihrem Schein sich röthende Hahn am Kirchthurm guckt ihr noch neugierig in's Haus hinein; die Sonne merkt's, und geschwind zieht sie den rothen Vorhang zu.

Jetzt bemerkt der Landmann den aufgehenden Mond, und wie er die Sonne zu einer Frau gemacht hat, so muß sich's der Mond gefallen lassen, als Mann zu gelten, in welcher Eigenschaft er ziemlich schlecht wegkommt. Es ist schade um die gute Frau, daß sie an ihrem Manne ein solches Hauskreuz hat! Er verträgt sich so wenig mit ihr, daß er fortgeht, wenn sie

nach Hause kommt.*) Da sitzt er schon wieder im Fichtenwalde; noch zögert er, um sich erst zu vergewissern, ob sie auch wirklich fort ist. Der Landmann ruft ihm ermuthigend zu, daß sie ja nicht mehr da sei und im Augenblicke schlafen werde, und nun erst steht er auf, schaut in's Thal hinab und wird von dem Chor der Frösche begrüßt.

Die Nacht bricht herein und der Landmann denkt nun auch an das Bett. Wir dürfen aus seinen Worten schließen, daß er sich keines Unrechts bewußt ist, und daß er sich's den Tag über, gleich der Sonne, hat redlich sauer werden lassen; darum glauben wir ihm gern, daß er auch ohne Lied einschlafen und Gott ihm und seinen Genossen eine gute Nacht geben wird, die er auf dem Heimwege Allen wünscht.

2. Kurze Inhaltsangabe.

Von der Arbeit heimkehrende Landleute betrachten den Untergang der Sonne. Ihre Strahlen werden allmählich schwächer, je mehr sie sich dem Horizonte nähert. Abendwolken verhüllen sie zum Theil. Sie hat während ihrer langen Wanderung viel geschaffen, da Alles von ihr abhängig ist. Die Blume erhält durch sie ihre Farbe, und da der Honigsaft in den Blüthen auch unter dem Einfluß der Sonne entsteht, so sorgt sie mittelbar auch für viele Insecten. Sie reift ferner viele Samen und wird dadurch Ernährerin einer Menge Vögel; sie röthet die Kirsche, läßt die Aehre und den Weinstock grünen und blühen, bleicht die Leinwand, trocknet die Wäsche und dörrt das Gras zu Heu. Nun geht sie unter, beleuchtet mit ihrem letzten Strahl noch den Hahn auf dem Kirchthurm und hinterläßt am Himmel das Abendroth. Dann steigt im Osten der Mond über dem Fichtenwalde empor, die Frösche fangen an zu quaken, und die müden Landleute wollen nun nach Hause gehen und wünschen einander eine gute Nacht.

3. Gliederung.

I. Die Sonne. (Str. 1—9.)
  A. Sie nähert sich dem Horizonte. (Str. 1.)
  B. Ihre Tagsarbeit. (2—7.)
    1. Im Allgemeinen. (2.)
    2. Im Besondern. (3—7.)

---

*) In mehreren Uebertragungen heißt es: „Kommt sie nach Haus, nimmt er die Ruth'.“ Es muß offenbar heißen „den Hut“ („und chunnt sie heim, nimmt er si Huet“).

a. Sie verleiht den Blumen Farbe, (3, V. 1 u. 2.)
b. sorgt für die Nahrung der Insecten (V. 3—6.)
c. und der Vögel, (4.)
d. röthet die Kirsche, (5, V. 1 u. 2.)
e. schmückt die Aehre und den Weinstock mit Blüthen und Laub, (V. 3—6.)
f. hilft den Menschen bei ihrer Arbeit, (6 u. 7) indem sie
aa. die Leinwand bleicht, (6, V. 1—4.)
bb. Wäsche trocknet, (V. 5 u. 6.)
cc. Heu macht. (7.)
C. Sie geht unter. (8 u. 9.)
II. Der Mond. (Str. 10 u. 11.)
A. Er geht auf. (10.)
B. Er beleuchtet das Thal. (11.)
III. Die Heimkehr der Landleute. (Str. 12.)

4. Grundgedanke.

Er ist in der letzten Strophe ausgesprochen: Wer den Tag über fleißig gearbeitet und wissentlich nichts Böses gethan hat, kann ruhig schlafen. Die ganze treffliche Schilderung der Sonne dient nur dazu, diesen Grundgedanken plastisch zu veranschaulichen; selbst die scheinbar diesem Zwecke nicht dienende Herbeiziehung des Mondes unterstützt denselben. Offenbar durfte der Mond dem Sommerabend nicht fehlen; Hebel weiß ihn nun geschickt zu verwenden, indem er ihn mit der Sonne in ein unangenehm eheliches Verhältniß bringt. Dadurch ist sein isolirter Lauf symbolisch erklärt, und der Grundgedanke erhält durch die Fernhaltung des Störenden von der wohlverdienten Ruhe der Sonne noch eine weitere Versinnlichung.

Vergleichung der vorstehenden sechs Gedichte.

1. Natursinnigkeit und ein tief religiöses Gemüth treten uns aus allen entgegen. Die Religion Hebel's ist eine Religion des Lebens; darum finden wir überall lichte Heiterkeit und fröhlichen Gottesschein ausgebreitet, der uns erwärmt und Gedanken des Wohlwollens und der Liebe gegen unsere Mitgeschöpfe in uns erweckt. Gottes Fürsorge bildet in allen Gedichten entweder den ausschließlichen Grundgedanken oder ist doch wenigstens ein unentbehrlicher Theil des Thema's, wie im „Sommerabend". In 5 Gedichten (Nr. 1, 2, 3, 4, 6) sind es Scenen aus dem Naturleben, welche uns diesen

Grundgedanken versinnlichen, in dreien von diesen (Nr. 1, 2, 6) bilden einzelne oder alle Jahreszeiten die Einkleidung, in Nr. 1 der Winter, in Nr. 6 der Sommer, in Nr. 2 alle Jahreszeiten; in den beiden andern dient die Lebensgeschichte organischer Geschöpfe zur Einfassung des Thema's, in Nr. 3 die der Spinne, in Nr. 4 die des Haferkornes. In einem Gedichte nur (Nr. 5) tritt das Menschenleben in den Vordergrund; doch hat der Dichter auch hier durch die Darstellung des Menschlichen innerhalb einer Nacht uns mit in das Naturleben hineingezogen.

Die Fürsorge Gottes wird entweder an einem einzelnen Geschöpfe (Nr. 3, 4, 5) oder an mehreren zugleich (Nr. 1, 2, 6) gezeigt: dort in Nr. 3 an der Spinne, in Nr. 4 am Haferkorn und in Nr. 5 am Menschen, hier in Nr. 1 am Samenkörnchen, dem Schmetterling und dem Spatz, in Nr. 2 an der Raupe, der Biene und dem Spatz, in Nr. 6 an verschiedenen Gewächsen, Thieren und Menschen. Mit besonderer Vorliebe ist also im Pflanzenreiche das Samenkorn, in der niedern Thierwelt die Raupe und in der höhern der Spatz behandelt.

Als Vermittler der göttlichen Güte treten auf: Engel, in Nr. 4; Menschen in Nr. 1 und 4; der Kirschbaum, in Nr. 2; die Sonne, in Nr. 4 und 6; der Schnee, in Nr. 1; Regen und Wind, in Nr. 4. Am liebsten gebraucht also der Dichter die Sonne zu dem angegebenen Zwecke.

2. Die Mittel, welcher sich der Dichter bedient, um den Grundgedanken poetisch darzustellen, sind, mit Ausnahme von Nr. 5, in sämmtlichen Gedichten dieselben: 1) der Gedanke ist überall in eine Geschichte, in die Erzählung eines einzelnen Vorfalles eingekleidet; 2) das Unpersönliche ist persönlich dargestellt und handelt nicht bewußtlos, sondern aus eigenem innern Willen oder auf göttlichen Befehl; 3) Gott selbst wird, wo er auftritt, als redend eingeführt, ebenso die vernunftlose Natur; 4) die Handlung wird nicht bloß erzählt, sondern sie entwickelt sich in's Einzelnste vor unsern Augen; 5) die Mannigfaltigkeit der Scenen und Charaktere steigert die Lebendigkeit des Gedichts.

Schlußbemerkungen zu den allemannischen Gedichten.

Hebel hatte, durch die plattdeutschen Idyllen von Voß angeregt, aus einer Art von Heimweh seine poetischen Bilder in dem Dialekte ausgeführt, der in dem Winkel des Rheines zwischen dem Frickthale und dem ehemaligen Sundgau, und weiterhin

in mancherlei Abwandlungen bis an die Vogesen und Alpen und über den Schwarzwald hin in einem großen Theile von Schwaben herrscht. Er tritt darin als der eigentliche Vertreter der Sprache, der Denkart, der Gesittung und der Lebensweise seiner Landsleute hervor. Ihr Grundton ist darum ein heitrer, froher. Nichts Mattes, Flaches, Plattes und Gemeines berühren seine Verse, weil sein eigenes Wesen ebensosehr davon ablag, wie die Natur des Volksstammes, dessen Gegend und Leben er seine Gedichte verdankt. Die meisten derselben entstanden zu Karlsruhe in den Jahren 1801 und 1802. Auf den Zuspruch sachkundiger Freunde sowie aus finanziellen Rücksichten entschloß sich der bescheidene Dichter, sie ohne schriftstellerischen Namen im Wege der Subscription herauszugeben. Ueber den günstigen Erfolg derselben scheint er noch Zweifel gehegt zu haben. Scherzhaft schreibt er deswegen an einen Freund zu Müllheim:

Nein, wohl so hätt' ich au der Schmidt
Z' Hügeln überlistet mit mim Lied!
So ne gscheidte Ma, wie Ihr just sind,
Chauft e Chatz im Sack, und seig sie blind.

Geb der Himmel, aß se schöner Art,
Und mit chloren Augen use fahrt,
Wenn i 's Säckli lös und lock und sag:
„Büsli chum, und loß di seh am Tag!"

So erschien im Jahre 1803 die erste Ausgabe der allemannischen Gedichte, 32 an der Zahl. Sie fanden die günstigste Aufnahme, besonders von Seiten der Bewohner des badischen Oberlandes, und die wichtigste Anerkennung in dem Urtheile Jean Paul's, die um so erfreulicher für Hebel war, als er sich zu Jean Paul mit Begeisterung hingezogen fühlte. Dieser sagt in einem Schreiben an den Herausgeber der „Zeitung für die elegante Welt":

„Eben habe ich zum fünften oder sechsten Male eine Sammlung Volkslieder von Einem Dichter gelesen, welche in der Herder'schen stehen könnte, wenn man in einen Blumenstrauß wieder einen binden dürfte." —

„Unser allemannischer Dichter hat für Alles Leben und für Alles Sinn; das offne Herz, die offnen Arme der Liebe und jeder Stern und jede Blume wird ihm ein Mensch. Durch alle seine Gedichte greift dieses schöne Zueignen der Natur, der allegorisirenden Personification, die er oft bis zur Kühnheit der Laune steigert. Z. B. im ganzen ersten Gedicht: die Wiese."

„Es ist naiv, er ist von alter Kunst erhellt und von neuer erwärmt, — er ist meistens christlich-elegisch — zuweilen romantisch schauerlich, — z. B. in der hohen Erzählung: der Kar-

funkel, — er ist ohne Phrasentriller, — er ist zu lesen, wenn nicht Ein Mal, doch zehn Mal, wie alles Einfache. Mit andern bessern Worten: Das Abendroth einer schönen friedlichen Seele liegt auf allen Höhen, die er vor uns sich hinziehen läßt, — poetische Blumen ersetzt er durch Poesie. — Das schweizer Alphorn der jugendlichen Sehnsucht und Freude hat er am Munde, indeß er mit der andern Hand auf das Abendblühen der hohen Gletscher zeigt, und zu beten anfängt, wenn auf den Bergen die Betglocken schön herabrufen." (Band XXIV, S. 182.)

Auf diese Stimme hin konnte Hebel ruhig bei der nächsten Auflage seiner Gedichte mit seinem Namen hervortreten. Eine solche war schon im Jahre 1804 nothwendig geworden. Jetzt trat Goethe mit ausführlicher Beurtheilung des Dichters in der „Jenaischen Literaturzeitung" auf. „Der Verfasser dieser Gedichte", sagt er, „ist im Begriffe, sich einen eigenen Platz auf dem deutschen Parnaß zu erwerben. Sein Talent neigt sich gegen zwei entgegengesetzte Seiten. An der einen beobachtet er mit frischem, frohem Blick die Gegenstände der Natur, die in einem festen Dasein, Wachsthum und Bewegung ihr Leben aussprechen, die wir gewöhnlich leblos zu nennen pflegen, und nähert sich der beschreibenden Poesie, doch weiß er durch glückliche Personificationen seine Darstellung auf eine höhere Stufe der Kunst herauf zu heben. Auf der andern Seite neigt er sich zum sittlich-didaktischen und zum Allegorischen; aber auch hier kommt ihm jene Personification zu Hülfe, und wie er dort für seine Körper einen Geist fand, so findet er hier für seine Geister einen Körper. Dieß gelingt ihm nicht durchaus, aber wo es ihm gelingt, sind seine Arbeiten vortrefflich, und nach unserer Ueberzeugung verdient der größte Theil dies Lob."

„Wenn antike oder andere durch plastischen Kunstgeschmack gebildete Dichter das sogenannte Leblose durch idealische Figuren beleben, und höhern Göttern gleiche Naturen, als Nymphen, Dryaden und Hamadryaden an die Stelle der Felsen, Quellen, Bäume setzen; so verwandelt der Verfasser die Naturgegenstände zu Landleuten, und verbauert auf die naivste, anmuthigste Weise durchaus das Universum, so daß die Landschaft, in der man denn doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unserer erhöhten und erheiterten Phantasie nur eins auszumachen scheint."

An diese Stimmen reihten sich in gleichem Sinne noch andere. So verbreiteten sich die allemannischen Gedichte, allenthalben empfohlen und allenthalben willkommen, bald so weit, als die deutsche Sprache geht, und erlebten in nicht gar langer Zeit fünf Auflagen. Es konnte nicht fehlen, daß der Gedanke einer Uebertragung derselben in's Hochdeutsche hier und da rege ward und auch wirklich an einzelnen Gedichten ausgeführt

wurde. Die erste vollständige Sammlung erschien zu Bremen und Aurich im Jahre 1808*). Hebel selbst machte einen Versuch mit dem „Abendstern“, obgleich er der Uebertragung im Allgemeinen abgeneigt war. Ihm glich, wie er sich einem Freunde gegenüber treffend äußerte, eine hochdeutsche Uebersetzung seiner Lieder einem einfachen Landmädchen, das in fremdem städtischem Putze in hoher Gesellschaft eingeführt werde. Auch mit dem Vorschlage Goethe's, aus dem Hochdeutschen schickliche Gedichte in den oberrheinischen Dialekt zu übersetzen, konnte sich Hebel nicht befreunden. Er hielt die allemannische Mundart für unvereinbar mit Allem, was sie nicht in sich selbst erzeugt und geboren habe; eine Uebersetzung in der vorgeschlagenen Weise war ihm eine fremde Seele in fremdem Körper, ein Mensch von feinem Geschmacke und feinen Sitten, der auf einmal im Zwilchrocke erscheint. Dagegen gedachte Hebel später einzelnen Volksliedern aus dem „Wunderhorn“**) das Gewand seiner Gegend zu geben; es blieb jedoch beim bloßen Vorsatze.

Die metrische Form der allemannischen Gedichte ist in der Regel eine sehr einfache, nur in einzelnen längeren Gedichten ist der Hexameter gewählt, den der Bauer freilich für keinen Vers gelten läßt, da er keinen andern kennt, als den mit Schlußreimen und Assonanzen. Fünf unserer Gedichte bestehen aus Strophen von je vier (Nr. 2) oder sechs vierfüßigen Jamben mit männlichen Reimen.

Außer der allemannischen sind fast alle deutschen Mundarten mit mehr oder weniger Glück poetisch verwendet worden, doch haben wir wenig Dialektisches, was sich mit den allemannischen Liedern vergleichen könnte. Am nächsten stehen Hebel Joh. Mart. Usteri aus Zürich (1763—1827) und der noch lebende Klaus Groth aus Heide in der Landschaft Norderditmarschen (geboren 1819). Usteri's Gedichte (de Vikari und Herr Heiri)***) sind in Zürcher Mundart geschrieben und halten sich ganz eigen zwischen der Idylle und dem komischen Epos. Diese Eigenheit erklärt das Land der Entstehung, in welchem das

---

*) Unter den übrigen sind die besten die von Adrian (Stuttgart, Cotta. 1 Thlr.) und von R. Reinick (mit Holzschn. gr. 8. Leipzig, G. Wigand. 1851. Cart. 1⅓ Thlr.)

**) Diese Sammlung ergötzte Hebel ungemein. Er ließ die drei Bände in einen zusammen in Schweinsleder binden und in den Rauch hängen, um sie nachher recht con amore genießen zu können

***) Dichtungen, herausgeg. von Heß. 2 Aufl. Leipzig, 1853. 3 Bände. 2 Thlr.

Spießbürgerthum dicht neben der Ländlichkeit liegt und das Widersprechende sich die Hand reicht. Der Hexameter bildet deutlich den Schweizeraccent ab, und die Häufung der Daktylen und die verwickelten, in klarer Prosa abfließenden Perioden versinnlichen trefflich die geläufigen Zungen der Städterinnen: alles Eigenthümliche des Idioms bis auf die französischen Brocken ist genau beobachtet. Wir geben als Probe ein Stück aus

Herr Heiri.

Chömed nu nächer, ihr Lüüt! Die Fraue sind ja bym Kaffi,
Und da stört si kei Seel: i glaube, rief me: „das Huus brünnt!"
Gryfed si z'erst na der Tasse, und na der Tiere [1]) die Bsinntre. [2])
Aber was säged si denn? Du Närrsch! bist nie no derby gsi?
„No es Täßli, Frau Baas?" — I danke verbindli — „Me gaht ja
Nüt uf eim Bei, Frau Baas?" — Hä nu, us schuldiger Achtig!
„No es Täßli, Frau Baas?" — I glaube, Frau Baas, Si vexired;
Weeger [3]), i müeßt mi ja schäme. — „I bitte, wozue doch die Umständ?
Aller guete Dinge sind drüü." — I nimm's als Bifehl a.
„No es Täßli, Frau Baas?" — Nei weeger, jetzt müeßt i verspringe!
„'s git no wohl en Winkel: Si gsehnd wie d'Täßli so chly [4]) sind."
Nei wahrhaftig, es thuets nüd! — „I la nüd nahe." — So seys denn!
„No es Täßli, Frau Baas?" — Was denket Si au, Frau Baas Amtme!
Wär me nu es Faß! denn excellentere Kaffi
Trinkt me nienen [5]) als da: des mueß i säge. — „Nu ja denn,
Wenn i ne glaube darf, so bitti." — 's ist würkli doch gar z'viel.
„Incomodiert er Si öppe [6])?" — O nei, Frau Baas Amtme! 's Cunträri:
Chopf- und Magebschwerde, das mueß i säge, die nimmts mer

1) Kaffeetière. 2) Besonneren. 3) wahrlich. 4) klein. 5) nirgends. 6) etwa.

Suuber und glatt eweg. — „Drum wege der schätzbare Gsundheit
No es Täßli, Frau Baas!" — Nei nei! jetzt müeßt mers verbette.
Gnueg ist gnueg. — „I gahne nüd z'ruck." — I bitte doch höfli.
„'s ist der Gsundheit wege." — Da cha me fryli nid abschlah!
„No es Täßli, Frau Baas?" — By Lyb und Läbe! es gaht mer
Währli scho bis da ufe. — „Si spassed: 's ist ja nur Brüehe."
Aber chräftigi Brüehe; und Milch und Zucker und Murre; [1])
Denked Sie au, Frau Baas Amtme! i glaube, es chäm zum e Rüüschli.
„Daruf wend mers doch wage: i gsäch Sie so gern mit em Rüüschli.
Mached Sie mer doch die Freud!" — Uf Ihri Gfahr, Frau Baas Amtme!
„No es Täßli, Frau Baas?" — Jetzt blyb i fest wie nen Felse.
Sibe Tasse ist, mein i, e Schöns: es möchts chuum en Tröscher.
„Sibe Tasse sind ungrad: das chan i währli nid zuegäh: [2])
's gäb e schlaflosi Nacht. I gwahre aber, das Kaffi
Wird es bitzeli trüeb; send, Lisebeth, mached e frisches!" —
Wend mer si au no cho lah, die ander Tiere? I denke,
Nei: denn d' Wahret z'gstah, es gaht mer au bis da ufe.

Klaus Groth's Gedichte erschienen zuerst 1852 unter dem Titel: „Quickborn, Volksleben in plattdeutschen Gedichten ditmarscher Mundart. Mit einem Glossar von Prof. K. Müllenhoff. Hamburg, Perthes, Besser und Mauke" (1 Thlr.), und erlebten rasch hinter einander mehrere Auflagen. Außer der Natur und dem ländlichen Leben entnommenen Stoffen behandeln sie auch Sagen der Vorzeit mit großer Gewandtheit. Die Hebel'sche Heiterkeit darf man in ihnen nicht suchen; der nordische Ernst blickt überall hindurch; sie stehen zu den allemannischen Gedichten in demselben Gegensatze, wie die Marschen der Nordsee zu den lieblichen Geländen Schwabens. Ueber die angewendete Mundart bemerkt übrigens der Dichter: „Das Plattdeutsche ist keine Mundart in dem Sinne eines verderbten, plat-

---

1) Weißbrot. 2) zugeben.

ten Hochdeutsch, sondern vielmehr ist das Hochdeutsch eine nachgeborne Schwester des Plattdeutschen, das gleichaltrig neben allen übrigen germanischen Sprachen steht, obgleich es nur in einem seiner Dialekte, dem Holländischen, als Schriftsprache fortlebt." Wir wählen zur Vergleichung mit Hebel's „Sommerabend" als Probe:

Abendfreden. 1)

1. De Welt ist rein so sachen, 2)
Als leeg se deep 3) in Drom,
Man hört ni ween'n noch lachen,
Se's lisen as en Bom.

2. Se snackt 4) man mank de Bläder,
As snack en Kind in Slap,
Dat sünd de Wegenleder
Vör Köh und stille Schap.

3. Nu liggt dat Dörp 5) in Dunkeln
Un Newel hangt dervör,
Man hört man eben munkeln,
As keem't vun Minschen her.

4. Man hört dat Veh int Grasen,
Un Allens is in Fred,
Sogar en schüchtern Hasen
Sleep 6) mi vör de Föt. 7)

5. Das wul de Himmelsfreden
Ahn Larm un Strit un Spott,
Dat is en Tid tum Beden —
Hör mi, du frame Gott!

W. Bornemann schrieb Gedichte in altmärkischer Mundart (6. Aufl. 1854. Berlin, Deckersche Geh. Oberhofbuchdr. 1½ Thlr.), von denen eins: „De olle Fritz", im 5. Theile unseres Lesebuches mitgetheilt ist.

---

1) Abendfrieden. 2) leise, still. 3) tief. 4) spricht. 5) Dorf. 6) schlief. 7) Füßen.

II. Hochdeutsche Gedichte.

7. Sommerlied.

(Hebel's Werke. Karlsruhe, 1843. II. 123. 1853. I. 240. — Lüben und Nacke, Lesebuch, III. Nr. 87.)

1. Gedankengang.

Der Dichter schildert uns eine Sommerlandschaft und knüpft daran erbauliche Gedanken. Unser Blick verweilt zuerst auf den blauen Bergen der Ferne, die durch ihre reine Luft und ihre Quellen ein Segen für die Ebene werden. Die den Bergen entfließenden Bächlein bewässern frische und kräuterreiche Wiesen, an deren Grashalmen (Schmehle) der Thau glänzt. Den Fuß der Berge umgürten Laubwaldungen, in denen muntre Vögel Gottes Lob singen, und an sie schließen sich Obstgärten an. Der übrige Theil der Landschaft wird von wogenden Kornfeldern erfüllt. Das Ganze aber überwölbt der blaue Himmel mit der strahlenden Sonne und den weißen Wölkchen, die still dahin ziehen wie Gottes Schäfchen auf der himmlischen Weide. Dieses Bild des Friedens in der Natur erweckt in dem Beobachter den Wunsch nach dem innern, dem Herzensfrieden, der uns erst den wahren Genuß an der Natur, die rechte Freude verleiht. Aber der Frieden in der Natur ist kein dauernder. Ein Gewitter zieht herauf. Der Vögel Lied verstummt. Der Sturm erhebt sich und wühlt die Wasser auf. Zuckende Blitze leuchten weit über die Landschaft hin, und lange harrt alles Lebendige, bis der betäubende Donner nieder prasselt. Dieser Wechsel der Natur vom Frieden zum wildesten Aufruhr berührt das Innere des Menschen nicht, wenn er jenen Herzensfrieden besitzt; mit ruhigem Gewissen schaut er dann selbst in den Blitz des Weltgerichts und erbebt nicht, wenn auch der Grund der Erde erschüttert würde.

Eine nun folgende Inhaltsangabe der einzelnen Strophen ist um so leichter, als die Anfangszeilen jeder Strophe den Hauptgedanken derselben aphoristisch angeben.

2. Gliederung.

I. Eine Sommerlandschaft bei schönem Wetter. (Str. 1—6.)
   A. Der Frieden in der Natur. (Str. 1—5.)
      1. Blaue Berge.
      2. Frische Matten.
      3. Schlanke Bäume.
      4. Grüne Saaten.
      5. Heiterer Himmel.
   B. Der Frieden im Menschenherzen. (Str. 6.)

II. Eine Sommerlandschaft beim Gewitter. (Str. 7—9.)
   A. Der Aufruhr in der Natur. (Str. 7 u. 8.)
      1. Die Vorboten desselben.
      2. Die Entladung des Gewitters.
   B. Die Ruhe eines guten Gewissens. (Str. 9.)

3. Grundgedanke.

Die Schilderung der Sommerlandschaft ist nur Nebenzweck. Der Dichter entwirft sie, um neben dem Wechsel in der Natur die unveränderliche Ruhe eines guten Gewissens recht anschaulich darzustellen und kräftig hervorzuheben. Der Grundgedanke liegt deshalb in der 6. und 9. Strophe: Bei einem guten Gewissen werden wir die Schönheit der Natur erst vollständig genießen und in den Schrecken derselben nicht erzittern.

4. Form der Darstellung.

Das trochäische Versmaß paßt trefflich zur Darstellung dieses ernsten Gedankens. Jede Strophe bildet ein kleines Bild für sich mit passender Ueberschrift und in der prägnantesten Fassung. Mit Ausnahme von Str. 4 und 9 bewegen sich sämmtliche in kurzen Hauptsätzen.

8. Räthsel. (Der Bienenkorb.)

(Hebel's Werke. Karlsruhe, 1843. II. 194. 1853. I. 280. — Lüben und Nacke, Lesebuch, III. Nr. 74.)

1. Andeutungen zur Lösung des Räthsels.

Der Gegenstand des Räthsels wird eine Stadt genannt, und von ihr zunächst ausgesagt, daß sie wundervoll (wunderbar) sei und Tausende kleiner, vor dem Einfluß des Wetters geschützter Häuser habe. Worin dieser Schutz bestehe, sagt uns die letzte Zeile: in einem Strohdach. Eine wirkliche Stadt mit einem Strohdache giebt es aber nicht, mithin muß der Dichter etwas Anderes damit meinen. Stellen wir die weiteren Eigenthümlichkeiten der Stadt einmal zusammen. Sie ist stets mit Soldaten besetzt, die täglich ihre Waffen gebrauchen; sie treibt nebenbei Gewerbe; ihre reichen Pflanzorte oder Niederlassungen blühen weit umher; sie handelt mit süßem Gut; die Bewohner haben edle Triebe und zeichnen sich durch Fleiß, Ordnungsliebe, Treue und Ehrfurcht vor dem Throne aus. Eine eben so reiche Handels-, Garnison- und Residenzstadt, deren Bewohner nur mit

süßem Gute Handel treiben und doch täglich ihre Waffen gebrauchen, giebt es in keinem menschlichen Staate. Es liegt deshalb nahe, ihn unter den Thieren zu suchen, die oft in ihren Eigenthümlichkeiten Verwandtschaft mit menschlichem Thun und Treiben haben. Die meisten Kinder werden jetzt schon auf den Bienenstaat kommen, weniger geweckte dürften nach Hinweisung auf die Waffen der Bewohner, auf das süße Gut, die blühenden Kolonien u. s. w. das Räthsel bald errathen.

2. Literatur-historische Bemerkungen.

Hebels Räthsel und Charaden, welche gleichzeitig mit den allemannischen Gedichten entstanden, verdanken der Geselligkeit ihren Ursprung. Der Gesandtschaftssekretair Kölle (der „Adjunkt") erzählt in seinen Beiträgen „zu Hebel's Ehrengedächtniß": „Fabelhaft unsinnige Räthsel gehörten zu unserer täglichen Belustigung an der Wirthstafel im Gasthof zum Erbprinzen. Tieck, damals gichtkrank, speiste daselbst. Unser tolles Treiben bewog ihn, anderwärts sein Mittagsmahl zu suchen; da hörte er aber stets dieselben Räthsel, welche inzwischen in Umlauf gekommen waren, und capitulirte demnach mit uns, wir sollten es bis zum Nachtisch unterlassen, was aber schlecht gehalten wurde, indem der oder die, wem etwas recht Tolles durch den Kopf ging, unwillkürlich auflachte und nun nicht umhin konnte, den Vertrag zu brechen." Die eigentliche „Charaden- und Räthsel-Akademie", wie sie Hebel nannte, war jedoch das Drechsler'sche Kaffeehaus. Hier hatte die Unterhaltungsgabe Hebels bald eine Reihe von Besuchern angezogen, die ihren Scharfsinn in Errathung von Räthseln übten und zeigten. Hebel ward durch diese Uebung zu eigener Schöpfung aufgemuntert, und so entstand eine Reihe von Räthseln (wir besitzen deren 118), die zum Theil rein lokal, unbedeutend und sogar jetzt nicht mehr verständlich sind, zur großen Mehrzahl aber zu dem Trefflichsten gehören, was in diesem Fache geleistet worden ist. Dies gilt besonders von seinen „Trugcharaden", in denen er, mit seltener Kunst und Schalkheit, dem Leser hervorstechende Merkmale eines Gegenstandes, den er gar nicht meinte, giebt, und die fast über die Leichtigkeit der Aufgabe Erzürnten mit dem Rathe, noch einmal zu rathen, am Ende zu neuem Nachdenken hinreißt.*)

---

*) Als ergötzliche Probe theilen wir folgendes mit:
Ihr schlaft oft kaum,
Und es besucht euch auf dem weichen Flaum
Mein Erstes bald,
Umgaukelt euch in lieblicher Gestalt;

III. Erzählungen.

9. Seltsamer Spazierritt.

(Hebel's Werke. Karlsruhe, 1843. III. 89. 1853. II. 60. — Lüben und Nacke, Lesebuch, III. Nr. 78.)

1. Erläuterungen.

„selb Dritt", selbst der Dritte, d. h. mit zwei Personen zusammen; der Dritte war hier der Esel.

„curiose Gesellen", sonderbare, seltsame Gefährten oder Genossen.

2. Inhaltsangabe in kürzester Fassung.

Ein reitender Mann und dessen zu Fuß nebenher laufender Sohn lassen sich durch die verschiedenen Zurechtweisungen von vier Wanderern endlich bestimmen, ihren Esel auf den Schultern nach Hause zu tragen.

3. Gliederung.

I. Die Heimkehrenden und der erste Wandrer.
   1. Der Vater reitet, der Sohn läuft nebenher.
   2. Die Zurechtweisung des Vaters.

II. Die Heimkehrenden und der zweite Wandrer.
   1. Der Sohn reitet, der Vater geht zu Fuß.
   2. Die Zurechtweisung des Sohnes.

III. Die Heimkehrenden und der dritte Wandrer.
   1. Vater und Sohn reiten.
   2. Die Zurechtweisung Beider.

IV. Die Heimkehrenden und der vierte Wandrer.
   1. Vater und Sohn gehen zu Fuß.
   2. Die Zurechtweisung.

V. Vater und Sohn tragen den Esel heim.

Ein leis Geräusch, und ihr erwacht,
Verschwunden ist es, einsam ist die Nacht.
Das Zweite kommt im Druck ans Licht:
Es wird verlegt von Jahr zu Jahr;
Vom Ganzen giebt's manch Exemplar.
Ihr meint, ihr habt's: ein Traumbuch ist es nicht.'
Wenn nicht ein Sprüchwort lügt,
So soll es in des Krämers Nischen
Sich öfters mit dem Pfeffer mischen.
(Auflösung: Mausdreck.)

4. Die handelnden Personen.

Vater und Sohn sind ein paar fügsame Gesellen, die sich deshalb gefallen lassen müssen, oft getadelt, unverständig und seltsam genannt, ja mit Schlägen bedrohet zu werden.

Die vier Wanderer wissen ihre Zurechtweisungen trefflich zu begründen. Die beiden ersten lassen es dabei bewenden; der dritte tritt derber auf, indem er eine Drohung hinzufügt, und der vierte schickt eine Verwunderung voraus. Ihre Aeußerungen sind aber nicht bedingt durch ihren eigenthümlichen Charakter, sondern durch das Benehmen der ihnen Begegnenden: denn jeder Andere würde vielleicht unter denselben Umständen dieselben Aeußerungen gethan haben. Sie sind also nicht Vertreter einer besondern Art von Menschen, sondern sie dienen dem Verfasser nur dazu, die Verschiedenheit der menschlichen Urtheile im Allgemeinen zu veranschaulichen, und als nothwendiges Mittel zur Darstellung des Charakters der Heimkehrenden.

5. Grundgedanke.

Die durch ihre Handlungsweise charakterisirten Hauptpersonen sind aber wieder nur Mittel zur Versinnlichung einer allgemeinen Wahrheit, daß es nämlich unmöglich ist, es allen Leuten recht zu machen. Daraus dürfen wir indessen nicht folgern, daß wir die Urtheile Anderer ganz unberücksichtigt lassen sollen. Was soll nun unsere Handlungsweise bestimmen?

10. Du sollst dich nicht rächen.

Aus den: „Denkwürdigkeiten aus dem Morgenlande."

(Hebel's Werke. Karlsruhe, 1843. III. 10. 1853. II. 7. — Lüben und Nacke, Lesebuch, III. Nr. 79.)

1. Erläuterungen.

„— wo es bisweilen etwas ungerade hergehen soll", nicht in der gesetzlichen Ordnung, weil das Oberhaupt des Staates an kein Gesetz gebunden ist, sondern nach eigener Willkür handelt; dadurch werden aber die Begriffe von Recht und Unrecht überhaupt verwirrt und führen zu ungesetzlichen Handlungen.

2. Inhaltsangabe.

Ein reicher Mann mißhandelt einen, ihn um eine Wohlthat anflehenden Armen und wirft ihn zuletzt mit einem Steine. Der Arme steckt diesen in die Tasche und trägt ihn fortwährend bei

sich. Nach langer Zeit verliert der Reiche wegen eines Verbrechens sein ganzes Vermögen und wird noch obendrein dazu verurtheilt, rückwärts auf einem Esel sitzend durch die Stadt zu reiten. Der Arme erkennt in dem Verbrecher seinen Beleidiger und greift schon nach dem aufgehobenen Steine, um sich an jenem zu rächen, als er sein Unrecht einsieht, den Stein fallen läßt und bewegt davon geht.

3. Die handelnden Personen.

Der Reiche ist hartherzig, beurtheilt seine Nebenmenschen nur nach Stand und Vermögen und richtet danach sein Betragen gegen sie ein. Darum verweigert er dem Armen nicht bloß die erbetene Wohlthat, sondern mißhandelt ihn auch auf rohe Weise. Dies Betragen ist aber nicht bloß schlecht, sondern auch unklug, da er sich dadurch Feinde macht, die ihm später schaden können. Bei einem solchen Menschen kann es nicht auffallen, wenn er zum Verbrecher wird.

Der Arme zeigt durch die Aufbewahrung des Steines, daß er den Entschluß gefaßt hat, sich zu rächen. Nur die Klugheit hält ihn davon ab, dies sogleich zu thun: an einem reichen und glücklichen Feinde sich zu rächen hält er für thöricht und gefährlich. Hätte er die Worte gekannt: „Die Rache ist mein ꝛc." oder „Liebet eure Feinde" u. v. a., so würde er vielleicht sofort dem Beleidiger vergeben haben. Erst als er diesen im Unglück sieht, schwindet sein Haß und macht edleren Gefühlen Platz. Er erkennt, daß ein Höherer gerichtet hat. Die innere Bewegung, die sich bei seinem Fortgehen auf dem Gesichte ausprägt, läßt vermuthen, daß ihm das Schicksal seines Feindes tief zu Herzen geht, daß er es vielleicht bereut, nicht schon von Anfang an sich allein auf das göttliche Strafgericht verlassen zu haben. Wäre er ein Christ gewesen, so könnten wir seine Handlungsweise nur zum Theil billigen; als Muhamedaner handelte er durchaus musterhaft.

4. Grundgedanken.

Von den Lehren, welche Hebel seiner Erzählung beifügt, ist die erste eine reine Klugheitsregel; die zweite spricht den Hauptgedanken aus, wie ihn die Ueberschrift der Erzählung kurz wiedergiebt.

11. Der König und sein Nachbar.

(Hebel's Werke, Karlsruhe, 1843. IV. 239. 1853. III. 125. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Nr. 97.)

1. Erläuterungen.

Mit dem hier erwähnten Lustschloß ist das von Friedrich II. in der Nähe von Potsdam erbaute Schloß Sanssouci (ohne Sorgen) gemeint.

„Der geneigte Leser“, ein Leser, der bereit gewesen ist, die Erzählung zu lesen.

„Wie hoch haltet ihr es?“ was fordert ihr dafür?

„Wunderlicher Mensch“, seltsamer Mensch.

„taxiren“, abschätzen, den Werth bestimmen.

„Das Kammergericht“, die höchste Gerichtsbehörde im preußischen Staate.

Der König wird ein gerechter Herr genannt, weil er Alles den Gesetzen gemäß entschied; „er konnte überaus gnädig sein“, heißt hier so viel als: sehr herablassend gegen seine Unterthanen sein.

Der Müller war herzhaft, d. h. jeder Gefahr gegenüber ohne Furcht; er war auch freimüthig, d. h. er redete furchtlos, weil er das Recht bedroht sah. Die Herzhaftigkeit zeigt sich vorzugsweise im Handeln, Freimüthigkeit ausschließlich im Reden.

2. Inhaltsangabe.

In der Nähe des Schlosses Sanssouci, welches Friedrich's II. Lieblingsaufenthalt war, stand eine Windmühle*), welche die Umgebung des Schlosses verunzierte und durch ihr Geklapper dem König lästig wurde. Derselbe suchte deshalb den Besitzer der Mühle zu bewegen, sie ihm käuflich abzulassen. Dazu verstand sich jedoch der Müller aus Liebe zu seinem ererbten Besitze nicht, und als der König mit Gewalt drohte, berief er sich kühnlich auf die richterliche Entscheidung des Kammergerichts in Berlin. Da stand der König von seinem Vorhaben ab und unterhielt fortan die beste Nachbarschaft mit dem Müller.

3. Die handelnden Personen.

Friedrich II. lernen wir hier als einen König kennen, der trotz seiner hohen Würde auf das herablassendste mit seinem Nachbar redet und die Freimüthigkeit desselben schätzt. Unsere volle Achtung nöthigt er uns aber dadurch ab, daß er dem Gesetz sich unterordnet und auch dem Geringen Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Der Müller ist ein Mann, der sowohl den Kopf, als das Herz auf dem rechten Flecke hat. Er besitzt einen für seinen Stand völlig ausreichenden Grad von Bildung. Er ist im Reden sehr gewandt und spricht darum auch mit Personen aus höhern

*) Hebel macht sie unrichtig zu einer Wassermühle.

Ständen ohne Verlegenheit und ohne Verstöße gegen die Schicklichkeit. In seinem Herzen nährt er eine kindlich fromme Dankbarkeit gegen seine Eltern. Was er von diesem überkommen, hält er hoch und theuer und ist eifrig bemüht, es seinen Nachkommen unverkürzt zu erhalten. Er ist ein warmer Freund des Rechts und der Wahrheit, und es fehlt ihm nicht an Muth, diese heiligen Güter des Menschen auch da zu vertheidigen, wo er den Zorn irgend eines Gewaltigen auf sich lud. Wegen seiner Gerechtigkeitsliebe und Freimüthigkeit wird er von Allen, die ihm nahe stehen und genauer kennen, hochgeachtet, und selbst sein König ehrt ihn.

4. Zweck der Erzählung.

Der Verfasser will uns die Hoheit zweier Tugenden an einem Beispiele veranschaulichen, der Freimüthigkeit und der Gerechtigkeitsliebe. Die erstere mußte er an einem Niedrigstehenden zeigen, weil die freie Rede eines Gebietenden keinen Muth voraussetzt; die letztere dagegen wird am ersichtlichsten bei dem Mächtigen, der gewohnt ist, seinen Willen überall befolgt zu sehen.

5. Form der Darstellung.

Der erste Theil der Erzählung ist im erzählenden Tone abgefaßt, der zweite hat die Form eines Gesprächs. Den Uebergang von jenem zu diesem macht die Frage des geneigten Lesers: „Ein König .... niederreißen?" Demnach ist der zweite Theil als die Antwort auf diese Frage anzusehen.*)

12. Kaiser Napoleon und die Obstfrau in Brienne.

(Hebel's Werke, Karlsruhe, 1843. III. 170. 1853. II. 114. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Nr. 99.)

1. Erläuterungen.

„Die Obsthändlerin bekam manchen schönen Batzen von ihm zu lösen", sie nahm manchen Groschen für Obst von ihm ein.

„Der beste Kopf", das beste Gedächtniß. „Das erkenntliche Gemüth", ein Gemüth, das für empfangene Wohlthaten thätig dankbar ist.

---

*) Ueber Hebel's eigenthümliche Darstellungsweise s. unten.

„ein sparsames Abendessen", ein spärliches, geringes.

„ihr geht nicht mit der Wahrheit um", ihr redet nicht die Wahrheit.

„Die Frau war vor Freude und Schrecken und Dankbarkeit ganz außer sich", vor Freude wegen des unvermutheten Besitzes einer für sie so bedeutenden Summe, vor Schrecken, weil sie in dem Unbekannten plötzlich den mächtigen Kaiser vor sich sieht, vor Dankbarkeit, weil sie das Geld als ein unverdientes Geschenk betrachtet.

2. Inhaltsangabe.

Als Kaiser Napoleon in seiner Jugend die Kriegsschule zu Brienne besuchte, wendete er einer Obsthändlerin manchen Groschen zu. Bei seinem Abgange von der Schule blieb er ihr jedoch einige Thaler schuldig, wegen deren Bezahlung die Frau sich nicht bloß mit einer mündlichen Versicherung begnügte, sondern ihm auch noch alles Gute auf den Weg wünschte. Während der nun folgenden Erlebnisse, die den jungen Soldaten auf die höchste Stufe menschlicher Macht brachten, vergaß er aber seines der Obstfrau gegebenen Versprechens, und erinnerte sich desselben nicht eher wieder, als bis er als Kaiser die Stadt Brienne besuchte. Sofort sucht er die Wohnung der Obstfrau auf, läßt sich mit ihr in ein Gespräch ein, um zu erfahren, ob sie sich seiner Schuld noch erinnere, und als dies nicht der Fall ist, giebt er sich ihr als Kaiser und Schuldner zu erkennen, läßt ihr 1200 Franken auszahlen, an Stelle des alten ein neues Haus bauen und ihre Kinder anständig versorgen.

3. Gliederung.

I. Die Schuld.
  A. Napoleon auf der Kriegsschule zu Brienne.
  B. Sein Verkehr mit der Obsthändlerin.
  C. Der letzte Kauf.
    1. Sein Versprechen.
    2. Das Vertrauen und die Uneigennützigkeit der Obstfrau.

II. Das Vergessen der Schuld.
  A. Angabe des entschuldigenden Grundes im Allgemeinen.
  B. Im Besondern.
    1. Napoleon wird General.
    2. Sein Feldzug in Italien,
    3. in Aegypten und Syrien.
    4. Seine Rückkehr nach Paris.
    5. Er wird Consul und
    6. endlich Kaiser.

III. Die Bezahlung der Schuld.
  A. Die Erinnerung an dieselbe.
  B. Der Besuch bei der Obsthändlerin.
    1. Das Gespräch des Kaisers mit derselben.
    2. Er giebt sich ihr zu erkennen.
    3. Die Vergeltung.
      a. Auszahlung einer großen Summe.
      b. Bau eines Hauses.
      c. Versorgung der Kinder.

4. Die handelnden Personen.

Napoleon war in seiner Jugend sehr fleißig, ohne deshalb unempfänglich für unschuldige Genüsse zu sein. Namentlich aß er gern Obst, so gern, daß er sich den Genuß desselben selbst dann nicht versagen konnte, wenn er kein Geld hatte. Er bezahlte jedoch die gemachten Schulden regelmäßig und erwarb sich dadurch das Vertrauen der Obstfrau in einem solchen Grade, daß sie ihm auf sein bloßes Wort einige Thaler borgte, die er ihr bei seinem Abgange von der Schule für Obst schuldete. Diese Schuld war eine leichtsinnig gemachte, da er nicht wissen konnte, ob er jemals im Stande sein werde, sie zurückzuzahlen. Daß er sie auf seiner kriegerischen Laufbahn vergaß, war nicht zu verwundern; er erinnert sich ihrer aber sofort, als er den Ort wieder sieht, wo er sie gemacht. Sein Gedächtniß ist ein gutes, da er nach so langen Jahren, in denen Tausende berühmter Namen an sein Ohr tönten, selbst den der unbedeutenden Obstfrau nicht vergessen hat. Seine Dankbarkeit und Gewissenhaftigkeit ist aber noch größer, als sein Gedächtniß. Er verschmäht es nicht, das ärmliche Stübchen seiner Schuldnerin zu besuchen und sich mit ihr leutselig zu unterhalten. Das Vertrauen der Obstfrau belohnt er durch eine kaiserliche Wiedererstattung der Schuld und außerdem noch durch besondere Wohlthaten.

Die Obsthändlerin ist eine freundliche, gefällige und uneigennützige Frau, da sie auf die Gefahr hin, ihre Schuld nie getilgt zu sehen, dem ihr lieb gewordenen Jünglinge bereitwillig borgt, ihm deshalb nicht zürnt, sondern vielmehr alles Gute wünscht. Das Vergessen der für sie bedeutenden Schuld zeugt entweder von einem schlechten Gedächtniß, oder von leichtsinniger Haushaltung, die Ausgabe und Einnahme nicht ordentlich vermerkt, oder endlich von großem Zartgefühl, das sie verhindert, ein jugendliches Vergehen ihres geliebten Kaisers bekannt werden zu lassen. Wir haben Ursache, das Letztere anzunehmen, da sie sich noch recht gut des frühern Verkehrs mit dem Kaiser erinnert und auch als reinliche, ordentliche Hausfrau zeigt. Für das ihr erwiesene Gute zeigt sie sich dankbar.

5. Zweck der Erzählung.

Der Verfasser will durch ein Beispiel von der Gewissenhaftigkeit des Kaisers Napoleon in kleinen Dingen sowie von seiner Dankbarkeit gegen tief unter ihm Stehende die Bewunderung und Achtung des Lesers erwecken.

Die Vergleichungspunkte mit der vorigen Erzählung liegen sehr nahe.

13. Das Mittagessen im Hof.

(Hebel's Werke, Karlsruhe, 1843. III. 16. 1853. II. 11. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Nr. 136.)

1. Erläuterungen.

„— mit manchen Menschen auszukommen", friedlich zu leben, sich zu vertragen.

„— nicht schlimm, sondern nur wunderlich", nicht eigentlich böse, sondern nur launenhaft.

2. Inhaltsangabe.

Ein launenhafter Herr, dem sein Bedienter selten etwas recht machen konnte, kam verdrießlich zum Mittagessen und warf in dieser Stimmung die Schüssel mit Suppe in den Hof hinab. Der Diener besann sich kurz, warf auch Fleisch, Brot, Wein und Tischtuch der Suppe nach und erklärte seinem, ihn zornig zur Rede stellenden Herrn, daß er geglaubt habe, das Mittagessen solle bei dem so schönen Wetter im Hofe gehalten werden. Der Herr erkannte seinen Fehler, heiterte sich auf und war dem Diener im Herzen dankbar für die gute Lehre.

3. Die handelnden Personen.

Der Herr ist nicht eigentlich böse, sondern nur launenhaft. Dieser Fehler ist so tief gewurzelt, daß nur eine sehr derbe, den Fehler recht stark hervorhebende, thätsächliche Belehrung geeignet ist, ihn den Herrn erkennen zu lassen. Dieser erkennt aber nicht bloß seinen Fehler, sondern legt ihn auch ab und ist für die erhaltene Lehre dankbar.

Der Diener kennt seinen Herrn genau und versteht mit ihm umzugehen. Da sein Herr einer Belehrung durch Worte unzugänglich ist, so belehrt er ihn durch die That, indem er ihm das Unsinnige seiner Handlungsweise durch die Wiederholung derselben im hellsten Lichte zeigt. Durch seine Entschuldigung und den Hinweis auf die Schönheit der Natur und das fröhliche Mittagsmahl der Bienen verwandelt er den Zorn des Herrn in tiefe Beschämung und erwirbt sich dadurch dessen Dank.

4. Grundgedanke.

Durch geeignete Belehrung ist es möglich, auch den wunderlichsten Menschen zu bessern.

14. Das seltsame Recept.

(Hebel's Werke, Karlsruhe, 1843. III. 142. 1853. II. 96. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Nr. 140.)

Diese ergötzliche kleine Geschichte, in welcher erzählt wird, wie ein Bauer durch einen drolligen Einfall sich in der Noth zu helfen weiß, soll eben weiter nichts, als ein reiner Spaß sein und würde durch eine eingehendere Behandlung ihrer Würze beraubt werden. — Das „Item" (desgleichen) zum Schluß, das Hebel gern gebraucht, drückt nur allgemein etwas Folgendes aus.

15. Die gute Mutter.

(Hebels Werke. Karlsruhe, 1843. IV. 11. 1853. II. 243. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Nr. 87.)

1. Erläuterungen.

„Rebhäuser", die Häuser in den Weinbergen.
„discuriren", sich unterhalten.

2. Inhaltsangabe.

Eine Schweizerin, die bei der im Elsaß liegenden französischen Armee einen Sohn hatte, von dem sie lange nichts erfahren, beschloß, ihn aufzusuchen. Sie fuhr deßhalb mit der Post von Basel durch das Sundgau, entschlossen, ihre Reise bis nach Straßburg und Mainz fortzusetzen, wenn sie das geliebte Kind nicht früher antreffen sollte. Zwei Stunden vor Colmar fuhr sie gegen Abend vor dem Lager der Armee vorüber, ohne zu ahnen, wie nahe sie ihrem Sohne gewesen war. In der Stadt angekommen, wagte sie von Bangigkeit und Hoffnung bewegt, lange nicht, sich nach ihrem Sohne zu erkundigen, bis sie den Diener des Wirths heimlich nach ihm fragte. Als dieser erklärte, daß es der General sei, nach dem sie gefragt, meinte sie, es sei Spaß; als aber der Wirth und ein Officier die Aussage des Dieners bestätigten, da gab sie sich in ihrer Freude als Mutter zu erkennen, obgleich sie sich schämte, einen so vornehmen Sohn zu haben. Auf den Rath des Wirthes ließ sie ihr Gepäck von dem Postwagen abladen und fuhr mit ihm des andern Morgens nach dem Lager, wo sie in dem General, seiner Frau und seinem Kinde ihren Sohn, ihre Schwiegertochter und ihren Enkel fand, die sie gestern schon gesehen hatte, ohne sie zu kennen. Der

General erkannte seine Mutter, stellte sie seiner Gemahlin vor, und sie umarmten und küßten sich mit Thränen der Rührung. Der Wirth aber nahm den herzlichsten Antheil an dem Glück der guten Mutter.

3. Gliederung.

I. Die Reise.
   A. Veranlassung derselben.
   B. Das Gespräch mit den Reisegefährten.
      1. Der Entschluß der Mutter.
      2. Die Uneigennützigkeit ihrer Liebe.
   C. Das unbewußte Wiedersehen.

II. Der Aufschluß.
   A. Die Unentschlossenheit der Mutter.
   B. Die entscheidende Frage.
   C. Die gute Antwort.
   D. Der Rath des Wirthes.

III. Das Wiedersehen.
   A. Die gegenseitige Erkennung.
   B. Das Glück der Mutter.
   C. Die Theilnahme des Wirthes.

4. Die handelnden Personen.

a. Die Mutter ist eine einfache, schlichte Bäuerin, vermöglich genug, um eine kostspielige Reise unternehmen zu können. Die Bezeichnung „gut", die ihr der Verfasser schon in der Ueberschrift giebt, verdient sie in vollstem Maße. Wir dürfen annehmen, daß sie ihren Sohn trefflich erzogen hat, sonst würde er es schwerlich bis zum General gebracht haben, und trotz dieser hohen Stellung so demüthig geblieben sein. Sie liebt ihren Sohn über Alles, deshalb läßt ihr die Sehnsucht nach ihm daheim keine Ruhe mehr, und sie scheut weder die Kosten, noch die Beschwerlichkeit einer weiten Reise, um ihre Sehnsucht zu befriedigen. Die Ungewißheit des Erfolges kümmert sie nicht, da sie auf Gott vertraut. Auf dem Wege macht sie in treuherziger und redseliger Weise ihrem mütterlichen Herzen Luft. Sie denkt nur daran, ihr Kind erst wieder von Angesicht zu Angesicht zu sehen; daß er möglicherweise während seiner langen Abwesenheit zu hohen Ehren gekommen sein könne, fällt ihr erst bei der Frage eines Mitreisenden nach dem Range ihres Sohnes ein; aber es ist ihr Nebensache, ja sie schämt sich innerlich ihrer Niedrigkeit bei dem Gedanken an die mögliche Hoheit ihres Sohnes. An diese denkt sie in ihrer uneigennützigen und demuthsvollen Mutterliebe selbst

dann nicht, als sie an den Generalen und Obersten der Armee vorüberfährt und unbewußt über ihre eigenen Kinder Bemerkungen macht. Aber die nahe gerückte Entscheidung beengt ihr doch das Herz. Die Furcht, ungenügende oder betrübende Nachricht über ihren Sohn zu erhalten, und ein natürliches Schamgefühl halten sie lange vom Fragen ab, und als sie endlich Muth gefaßt hat, wendet sie sich heimlich an den Diener. Die so unerwartete Auskunft scheint ihr anfangs unglaublich, als ihr aber jeder Zweifel daran benommen wird, da strömt ihr Mutterherz über vor unverhoffter Freude. Sie kann es nicht verschweigen, daß es ihr Sohn ist, nach dem sie gefragt, obgleich sie sich schämt, vor den Leuten als die Mutter eines Generals dazustehen. Als sie endlich des andern Tags den geliebten Sohn und außer ihm auch eine Schwiegertochter und einen Enkel findet, da bleibt sie lange in ungewöhnlicher Rührung, aber weniger darüber, daß ihres Herzens höchster Wunsch nun erfüllt ist, als daß sie gestern schon die Ihrigen gesehen hat, ohne sie zu kennen.

b. Der Sohn. Wir wissen nicht, durch welche Umstände der Sohn aus seinem niedrigen Stande bis zu der Würde eines Generals gelangt ist; daß er diese hohe Stellung aber nicht bloß zufälligen Glücksumständen, sondern seinen guten Eigenschaften verdankt, können wir daraus schließen, daß er schon im Hause seiner Mutter stets brav gewesen ist, noch mehr aber aus der kindlichen Demuth, die er sich auch in hohem Stande bewahrt hat. Kindesliebe und Demuth zieren jeden Menschen, am meisten aber den Hochgestellten, der leicht in Versuchung kommt, seiner frühern Niedrigkeit sich zu schämen. Mehr als alle seine äußere Hoheit gefällt uns darum an dem guten Sohne die innere, sittliche Hoheit.

c. Der Wirth ist in unserm Stücke nur eine untergeordnete Persönlichkeit, nimmt aber doch auch unser Interesse durch seine Theilnahme an dem Glücke Anderer in hohem Grade in Anspruch. Diese Theilnahme ist eine ganz uneigennützige, da ihm die Freude über das Glück zweier ihm ganz fern stehenden Personen mehr werth ist, als eine Summe Geldes.

5. Zweck der Erzählung.

In den Handlungen dieser drei Personen veranschaulicht uns der Verfasser eben so viele beherzigenswerthe Tugenden: **Uneigennützige Mutterliebe, demuthsvolle Kindesliebe und aufrichtige Theilnahme am Glücke Anderer.** Daß er in dem Leser besonders die letztere erwecken will, beweist die schließliche Behauptung. (Röm. 12, 15.)

16. Der geheilte Patient.

(Hebel's Werke. Karlsruhe, 1843. III. 209. 1853. II. 139. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Nr. 90.)

1. Erläuterungen.

„— trotz ihrer gelben Vögel", ihrer Goldstücke.

„hautreich" sehr reich. Das Wort „Haut" kommt in uneigentlichem Sinne in vielen volksthümlichen Ausdrücken vor, z. B. „in keiner guten Haut stecken", keinen gesunden Körper haben; „aus der Haut fahren", außer sich gerathen, vor Freude, Ungeduld u. dgl.; „sich seiner Haut wehren", sich vertheidigen; „mit heiler Haut davon kommen", einer Gefahr mit unerheblichem Schaden entgangen sein; „seine Haut zu Markte tragen", auf seine eigene Gefahr Etwas unternehmen; „auf der faulen Haut liegen", müßig sein; u. s. w.

„Maulaffen feil haben", gedankenlos und müßig gaffen.

„Maltersack", ein Sack, der ein Malter, d. h. nach den verschiedenen Gegenden 2, 4, 12 oder 16 Scheffel Getreide faßt.

„Mixturen", aus verschiedenen arzneilichen Stoffen gemischte Tränkchen.

„Fouder" (foudre), Blitz, Donner, Wetter. Fudern = fluchen.

„perfect", vollkommen.

„Der Lindwurm ist jetzt abgestanden", todt.

„Dublonen", spanische und italienische Goldmünzen, 5 Thlr. an Werth.

2. Inhaltsangabe.

Ein reicher Amsterdamer wurde in Folge von Unmäßigkeit und Trägheit krank. Er fragte alle Aerzte der Stadt um Rath und gebrauchte eine Menge von Arzneien; weil er aber, den ärztlichen Vorschriften zuwider, seine Lebensweise nicht änderte, so wurde sein Zustand nicht besser. Endlich wendete er sich brieflich an einen 100 Stunden weit entfernt wohnenden, sehr berühmten Arzt, der die Ursache seiner Krankheit sofort errieth und ihn aufforderte, zu Fuß zu ihm zu kommen, während der Reise aber äußerst mäßig zu leben, damit das Uebel sich nicht verschlimmere. Der Kranke machte sich sogleich auf den Weg, befolgte die Vorschriften des Arztes und langte in Folge dessen am 18. Tage gesund bei ihm an. Nachdem ihm der Arzt noch den Rath gegeben, nach seiner Heimkunft sich fleißig Bewegung zu machen und nicht mehr zu essen, als der Hunger verlange, reiste er wieder nach Amsterdam, lebte ganz nach dem Rathe des Arztes, den er reichlich belohnte, und wurde ein alter Mann.

3. Gliederung.

I. Einleitung. (Allgemeine Wahrheit.)
II. Die Erzählung (als Beleg für jene Wahrheit).
A. Die Lebensweise des reichen Amsterdamers.
B. Die nachtheiligen Folgen derselben.
C. Die gegen die Krankheit angewendeten Mittel.
1. Gebrauch der einheimischen Aerzte und vieler Arzneien.
2. Gebrauch eines fremden Arztes.
a. Der Briefwechsel.
b. Die Reise des Patienten.
c. Die guten Folgen derselben.
d. Der Rath des Arztes.
D. Veränderte Lebensweise und Dankbarkeit des geheilten Patienten.

4. Charakterschilderungen.

a. Der geheilte Kranke ist ein reicher Müßiggänger, der seine Zeit zwischen Essen, Schlafen und Nichtsthun theilt. Des Vormittags raucht er im Lehnsessel Tabak, wenn dies seine Faulheit zuläßt, oder gafft zum Fenster hinaus; trotzdem ißt er aber Mittags so viel und so gierig, daß die Nachbarn sein Schnaufen dabei hören können, und die übrige Zeit des Tages verbringt er aus Langeweile wieder mit Essen und Trinken, ohne bei der Wahl der Speisen und Getränke auf seine Gesundheit Rücksicht zu nehmen. Gleich nach dem Nachtessen geht er zu Bett und ist so müde, als ob er den Tag über die anstrengendsten Arbeiten verrichtet hätte. Kein Wunder, daß er in Folge dieser unnatürlichen Lebensweise endlich krank wird. Er bekommt einen dicken und unbeholfenen Leib, verliert alle Lust am Essen und Schlafen und weiß doch nicht eigentlich, wo es ihm fehlt, ja bildet sich am Ende ein, alle Tage eine andere Krankheit zu haben. Er fragt alle Aerzte der Stadt um Rath und verbraucht unendlich viel Arzneien; da er sich aber nicht entschließen kann, seine bisherige Lebensweise aufzugeben, so verschlimmert er nur sein Uebel und macht somit die Erfahrung, daß man mit Geld allein seine Gesundheit nicht erkaufen kann. Endlich hört er von einem berühmten fremden Arzte so viel Gutes, daß er Zutrauen zu demselben faßt und ihm brieflich seinen Zustand schildert. Die Antwort befriedigt den Kranken. Der Doctor verlangt zwar nichts Anderes, als was bereits die einheimischen Aerzte auch gefordert haben, Mäßigkeit und Bewegung; allein diese Forderung erscheint dem beschränkten Patienten in einem ganz andern Lichte, da sie mit ganz andern Worten ausgesprochen und mit einem furchtbaren Uebel in Verbindung gesetzt wird. Seine Gesundheit verdankt er

also eigentlich seiner Beschränktheit. Ein Lindwurm mit sieben gefräßigen Mäulern ist doch etwas zu Schreckliches, als daß man nicht der Vernichtung dieses Ungethüms ein wenig Bequemlichkeit und Wohlleben opfern sollte. Was die vernünftigsten Vorstellungen bisher nicht vermocht haben, bewirkt jetzt der Lindwurm: der verweichlichte Müßiggänger macht eine Fußpartie von 100 Stunden und begnügt sich dabei mit ungewohnt schmaler Kost. In der übelsten Laune tritt er die Reise an, aber schon den zweiten Tag sind die guten Folgen der veränderten Lebensweise an dem warmen Interesse sichtbar, das er an seiner Umgebung nimmt, und am Schluß der Reise ist er ordentlich böse darüber, daß er nicht wenigstens ein kleineres Uebel aufzuweisen hat, um seinen Besuch bei dem Doctor rechtfertigen zu können. Mit der wiedererlangten Gesundheit scheint er zugleich an Einsicht gewonnen zu haben; denn jetzt erkennt er die Schlauheit des Doctors und weiß, was die Eier des Lindwurms zu bedeuten haben. Er bedarf von nun an bei Mäßigkeit und Thätigkeit keines Arztes mehr, bezeigt sich aber bis in sein hohes Alter dem Retter seines Lebens dankbar.

b. Der fremde Doctor. Wir bewundern an ihm seine Menschenkenntniß und die schlaue Art und Weise, wie er dem, allen vernünftigen Vorstellungen unzugänglichen Patienten beizukommen weiß. Er baut seinen Heilsplan auf Beschränktheit des Kranken, und um diesen desto sicherer für seine Rathschläge zu gewinnen, hält er seinen Brief in so bestimmter Fassung, daß gar kein Zweifel an der Wahrheit des Dargelegten denkbar erscheint. Er spricht wie von einer Sache, die sich ganz von selbst versteht, und läßt nirgends ein selbstisches Interesse durchblicken. „Die Sache ist so; nun thut, was ihr wollt!" Sein Anschlag gelingt. Der Kranke kommt als geheilt zu ihm, geheilt auch von seinen Vorurtheilen, weshalb der Doctor es nicht länger für nöthig hält, seine eigentlichen Ansichten zu verbergen. Er führt zwar die Fabel vom Lindwurm mit wahrhaft innigem Behagen und zur Beschämung des Geheilten zu Ende, aber er lächelt dabei.

5. Grundgedanke.

Mäßigkeit und Bewegung bewahren vor vielen Krankheiten.

17. Kannitverstan.

(Hebel's Werke. Karlsruhe, 1843. III. 134. 1853. II. 90. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Nr. 101.)

1. Erläuterungen.

Emmendingen, Gundelfingen und Duttlingen, schwäbische Ortschaften, die beiden ersten im südlichen Baden, die letzte im Schwarzwaldkreise Württembergs.

„— wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herumfliegen", wenn er auch nicht viel Glück in der Welt hat.

„— endlich konnte er sich nicht entbrechen", sich nicht enthalten.

„schnauzig", heftig anfahrend, ungestüm.

„— schnurrte vorüber", ging brummend vorüber.

„grundreich", eigentlich reich an Grundstücken, dann überhaupt so viel als sehr reich. Oder: von Grund aus reich, gründlich, völlig, durchaus reich.

„— wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchfechten werde", durchsetzen, möglich machen werde.

„salveni", zusammengezogen aus salva venia, mit Erlaubniß.

„um Excüse", um Entschuldigung.

2. Inhaltsangabe.

Ein Handwerksbursche aus Duttlingen kam auf seiner Wanderschaft auch nach Amsterdam. Dort fiel ihm sogleich ein so prachtvolles Haus in die Augen, daß er sich nicht enthalten konnte, einen Vorübergehenden nach dem Besitzer desselben zu fragen. Da dieser aber kein Deutsch verstand und überdies Eile hatte, so erwiederte er kurz: Kannitverstan! zu Deutsch: Ich kann euch nicht verstehen. Der ehrliche Duttlinger hielt dies für den Namen des Hausbesitzers und wunderte sich über den Reichthum des Mannes. Auf seinem Gange durch die Stadt kam er endlich auch an den Meerbusen, wo ein großer Ostindienfahrer, der eben ausgeladen wurde, seine Aufmerksamkeit ganz besonders auf sich zog. Auf seine Frage nach dem Schiffseigenthümer erhielt er zur Antwort: Kannitverstan! Nun wunderte er sich nicht länger, daß dieser vermeinte Herr ein so schönes Haus gebaut, und auf seinem Rückwege wurde er ganz traurig bei dem Gedanken an seine Armuth unter so vielem Reichthum, und wünschte sich das Loos des reichen Mannes. Da erblickte er plötzlich einen großen Leichenzug, der sich beim Geläut der Todtenglocke langsam und stumm fortbewegte. Andächtig und entblößten Hauptes ließ er ihn vorüberziehn und bat dann theilnehmend den Letzten der Leidtragenden um Auskunft über den Verstorbenen. Kannitverstan! war die Antwort. Tief ergriffen von dem Schicksal des reichen Mannes, fielen dem guten Duttlinger Thränen aus den Augen; er begleitete unter Betrachtungen über den Unbestand menschlichen Glückes die Leiche bis zum Grabe und ward von der holländischen Leichenpredigt sehr gerührt. Leichten Herzens ging er dann nach einer Her-

berge und tröstete sich in Zukunft über die so ungleiche Vertheilung der Glücksgüter mit dem Gedanken an den Herrn Kannitverstan.

3. Gliederung.

Einleitung.

I. Die Erzählung.

II. A. Das große Haus.
1. Beschreibung desselben.
2. Die Auskunft über den Besitzer.
3. Betrachtungen des Handwerksburschen.

B. Das reiche Schiff.
1. Die Ladung desselben.
2. Die Auskunft über den Besitzer.
3. Betrachtungen des Handwerksburschen.

C. Der große Leichenzug.
1. Beschreibung desselben.
2. Die Auskunft über den Verstorbenen.
3. Betrachtungen des Handwerksburschen.
4. Seine Theilnahme bei der Beerdigung.

D. Die guten Folgen des Irrthums.

4. Charakterschilderung des Duttlingers.

Unter beschränkten Verhältnissen erwachsen, sucht er als armer Handwerksbursche sein Brot in der Fremde. Er scheint von Natur kein besonders geweckter Kopf gewesen zu sein, da er selbst nach den Erfahrungen einer so weiten Wanderschaft noch so einfältig ist. Was ihm aber an Mutterwitz abgeht, wird reichlich ersetzt durch die Biederkeit und Treuherzigkeit eines unschuldigen und theilnehmenden Gemüthes. Seine Treuherzigkeit zeigt er durch die gemüthliche Anrede ihm ganz fremder Menschen, seine Theilnahme liegt schon in jeder seiner Fragen verborgen; denn es genügt ihm nicht bloß, das ihm Auffällige zu bewundern, er muß es auch mit einer Persönlichkeit in Verbindung setzen und es dadurch seinem Interesse näher rücken können. Wahrhaft rührend ist aber seine Theilnahme an dem endlichen Schicksal des nie gesehenen, nur in seiner Einbildung existirenden Mannes. Diese Theilnahme ist um so größer, als er noch kurz vorher das Loos des reichen Mannes beneidet und damit die einzige Schwäche seines Charakters gezeigt hat: Unzufriedenheit mit dem eigenen Loose. Von dieser Schwäche wird er durch den Irrthum geheilt, und insofern läßt er eine Parallele mit

dem „geheilten Patienten" zu, der auch durch seine Beschränktheit zur Erkenntniß einer Wahrheit kam.

5. Grundgedanke.

Die Wahrheit, daß die Betrachtung des Unbestandes aller irdischen Dinge zur Zufriedenheit mit dem eigenen Schicksal führt, kann selbst durch Irrthum erlangt werden.

18. Moses Mendelssohn.

(Hebel's Werke. Karlsruhe, 1843. III. 159. 1853. II. 107. — Lüben und Nacke, Lesebuch, VI. Nr. 88.)

1. Erläuterungen.

Moses Mendelssohn wurde 1729 zu Dessau von armen jüdischen Eltern geboren; sein Vater war jüdischer Schulmeister. Der Sohn, im Talmud und im alten Testamente unterrichtet, kam in seinem 14. Lebensjahre als armer Judenknabe nach Berlin, wo er unter großen Entbehrungen und mit vielen Anstrengungen seine geistige Bildung sich angelegen sein ließ. Er wurde später Erzieher in dem Hause des jüdischen Seidenfabrikanten Bernard, nachher Aufseher, Factor und Theilnehmer der Fabrik. Seine Beschäftigung mit Philosophie und schöner Literatur brachte ihn in freundschaftlichen Verkehr mit Ramler, Nicolai und Lessing, durch die der schüchterne junge Mann zur Schriftstellerei aufgemuntert und bald ein thätiges und einflußreiches Mitglied der Berliner Philosophenschule wurde. Seine Hauptwerke sind: „Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele" (1767) und „Morgenstunden oder Vorlesungen über das Dasein Gottes" (1785). Er starb 1786.

— „der das Pulver nicht soll erfunden haben", der ein einfältiger Mensch sein soll.

— „denn man muß um des Bartes willen den Kopf nicht verachten, an dem er wächst", man muß einen braven, tüchtigen Menschen seines Glaubens oder seiner eigenthümlichen gesellschaftlichen Stellung wegen nicht verachten.

— „der euch das Wasser nicht bieten kann", der nicht werth ist, euch das Wasser zu reichen, der euch in Kenntnissen bei weitem nicht gleich kommt.

„Einem Andern hätt' das im Kopf gewurmt", beunruhigt, geärgert, verdrossen.

2. Inhaltsangabe.

Der fromme und weise Moses Mendelssohn war Handlungsdiener bei einem einfältigen Kaufmann. Ein Freund bedauerte ihn wegen dieser seiner unwürdigen Stellung; Mendelssohn aber bewies ihm, daß die Vorsehung dies weise ausgedacht, da in dem bestehenden Verhältnisse beide Theile Nutzen von einander hätten.

3. Grundgedanke.

Der Zufriedene sucht jedem Verhältniß die beste Seite abzugewinnen. — Eine Vergleichung Mendelssohn's mit dem „Duttlinger Handwerksburschen" ergiebt, daß Beide zur Zufriedenheit mit ihrem Schicksale gelangten; bei Jenem aber war es Ergebniß des Nachdenkens, bei diesem Folge der Erfahrung.

IV. Naturkundliches.

19. Die Spinnen.

(Hebel's Werke. Karlsruhe, 1843. III. 42. 1853. II. 29. — Lüben und Nacke, Lesebuch, III. Nr. 105.)

Erläuterungen.

3. Abschn. Der erwähnte Gefangene war der Graf Lauzun.

4. Von diesem Gefangenen erzählt P. Scheitlin: „Quatermera d'Jjonville, als Patriot in Holland gefangen, ließ, durch eine Spinne belehrt, seinen Ideengenossen, den Franzosen, wissen, daß das unter Wasser gesetzte Land bald fest gefrieren werde und sie einmarschieren könnten. Sie blieben vertrauend, wartend an der Grenze stehen und zogen dann, nach der Erfüllung der Prophezeihung, sogar mit schwerer Artillerie, über das Eis in's Land ein."

20. Der Maulwurf.

(Hebel's Werke. Karlsruhe, 1843. III. 53. 1854. II. 36. — Lüben und Nacke, Lesebuch, III. Nr. 135.)

1. Erläuterungen.

— „des Henkers Dank", keinen Dank. Dieselbe Bedeutung hat: „des Kuckuks (in der Volkssprache verdeckte Benennung des Teufels) Dank."

„Scheermäuser", Maulwurfsfänger. (Schermaus oberd. für Maulwurf.)

2. Gliederung.

I. Einleitung. (1. und 2. Abschn.)
  A. Der Maulwurf ist das einzige Säugethier, das seine Nahrung unter der Erde aufsucht. (1.)
  B. Viele halten ihn für sehr schädlich. (2.)
II. Der Maulwurf vor Gericht. (3—15.)
  A. Sein wirklicher Schaden. (4—5.)
    1. Seine unterirdischen Gänge schaden der Festigkeit des Bodens. (4.)
    2. Er schadet durch die herausgestoßenen Haufen. (5.)
  B. Behauptung und Beweis, daß der Maulwurf keine Wurzeln fresse. (6—15.)
    1. Einwurf der Gegner. (7.)
    2. Das Unlogische desselben. (7.)
    3. Die Entkräftung desselben durch den Anwalt des Maulwurfs. (8—15.)
      a. Der Maulwurf frißt keine Wurzeln, sondern nur Engerlinge. (9—10.)
      b. Einwurf der Gegner. (11.)
      c. Widerlegung desselben. (12—15.)
        aa. Der Beweisführer kennt den Maulwurf am besten. (12.)
        bb. Seine Beweise für die aufgestellte Behauptung. (13. 14.)
          a. Der Maulwurf hat das Gebiß eines Raubthieres. (13.)
          b. Sein Magen enthält nur Ueberbleibsel von Engerlingen u. dgl. (14.)
III. Schluß. Die Vertilgung des Maulwurfs ist nachtheilig für Wiesen und Felder. (16.)

3. Form der Darstellung.

Sie erhält dadurch ein besonderes Leben, daß Hebel den Maulwurf als einen unschuldig Angeklagten darstellt und uns zu Theilnehmern der über ihn gepflogenen gerichtlichen Verhandlungen macht. Durch die Einwürfe der Gegner erhält der Anwalt des Maulwurfs Gelegenheit, recht genau auf seinen Gegenstand einzugehen, das Für und Wider zu prüfen und wird gezwungen, unumstößliche Beweise für seine Behauptungen aufzustellen.

21. Die Eidechsen.

(Hebel's Werke. Karlsruhe, 1843. III. 77. 1853. II. 52. — Lüben und Nacke, Lesebuch, III. Nr. 155.)

1. Erläuterungen.

4. Abschn. Die „im Wasser lebenden Eidechsen" sind die Wasser-Molche (Triton), eine besondere Gattung der, zu den nackthäutigen Reptilien gehörenden Familie der Molche (Caudata). Eine zweite Gattung bilden die Erdmolche, aus welcher Hebel den Feuer-Salamander (Salamandra maculata) anführt.

8. — „Schluck und Druck verschlingen", mit einem Male, ohne längeres Würgen.

9. Mit der fliegenden Eidechse ist der grüne Drache (Draco volans) gemeint, der auf der Insel Java sehr gemein ist.

2. Gliederung.

I. Die Eidechsen im Allgemeinen. (Abschn. 1—3.)
- A. Eindruck, den sie auf den Menschen machen. (1. 2.)
  - 1. Viele fürchten sich vor ihnen. (1.)
    - a. Rechtfertigung der Furcht vor Schlangen.
    - b. Die Furcht vor Eidechsen ist ungegründet.
      - aa. Sie schaden Niemandem.
      - bb. Sie vertilgen viele schädliche Insecten.
      - cc. Wer ein gutes Gewissen hat, braucht nicht vor ihnen zu erschrecken.
  - 2. Der Verständige freut sich ihrer.
- B. Gottes Fürsorge für die Eidechsen. (3.)

II. Besondere Arten derselben. (3—9.)
- A. Einheimische. (3—5.)
  - 1. Die grüne Eidechse. (3.)
  - 2. Die Molche. (4. 5.)
    - a. Die Wassermolche. (4.)
      - aa. Ihr Aufenthaltsort.
      - bb. Betrachtung über ihre Lebensweise.
    - b. Der Feuersalamander.
- B. Ausländische Eidechsen. (6—9.)
  - 1. Das Krokodil. (6. 7.)
  - 2. Fliegende Eidechsen. (8. 9.)
    - a. Bemerkungen über das Eigenthümliche des Aberglaubens. (8.)

b. Beschreibung der fliegenden Eidechsen.
c. Vergleichung derselben mit den menschlichen Basilisken.

22. Ueber die Verbreitung der Pflanzen.

(Hebel's Werke. Karlsruhe, 1843. III. 35. 1853. VII. 24. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Nr. 11.)

1. Erläuterungen.

3. „First und Halden", der Gipfel eines Berges und seine Abhänge.

2. Gliederung.

I. Die Menge und Mannigfaltigkeit der Pflanzen. (1.)
  A. Wunderbarer Reichthum auf kleinem Raume.
  B. Schnelligkeit des Pflanzenwuchses.
  C. Nichtbeachtung dieser Thatsachen von Seiten der Menschen.
II. Wunderbare Vermehrungskraft der Pflanzen. (3.)
  A. Nachweis derselben.
    1. An der Tabakspflanze.
    2. An der Eiche.
  B. Ueberfluß der Pflanzen trotz ihres Verbrauchs.
III. Wunderbare Verbreitung der Pflanzen. (3.)
  A. Nachweis derselben.
    1. Der Wind trägt viele Samen weit umher.
      a. Mittel, wodurch dies möglich wird.
        aa. Viele Samen sind sehr klein und leicht.
        bb. Andere sind mit flügelartigen Anhängseln versehen.
      b. Schilderung dieser Erscheinung.
        aa. Das Aussäen der Natur.
        bb. Das Aufgehen der Saat.
    2. Runde und glatte Samen rollen leicht von Ort zu Ort.
    3. Andere hängen sich vermittelst kleiner Häkchen an und werden fortgetragen.
    4. Viele werden durch Thiere an andere Orte versetzt.
      a. Art und Weise, wie dies geschieht.
      b. Die hierdurch bewirkte Erklärung merkwürdiger Standorte.

5. Das Wasser führt viele Samen in fremde Gegenden.
B. Die Kräfte und Elemente der Natur stehen im Dienste Gottes.
IV. Nutzen der Pflanzen. (4.)
A. Der scheinbare Schaden des sogenannten Unkrauts.
B. Sein wirklicher Nutzen.
1. Für die Thiere.
2. Für den Menschen.
C. Betrachtung über die Unzufriedenheit der Menschen.

23. Betrachtung über ein Vogelnest.

(Hebel's Werke. Karlsruhe, 1843. IV. 61. 1853. III. 2. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Nr. 35.)

1. Erläuterungen.

„Lehrplatz", Flickwerk, eine Arbeit, die ein Lehrbursche gemacht hat. (Platz = Zeugflicken.)

„Herr Geiger" zu Lahr war der Drucker des „rheinländischen Hausfreundes."

„möschene Knöpfe", messingene Knöpfe. (Mösch = Messing.)

„erhausen", zu bleibendem Besitz aneignen.

2. Gliederung.

I. Der Mensch kann die durch den Kunsttrieb der Thiere entstandenen Gebilde nicht nachmachen. (Abschn. 1—3.)
A. Kein Finkennest. (1.)
1. Menschliche Beurtheilung eines künstlich angefertigten.
2. Das Urtheil des Finken.
B. Kein Spinnengewebe. (2.)
C. Kein Raupengespinnst. (3.)
II. Eigenthümlichkeiten der thierischen Arbeiten. (4—7.)
A. Uebereinstimmung aller Werke ein und derselben Thierart. (4.)
B. Mangel einer stufenweisen Vervollkommnung der Werke des einzelnen Thieres. (5—7.)
1. Alle sind gleich vollkommen und ohne Tadel. (6.)
2. Kein menschliches Werk ist vollkommen. (7.)
III. Dennoch stehen die Werke des Menschen über denen der Thiere. (3—13.)
A. Das Thier arbeitet instinktmäßig nach dem ihm von Gott eingepflanzten Triebe. (9.)

B. Der Mensch arbeitet mit Ueberlegung. (10.)
C. Er ist der Vervollkommnung fähig. (11—13.)
   1. Durch Nachdenken, Fleiß und Uebung kann der Mensch es bis nahe an die Vollkommenheit der göttlichen Werke bringen.
   2. Mahnung zur Erstrebung der Tüchtigkeit in jedem Beruf.

3. Grundgedanke.

Das Streben nach Vollkommenheit erhebt den, nach dem Bilde Gottes geschaffenen Menschen über das Thier. Durch aufmerksames Betrachten der göttlichen Werke, wie sie namentlich in den Kundgebungen des thierischen Instinktes sich zeigen, kann jeder zur Erkenntniß jener Wahrheit gelangen.

24. Mancherlei Regen.

(Hebel's Werke. Karlsruhe, 1843. III. 27. 1853. II. 19. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Nr. 19.)

1. Erläuterungen.

Der sogenannte Schwefelregen kommt in der Regel von den männlichen Kätzchen der Kiefer, die im Mai blüht.

„Filialleute", Einwohner einer Gemeinde, die keinen eigenen Prediger hat.

2. Gliederung.

I. Vom Regen im Allgemeinen.
II. Wunderbare Regen.
   A. Schwefelregen.
      1. Verbreitete Ansicht über die Erscheinung desselben.
      2. Bestreitung dieser Ansicht.
      3. Erklärung derselben.
         a. Vom Blumenstaub im Allgemeinen und
         b. mit besonderer Beziehung auf den Schwefelregen.
   B. Blutregen.
      1. Verbreitete Ansicht über denselben.
      2. Bestreitung dieser Ansicht.
      3. Erklärung der Erscheinung.
         a. Von der Entwickelung des Schmetterlings im Allgemeinen
         b. und mit besonderer Beziehung auf den Blutregen.

C. Froschregen.
1. Erklärung desselben.
2. Betrachtung über die durch Trägheit herbeigeführte Unwissenheit vieler Menschen.

D. Steinregen.
1. Die Erscheinung desselben ist eine Thatsache.
2. Beweise.
a. Aeltere Nachrichten über das Herabfallen einzelner Steine.
aa. In Thracien 462 v. Chr.
bb. Bei Ensisheim 1492.
cc. Bei Verona 1672.
b. Neuere Nachrichten über Steinregen.
aa. In Frankreich 17ↄ9 und 1790.
bb. In Italien 1794.
cc. Bei l'Aigle in Frankreich 1803.
dd. In Mähren 1808. Ausführliche Schilderung.
3. Die Entstehung der Steinregen ist noch ein Geheimniß.

E. Hutregen.
1. Die Thatsache.
2. Die Erklärung und
3. die Bezweiflung derselben.

25. Belehrung über das Wetterglas.

(Hebel's Werke. Karlsruhe, 1843. IV. 208. 1853. III. 104. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Nr. 21.)

1. Erläuterungen.

„lupfen", in die Höhe heben.

„— und es werden Ringlein im Rauch." Die brodlose Kunst, den Tabaksrauch in Ringen auszustoßen, ergötzte Hebel ungemein.

2. Gliederung.

I. Einleitung. (Abschn. 1—3.)
A. Gebrauch des Wetterglases. (1.)
B. Benutzung des Kalendermachers als Wetterglas. (2. 3.)

II. Die Belehrung über das Wetterglas. (4—15.)
A. In der Röhre ist über dem Quecksilber ein luftleerer Raum. (4—6.)
1. Die Behauptung. (4. 5.)
2. Der Beweis. (6.)

B. Der Luftdruck treibt das Quecksilber in die Höhe. (7.-8.)
   1. Vom Luftdruck im Allgemeinen. (7.)
   2. Seine Wirkung auf das Quecksilber. (8.)

C. Das Steigen und Fallen des Quecksilbers ist eine Folge des Luftwechsels. (9—13.)
   1. Die Behauptung. (9. 10.)
      a. Die Spannung der Luft ist nicht immer gleich.
      b. Folgen davon für den Stand des Quecksilbers.
      c. Betrachtung über die, dem Menschen verliehene göttliche Gnade.
   2. Der Beweis. (11—13.)
      a. Die Verstopfung der Oeffnung des Kölbchens verhindert das Steigen und Fallen des Quecksilbers. (11. 12.)
      b. Das Abbrechen des obern Endes der Röhre bewirkt durch den herbeigeführten Gegendruck ein Fallen des Quecksilbers gemäß seiner Schwere. (13.)

D. Die Bedeutung des Quecksilberstandes für die Beschaffenheit des Wetters. (14. 15.)
   1. Der hohe Stand zeigt in der Regel schönes, der niedere schlechtes Wetter an. (14.)
   2. Trüglichkeit des Wetterglases. (15.)

III. Schluß. Der fremde Name für Wetterglas. (16.)

V. Sprüchwörter.

26. Einmal ist Keinmal.

(Hebel's Werke. Karlsruhe, 1843. III. 7. 1853. II. 5. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Nr. 194.)

1. Erläuterndes Abfragen.

Man sagt von den Sprüchwörtern: „Ein Sprüchwort — ein wahr Wort!" und das trifft auch in der Regel zu. Daß es aber nicht immer der Fall ist, ersehen wir aus den Bemerkungen zu dem vorliegenden Sprüchworte. Wie nennt dies Hebel von vorn herein? — Und wie nennt er den, der es gemacht hat? — Demgemäß weist Hebel Zweierlei nach. Was zuerst? Daß es ein erlogenes Sprüchwort und, der's gemacht, ein schlechter Rechenmeister sei. — Was dann? Daß es das schlimmste unter allen Sprüchwörtern und sein Urheber ein boshafter Rechenmeister sei. — Warum wird das Sprüchwort

mit Recht ein erlogenes genannt? Weil Einmal wenigstens Einmal sei und daran sich nichts abmarkten (abhandeln) lasse. — Durch welche Beispiele wird diese Behauptung bekräftigt? — Warum wird das Sprüchwort das schlimmste genannt? Weil es die Scheu vor der ersten bösen That benimmt. — Und was ist hiervon die Folge? Die Fortsetzung des Bösen. — Deshalb sagt auch der Dichter Gellert: „Erzittre vor dem ersten Schritte; mit ihm sind auch die andern Tritte zu einem nahen Fall gethan!" Durch welche Veränderung macht nun Hebel aus dem erlogenen Sprüchwort ein wahres? Indem er sagt: „Einmal ist Zehnmal und Hundert- und Tausendmal." — Mit welchem andern Sprüchwort belegt er diese Wahrheit? „Wer A gesagt hat, der sagt auch gern B." Und durch welches Sprüchwort bezeichnet er die schließlichen Folgen der Fortsetzung des Bösen? „Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht!" — Was heißt das also? Die fortgesetzten bösen Handlungen führen endlich zum Verderben. — In welchem Verhältniß stehen also die beiden letzten Sprüchwörter zu dem ersten? Das vorletzte widerlegt es, und das letzte bezeichnet das Ende solcher Menschen, die ihre erste böse That durch das erlogene und schlimme Sprüchwort entschuldigt haben.

2. Kurze Inhaltsangabe.

Das Sprüchwort ist ein unwahres und schlimmes, weil nichts Geschehenes sich ungeschehen machen läßt, und weil seine Anwendung bei einer bösen Handlung leicht zur Fortsetzung derselben verleitet und so endlich zum Verderben führt.

27. Man muß mit den Wölfen heulen.

(Hebel's Werke. Karlsruhe, 1843. III. 270. 1853. II. 179. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Nr. 195.)

1. Erläuterndes Abfragen.

Als was für Thiere habt ihr die Wölfe bereits im 16. Stück eures Lesebuchs *) kennen gelernt? — Was für Thiere werden deshalb mit ihnen keine Gemeinschaft haben? — Was empfiehlt nichts destoweniger unser Sprüchwort? — Was heißt das hier wohl? Daß sie ihre räuberischen Gewohnheiten theilen

*) Der Kampf der Wölfe und Pferde in der pontischen Steppe. Von Kohl.

sollen. — Wird dieser Rath in Wirklichkeit befolgt? — Was wissen wir vielmehr aus dem angeführten Lesestück? Daß die friedlichen Thiere ihre raubgierigen Feinde muthvoll bekämpfen. — Was würden andere, schwächere Thiere den Wölfen gegenüber thun? Sie würden fliehen. — Das Sprüchwort kann also nicht wirkliche Wölfe meinen. Worauf müssen wir es vielmehr beziehen? — Aus einem Ausspruche Jesu (Matth. 7, 15) können wir schließen, was für Menschen mit Wölfen verglichen werden, nämlich starke, grausame und gefährliche Menschen. — Wie bezeichnet sie Hebel in seiner Erklärung des Sprüchworts? Er nennt sie unvernünftige Leute. Was für Leute verstehen wir darunter? Solche, die bei ihren Handlungen die Vernunft nicht gebrauchen. — Da wir nun durch die Vernunft das Rechte, Göttliche und Heilsame erkennen, so werden sich unvernünftige Leute welcher Handlungen schuldig machen? Unrechter, gottloser und schädlicher. — Mit solchen Leuten soll man also heulen, das heißt? Man soll eben so handeln, wie sie. — Das widerstreitet aber den Geboten Gottes. Wir haben es hier also abermals mit was für einem Sprüchworte zu thun? Mit einem schlimmen. — Nur ein schlechter Mensch würde dem bösen Rathe folgen. Auch Hebel ist dieser Meinung. Welchen Rath giebt er zuerst? — Was heißt das? — In welchem Spruche räth dies auch die Bibel? Spr. Sal. 1, 20: Mein Kind, wenn dich die bösen Buben 2c. 2c. — Welches unter den in unserer Sammlung *) angeführten Sprüchwörtern können wir hier als Warnung anführen? Nr. 73: „Böse Beispiele verderben gute Sitten." — Oft ist es jedoch unmöglich, bösen Menschen ganz aus dem Wege zu gehen; was räth Hebel in diesem Falle? — Was heißt das? — Welche Folgen kann eine so entschiedene Erklärung bösen Menschen gegenüber aber öfters haben? Sie kann uns dem Haß und der Rache dieser Menschen aussetzen. — Wovon sollen uns aber diese möglichen Folgen nicht zurückschrecken? Von dem Bekenntniß der Wahrheit. — Wozu sollen sie uns nicht veranlassen? Dinge zu erheucheln, die wir in unserm Herzen verabscheuen. — Wer giebt uns hierin ein hohes Beispiel? Christus. — Welche geschichtlichen Personen können als Muster freudiger Bekenner der Wahrheit gelten? Polykarpus. Luther (s. die Geschichtsbilder im IV. Theil). — Nicht viele Menschen besitzen jedoch den Muth, bösen Menschen gegenüber die Wahrheit zu sagen und das Rechte zu thun. An diese wendet sich Hebel (der Hausfreund) mit einem dritten Rathe; mit welchem? — Was versteht er unter dem Mitbellen? Das Einstimmen in die gottlosen Reden böser

*) Lesebuch IV. Thl. Nr. 200.

Menschen. — Was unter dem Mitbeißen? Die Theilnahme an gottlosen Handlungen. — Was soll von diesen zurückschrecken? Die Furcht vor der Strafe. — Hebel hätte hier auch welches bekannte Sprüchwort anführen können? Mit gegangen, mit gehangen. — Bleiben denn aber gottlose Reden unbestraft? — Aus welchem Worte des Herrn geht das hervor? Matth. 12, 36: „Die Menschen müssen Rechenschaft geben" 2c. 2c. — Selbst unter welchen Umständen ist es also auch nicht erlaubt, schlechte Reden zu führen? — Und als was dürfen wir deshalb Hebel's dritten Rath ansehen? Als eine Klugheitsregel.

2. Kurze Inhaltsangabe.

Du sollst an dem Treiben böser Menschen nicht theilnehmen, sondern böse Gesellschaft meiden, und, wenn diese unvermeidlich ist, entweder bestimmt deinen Widerwillen gegen das Böse erklären oder höchstens mitreden, nicht aber mitthun, weil die Strafe nicht ausbleibt.

28. Frisch gewagt ist halb gewonnen.

(Hebel's Werke. Karlsruhe, 1843. III. 5. 1853. II. 4. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Nr. 196.)

1. Erläuterndes Abfragen.

Bei diesem wie allen folgenden Sprüchwörtern geschieht diese Uebung in der unter Nr. 26 und 27 angegebenen Weise.

2. Kurze Inhaltsangabe.

Da ein mit frischem Muthe begonnenes Unternehmen auch mißlingen kann, so ist es nöthig, alle damit verknüpften Schwierigkeiten vorher in Ueberlegung zu ziehen, dann muthig anzufangen, besonnen fortzuschreiten und bescheiden zu enden. Bei Unternehmungen, wo dies nicht möglich ist (Beispiele!), hilft frischer Muth allein, Unentschlossenheit nie.

29. Rom ist nicht in einem Tage erbaut worden.

(Hebel's Werke. Karlsruhe, 1843. III. 4. 1853. II. 3. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Nr. 197.)

Kurze Inhaltsangabe.

Es ist ein Sprüchwort für Leute, die gern aus Faulheit eine Arbeit aufschieben. Der Fleißige beginnt sie rechtzeitig und ruhet nicht eher, bis sie vollendet ist.

30. Ende gut, Alles gut.

(Hebel's Werke. Karlsruhe, 1843. III. 269. 1853. II. 178. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Nr. 198.)

Kurze Inhaltsangabe.

Das Sprüchwort ist nicht dahin zu verstehen, daß ein schließliches gutes Betragen genüge, um ein vorhergegangenes schlechtes ungeschehen zu machen; sondern es soll uns lehren, manche uns unangenehme, aber zum Guten führende Dinge eben deswegen als etwas Gutes zu betrachten.

31. Wo nichts ist, kommt nichts hin.

(Hebel's Werke. Karlsruhe, 1843. III. 8. 1853. II. 12. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Nr. 199.)

Kurze Inhaltsangabe.

Hebel zeigt an zwei Beispielen, daß der Sparsame und Fleißige auch bei geringen Mitteln ein reicher Mann werden könne, derjenige dagegen, dem kleine Ersparnisse zu unbedeutend erscheinen, nie zu Etwas komme. (Bei der Besprechung sind folgende, in der Sammlung [Nr. 200] enthaltene Sprüchwörter zu berücksichtigen: 2. Wo Tauben sind, da fliegen Tauben zu. 60. Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Thalers nicht werth.)

32. Ein Narr fragt viel, worauf kein Weiser antwortet.

(Hebel's Werke. Karlsruhe, 1843. III. 4. 1853. II. 3. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Nr. 136.)

1. Erläuterungen.

Eine vorwitzige Frage ist eine solche, die aus unbefugter und vorschneller Neugier hervorgeht und die Neigung verräth, Dinge zu erfahren, die den Frager nichts angehen.

2. Kurze Inhaltsangabe.

Ein Weiser kann entweder die Frage des Narren nicht beantworten, weil dies überhaupt unmöglich ist, oder er will sie nicht beantworten, weil sie ungehörig ist. Das Witzwort Luthers soll uns zeigen, daß ein weiser Mann ungehörige Fragen nicht bloß durch Schweigen zurückweist.

33. Es ist nicht Alles Gold, was glänzt.

(Hebel's Werke. Karlsruhe, 1843. III. 6. 1853. II. 4. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Nr. 137.)

1. Erläuterungen.

„Simri" (Sester), ein oberdeutsches Maß für trockene Dinge (in Elsaß vier Quart oder Vierlinge).

2. Kurze Inhaltsangabe.

Wer sich durch äußern Glanz betrügen läßt, ist oft nicht so schlimm daran, als wer durch eine schlichte Außenseite verleitet wird, das darunter verborgene Gute zu verkennen. An einem Beispiele wird nachgewiesen, daß die größten Prahler in der Regel das Gegentheil von dem sind, was sie scheinen wollen. (Beachte die Sprüchwörter: Eitle Prahler, schlechte Zahler. Handwerk hat einen goldenen Boden.)

34. Selber essen macht fett.

(Hebel's Werke. Karlsruhe, 1843. III. 6. 1853. II. 4. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Nr. 138.)

Inhaltsangabe.

Die Anwendung des an und für sich wahren Sprüchwortes kann sehr verderblich werden, wenn man Andern nicht bloß die Sorge um ihr tägliches Brot, sondern auch die Aufsicht über Hab und Gut und die Arbeit überläßt.

Schluß-Bemerkungen zu Hebel's Prosastücken.

1. Literar-Historisches.

Die besprochenen Erzählungen, naturkundlichen Stücke und Sprüchwörter sind sämmtlich dem „Rheinländischen Hausfreunde" entnommen. Schon seit 1803 schrieb Hebel mehrere Aufsätze naturgeschichtlichen Inhalts für den badischen Landkalender, den er als richtiges Mittel zur Bildung und Veredlung des Volkes betrachtete. Die Einrichtung und Bearbeitung dieses Kalenders sagte ihm jedoch nicht zu, weshalb er 1806 dem Consistorium vorschlug, die Herausgabe einem befähigten Landgeistlichen zu übergeben, das Consistorium aber sah in ihm selbst den rechten Mann und übertrug ihm die Redaction gegen ein bestimmtes Honorar. So erschien der badische Landkalender für das Jahr 1807 zum ersten Mal ganz von seiner Hand und zum letzten Mal unter dem bisherigen Titel und in der bisherigen Form;

denn im nächsten Jahre trat er als „Rheinländischer Hausfreund" an's Licht, bedeutend vermehrt und mit Holzschnitten ausgestattet.

Der Anklang, den der neue Kalender im Gefühl des Volkes wie in dem Urtheile der Kundigen fand, bewies, daß Hebel nicht nur die Aufgabe des Kalenderschreibers zu bestimmen, sondern daß er sie auch zu lösen wußte. Tief gemüthlich, kindlich fromm, launig und schalkhaft, hat er in dem erzählenden Theile des Kalenders, den er „Allerlei Neues zum Spaß und Ernst" betitelte, die Meisterschaft bewährt, die von der Prosa des allemannischen Dichters zu erwarten war. Den Stoff wußte er glücklich zu finden und aus sich heraus neu zu bearbeiten. Er griff aus dem Leben wie aus Schwankbüchern, und selbst das Alte, selbst das schon Gebrauchte ging frisch und unverbraucht aus seiner Seele hervor. Mit sicherem Blicke wußte er die rechte Mitte zwischen Unterhaltung und Volksbelehrung zu finden, jener ein größeres Feld zu lassen, als dieser; berücksichtigte er doch die Thatsache, daß der Landmann die Kalender nicht lies't, um sich anzustrengen, sondern zu erholen.

Mit gleicher Umsicht wählte er die Gegenstände der Belehrung. Das Weltgebäude war es hauptsächlich, was er selbst dem schlichtesten Menschenverstande leicht und klar darzustellen wußte. In fortgesetzter Erklärung von Sprüchwörtern, die im Volke gang und gäbe, ihm zum Text und Thema moralischer und religiöser Betrachtung dienten, suchte er nebenbei das sittliche und religiöse Gefühl in seiner heitern Weise aufzumuntern. Die Zeitbegebenheiten, die er nach dem Beispiele früherer Kalender erzählte, gehören mit unter die belehrenden Darstellungen, zumal in einer Zeit, wo die politischen Zeitschriften nicht in übergroßer Menge vorhanden waren, und das Zeitungslesen selbst unter den arbeitenden Klassen noch wenig üblich war. Wie in diesen Darstellungen, wußte Hebel in einzelnen Lebensschilderungen oder in Erzählung einzelner Anekdoten aus dem Leben berühmter Personen das Unterhaltende mit dem Belehrenden innig zu verbinden.

Im Gebiete des Unterhaltenden ließ er das Scherzhafte den Ernst überwiegen. Neben Erzählungen voll tief bewegender Rührung die tollsten Schelmenstreiche!

Der Hebel'sche Kalender fand im Lande alsbald die allgemeinste Theilnahme. Man erkannte bald in ihm das Beste seiner Art. Die Anerkennung des Auslandes bedurfte noch eines äußern Anstoßes, den die Cotta'sche Buchhandlung dadurch gab, daß sie eine Ausgabe der vier ersten Jahrgänge des „Hausfreundes" unter dem Titel: „Schatzkästlein des rheinländischen Hausfreundes" veranstaltete. Diese Sammlung erst begrün-

bete den Ruf des Kalenders auch außer den Grenzen des Landes, für das er als Volksschrift bestimmt war. Es wurden jährlich gegen 40,000 Exemplare gedruckt. Der Kalender wanderte bis nach Amerika. Unter den auswärtigen Bestellern war auch Goethe.

Bis zum Jahre 1814 ging der Hausfreund seinen steten Gang fort, obwohl oft die wachsenden Dienstgeschäfte wie ein Alp auf Hebel's Seele drückten. In den Kalender dieses Jahres hatte Hebel, zu verständig, zu gemüthlich und zu heiter fromm, um seine Neigungen durch religiöse Bekenntnißunterschiede beherrschen zu lassen, eine Erzählung aufgenommen, welche zu Beschwerden Seitens der Katholiken führte und die anfängliche Unterdrückung des Kalenders veranlaßte. Später durfte er nur erscheinen, nachdem das Blatt mit der anstößigen Erzählung herausgenommen und der Umdruck einiger anderer Blätter vollendet war. Dieser Vorfall kränkte Hebel so tief, daß er den Entschluß faßte, fortan den Kalender nicht mehr zu schreiben. Die folgenden Jahrgänge brachten zwar noch Einzelnes von ihm, ja auf den Zuspruch seiner Freunde ließ er sich bewegen, den Hausfreund für 1819 zu bearbeiten; allein dies war auch der letzte Kalender von seiner Hand.

2. Das Volksthümliche der Darstellung.

Hebel, recht eigentlich aus dem Volksleben hervorgegangen, verstand die seltene Kunst, volksthümlich zu schreiben. Es war kein neues Element, in das er sich erst hätte hineinleben müssen; es lag fertig in ihm, und er brauchte es nur formell zu gestalten. Darum finden wir bei ihm die Aufgabe der Volksschrift gelöst, die keine andere ist, als die höhere mit der niedern Bildung zu vermitteln, der aus dem unmittelbaren Leben erwachsenden Bildung die allgemeinere zuzuführen, an das unmittelbare Leben anzuknüpfen und von da aus höher zu leiten. Sehen wir hierauf Hebel's Erzählungen 2c. näher an, so treten uns aus ihnen besonders folgende, die Volksthümlichkeit einer Schrift bedingende Besonderheiten entgegen.

1. Das Hervortreten des persönlichen Charakters des Verfassers. Die Theilnahme des Erzählers an seinen Geschichten darf sich nicht in salbungsvollen, überschwänglichen Ausrufungen, sondern muß sich in der ganzen Haltung kundgeben. Im Volke sieht man vom Werke sogleich auf den Meister, nicht nach seinem Namen, der an sich ohne Bedeutung ist, sondern nach seinem Wesen; in diesem liegt oft die besondere Anziehungskraft. In Hebel's Volksschriften nun tritt sein ganzer Charakter auf, manchmal, indem er sich geflissentlich giebt, manchmal, indem er sich gehen läßt. Dabei hat er sich eine eigen-

thümlich verhüllende Würde als Hausfreund beigelegt. Als solcher tritt er ohne Scheu mitten in die Erzählung hinein, ohne dadurch das Interesse vom Gegenstande ab und auf sich zu ziehen, ohne zu dem bisweilen noch lästigen und damals noch unbescheidenen Ich greifen zu müssen. Der Verfasser wird dadurch gewissermaßen eine mythische Person und doch zugleich lebendig hantierend. Zu dem Besten und Lehrreichsten in seinen Schriften gehört das, daß sein Charakter dabei ist.

2. Das Oertliche und Landsmännische. Der persönliche Charakter wurzelt in dem Oertlichen und ist deshalb von diesem nicht zu trennen; Manche gingen sogar so weit, daß sie die Schriften für das Volk in der Mundart verfaßten. Diese ist durch die Bibelübersetzung, durch Schule und Kirche, durch die Gesetze des Staats und die Gerichtsverhandlungen in das Bereich der niedern Alltäglichkeit zurückgedrängt worden, und es ist deshalb eine Verletzung des geschichtlich Gewordenen, wenn man die Schriftsprache in die Mundart zurückschraubt. Die Mundarten können und werden nie verschwinden, aber Eine Sprache muß Allen verständlich sein, wenn wir nicht die Grundlage der Einheit des deutschen Volkes zerklüften wollen.

Der mundartigen Haltung der Volksschrift steht aber auch das entgegen, daß der Mann aus dem Volke, der aus einem Buche Neues und Erquickendes holen will, sich gern in der Sprache angeredet sieht, die nun einmal die des gebildeten Lebens ist. In seiner kleinen Büchersammlung gruppirt sich Alles um das Buch der Völker und Volksbuch: die Bibel; er will von jeder Schrift eine Erhebung, in Ernst und Scherz ein Hinausheben aus seiner gewohnten Welt. Wie es ihn erfreut und wie er mit Recht verlangt, daß man nicht immer von Stall und Dünger, Pflug und Kartoffeln mit ihm rede, sondern auch von Staat und Regierung und allgemeinem Wissen, so will er auch, daß man in der Sprache nicht immer zu ihm herniedersteige und den Bauernkittel anziehe, sondern daß man sich's in feinem Gewande an seinem Tische gefallen lasse. In den Darstellungen der Mundart kommt er sich vor wie ein Mensch, der sich auf dem Theater copirt sieht; er lächelt, wenn's hochkommt, halb verdrossen. Bei dem Lesen der Mundschriftarten stutzen die meisten Bauern und meinen, das wäre doch nicht der Mühe werth, daß man das drucke, sie wüßten nicht, was die Herren dabei hätten u. s. w.

Anders ist es dagegen mit der geistigen Individualität eines Volksstammes oder Landes. Hier lassen sich Anknüpfungen finden, die das innerste Herz des Lesers in Bewegung setzen, Anknüpfungen, die sich an das historische Volksgemüth heften, das als äußerlich erkennbare Denkmale seiner langen Entwicklung nur

noch die Bildungsgeschichte seiner Sprache und das Volkslied aufzuweisen hat. Wir sind deshalb Männern wie Grimm, Uhland, Hoffmann v. F. zu großem Dank verpflichtet, daß sie jene Denkmale zu erhalten und zu erneuen suchten. Es giebt aber auch noch viele flüchtige Bildungen des Volksgeistes, die sich von der Wissenschaft nicht fassen lassen, die sich ihr nicht eher fügen, als bis sie einen gewissen äußern Abschluß gewonnen haben. Hier tritt nun der örtliche Volksschriftsteller in die Vermittelung zwischen Wissenschaft und Leben. Hebel war ein solcher. Er hatte sich wenig bei der neuen Erforschung der alten Sprachdenkmäler betheiligt, er gab sich wesentlich der Denk- und Sprachweise seiner Landsleute hin und brachte diese zu ihrem reinsten Ausdrucke. So bereicherte er mittelbar die Geschichte des volksthümlichen Geistes und seiner Sprache, er gelangte dabei unmittelbar zur vorgesetzten Wirksamkeit auf die Gegenwart. Hebel war nach Zeit, Geburt und Geschick ein vorherrschend landsmännischer Volksschriftsteller, wie er auch persönlich nie aus Süddeutschland hinausgekommen ist, und nur einmal die Lust verspürte, es zu verlassen, aber dann gleich — nach Paris zu reisen.

Die in das geschmeidige Silber der Prosa gefaßten Kleinodien des Schatzkästleins sind weniger weit verbreitet, als die in das Gold der Verse gefaßten allemannischen Gedichte. Was mit erhöhtem Bewußtsein aus dem Volke kam, war allen Bildungskreisen zugänglich, während die Schöpfungen für das Volk diesem zunächst anheimgestellt blieben. Die Hauptwirksamkeit des im Rheinländischen Hausfreunde Vorgetragenen blieb auf die obern Rheinlande beschränkt.

3. Der volksthümliche Stil. Hebel hat nicht nur die ursprüngliche, tiefbezeichnende Ausdrucksweise seines Stammes und Landes wiedergegeben, er hat auch bewußte Sorgfalt auf Sauberkeit und Bestimmtheit verwendet.*) So scheinbar unbewußt das Wort- und Satzgefüge hingeworfen scheint, so ist es doch gerade äußerst zierlich und genau abgemessen, was sich auch daraus ersehen läßt, daß Hebel die Kalendergeschichten bei der Sammlung in das Schatzkästlein ohne stilistisches Nachfeilen und Ausputzen aufnehmen konnte. Die Eigenthümlichkeiten des Stils dürften sich im Einzelnen auf Folgendes beschränken.

a. Der Ton und Gang ist ein ruhiger, behaglicher. Es rasselt nicht Alles athemlos dem Ziele zu, im Gegentheil geht es je nach Laune bald schneller, bald langsamer „wie

*) Auerbach sagt in „Schrift und Volk" (S. 251): „Wären seine (Hebel's) kleinen Sachen lateinisch geschrieben, unsere Schulweisen würden viel Aufhebens von seiner Diction machen und ihn mit gelehrten Commentaren zieren."

mit eigenem Gefährt." Mit Lächeln oder Ernst oder auch mit Beiden vereint wird hier und da eine abschweifende Bemerkung aufgegriffen, dabei aber nicht länger verweilt, als man eben braucht, um von erhöhtem Sitze im Vorüberfahren eine Frucht vom Baume am Wege zu pflücken.

b. Hebel stellt oft den Eindruck, den das zu Erzählende auf ihn, den Verfasser, machte, alsbald voraus, wie sich das ja auch häufig im Leben findet, daß wir unsere Mittheilungen mit der Reflexion und nicht mit der Sache selber beginnen. Geschieht dies mit bewältigender Macht, so zieht es den Leser und Hörer alsbald in die Stimmung des Erzählers hinein. Gar anmuthig sind oft die Wendungen, die Hebel bei diesen Gelegenheiten nimmt. Vergl. Nr. 13: das Mittagessen im Hof; Nr. 16: der geheilte Patient; Nr. 17: Kannitverstan. Diese Ausführungen und Einlenkungen in die Sache selbst mit „Wie", „Denn" u. s. w. sind eben so individuell als volksthümlich charakteristisch.

c. Fast in jedem Satze stoßen wir auf mundartische, oft frappante und doch natürliche Ausdrücke: z. B. „Schreiner" für „Tischler", „Büblein" für „Knäblein"*), „nimmer" für „nicht", „heimkommen", „weit aus" für „bei weitem" (Nr. 15), „eine Kreide" für „Kreide" (Nr. 14), der „hautreiche" Amsterdamer (Nr. 16), „lauft" für „läuft" (Nr. 21), „verrathet" für „verräth", „tragt's" für „trägt's" (Nr. 22), „das Geld regne zwar nirgends dnrch das Kamin herab" (Nr. 15), „windet's draußen" für „geht der Wind" (Nr. 16), „schrieb ihm seinen Umstand" für „unterrichtete ihn über seine Krankheit" (Nr. 16), die Stiefeln „salben" für „schmieren" (Nr. 16), ein Haus, wie er noch keines „erlebt" hatte, mit den Augen „durchfechten" (Nr. 17) u. s. w. Ganz eigenthümlich ist auch die Ausdrucksweise, wenn er den Buben, der einen Baum zu eigen besitzt, auf sein „Capital steigen und die Zinsen eintreiben" läßt (Nr. 2.), wenn er die israelitischen Frohndienste in Aegypten mit „Zieglerhandwerk" bezeichnet (Nr. 12) u. s. w.

d. Häufiger Gebrauch von eingebürgerten Fremdwörtern, z. B. discuriren, Recept, Patient, Fouder, perfect, Excüse, Bagage u. s. w.

e. Die besondern Ausdrücke sind stets den allgemeinern vorgezogen, die das Volk nicht liebt und selten gebraucht. Z. B. „Mixturen, Pulver und Pillen"

*) Die Silbe „lein" vertritt im Süddeutschen das norddeutsche „chen" und wird mit besonderer Vorliebe gebraucht.

für „Arznei“, „Steine abladen und Holz spalten“ für „schwere Arbeit“ (Nr. 16), „Emmendingen und Gundelfingen“ für „Kleinstädte“, Fenster voll „Tulipanen, Sternblumen und Levkoien“ für „Blumen“ (Nr. 17) u. s. w.

f. Hebel verläßt sehr oft beim Erzählen die gebräuchliche Zeitform der Vergangenheit (historisches Tempus) und redet plötzlich in der Gegenwart; z. B. in Nr. 12: „Napoleon wird in kurzer Zeit General“ u. s. w. Das Erzählte wird dadurch dem Hörer so lebendig vor die Seele geführt, als stände er selbst mitten in den Ereignissen.

g. Statt des beziehenden Fürwortes „welcher“ gebraucht Hebel zuweilen, auch hierin der Sprechweise des Volkes sich anschließend, das Wörtchen „wo“; z. B. in Nr. 15: „Was gilt's, der, wo mit ihr redet, ist ihr Mann.“

h. Die Sprache der Luther'schen Bibelübersetzung, dem Volke selbst so geläufig, hat ihren unverkennbaren Einfluß auf Hebel's Darstellungsweise gehabt; wir erinnern nur an den häufigen Gebrauch des Bindewortes „und“, sowie an die Eigenthümlichkeit, statt „sich“ „ihm“ zu setzen; z. B. in Nr. 16: „Als der Patient so mit ihm reden hörte.“

4. Der Humor, der Spaß und Schwank. Der Humor ist ein nothwendiges Element der Volksschrift, aus geschichtlichen wie aus rein psychologischen Gründen. Eine glückliche Begabung, getragen von heiterem Weltsinn, ließ Hebel das Herz des Volkes mit fröhlichen Geschichten erfreuen. Weil er ein harmloser Mensch war, darum war er zu Spaß und Schelmenstreichen aufgelegt. Das Harmlose, Friedfertige Hebel's geht auch auf den Leser über. Wie den idyllischen Sinn für das Kleine, so hat er auch den Humor mit seinem, auch von ihm hochverehrten Zeitgenossen Jean Paul gemein; nur daß Hebel dabei immer auf dem festen Lebensboden steht und auch seine Gestalten nägelbeschlagene Schuhsohlen haben. — Eine Klippe beim Humor ist die Selbstpreisgebung. Hebel vermied sie glücklich, da er es verstand, trotzdem er oft als Schalk auftritt, sich doch persönlich in seiner Würde zu erhalten, so daß ihm die Eindringlichkeit bei ernsten Gelegenheiten nicht abgeht.

Als eigene Gattungen des Humors treten bei Hebel die reine Lustigkeit und die „Poesie der Dummheit“, wie Auerbach sie treffend bezeichnet, auf. Wenn Hebel erzählt, wie der Bauer die tannene Stubenthür als Recept dem Apotheker in's Haus bringt (Nr. 14), so ist das eine so schöne Dummheit, daß es schade wäre, wenn wir ihrer entbehrten, so sehr man geistreicherseits die Nase darüber rümpfen mag.

Das schrankenlose Ausgreifen der Lustigkeit bekundet sich auch in den Gaunergeschichten. Es ist eine geschichtliche

Thatsache, daß Hebel in sich selber eine Lust zu tollen Streichen verspürte und sich nun im Ausdenken derselben gefiel. Hier stimmte nun wieder seine eigene Natur mit der allgemeinen des Volkes zusammen. Darum konnte er auch mit so breitem Behagen die Gaunereien seiner Landstreicher, des Zundelfrieder, rothen Dieter, Heiner und Zirkelschmied, schildern; darum konnte er in ihnen unverwüstliche Typen des Volkslebens feststellen. Indem er sich nun an dem heiteren Spiele des Lebens ergötzte und die Gaunerstreiche erfand und übertrug, erfüllte er ein inneres Bedürfniß der Volksschrift, der der verschmitzte Schelm nicht fehlen darf.

5. Das Religiöse. Die tiefe Innigkeit des deutschen Volksgeistes hegt vor Allem das religiöse Element in sich, das daher auch der Volksschrift Maß und Richtigkeit geben muß. Hebel sucht das Religiöse aber nicht in gelegentlicher Einschiebung von Predigten oder moralisirenden Erzählungen; leicht und ungezwungen, ohne plötzlich aus einer höher gezwängten Tonart zu sprechen, sondern einfach und innig geht er zu dem Höchsten über, zum Aussprüche und zur Erweckung des Religiösen. Hier tritt bei Hebel die poetische Begabung, mit ihrer Anlehnung an ein kleines plastisches Ereigniß, in ihrem schönsten Glanze hervor. Wir erinnern nur an „die Baumzucht" (Nr. 2) und an die „Betrachtung über ein Vogelnest" (Nr. 23). Die lichte Heiterkeit, der fröhliche Gottesschein liegt hier überall ausgebreitet, denn die Religion ist eine Religion des Lebens und nicht des Todes.

Leben und Charakteristik Hebel's.

1. Die Kindheit. Johann Peter Hebel war der Sohn achtbarer Landleute. Sein Vater hatte als Webergesell seine Heimath, das Städtchen Simmern auf dem Hundsrück, verlassen und folgte später als Diener des Majors Iselin den eidgenössischen Fahnen nach Flandern, an den Niederrhein und nach Corsica. Die Zeit zwischen diesen Kriegszügen brachte er im Iselin'schen Hause zu Basel zu, wo er auch seine Frau kennen gelernt hatte, die in demselben Hause diente. Nach ihrer Verheirathung zogen die beiden Eheleute nach Hausen bei Schopfheim, dem Geburtsorte der Frau. Dort arbeitete Hebel den Winter hindurch an seinem Webstuhle, den Sommer aber brachten sie in Basel bei ihrer alten Herrschaft zu, wo es Arbeit vollauf in Haus und Garten gab. Während eines solchen Aufenthaltes zu Basel wurde Johann Peter Hebel geboren, am 10. Mai 1760.

Im badischen Oberlande, in einer Gegend, die zu den lieblichsten Gauen Deutschlands gehört, gedieh der Knabe in freundlicher Pflege frisch heran. Leider blieb die Obsorge für ihn bald

der Mutter allein überlassen, da der Vater schon 1761 starb. Dieser Verlust und die vermehrte Sorge steigerten den Ernst und den frommen Sinn der Wittwe. Der Knabe war muthwillig und zu allerlei losen Streichen aufgelegt, so daß die Mutter kaum seiner Meister werden konnte. Aber neben diesem Muthwillen lebte ein religiöses Gefühl in dem Knaben, das sogar seine Spiele durchdrang. Oft predigte er von Stühlen und Bänken, und ein tieffrommes Gemüth wie poetischen Sinn bekundete er, wenn er Schmetterlingspuppen begrub und der Auferstehung der Falter entgegenharrte.

Mit der Liebe zur Mutter hatte sich dem Kinde eine Liebe selbst zu den leblosen Umgebungen seiner Kindheit mitgetheilt, die den Mann nicht verlassen hat, der einem Freunde für eine übersendete Schwarzwälder Uhr mit folgenden Worten dankt: „Eine hölzerne Uhr ist mir viel interessanter, als die Taschenuhr und als die feinste englische Stockuhr, weil ich unter hölzernen aufgewachsen bin, und meine erste Bewunderung und Freude, und ich muß fast sagen, die kindliche Ehrfurcht vor diesem mechanischen Leben an ihnen hängen blieb.“

Schon in seinem sechsten Lebensjahre kam der aufgeweckte Knabe in die Ortsschule zu Hausen; er besuchte sie bis zu seinem zwölften. Der Schule stand Andreas Grether vor, ein Ehrenmann von eigenthümlicher Persönlichkeit, kleiner Gestalt, stark hervortretender Nase und stets gerüstet mit langem, weit ausreichendem Stocke. Voll heiligen Eifers für seinen Dienst, überwachte der Lehrer sorglich das keimende Talent des kleinen Johann Peter und versäumte keine Züchtigung für muthwillige Streiche.

Mit den nöthigen Vorkenntnissen im Lesen und Schreiben ausgestattet, kam Johann Peter in die lateinische Schule zu Schopfheim. Die deutsche besuchte er nebenbei fort. Eine falsche Kunde, als habe die Rachsucht Grether's, den er einmal abbildete, ihn gleichsam zum Studium gedrängt, hat er selbst im Hausfreunde von 1818 widerlegt. Diese Widerlegung enthält ein treues Bild des Verhältnisses zwischen Lehrer und Schüler. Hebel erzählt, wie er die daliegende Kohle benützt habe, um den leicht treffbaren Lehrer an die neue Schulstubenthüre zu zeichnen, wie er Schläge dafür bekommen habe, „nicht die ersten und nicht die letzten, auch nicht die schlechtesten.“ Dann aber sagt er von Grether: „Er war ein treuer und freundlicher Lehrer und liebte das Büblein nachher wieder, wie vorher und wie alle seine Schüler. Oft, wenn derjenige, der dies schreibt, ein Exempel aus den Brüchen rechnet, oder wenn er im Herzen den Trost und den Frieden oder die Lehre eines Sprüchleins betet, denkt er an den Schulherrn, bei dem er's gelernt, und wenn er nach Jahr und

Tagen wieder einmal zu seinen Jugendfreunden kommt, so reden wir von ihm."

„Also kann es mit der Wahrheit nicht bestehen, daß der Knabe wegen Feindschaft des Schullehrers aus seiner Schule genommen und in eine vornehmere gethan worden ist. Nein, er hat auch nachher noch lange neben der vornehmen Schule die vorige mit Freude und Liebe fortbesucht. Wie man zum Kaffee Cichorie thut, also kam es ihm nicht darauf an, wenn er Vormittags die lateinischen Schläge eine Stunde weit heimgetragen hatte, Nachmittags je auch noch ein paar deutsche einzuthun, aber niemals unverdiente." — So Hebel selbst.

Seine Schalksstreiche waren allerdings meist von einer Gattung, welche die letzte Aeußerung rechtfertigt. Ein Zug aus jenen Schulzeiten mag als Beleg dienen.

Auf dem Wege von Hausen nach Schopfheim zur Schule fragte den kleinen Peter sein täglicher Begleiter, was sie noch treiben wollten, da sie noch gute Zeit bis zur Schulstunde hätten. Peter schlug vor, auf der Wiese, über die sie ihr Weg führte, alle zur Bewässerung geöffneten Stellfallen zu schließen und alle geschlossenen zu öffnen. Der Feldhüter beobachtete sie von ferne, verbarg sich hinter einem Strauch und fiel, als die beiden Jungen herbeikamen, über sie her. Hebel riß sich los; der Feldhüter, den andern Jungen mitschleppend, sprang ihm nach, wagte aber nicht, über einen schwachen Baumstamm, welcher zufällig über einem nahen tiefen Bache lag, ihm zu folgen. Als der kleine Peter sich in Sicherheit, den Feldhüter aber den andern Jungen mit Ohrfeigen reichlich bedienen sah, rief er ihm, mit der Hand an den Backen schlagend, zu: „Chum, 's biißt mi!" (Komm, es beißt mich!)

Die Zeit, welche die Schule nicht in Anspruch nahm, mußte, wie es die Armuth der Familie gebot, mit Arbeit ausgefüllt werden. Im Winter mußte der Knabe der Mutter das nothwendige Holz im Walde zusammenlesen und nach Hause tragen. Oft zerschlug er Steine für den Schmelzofen in Hausen, und unterstützte so die Mutter mit seinem kleinen Verdienste. Freundlicher war seine Lage in den Sommermonaten, wo seine Mutter zu Basel bei der alten Herrschaft immer noch die gewohnte Beschäftigung fand. Behagliches Leben in dem wohlhabenden Hause und mäßige Arbeit und freie Bewegung neben auch hier fortgesetztem Unterricht, Wohlthaten, die Hebel niemals vergaß.

Unter solchen Verhältnissen hatte der Knabe sein zwölftes Jahr erreicht. Immer schöner entwickelte Fähigkeiten beurkundeten seinen wissenschaftlichen Beruf. Der Knabe fühlte sich zur Theologie hingezogen; im Leben und Wirken eines Landgeistlichen fand er sein schönstes Ziel, ein Ziel, das noch den Greis beschäftigte. Um ihn ungestört der Vorbildung für seinen künftigen Beruf

leben zu lassen, trennte sich jetzt die Mutter von dem Knaben und gab ihn in die Hände seines Lehrers, des damaligen Diakonus Obermüller zu Schopfheim.

Doch stand herbere Trennung bevor. Während eines Aufenthaltes in Basel erkrankte die Mutter. Die freundlichste Pflege mochte die immer lauter werdende Sehnsucht der Wittwe nach der Heimath nicht beschwichtigen. Man gab ihr nach. Ein Einwohner von Hausen holte sie mit einem Wagen ab. Der Sohn hatte sich als Begleiter der kranken Mutter eingefunden. Die Kranke verließ Basel ohne schlimme Ahnung. Aber schon auf der Hälfte des Weges fühlte sie die Nähe des Todes, und ehe ein Arzt herbeigerufen werden konnte, verschied sie unter dem Jammergeschrei des verwaisten Söhnleins. Man bedeckte die Leiche mit einem Tuche, und Hebel hat späterhin als ein Zeichen seines kindischen Leichtsinns erzählt, wie er neben dem tiefsten Schmerze dennoch mit Begier des Augenblicks harrte, wo er, in Hausen angelangt, durch den Anblick der Leiche Nachbarn und Freunde überraschen werde.

Mochte in dem Knaben, neben dem tiefsten Jammer, sich solche Leichtfertigkeit geltend machen, der Mann trug in allen Lagen das Andenken der frommen Mutter mit innigem Dank im Herzen. Bei allen Ereignissen, die ihn freudig berührten, war die Mutter sein erster Gedanke. Es ist noch ein Brief von ihm vorhanden, der seine Ernennung zur höchsten Würde seiner Kirche noch als Geheimniß einer befreundeten Seele mittheilt; der Greis schließt die Mittheilung mit den vielsagenden Worten: „Was würde meine Mutter sagen!“ Auch die Predigt, mit der er am Schlusse seiner Laufbahn eine stille, ländliche Pfarre anzutreten gedachte, spricht ungekünstelt dasselbe Gefühl kindlicher Liebe aus. Dort sagt er von der früh verlorenen Mutter: „Der Segen ihrer Frömmigkeit hat mich nie verlassen. Sie hat mich beten gelehrt, sie hat mich gelehrt an Gott glauben, auf Gott vertrauen, an seine Allgegenwart denken. Die Liebe vieler Menschen, die an ihrem Grabe weinten und in der Ferne sie ehrten, ist mein bestes Erbtheil geworden, und ich bin wohl dabei gefahren.“

2. Die Lehrjahre. Dem Knaben war nur ein geringes Erbe zugefallen. Der lateinischen Schule zu Schopfheim allmählich entwachsen, sollte er die höhere Bildungsanstalt, das damalige Gymnasium illustre zu Karlsruhe, das mit grundgelehrten, meist schriftstellerisch thätigen Männern von durchweg eigenthümlich ausgeprägter ehrbarer Haltung besetzt war, beziehen. Der Vormund brachte ihn 1775 dahin. Die fehlenden Mittel ersetzte der Beistand freundlicher Gönner. Einen solchen wohlwollenden Freund fand er besonders an dem damaligen Hofdiakonus August Gottlieb Preuschen. Früher zu Schopfheim angestellt oder vielleicht auch bei Anlaß einer Geschäftsreise,

hatte dieser in dem Knaben den künftigen Mann entdeckt und den Vorsatz, eine wissenschaftliche Bahn einzuschlagen, in ihm bestärkt. Jetzt nahm er den mittellosen Schüler in sein Haus und wechselnd mit andern Freunden zum Tischgenossen und überwachte mit väterlicher Sorge seine Studien, wie seinen Wandel.

Mit den trefflichsten Anlagen ausgestattet und also väterlich geleitet, machte der Jüngling rasche Fortschritte. Indessen riß ihn der Schalkssinn, den die fromme Mutter nur zu mildern, nicht aber zu unterdrücken vermocht hatte, hier und da zu losen Streichen. Der wohlwollende Pflegevater begnügte sich jedesmal mit milder Zurechtweisung. Ein Schalksstück aber hätte den losen Schüler bald die ganze Gunst des Wohlthäters gekostet. In demselben Hause wohnte neben Hebel noch ein älterer Schüler, dessen pedantisches Wesen Hebel's Muthwillen reizte. Er schlich sich daher an einem Winterabend, kurz vor der Stunde, da sein Nachbar gewöhnlich nach Hause kam, vor dessen Zimmerthür mit dem Lichte, das er so lange, bis er die Hausthür sich öffnen hörte, unter den concaven Griff der Thürfalle hielt. Hebel, leise davon schleichend, hatte alsbald die Freude, einen lauten Schrei zu vernehmen. Es erfolgte eine Untersuchung des Hausherrn, die zur Folge hatte, daß Hebel aus dem Hause gewiesen wurde. Jetzt kamen seine Freunde und legten Fürbitte ein. Vergebens. Der muthwillige Peter kannte aber das weiche Herz des Wohlthäters und schrieb einen reumüthigen, wohlgesetzten Brief in lateinischer Sprache, der denn auch die Verzeihung des Uebelthäters zur Folge hatte.

Schon nach vier Jahren verließ Hebel, reif für die akademischen Studien, als einer der vorzüglichsten Schüler das Gymnasium. Als Hochschule wählte er die Friedrich-Alexander-Universität zu Erlangen, die damals in jugendlicher Blüthe stand. Die Namen Sailer und Rosenmüller zogen überall die jungen Theologen an. Am 8. Mai 1778 trat Hebel in die Reihe der akademischen Bürger von Erlangen.

Die Freiheit des bunten Studentenlebens, das Treiben einer in sich abgeschlossenen jugendlichen Welt zog bald den Jüngling mehr an, als das Heftschreiben in den Hörsälen und das Nachlesen des Geschriebenen. Er gab sich dem lustigen Burschenleben völlig hin, hielt sich jedoch von Duellen möglichst fern. Nur einmal hatte er eine sogenannte Ehrensache. Nicht ohne Herzklopfen betrat er die Mensur, kam jedoch mit einer leichten Stichwunde in dem Arm davon. Der blutige Tag ließ eine dauernde fröhliche Erinnerung zurück, und oft gab Hebel noch in späteren Jahren seinen Freunden die pathetische Anrede seines Secundanten mit unvergleichlichem Humor im Urtext wieder.

Schon nach zwei Jahren verließ Hebel die Hochschule. Das

überwiegende Talent vermochte den vernachlässigten Fleiß nicht zu ersetzen. So kam es, daß er in der ersten Prüfung den Forderungen seiner Examinatoren keineswegs genügte. Entfernt von den Zerstreuungen der Universität gelang es ihm jedoch bald, das Versäumte nachzuholen. Das auf der Schule Erworbene kam zu Hülfe, und so machte er bald den Fehler wieder gut.

3. Die Dienstjahre. Es begann nun die Zeit eines armen, aber nicht freudelosen Stilllebens, da er sich auf dem Boden der geliebten Heimath bewegte. Von 1780 bis 1782, wo er ordinirt wurde, hielt Hebel sich zu Hertingen auf, einem Pfarrdorfe, das in schöner und fruchtbarer Gegend fast gleichweit von Basel und Schopfheim entfernt liegt. Hier bestand seine Beschäftigung zunächst in dem Unterrichte, welchen er den Kindern des Pfarrers und eines andern Einwohners ertheilte. Er ward hier „umgeäzt.“ Nachdem er die Ordination erlangt hatte, leistete er dem Pfarrer Aushülfe in kirchlichen Geschäften.

Er blieb nicht lange in dieser Stellung. Man wußte seine nicht geringen Schulkenntnisse zu benutzen, und so ward Hebel schon im März 1783 an das Pädagogium zu Lörrach versetzt, freilich mit dem bescheidenen Titel eines Präceptoral-Vicarius, und mit dem ebenso bescheidenen Gehalte von etwa 350 Gulden.

Ueber acht Jahre lebte Hebel in dieser Stellung; die sparsam zugemessene Besoldung nöthigte ihn, den Rest seines Vermögens zu verbrauchen. Seine Bemühungen um einen vortheilhafteren Lehrdienst waren vergebens. Ob er mit gleichem Ernste sich um eine Pfarrstelle bewarb oder ob die ihn noch in späteren Jahren anwandelnde Sehnsucht nach einer solchen nicht von jeher eine nur vorübergehende war, ist nachherigen Vorkommnissen zu Folge wenigstens immerhin zweifelhaft. Aber Entbehrungen vermochten so wenig, als vereitelte Pläne die Heiterkeit seines Gemüths zu trüben; fand er doch in seinen Umgebungen zu Vieles, was ihn freudig stimmte. Mochten schon die Erfolge der Bemühungen des noch unerschöpften Schulmannes ihn mit der gering belohnten Stellung versöhnen, so fühlte er sich in dem Leben im heimathlichen Lande und unter dem Volke, das die Sprache seiner Kindheit sprach, im Umgang mit Freunden, zum Theil Freunden seiner Jugend, obwohl er dort weniger empfing, als er vielmehr gab, behaglich und glücklich.

Noch ohne Ahnung künftiger Berühmtheit, widmete er den Erguß frischen Witzes, wie das flüchtig aufgezeichnete Ergebniß seiner Laune ausschließlich dem Kreise seiner Freunde. Gewohnt, überall sich eine kleine Welt in die alltägliche herein zu denken und die Namen seiner Freunde, wie den eigenen durch selbstgeschaffene zu ersetzen und sich und ihnen fremdartige Beschäftigungen anzudichten, erscheint er hier und in später fortgesetztem

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

brieflichen Verkehr bald als Parmenides neben Zenoides und bald wieder als Stabhalter neben dem Vogt und dem Bannwarte.

Es bedurfte einer Zeit von fast neun Jahren, bis die Verdienste Hebel's höhern Orts nach ihrem wahren Werthe erkannt wurden. Oft waren seine Bewerbungen ohne Erfolg geblieben; selbst sein geringer Gehalt war nie erhöht worden. Endlich ward ihm die Aussicht auf die Pfarrei in der Altenstadt zu Pforzheim Anfangs des Jahres 1790 eröffnet. Aber, wie ein Brief, der sich aus jener Zeit erhalten hat, berichtet, machten körperliche Leiden, die inzwischen eingetreten waren, ihm die Ablehnung der früher wohl gewünschten Stelle jetzt zur Nothwendigkeit. Er erklärt dort, wie anhaltendes Sprechen ihm große Schmerzen verursache, wegen deren er sich weit aussehender ärztlicher Behandlung zu unterwerfen habe, „das Informiren schade ihm jedoch nicht, wenn er sich vor Schreien und Zorn hüte!"

Eine gedrückte, fast hoffnungslose Stimmung spricht sich in demselben Schreiben aus, wenn er sagt: „Gesetzt, ich wollte auch eine weniger beschwerliche Pfarrei in der ungewissen Hoffnung annehmen, daß mich das Predigen, wenn ich nicht dabei informire, weniger angreifen werde, so verbietet mir mein Gewissen und meine Ruhe, so lange ich nicht gesichert vor einem frühen Tode oder elenden Leben bin, zu heirathen, — und was ist ein lediger Pfarrer in einem abgelegenen Dorfe, der in der Haus- und Landwirthschaft unerfahren ist!"

Diese briefliche Verwahrung scheint an die rechte Stelle gelangt, von der Pfarrei weiter keine Rede und die angewandte ärztliche Hülfe von großer Wirksamkeit gewesen zu sein. Schon im folgenden Jahre, 1791, ward Hebel an das Gymnasium zu Karlsruhe berufen.

Diese Anstalt, immer noch hohen Rufes sich erfreuend, war fortan der Schauplatz seiner erfolgreichen Wirksamkeit. Allmählich von dem Unterrichte in den untern Klassen zu den höhern emporsteigend, fand er hier gleichen Anlaß zum Lehren wie zum Lernen. Und er bedurfte solches Anlasses, da es nicht in seiner Persönlichkeit lag, sich mit anhaltender Ausdauer irgend einem Studium hinzugeben. Als Freund der Natur zog ihn besonders die Naturgeschichte an, die nebst den alten Sprachen in seinen Lehrkreis gehörte. Wie in diesen, fühlte er sich auch in jener mit den glücklichen Erfolgen belohnt, welche die Liebe zur Sache begabten Köpfen sichert.

Mit dem Lehramt war ihm als Subdiaconus der Hofkirche die Predigt zur Dienstpflicht gemacht. Das heitere Bild einer stillen Pfarrei vielleicht mehr, als den Wunsch darnach in der Seele, hatte Hebel während seines Aufenthaltes zu Lörrach sehr häufig dort und in der Umgegend in seiner volksthümlichen Weise

gepredigt. Jetzt zum Kanzelvortrag vor einer größern Gemeinde berufen, verstand er auch hier seine Stellung. Auch hier zog die Wärme eines frommen Gemüthes und die einfache Würde der Sprache und des Vortrages die Hörer mächtig an. Markgraf Karl Friedrich selbst, der fromme Förderer kirchlichen Lebens, fehlte nur selten bei seinen Predigten.

Bei solchen Leistungen ward Hebel schon ein Jahr nach seiner Versetzung nach Karlsruhe zum wirklichen Hofdiaconus befördert. In dieser Stellung blieb er bis zum Jahre 1798, wo er zum Professor der Dogmatik und der hebräischen Sprache in der obersten Abtheilung des Gymnasiums ernannt ward. Diese Beförderung dankte Hebel der Würdigung des ihm freundlich zugethanen, in Baden hochverdienten Staatsmannes Friedrich Nicolaus Brauer, der damals an der Spitze des Consistoriums stand. Er war es auch, der Hebel mit der Abfassung eines neuen Landeskatechismus beauftragte, der jedoch, nach vielseitiger Bemängelung von Seiten einzelner Diöcesen, als Entwurf liegen blieb.

So war Hebel, wenn auch spät, den Sorgen der Nahrung entrückt; lange Zurücksetzung war durch steigende Anerkennung vergütet, seinem Wirkungskreise waren weitere Grenzen gezogen, seine Lebensverhältnisse waren angenehm; die Residenz bot manchen Genuß und, viele geistige Kräfte vereinigend, anziehende und weckende Berührungen; dem Bedürfnisse geselliger Unterhaltung und zwanglos behaglicher Abendstunden genügte der Ort. Hebel's Verdienst und gesellige Tugenden zogen Freunde und Bewunderer an; das offene, für Freundschaft so empfängliche Gemüth schloß sich leicht an, und so war ihm Anlaß genug gegeben, mit der neuen Lage sich zu befreunden.

Aber es bedurfte langer Zeit, ein tiefgefühltes Vermissen der Heimath in ihm ganz zu mildern. So schreibt er einer befreundeten Familie: „Ich muß in's Oberland reisen, ich muß aus der Wiese trinken und die Geister im Röttler Schlosse besuchen, wenn ich nicht in kurzer Zeit zu dem gemeinsten, geistlosesten Landbewohner ermatten soll.“ Bisweilen steigerte sich seine Sehnsucht zu leisem Heimweh, und dieses ist nach dem eigenen Geständnisse des Dichters die Mutter der Dichtungen, die seinen Ruf begründet haben *).

Inzwischen wirkte Hebel mit glücklichem Erfolge als Lehrer fort. Seine Verdienste blieben nicht unbemerkt. Die Ernennung zum Kirchenrathe (1805) sowie die zum Director des Gymna-

*) S. oben S. 46 die „Schlußbemerkungen zu den allemannischen Gedichten.“

siums (1808) waren neue Zeichen der Anerkennung dieser Verdienste. Ein neuer Geschäftszuwachs kam im folgenden Jahre hinzu, wo Hebel zum Mitgliede der evangelischen Kirchen- und Prüfungs-Commission ernannt ward. Es war die letzte Auszeichnung, die er unter der Regierung Karl Friedrich's erhielt. Die Achtung, welche ihm der Großvater geschenkt, bewahrte ihm auch der Nachfolger, Großherzog Karl. Schon im Anfange des J. 1814 von einem Theile seiner Geschäfte befreit, legte Hebel die Direction des Gymnasiums nieder; seine Unterrichtsstunden wurden auf neun, noch später auf acht herabgesetzt. Dafür trat er in demselben Jahre in die evangelische Kirchensection ein; überdies ward ihm im J. 1816 die Direction des evangelischen Schulwittwenfiscus übertragen.

Neben solchen Förderungen und Beschäftigungen ging wenigstens in der ersten Zeit dieses Lebensabschnittes Hebel's eine Reihe poetischer Leistungen einher, unter denen die Gedichte in schriftdeutscher Sprache die wichtigsten sind. Gleichzeitig entstanden die Räthsel und Charaden und der Hausfreund, dessen Redaction ihm im Dienstwege zugewiesen wurde.

Aber die Geschäfte, wie sie Hebel nach und nach aufgebürdet wurden, warfen düstere Schatten auf seine Seele. Wie aus dem Leben, wich allmählich, nur selten wiederkehrend, die frohe Laune auch aus seinen Briefen. Sein Scherz strömt aus krankem Herzen, wenn er seinem Jugendfreunde Hitzig schreibt: den ganzen Tag auf dem Katheder sitzen, sei jetzt noch ein Feiertagsleben für ihn, ein Ostermontagsspäßlein; aber auf der Kanzleistube sitzen, Berichte schreiben, Buch und Rechnung führen, Acten durchgehen, examiniren, castigiren, Zeugnisse fertigen, wegen der Lyceisten correspondiren; das heiße so viel, als: Ich sterbe täglich. Es seien ihm fast alle Freuden aus dem Geschäfte geflohen und aus dem Leben.

Inzwischen blühten aus den verstimmenden Mühen neue Ehren hervor. Die Bestimmung der neu gegebenen Verfassungsurkunde, die einen evangelischen Prälaten in die erste Kammer der Landstände einführt, schuf eine in Baden bisher nicht bekannte Würde. Der neue Großherzog Ludwig trug sie Hebel an, und dieser konnte, trotz aller Einwendungen und Bedenklichkeiten, die ihm zugedachte Ehre nicht zurückweisen. So ward er als Vertreter der evangelischen Geistlichkeit in das neue parlamentarische Leben eingeführt und wohnte den Landtagen von 1819, 20, 22 und 25 bei. Der neuen Beförderung folgte am Neujahrstage 1820 das Ritterkreuz des Zähringer Löwenordens, und schon am 5. September desselben Jahres das Commandeurkreuz desselben Ordens.

Aber das politische Leben war ihm ein fremdes; das ihm inwohnende Talent der Rede, selbst der unvorbereiteten, schützte ihn nicht vor einer gewissen Schüchternheit, und so wohnte er meist nur mit schweigender Theilnahme den Verhandlungen der ersten Kammer bei. Auf eine, hierauf bezügliche, ihm im Kreise näherer Freunde gemachte Bemerkung soll er in der humoristischen Weise, die ihm ganz eigen war und in der er gegen alte Bekannte sich bisweilen aussprach, entgegnet haben: „Ihr habt gut reden, Ihr seid des Pfarrers N Sohn von X. Ihr war't noch nicht zwölf Jahre alt, so hat schon Mancher Euch Herr Gottlieb geheißen, und wenn Ihr mit Eurem Vater über die Straße ginget und es begegnete Euch der Vogt oder ein Schreiber, so zogen sie den Hut ab und erst, wenn Euer Vater den Gruß zurückgab, habt auch Ihr Euer Käpplein gelüpft. Ich aber bin, wie Ihr wißt, als Sohn einer armen Hintersassen-Wittwe zu Hausen aufgewachsen, und wenn ich mit meiner Mutter nach Schopfheim, Lörrach oder Basel ging und es kam ein Schreiber an uns vorüber, so mahnte sie: „Peter, zieh's Chäppli ra, 'schumt a Her;" wenn uns aber der Herr Landvogt oder der Herr Hofrath begegnete, so rief sie mir zu, ehe wir ihnen auf zwanzig Schritte nah kamen: „Peter, blieb doch sto, zieh g'schwind di Chäppli ab, der Herr Landvogt chummt!" Nun könnt Ihr Euch vorstellen, wie mir zu Muthe ist, wenn ich hieran denke — und ich denke noch oft daran — und in der Kammer sitze mitten unter Freiherren, Staatsräthen, Ministern und Generalen, vor mir die Standesherren, Grafen und Fürsten, und die Prinzen des Hauses und unter ihnen der Markgraf Leopold — fast mein Herr!"

Auf die ständischen Verhandlungen folgten kirchliche. Die Zeit war herangekommen, wo der alte Wunsch einer Vereinigung der beiden evangelischen Schwesterkirchen im Großherzogthume Baden sich als Bedürfniß aussprach. Im Sommer des Jahres 1821 trat zu Karlsruhe eine Generalsynode zusammen, aus der die vereinigte evangelisch-protestantische Kirche hervorging. Hebel war als einer der Vertreter des lutherischen Religionstheils dabei erschienen und erhielt in Anerkennung seines Wirkens von der theologischen Facultät zu Heidelberg die Doctorwürde, eine Auszeichnung, die den einst durch das Examen gefallenen Candidaten mit großer Freude erfüllte.

Nach dieser Synode vollendete Hebel die bereits 1818 begonnenen „biblischen Geschichten", welche im J. 1824 in zwei Theilen in der Cotta'schen Verlagshandlung erschienen. Sie haben jedoch nie besondere Anerkennung gefunden, da sie zu sehr vom Bibelausdruck abwichen.

Kurz darauf nöthigte den alternden Mann die immer schwächer werdende Gesundheit, um gänzliche Enthebung von dem Lehramte einzukommen. Es ward seinem Wunsche entsprochen und er des Lehramts, das er mehr als vierzig Jahre bekleidet hatte, mit den Ausdrücken höchster Zufriedenheit enthoben.

4. Die letzten Tage. Hebel's Beziehungen zur Schule hörten mit der Niederlegung des Restes seiner Unterrichtsstunden nicht auf. Aufsicht und Berichterstattung über evangelisch-protestantische gelehrte Schulen gehörte gerade zu den ihm zugewiesenen Geschäftszweigen. Dieser Wirkungskreis erheischte seine Anwesenheit bei den öffentlichen Prüfungen dieser Anstalten.

So war er im September 1826 zur Reise nach Mannheim veranlaßt. Von zunehmenden Beschwerden des Unterleibes belästigt und in niedergedrückter Stimmung, unternahm er nur ungern die kleine Reise, die ihm die Dienstpflicht auferlegte. Am 10. September kam er nach Mannheim, wohnte den Prüfungen ausdauernd bei und nahm selbst eine ihm zu Ehren veranstaltete Wasserfahrt an. Diese, bei einbrechendem Abend begonnen und beendet in heller Mondnacht, der jugendliche Jubel der Schüler auf grüngeschmücktem Schiffe, deren freudiger Lärmen in die Töne eines Musikschiffes hineinschallte, die Begleitung einer großen Zahl von Freunden und Freundinnen, Gesang und heiteres Gespräch und das Anklingen der Gläser von Schiff zu Schiff, Alles rief die geschwundene Heiterkeit in dem gefeierten Greise zurück. Freudigen Blickes versicherte er, schon lange keinen so frohen Abend mehr verlebt zu haben.

Es war sein letzter froher Abend. Zunehmendes Uebelbefinden veranlaßte ihn, sich nach Schwetzingen zu begeben; von dort aus wollte er nach Heidelberg gehen, um die Prüfung des Gymnasiums vorzunehmen. In Schwetzingen wurde jedoch sein Zustand bedenklicher; am 21. September nöthigten ihn Fieberschauer ins Bett, und bald hatte die Krankheit eine Höhe erreicht, daß der von Karlsruhe herbeigerufene Hausarzt jede Hoffnung aufgab. Am 22. September, Morgens 4 Uhr, war er entschlummert. Unheilbare Verbildung seiner Eingeweide hatte den Tod herbeigeführt.

Schmerzlich ergriff die Todesnachricht alle Freunde und Verehrer des Verblichenen, die zahlreich herbeiströmten, um an der feierlichen Bestattung Theil zu nehmen. Eine Gattin und Kinder trauerten nicht an seiner Gruft, Hebel war unverheirathet geblieben. Einige Schritte von der östlichen Mauer des Schwetzinger Friedhofs ist Hebel's Grab. Ein einfacher Stein, darauf errichtet, sagt genug, indem er seinen Namen nennt.

Hebel hinterließ ein Vermögen von beiläufig 7000 fl. Da er nicht letztwillig darüber verfügt hatte, ward sein Hinterlaß zwischen seinen väterlichen und mütterlichen Seitenverwandten getheilt. Der Gedanke an eine letztwillige Verfügung war ihm jedoch nicht fremd geblieben, er hatte sich vielmehr oft mit dem Plane einer Stiftung für Alter und Jugend seines Geburtsortes beschäftigt: den Greisen zu Hausen sollte jeden Sonntag ein Schoppen Wein verabreicht, den armen Schulkindern aber sollten die nöthigen Schulbücher angeschafft werden. Der Tod überraschte ihn, ehe dieser Lieblingsgedanke zur That werden konnte.

Schon zu Hebel's Lebzeiten eiferten einige Freunde, ihn auf bleibende Weise zu ehren. Sinnig hat Gmelin gestrebt, den Namen des Dichters der Natur in einer Blume fortleben zu lassen. In seiner Flora badensis, welche 1805 erschien, gab er einem neu gebildeten Geschlechte (Anthericum calyculatum bei Linné) die Benennung Hebelia, einer der beiden Unterarten den Beinamen allemannica. Nach Hebel's Tode ward ein Berg bei Schopfheim von Freunden schön terrassirt und feierlich als Hebel's-Höhe eingeweiht. Im Jahre 1835 wurde Hebel ein Denkmal mit lorbeerbekränzter Büste im Schloßgarten zu Karlsruhe gesetzt.

Literatur.

A. Hebel's Schriften.

J. P. Hebel's Werke. 5 Bände. Mit Hebel's Bildniß, der Abbildung seines elterlichen Hauses und seines Denkmals, einem Facsimile seiner Handschrift und 4 Musikbeilagen. Karlsruhe, 1843. 1 Thlr. 26¼ Sgr.

J. P. Hebel's Werke. Zweite Ausgabe in drei Bänden. Karlsruhe, 1853. 1 Thlr. 12 Sgr.

Hebel's ausgewählte Erzählungen des Rheinischen Hausfreundes. Für die Jugend, insbesondere für Volks- und Schulbibliotheken. Herausgegeben von Karl Stöber. Dritte Ausgabe. Pforzheim, 1861. ⅓ Thaler. (Mit 17 Holzschnitten. 18 Sgr.)

Hebel's biblische Geschichten sind besonders zu haben. Preis 10 Sgr.

Hebel's Allemannische Gedichte. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten. 11. Aufl. Aarau, 1860. In engl. Einb. mit Holzschn. 1 Thlr.

B. Uebersetzungen der allemannischen Gedichte von:

J. G. Scheffner. Königsberg, 1811. 2. Aufl. 1817.

Fr. Girardet. Leipzig, 1821.

Valent. Ardrian. Stuttgart, 1824.
Freiherr von Budberg. Heidelberg, 1827.
Robert Reinick. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Ludw. Richter. Leipzig, 1851. 3. Aufl. 1859. Geh. 1 Thlr. In engl. Einb. mit Goldschnitt. 1⅓ Thlr.

C. Schriften über Hebel.

Der erste Band von Hebel's Werken enthält eine Biographie desselben.

J. G. Schultheiß, Hebel's Leben. Eine Idylle in des Schwarzwälders allemannischer Mundart. Heidelberg, 1831. 7 Gr.

B. Auerbach, Schrift und Volk. Grundzüge der volksthümlichen Literatur, angeschlossen an eine Charakteristik Hebel's. Leipzig, 1846. 1 Thlr. 18 Sgr.

Derselbe Verfasser spricht sich in der Gartenlaube (1860, Nr. 40) über Hebel's Art zu erzählen aus.

A. E. Fröhlich, Zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Johann Peter Hebel's. Basel, 1860.
Drei Gedichte im Schweizer-Dialekt.

J. P. Hebel. Festgabe zu seinem 100. Geburtstage. Briefe Hebel's an Freund und Freundin; dichterische Grüße an sein Andenken; über die Basler Mundart; Basler Halgen. Herausgegeben von Ferd. Becker. Mit 7 Steintafeln. Basel, 1860. 2 Thlr.

H. Kahle, Claudius und Hebel nebst Gleichzeitigem und Gleichartigem. Ein Hülfsbuch zum Studium deutscher, besonders der volksthümlichen Sprache und Literatur, sowie eine Handreichung zum Eintritt in die Geschichte derselben. Berlin, 1864. 1 Thlr. 5.

L. Matthison.

1. Abendlandschaft.

(Matthison's sämmtl. Werke. Wien, 1815. I. 158. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Nr. 115.)

1. Erläuterungen.

Str. 4. „Ried", Schilf, Rohr. — „Vorland", ein in's Meer oder in einen See vortretender Theil des Landes.

7. „Elfenreigen." S. Einführung II, 69 u. 345.

„Druidenaltar." Druiden waren die Priester und Gelehrten der alten Gallier.

8. „Auf der Fluth stirbt die Gluth", Bild zur Bezeichnung des allmählichen Uebergangs des Abends in die Nacht.

9. „Geisterlispel" Flüstern der Geister. Matthisson sagt: der Lispel, wie Hölty in dem Gedicht „an die Ruhe": „Jeden Lispel des Baums", und Herder in „Arist am Felsen": Hör' im Rauschen hier, dort im Gesang, im Lispel dort, den Geist.

2. Composition des Gedichts.

Es wird uns in einem poetischen Naturgemälde eine Abendlandschaft geschildert, und zwar erhalten wir den Eindruck, den diese auf uns macht, nicht durch die Reflexionen des Dichters, sondern durch die Gegenstände selbst. Die innere Einheit des Gemäldes ist also nicht durch den Gedankengang des Dichters vermittelt, sondern muß durch die Wahl und Anordnung der einzelnen Bilder hergestellt worden sein. Sehen wir das Gedicht hierauf an, so finden wir eine Zusammenstellung von folgenden Bildern:

1. Der vom Abendroth beleuchtete Hain.
2. Die beleuchtete Burgruine.
3. Das strahlende Meer.
4. Fischerkähne an einer fernen Insel.
5. Der blinkende Strand.
6. Die in der Fluth abgespiegelten Wolken.
7. Das vom Seegeflügel umschwärmte wehende Ried am hügeligen Vorlande.
8. Die im Gebüsch versteckte Eremitage mit Gärtchen und Quelle.
9. Wehende Pappeln auf den Höhen.
10. Im Abendroth glühende Eichen am Felsenstrome.
11. Tanzende Elfen im Thale.
12. Der von Rüstern umgebene Druidenaltar.

Das Hereinbrechen der Nacht sehen wir nur an dem Verblassen des Abendroths auf dem Meere und an der Ruine, sowie an dem Schein des Vollmonds. Als letztes Bild werden uns noch vorgeführt:

13. Versunkene Helden-Denkmale.

Wir fragen uns vergeblich, wie wir es anfangen sollen, diese Fülle von Bildern zu einem einheitlichen Gemälde zusammenzufassen. Selbst ohne Berücksichtigung der unbedeutenderen land-

schaftlichen Züge wird es uns schwer, Wald und Meer, Berg und Thal, Quell und Strom zu einer klaren Gesammtanschauung zu vereinigen. Wenn wir aber nun auch noch jede dieser größern Gruppen mit all' den gegebenen Einzelnheiten ausstatten sollen, so kommen wir in Verlegenheit, wohin mit diesem Reichthum. Für die Burgruine finden wir Raum im Walde, obgleich die Ungewißheit, ob sie auf einem Berge oder unten im Walde steht, schon störend wirkt. Wir nehmen natürlich lieber das Erstere an, zumal das Epitheton „hohen" in der 8. Str. sich auch auf den Standort beziehen kann; wo bringen wir dann aber die mit Pappeln gekrönten, also ziemlich kahlen Höhen, wo die Felsen mit ihrem Strome hin? Identisch können diese drei Erhebungen doch nicht wohl sein, dagegen streitet schon das Vorhandensein mehrerer Thäler. Wir haben in der That deren zwei unterzubringen, das vom Strom durchflossene und jenes mit den Denkmälern der Helden, und dann fragt sich immer noch, ob wir nicht für den Druidenaltar mit den Rüstern noch ein drittes zu schaffen haben.

Ferner wird es uns nicht klar, welchen Platz wir der Klausnerzelle anweisen sollen. Sind der Hain und das Gebüsch (in Str. 5) identisch? Wir dürfen es kaum annehmen, da Beides im Gedicht zu weit auseinander gerückt ist und uns vom Haine selbst, der doch als Hauptgegenstand auftritt, wenig übrig bliebe, wenn wir ihn neben der Ruine auch noch mit der Einsiedelei und dem Gärtchen ausschmücken wollten.

Bei der Darstellung des Meeres finden wir dieselbe Ueberfüllung. Die Fläche selbst ist mit einer fernen Insel, Fischerkähnen, bei denen wir auch noch gezwungen werden, an gleitende Schwäne zu denken, und Wolkenbildern ausgestattet. Das Ufer bildet einen sandigen Strand und ragt doch auch als hügeliges Vorland in das Meer hinein. Und dann müssen wir gar noch den Hügel mit Ried uns bewachsen denken und es uns gefallen lassen, aus der durch Betrachtung einer feierlichen Abendlandschaft in uns erzeugten Ruhe durch wildschwärmendes Seegeflügel geschreckt zu werden. In eine nicht geringe Verlegenheit versetzt uns der Dichter noch durch seinen Felsenstrom, den wir doch so gut zum Meere führen müssen, als den Quell des Einsiedlers.

Von einer klaren Gesammtanschauung kann also nicht wohl die Rede sein; die Wirkung des Geschilderten ist eine dunkle, unbestimmte und allgemeine Empfindung, die mit der Ruhe, welche eine geordnete, klare Darstellung hervorrufen würde, entschieden contrastirt. Auffallend ist es noch, daß der Landschaft fast alle Staffage fehlt. Die Fischer und den Klausner sehen

wir nicht, und das Seegeflügel paßt gar nicht zu den übrigen Bildern der Ruhe. Daß aber eine Landschaft ohne Menschen und Vieh nicht befriedigt, fühlte selbst der größte der Landschaftsmaler, Salvator Rosa, der, da er es nicht selbst verstand, sich die Staffage von einem andern Künstler in seine Bilder hineinmalen ließ.

3. Form der Darstellung.

Obgleich Schiller in seiner Kritik der Matthisson'schen Gedichte (XII. Bd. S. 398) die musikalische Wirkung des besprochenen Gedichtes nicht dem glücklichen Versbau zugeschrieben wissen will, so können wir sie doch nach dem Vorhergegangenen in nichts Anderem finden. Das trochäische Versmaß paßt vortrefflich zu den Bildern der Ruhe, die der Dichter vorführt. Aeußerst bezeichnend schmiegen sich in den beiden ersten Strophen die kurzen Anfangsverse dem Gegenstande an, besonders in der 2. Strophe. In beiden Strophen sind in den kurzen Versen umfassende Gegenstände, weite Scenen geschildert, während die längeren Verse einzelne, minder ausgedehnte Gegenstände malen. Die rhythmische Pause, die bei jedem Versschlusse eintritt, nöthigt nun den Leser, die beiden ersten Verse mit der Langsamkeit und dem Gewicht zu sprechen, die der Bedeutsamkeit des Gegenstandes angemessen sind, wogegen das Metrum selbst auch schon dazu einladet, die beiden letzten Verse in mehr ununterbrochener Folge zu lesen. In geringerem Grade findet diese Angemessenheit der kurzen Verse zu den darin gemalten Scenen bei den folgenden Strophen statt, am wenigsten in Str. 4 und 5, mehr wieder in den beiden letzten.

In der 5. und 6. Str. haben die beiden kurzen Verse unrechte Reime. In der 5. Str. ist dies um so störender, weil zu der Ungleichheit der Vocale auch noch Ungleichheit der Betonung sich gesellt.

Außer durch den metrischen Wohllaut wird die musikalische Wirkung des Gedichts durch den lieblichen Wechsel der Vocale in den hochbetonten Silben und die Sanftheit der einzelnen Consonanten sowohl, als der Consonanten-Verbindungen erreicht. Als Mangel fällt die Binnen-Assonanz in den beiden kurzen Versen der 3. Str. auf. In „Silbersand blinkt am Strand" findet nämlich nicht bloß ein Reim in den letzten, sondern auch eine Assonanz in den ersten Silben statt. Dasselbe ist in Str. 7 der Fall. Dies müßte entweder in allen Strophen wiederkehren, oder gar nicht vorkommen.

2. Der Frühlingsabend.

(Matthisson's sämmtliche Werke. Wien, 1815. I. 56. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Nr. 127.)

1. Composition des Gedichts.

Auch hier haben wir es nur mit einer Reihe ordnungslos aneinander geknüpfter Bilder zu thun: Der Thau am Halm, der Strom mit dem Spiegelbilde der Landschaft, der Felsenquell, der Blüthenbaum, der Hain, der Abendstern am Saum der Purpurwolke, die grüne Wiese, das buschige Thal, der blumige Hügel, der Erlenbach, der schilfumkränzte Teich, auf dem zum Ueberfluß noch Blüthen schwimmen. Damit sind die drei ersten Strophen gefüllt oder vielmehr überfüllt. Die beiden letzten enthalten Reflexionen des Dichters, die aber mit demselben Rechte an jedes andere Naturgemälde hätten angeknüpft werden können. Der Wesen Heer, der Lichtwurm und der Sonne Feuermeer stehen in gar keiner Verbindung zu dem Geschilderten, am wenigsten das Erstere, da Matthisson auch hier die Landschaft ohne Staffage gelassen hat.

2. Grundgedanke.

„Ein Gott ist Schöpfer und Erhalter der Welt." Dieser Gedanke geht aber nicht, wie er's doch sollte, aus der Schilderung des Frühlingsabends ungesucht hervor, sondern ist derselben nur angeklebt.

3. Form der Darstellung.

Was wir darüber bei dem vorigen Gedichte im Allgemeinen gesagt haben, findet auch hier seine Anwendung. Im Besondern sei noch bemerkt, daß der Daktylus zu Anfang des 1. u. 3. V. der 2. Str. und des 1. V. der 3. Str. mit den ihm folgenden Trochäen eine sehr gute Wirkung hervorbringt. Die metrische Grundlage bilden Jamben, abwechselnd 5- und 3-füßige mit männlichen Reimen. Die letzte Strophe ist stilistisch mangelhaft. Wenn wir beide Sätze grammatisch genau nehmen, so geht das Entblättern des Baumes und das Vergehen des Sonnenballs dem Winken (Befehl) Gottes voran, während der Dichter doch offenbar das Gegentheil sagen will.

In keinem Gedichte Matthisson's finden wir die Schwächen und die Vorzüge seiner Darstellungsweise — schlechte Compo-

sition und metrischen Wohllaut — so ausgeprägt und so vereinigt, als in dem „Mondscheingemälde", das deshalb hier noch folgen mag.

3. Mondscheingemälde.

(Sämmtl. Werke, I. Bd. S. 179 ff.)

1. Der Vollmond schwebt in Osten;
Am alten Geisterthurm
Flimmt bläulich im bemoosten
Gestein der Feuerwurm.
Der Linde schöner Sylphe*)
Streift scheu in Lunen's Glanz;
Im dunkeln Uferschilfe
Webt leichter Irrwischtanz.

2. Die Kirchenfenster schimmern;
In Silber wallt das Korn;
Bewegte Sternchen flimmern
Auf Teich und Wiesenborn;
Im Lichte wehn die Ranken
Der öden Felsenkluft;
Den Berg, wo Tannen wanken,
Umschleiert weißer Duft.

3. Wie schön der Mond die Wellen
Des Erlenbachs besäumt,
Der hier durch Binsenstellen,
Dort unter Blüthen schäumt,
Als lodernde Cascade
Des Dorfes Mühle treibt,
Und wild vom lauten Rade
In Silberfunken stäubt.

4. Durch Fichten senkt der Schimmer
So bleich und schauerlich,
Auf die ergrauten Trümmer
Der Wasserleitung sich;
Bestrahlt die düstern Eiben
Der kleinen Meierei,
Und hellt die bunten Scheiben
Der gothischen Abtei.

5. Wie sanft zerschmilzt der blassen
Beleuchtung Zauberschein
Die ungeheuren Massen
Gezackter Felsenreih'n,

*) Der Lindenschmetterling (Sphinx tiliae L.).

Dort, wo in milder Helle,
Von Immergrün umwebt,
Die Eremitenzelle
An grauer Klippe schwebt.
6. Der Elfen Heere schweifen
Durch Feld und Wiesenplan,
Es deuten Silberstreifen
Dem Schäfer ihre Bahn;
Er weiß am Purpurkreise,
Vom Wollenvieh verschmäht,
In welchem Blumengleise
Ihr Abendreih'n sich dreht.
7. Bald bergen, bald entfalten,
In lieblicher Magie,
Sich wechselnd die Gestalten
Der regen Phantasie.
Die zarten Blumen keimen,
O Mond, an deinem Licht,
Die sie, in Feenträumen
Um unsere Schläfe flicht.

Leben und Charakteristik Matthisson's.

Friedrich Matthisson war der Sohn eines Predigers in Hohendodeleben bei Magdeburg, wo er am 23. Januar 1761, einen Monat nach dem Tode seines Vaters, geboren wurde. Unter beschränkten Verhältnissen und bei einem Unterrichte, wie ihn die Dorfschule bieten konnte, wuchs der Knabe heran, bis im 10. Jahre sein Onkel, ein Prediger in Groß-Salza, seine Erziehung übernahm. Aber schon im folgenden Jahre starb der Onkel, und der zum zweiten Male verwaiste Knabe kam nun in das Haus seines Großvaters, der im Dorfe Krakau Prediger war. Mit unermüdlichem Eifer widmete dieser sich der wissenschaftlichen Ausbildung seines Enkels, während eine Tante desselben sich angelegen sein ließ, für seine Geschmacksbildung durch Lectüre der damaligen classischen Literatur Sorge zu tragen. Der unerbittliche Tod trennte auch dieses Verhältniß. Großvater und Tante starben bereits im Jahre 1773, und Matthisson bezog nun die berühmte Lehranstalt zu Klosterbergen bei Magdeburg, die den Grund zu seiner späteren Geistesrichtung legte. Als siebenzehnjähriger Jüngling kam er (1778) auf die Universität nach Halle, um in Gemeinschaft seines Freundes Rosenfeld Theologie zu studiren; doch gab er aus Gesundheitsrücksichten diesen Plan bald auf und widmete sich dem hö-

hern Lehrfache. 1780 verließ er die Universität, lebte einige Zeit in Coswig und nahm dann eine Stelle als Lehrer an dem berühmten Philantropin in Dessau an. Die fortwährenden Streitigkeiten unter dem Lehrerpersonal dieser Anstalt, sowie der plötzliche Tod seines Freundes Rosenfeld verleiteten ihm aber sein Amt so sehr, daß er im Jahre 1784 mit Freuden einem Rufe nach Altona als Erzieher der beiden Söhne der Gräfin Sievers folgte. Als solcher begleitete er die hoffnungsvollen Knaben nach dem Tode ihrer Mutter auf einer Reise nach Süddeutschland, wo er sich längere Zeit in Heidelberg und Mannheim aufhielt, ein Bändchen Gedichte herausgab und den Freundschaftsbund mit Carl Victor von Bonstetten aus Bern schloß. Dieser, dem die Verwaltung der schönen Landvogtei Nyon am Genfersee übertragen worden war, machte Matthisson den Vorschlag, mit ihm nach der alten Burg Nyon zu ziehn und dort allein der Freundschaft und den Musen zu leben. Demgemäß löste Matthisson das bisherige abhängige Verhältniß und bezog im October 1787 das freundlich angebotene Asyl am Genfersee. Zwei Jahre brachte er in sorgenfreier Unabhängigkeit zu, als ihn das Bedürfniß nach einer bestimmten Berufsthätigkeit bewog, das Amt eines Erziehers bei dem Sohne eines begüterten Lyoner Kaufmanns zu übernehmen, der während des Sommers auf einer Villa am Genfersee lebte. In diese Zeit fällt sein Freundschaftsbündniß mit dem geistesverwandten Dichter v. Salis, sowie seine merkwürdige Lebensrettung auf den Walliser Eisgebirgen, deren Schilderung wir, als eine Probe der Matthisson'schen Prosa, hier wörtlich folgen lassen: *)

„Die Reisegesellschaft stieg unweit Yvorne, einem Dorfe des Gouvernements von Aigle, zu Pferde. Anfangs war die Straße schön und wand sich zwischen Fichten und Cytisusbäumen, deren gelbe Blüthentrauben herrlich gegen das schwärzliche Grün der Nadelhölzer abstachen, malerisch in sanften Krümmungen empor. Von Zeit zu Zeit erschienen durch Gebüschöffnungen einzelne Landschaften des Rhonethals und der wilden Schneegebirge von Wallis. Jetzt erreichten wir die Ruinen. So nennt man eine rauhe, von allen Hirten verwünschte Felsenstrecke, wo der Weg beinahe senkrecht wird und man ringsumher nur abgerissene, hoch über einander gethürmte Steintrümmer erblickt. Kaum war diese Oede zurückgelegt, als reinere Lüfte uns den aromatischen Vanillegeruch des schwarzbraunen Satyriums von einer üppig blühenden Alpentrift entgegen hauchten. Mit sinken-

*) Sämmtl. W., III. Bd. S. 11, unter der Ueberschrift: „Die Felsenkuppe vom Mayenne.“ 1790.

dem Tage langten wir in unserem Nachtquartiere an. Dies war eine Sennhütte am Fuße zweier majestätischen Felsengipfel, von welchen der eine völlig die Form einer gedrückten Kuppel hat und la Tour de Mayenne genannt wird. Da die Zugänge zu diesem Gipfel als leicht und gefahrlos beschrieben werden, so beschloß ich am folgenden Morgen hinaufzuklimmen. Glücklich wurde das Ziel meiner Wanderung erreicht.

Anstatt nun auf dem nämlichen Wege wieder zurückzukehren, gab mir ein Dämon ein, die mir gänzlich unbekannte Ostseite des Berges zu umgehen und auf einem andern Pfade wieder zur Sennhütte hinabzusteigen. Gewiß wäre dieses unterblieben, wenn ich schon damals gewußt hätte, daß die Reihe von Felsenzacken, worüber ich hinweg wußte, auf der westlichen Seite senkrecht abgeschnitten, einen furchtbaren Abgrund bildete. Nach einem halbstündigen Wege, der mich zuerst in ein Thal und dann wieder bergan führte, befand ich mich vor einer Felsenwand von ansehnlicher Höhe, welche mit Hülfe der aus den Ritzen hervorgewachsenen Gesträuche ohne weitere Gefahr erklettert wurde. Nun folgte eine sanfte Abdachung, die mit niedlichen Silene acaulis, wie mit einem Purpurteppich, überdeckt war, und wo ich eine Zeit lang ausruhete. Es war gerade Mittag. Nach einer erquickenden Mahlzeit von Wein und Brot erstieg ich die Abdachung und richtete, weil jede Menschenspur verschwunden war, meinen Lauf nach der Sonne und der Felsenkuppe von Mayenne, welche der Sennhütte, wo die Reisegesellschaft sich befand, gegen Osten lag. Selten war ich unfreundlicher überrascht, als durch die Wandlung der Scene, welche mir jetzt bevorstand. Kaum war der Gipfel der Höhe mir im Rücken, als eine Wüste sich aufthat, wo nur Schneeflächen, bald durch Schlünde, bald durch Felsenhörner unterbrochen, unabsehbar hingelagert waren, und wo alles vegetirende Leben, wie an den Grenzen eines Chaos, zu ersterben schien. Da ich mit ganz frischen Kräften es kaum gewagt haben würde, durch diese schauderhaften Regionen des Winters zu dringen, so war ich jetzt, da ich schon zu ermatten anfing, um so mehr darauf bedacht, unverzüglich umzukehren und den alten Weg wieder aufzusuchen. Zurückgetrieben an die Felswand, ward ich mit Schaudern die unüberwindlichen Schwierigkeiten des Hinunterkletterns und einen Abgrund gewahr, der mir beim Hinansteigen kaum halb so beträchtlich vorkam.

Es ist auf Bergreisen, wie jeder Alpengänger weiß, häufig der Fall, daß man von einer Felswand, die mit Leichtigkeit erklimmt wurde, nicht wieder herabsteigen kann, ohne sein Leben in die augenscheinlichste Gefahr zu setzen. Hier stellte sich die Unmöglichkeit ohne Verhüllung dar. Um nicht in den Abgrund

zu stürzen, mußten die hervorspringenden Steine und Sträuche, die mir empor halfen, genau wieder getroffen werden, und hierauf war anders nicht zu rechnen, als mit Augen in den Fußsohlen.

Zur Rechten und Linken versagten fürchterliche Klüfte mir jeden Ausgang; es blieb also kein anderes Rettungsmittel übrig, als die Schneewüste; sie allein mußte mein Schicksal entscheiden. Zum zweiten Male ward also die Anhöhe mit dem Purpurteppich erstiegen und nun die daran grenzende Winteröde betreten, wo der lockere Schnee das weitere Vordringen äußerst beschwerlich machte. Die Mühseligkeiten, mit denen ich von dort an zu kämpfen hatte, waren so groß, daß ein schwächerer Körper, als der meinige, unfehlbar darunter erlegen wäre. Oefters zwang die Nothwendigkeit mich, in tiefe, halb mit Schnee angefüllte Schluchten hinabzugleiten, um auf der Gegenseite mit unsäglicher Mühe wieder empor zu klimmen, und dann waren nach langer und ununterbrochener Anstrengung manchmal kaum fünf bis sechs Schritte für den Rückweg gewonnen. Die Schienbeine waren mir durch wiederholtes Fallen zwischen den locker liegenden und scharfkantigen Steintrümmern zuletzt geschunden, und die Hände blutrünstig vom beständigen Anklammern. Bald ließ die abspannende Lähmung der Muskeln mich keinen Schritt weiter vorwärts thun. Es war halb vier Uhr.

Bis dahin hatte die Hoffnung, endlich einen Ausgang zu entdecken, mich noch treu begleitet; jetzt aber, da meine Kräfte mit jedem Athemzuge schwächer wurden, und die Wüste, noch eben so weit verbreitet sich vor mir hindehnte, als da ich sie zuerst betrat, fing ich an, den Tod als den einzigen Befreier aus diesem Labyrinthe zu betrachten. Ich trank den kleinen, sorgfältig aufgesparten Rest Wein und aß das einzige noch vorhandene Stück Brot, eben so fest überzeugt, meine letzte Mahlzeit gehalten zu haben, wie die Heldenschaar bei Thermopylä. Fast im nämlichen Moment, worin ich den Felsen, der mir zum Tische gedient hatte, zum Lager wählte, sank ich in einen tiefen Schlummer.

Nun hing das Leben des verirrten Wanderers nur noch an einem zarten Faden. Die Fortdauer meines Schlafes bis nach Sonnenuntergange war bei einer solchen Entkräftung mehr als wahrscheinlich, und in diesem Falle ward ich unvermeidlich ein Opfer der Nachtfröste, die den kleinen See dieser Höhen am letzten Tage des Junius noch dick übereisten. Auf eine Menschenhand, mich der Erstarrung zu entreißen, war hier eben so wenig zu rechnen, als in den Wildnissen einer unbewohnten Insel. Ich werde das Ereigniß, dem ich meine Rettung danke, immer als eines der außerordentlichsten und providentiellsten meines Lebens

betrachten. Dem ungefähren Vorbeifluge eines Raubvogels war es vorbehalten, mich den Freunden und der menschlichen Gesellschaft wieder zu geben. Dieser streifte mit so lautem Geschrei so dicht an mir hin, daß ich, trotz meines Todtenschlummers, davon erwachte. Seiner Stimme nach, die mir noch in's Ohr drang, als er schon weit entfernt war, hielt ich ihn für einen Adler; und dieses gewann, durch die Versicherung mehrerer Gemsjäger, daß der Steinadler häufig in jenen Felseneinöden horste, nachher noch mehr Wahrscheinlichkeit. Mein traumähnlicher Zustand beim Erwachen war jeder genaueren Beobachtung ungünstig, und als ich mir selbst wiedergegeben wurde, schwebte der Vogel schon in verkleinernder Ferne.

Es war sechs Uhr, als ich erwachte. Durch den Schlummer neu gestärkt, beschloß ich nun, die Entdeckung eines Ausganges noch einmal zu versuchen. Etwa nach einem stündigen Fortarbeiten durch Schnee und Klüfte erschien mir plötzlich am Bette eines Waldstromes, das noch wasserleer und in den Vertiefungen mit Schnee gefüllt war, der Genius des Gebirges und rief mir zu: Betritt mit freudiger Zuversicht die Bahn, welche das Wasser aus dieser Wildniß in die Ebene leitet. Sie wird auch dich hinabführen.

Diese Stimme erhob meinen immer tiefer sinkenden Muth auf einmal so mächtig, daß ich mit dem heiligsten Vertrauen die vorgeschriebene Bahn betrat und mich langsam zwischen aufgethürmten Felsblöcken die bald sanfter, bald schroffer sich neigenden Krümmungen des Strombettes hinunterwand. Nun vernahm ich das Geläute der Heerdenglocken und den Gesang der Hirten wieder. Nie drang eine süßere Musik in meine Seele, als diese rauhen Töne, mit welchen der letzte Zweifel an meiner Rückkehr zu den Lebendigen daraus verschwand. Der hinter einem Fichtenwalde aufsteigende Rauch leitete nun meine Schritte, und gegen acht Uhr kam ich bei einer Sennhütte an, die zwei Stunden von dem Standquartiere meiner Gesellschaft entfernt lag. Die Hirten schlossen einen Kreis um die Todtenerscheinung und drückten über die entstellten Züge meines blassen Gesichtes ihr Entsetzen aus. Vierzehn Stunden hatte diese gefahrvolle Wanderung gedauert, und während dieser ganzen Periode der physischen Anstrengung und der moralischen Ermattung genoß ich nichts, als ein wenig Brot und Wein. Die braven Aelpler befriedigten mit wahrhaft patriarchalischem Entgegenkommen jede Forderung meines hülfsbedürftigen Zustandes und schlugen mit edlem Unwillen mein dargebotenes Geldgeschenk aus. Bei der Bezeichnung des Weges, der mich zu ihnen herabführte, geriethen sie in ein lebhaftes Erstaunen und versicherten, daß die Gegend da oben wegen ihrer gefährlichen Abgründe weit berüchtigt sei

und gewöhnlich erst im August, wiewohl nur selten, von den Gemsjägern durchstreift werde." —

Im Jahre 1794 riefen Matthisson Familienpflichten in das Vaterland zurück. Bald darauf ertheilte ihm der Landgraf von Hessen-Homburg den Hofrathscharakter. Noch in demselben Jahre trat er als Vorleser in die Dienste der Fürstin von Dessau, die er auf verschiedenen Reisen nach Italien und der Schweiz begleitete. Auf der Heimkehr vom Genfersee nach Dessau im Jahre 1809 erhielt er vom König von Württemberg das Ritterkreuz des Civilverdienstordens und das Adelsdiplom. Nach seiner Verheirathung im Jahre 1810 und dem bald darauf erfolgenden Tode seiner fürstlichen Wohlthäterin (1811) eröffnete sich ihm (1812) in Stuttgart eine neue Laufbahn, wohin ihn der König von Württemberg als Geh. Legationsrath, Theaterintendant und Oberbibliothekar berief. Erst im Jahre 1828 nahm er seine Entlassung, ging 1829 nach Wörlitz und lebte dort als Privatmann bis an seinen Tod, den 12. März 1831.

Seine Gedichte erschienen unter der lobenden Kritik Schiller's, der die sanfte Schwermuth und beschauliche Schwärmerei derselben, sowie des Dichters Kunst für Landschaftsmalerei und den Wohllaut seiner Verse rühmte. In wie weit die Matthisson'schen Gedichte dieses Lobes würdig sind, haben wir an den mitgetheilten Proben gesehen. Die älteren lyrischen Gedichte haben größere Wahrheit des Gefühls als die spätern, in denen immer mehr eine gewisse Affectation hervortritt. Dies Manierirte und Pretiöse zeigt sich auch in der Prosa.

Literatur.

A. Matthisson's Schriften.

Friedrich v. Matthisson's sämmtliche Werke. 7 Bände. Wien, 1815—17.

Eine Ausgabe letzter Hand erschien 1825—29 in Zürich in 8 Bänden. 6 Thlr.

Matthisson's Gedichte. Mannheim, 1787. Dann in einer Reihe von Ausgaben in Zürich, zuletzt (15. Aufl.) 1851. $\frac{5}{6}$ Thlr.

Matthisson's literarischer Nachlaß, nebst einer Auswahl von Briefen seiner Frau. Herausgegeben von F. P. Schoch. 4 Bände. Berlin, 1832. $2\frac{2}{3}$ Thlr.

B. Schriften über Matthisson.

H. Döring, Fr. v. Matthisson's Leben. Zürich, 1833. $\frac{2}{3}$ Thlr. In der Ausgabe letzter Hand bildet diese Schrift einen Supplementband.

LI. Salis.

1. Herbstlied.

(Salis' Gedichte. 4. Aufl. Zürich, 1800. S. 70. — Lüben u. Nacke, Lesebuch, II. Nr. 173.)

1. Inhaltsangabe.

Die bunten Wälder und die gelben Stoppelfelder verkünden den Herbst. Die Bäume entblättern sich, Nebel breiten sich über das Gefilde, und der Wind weht kühl. Purpurfarbige Trauben schauen aus dem Weinlaube hervor, und gestreifte Pfirsiche reifen am Geländer. Hier sammelt eine Dirne Obst in ihr Körbchen, dort trägt eine andere Quitten in den Landhof. In den Weinbergen herrscht ein reges Leben unter den Winzern und Winzerinnen, welche den Tag mit einem Tanz beschließen.

2. Gliederung.

I. Schilderung des Herbstes. (Str. 1 und 2.)
   A. Das Absterben der Natur. (1.)
   B. Die Früchte des Herbstes. (2.)
II. Die Beschäftigungen der Menschen im Herbste. (Str. 3—5.)
   A. Das Einsammeln des Obstes. (3.)
   B. Die Weinlese. (4. 5.)
      1. Der Jubel bei der Arbeit. (4.)
      2. Der Abendtanz. (5.)

3. Form der Darstellung.

Jede Strophe besteht aus sechs vierfüßigen Trochäen, von denen der 3. und 6. männliche Reime haben.

2. Winterlied.

(Salis' Gedichte. 4. Aufl Zürich, 1800. S 72. — Lüben u. Nacke, Lesebuch, IV. Nr. 186.)

1. Composition des Gedichtes.

In einer Reihe von Bildern wird eine Winterlandschaft vor uns entfaltet. Ein mit Schnee und Eis bedecktes Feld im mannigfaltigsten, durch die Brechung der Lichtstrahlen erzeugten Farbenwechsel bildet die Grundlage, auf der sich folgende Gruppen hervorheben: 1. Nacktes Dorngebüsch, dessen bereifte Zweige im Winde sich bewegen. Des „Dorngebüsches Garbe" ist jedenfalls ein schlecht gewählter Ausdruck für nacktes Gesträuch; auch

befremdet das Bewegen der Zweige, da der Dichter in Str. 1 ausdrücklich der stillen Luft erwähnt. 2. Ein Hain mit Laub und Nadelholz, dessen Zweige entweder vom Schnee sich entkleiden, oder unter der Last desselben sich beugen. 3. Ein Wandrer auf gefrornem Wege. 4. Ein beeis'tes Bächlein. 5. Ein Haus mit Eiszacken am Dache. 6. Eine eingefrorene Quelle. 7. Ein erstarrter Wasserfall. 8. Verschiedene Vögel vor einer Scheune und im Haine. 9. Ein Hügel mit weiter Aussicht

Die Bilder sind gut gewählt, um die Eigenthümlichkeiten des Winters zu veranschaulichen; auch ließen sie sich recht gut zu einem verständlichen Ganzen vereinigen, wenn die Anordnung der letzteren Gruppen eine bessere wäre. Bach, Quelle und Wasserfall stören die Einheit; auch bleibt es unklar, ob das Dach in Str. 5 der später erwähnten Scheune angehört. In diesem Falle hätte es dort unerwähnt bleiben müssen.

2. Form der Darstellung.

Der Jambus mit vorherrschend männlichen Reimen macht die Darstellung frisch und bewegt. Nur in der Mitte und zu Ende jeder Strophe macht eine weibliche Endung einen Ruhepunkt nothwendig, den, mit Ausnahme der letzten Strophe, auch der Inhalt fordert. Der Wohllaut wird oft durch unechte Reime gestört, so in Str. 1, V. 3 u. 6, Str. 4, V. 3 u. 6, Str. 6, V. 3 u. 6, Str. 7, V. 3 u. 6, 4 u. 5.

3. Das Grab.

(Salis' Gedichte. 4. Aufl. Zürich, 1809. S 49. — Lüben u. Nacke, Lesebuch, V. Nr. 131.)

1. Gedankengang.

Der Dichter führt uns das Grab vor und schildert es als düstere Stätte des Todes. Was dahinter liegt, ist unbekannt; alles Leben und alle Hoffnung schließt es aus. Die Freuden der Welt, die Klagen des Freundes, der Braut, der Waisen verhallen an seinem schauerlichen Rande. Dennoch ist es die Wohnung des Friedens und der einzige Ort, an dem des Menschen bewegtes Herz endlich Ruhe findet.

Das Ganze beruht zu sehr auf bloßer Hoffnungslosigkeit, als daß es befriedigend auf den Leser wirken könnte. Die sich darin aussprechende Sehnsucht nach dem Tode ist eine unberechtigte, da sie keinen andern Beweggrund hat, als den, den Kämpfen der Welt überhoben zu sein.

2. Form der Darstellung.

Sie ist dem Inhalt trefflich angepaßt: dreifüßige Jamben mit abwechselnd weiblichen und männlichen Reimen.

Leben und Charakteristik Salis'.

1. Johann Gaudenz Freiherr von Salis-Seewis, geboren den 26 December 1762 zu Seewis in Graubündten, trat schon in seinem Jünglingsalter als Officier in das Schweizer Garderegiment Salis-Samaden und lebte in Versailles in der Nähe des prunkenden Hofes. Gern verließ er seine rauschenden Umgebungen, da er, ein durchaus innerlicher Mensch, schon in früher Jugend die Einsamkeit aufsuchte und in der großartigen Alpenwelt seiner Heimath leben mochte. Je verdorbener das Leben in der Hofwelt war, um so mehr sehnte er sich nach Abgeschiedenheit, und in der Stille der Wälder sprach er seine Empfindungen in leichten Liedern, sehnsüchtigen Elegieen und idealen Idyllen aus. Als die französische Revolution ausbrach, war er Augenzeuge der schrecklichsten Gräuelscenen. Er mußte mit seinem Regimente Frankreich durchziehen, war dann bald in Flandern, bald in Italien. Im Jahr 1792 stand er in Savoyen unter dem General Montesquieu, als dies Land von den Franzosen erobert wurde. Nach Beendigung dieses Feldzugs kehrte er in sein Vaterland zurück. Schon früher hatte er Matthisson kennen gelernt, der ihn aufforderte, seine Gedichte zu sammeln, deren Herausgabe Matthisson selbst besorgte (Zürich, 1793). Salis lebte in seiner Heimath in ländlicher Zurückgezogenheit, bekleidete aber bis zu seinem Tode wichtige Militärstellen. Er starb den 28. Januar 1834.

2. Als Dichter zeichnete sich Salis durch größere Einfachheit und Wahrheit der Empfindung vor Matthisson aus, dessen Manier indeß nicht ohne Einfluß auf ihn blieb. Obgleich er in seinen landschaftlichen Gemälden mehr an menschliche Empfindungen anknüpft, und die Erscheinungen der Natur ihm das Bild der Harmonie sind, die wir im Leben oft vermissen, so fehlt doch auch in seinen Naturschildereien, in den aneinander gereihten Bildern nicht selten der innere und nothwendige Zusammenhang. Daß er fern ist von weichlicher Sentimentalität, zeigt sein Lied „Ermunterung" (Ged., S. 11), und wie mächtig sein Herz von dem Gefühle für das Wahre und Gute ergriffen ist, spricht das Gedicht: „An die edlen Unterdrückten" (Gedichte, S. 134) aus. — Die Sprache von Salis ist sanft und melodisch, aber nicht frei von rhythmischen Härten, und steht im Wohllaut des Verses hinter Matthisson's Sprache zurück.

Literatur.

Gedichte von J. G. Salis. 1. Aufl. 1793. Neueste Auflage. Zürich, 1845. ½ Thlr.

LII. Seume.

Der Wilde.

(Seume's sämmtliche Werke. Leipzig, 1826. I. 78. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Nr. 93.)

1. Erläuterungen.

Die Huronen, eines der vielen nordamerikanischen Urvölker, welche durch die fortschreitende Civilisation von ihrem Grund und Boden verdrängt oder den Europäern unterthan wurden, bewohnten anfangs die Gegenden des Huronensees, mußten aber seit 1650 den mächtigen Irokesen und andern Nationen weichen und ließen sich nun am Erie- und Ontariosee nieder. Seitdem haben sie sich so vermindert, daß sie in Allem wohl nur noch eine Anzahl von ungefähr 1600 Köpfen bilden. Nur ein Theil von ihnen wohnt noch unabhängig im Nordwestgebiete des Eriesees; die Uebrigen haben sich im Binnenlande niedergelassen und sind, mit Ausnahme weniger Familien, welche bereits Ackerbau treiben, ohne alle Civilisation.

V. 6. „— in Quebecks übereis'ten Wäldern." Die Gegend um Quebeck, der Hauptstadt des englischen Gouvernements Kanada, hat ein sehr rauhes Klima. Die Winter sind kälter als diejenigen im mittleren Norwegen.

29. „Pflanzer" (fr. Colonist), ein Fremder, der sich in einer unbewohnten Gegend niedergelassen und angebaut hat.

88. „Und er schlief bis in die hohe Sonne", bis die Sonne hoch am Himmel stand.

89. „wilde Zone", die von Wilden bewohnte Gegend.

113. „— schlug sich seitwärts in die Büsche", ging mit schneller Seitenbewegung in's Gebüsch.

2. Inhaltsangabe.

Ein ungebildeter Hurone bringt seine Jagdbeute nach der Stadt, verkauft sie um geringen Lohn und eilt dann seiner Hütte zu. Unterwegs von einem furchtbaren Gewitterregen überfallen, der ihn bis auf die Haut durchnäßt, eilt er nach einem Hause und bittet den Eigenthümer desselben, einen fein gebildeten Euro-

päer, um Obdach während des Unwetters. Dieser aber jagt den Flehenden unter Scheltworten und Drohungen von seiner Schwelle, und der Hurone eilt durch Sturm und Regen seiner Behausung zu, die er spät Abends erreicht. Er trocknet sich am Feuer und erzählt den Seinen, was er gesehen und erlebt, während die Kinder ihn umschmeicheln und seine Jagdtasche durchsuchen.

Bald nach diesem Vorfalle verirrt sich jener Europäer auf der Jagd im Walde. Vergebens durchspäht und durchruft er den ganzen Tag lang die Wildniß; erst um Mitternacht erblickt er ein Licht, das ihn nach der höhlenartigen Wohnung eines Wilden führt. Auf seine unter Furcht und Hoffnung angebrachte Bitte um ein Nachtlager und um Weisung des richtigen Weges nöthigt ihn der Unbekannte in die Hütte, bewirthet den Ausgehungerten und bereitet ihm eine gute Lagerstätte. Des andern Tags erweckt der bewaffnete Wilde seinen Gast, reicht ihm lächelnd den Morgentrank und geleitet ihn dann durch die Wildniß auf die rechte Straße. Schon will der Europäer, höflich dankend, sich entfernen, als der Wilde sich ihm durch Wort und Blick als denselben Mann zu erkennen giebt, den jener vor Kurzem von seiner Schwelle jagte. Die Entschuldigungen des betroffenen Europäers durch eine, von überlegenem Selbstgefühl zeugende Bemerkung erwiedernd, verläßt der Hurone in Eile seinen Gast.

3. Gliederung.

I. Das Abenteuer des Huronen. (V. 1—47.)
   A. Der Verkauf der Jagdbeute. (1—13.)
   B. Die Heimkehr. (14—31.)
      1. Das Gewitter.
      2. Die Unbarmherzigkeit des Pflanzers.
   C. Die Ankunft bei den Seinen. (32—47.)
II. Das Abenteuer des Pflanzers. (V. 48—113.)
   A. Die Verirrung auf der Jagd. (48—59.)
   B. Die Aufnahme in der Hütte des Huronen. (60—95.)
      1. Das Mahl.
      2. Das Nachtlager.
      3. Der Morgen.
   C. Die Heimkehr. (96—113.)
      1. Die Zurechtweisung durch die Wildniß.
      2. Die Erkennung.

4. Grundgedanke.

Der von der Civilisation noch unberührte, aber die Tugenden der Menschlichkeit selbst gegen den

Feind übende Wilde ist ein besserer Mensch, als der fein gebildete, aber unmenschliche Europäer. — Die Gegensätze zwischen natürlicher Bildung des Herzens bei rauher Außenseite und anerzogener äußerer Bildung bei verdorbenem Gemüth sind scharf in den beiden Charakteren des Wilden und des Pflanzers hervorgehoben und zeigen sich namentlich auch im Schluß: der Pflanzer, in der Gewalt des Beleidigten und getroffen von dem Bewußtsein seiner Schuld, stammelt verwirrt Entschuldigungen; der Hurone, im stolzen Selbstgefühl sittlicher Ueberlegenheit, überläßt großmüthig den Beleidiger dem drückenden Gefühle seiner Schmach.

5. Form der Darstellung.

Das Gedicht ist eine poetische Erzählung in reimlosen fünffüßigen Trochäen mit lauter weiblichen Endungen, die dem Ganzen eine raschere Bewegung verleihen. Die Sprache ist abgemessen, bestimmt, kurz und der bittern Stimmung angemessen, die das Gedicht durchweht.

Leben und Charakteristik Seume's.

1. Johann Gottlieb Seume wurde am 29. Januar 1763 zu Poserna bei Weißenfels geboren. Sein Vater war Bauer; er verlor in Folge unverschuldeter Unglücksfälle Wohlstand und Leben. Nachdem es dem jungen Seume durch fremde Unterstützung gelungen war, sich in Borna und Leipzig die erforderliche Vorbildung zu erwerben, besuchte er die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren. Da er sich aber mit dem herrschenden Geiste der damaligen Theologie nicht befreunden konnte, so beschloß der erst 18jährige Jüngling, nach Paris zu gehen. Schon am dritten Abend seiner Reise fiel er hessischen Werbern in die Hände, von denen er nach Amerika geschleppt wurde, um in Kanada gegen die Vertheidiger der Freiheit zu kämpfen. Der kühne Entschluß, zu den Nord-Amerikanern überzugehen, wurde durch den Frieden vereitelt, in Folge dessen Seume 1788 wieder nach Europa zurückkehrte. Wir lassen ihn nun, um auch eine Probe von seiner Prosa zu geben, selbst reden:

„Unsere Hinfahrt dauerte, wie ich oben sagte, zwei und zwanzig Wochen, eine ungeheure Länge; den nämlichen Weg machten wir rückwärts in drei und zwanzig Tagen; also machte ich eine der besten und eine der schlimmsten Fahrten mit. Heimwärts segelten wir, als flögen wir davon, und es gewährte ein eigenes, großes, kühnes Vergnügen, auf den ungeheuern Maschinen

im Sturm dahergeschleudert zu werden. Es hatten sich eine große Menge Schiffe aller Arten und aller Nationen zuerst nach dem Frieden gesammelt, und wir liefen wohl über zweihundert zusammen in den Kanal ein, unter denen sich auch zwei amerikanische Fregatten mit der neuen freien Staatenflagge befanden, für einen Alt-Engländer wohl das größte Herzeleid, seitdem die brittischen Flotten die Meere besegelten. Die letzte Nacht gehört zu den furchtbarsten und schönsten, die ich auf dem Wasser erlebt habe. Es war ein gewaltiger Gewittersturm auf dem Kanale in der Gegend von Portsmouth. Die zusammengeengte Flotte, das Heulen des Sturms, das Schlagen des Tauwerks, das Rollen des Donners, das Leuchten der Blitze, das grelle Aufhellen der glühenden Wogen und das augenblickliche Schließen zur schwärzesten Nacht, das Rufen und Schreien der Matrosen, das Geläute der Glocken, der ferne dumpfe Hall der Signalschüsse, das Dröhnen und Krachen der Schiffsfugen und die Angst, daß wir vielleicht über Klippen stürzten, man denke sich die Wirkung des Ganzen auf die entzündete Einbildungskraft! Und mit dem sich heiternden Morgenhimmel waren wir wirklich in der Nähe der Kreideberge, die dem Lande den Namen Albion geben. Es war still und frisch und freundlich, wie nach einer Gewitternacht, und die Schiffe schaukelten nur noch unwillkürlich heftig auf der empörten See. Bei diesen und ähnlichen Gelegenheiten war es mein gewöhnliches Vergnügen, mich im Raum unter die Oeffnung zu setzen und in die Höhe an den Horizont hinaus zu sehen; da sah ich denn die Schiffe rechts und links oben auf den Wellen tanzen. Man denke die Winkel, welche die Schiffe oben auf der Woge machen mußten, damit dieses möglich war. Oft war die Täuschung so groß, daß man Minuten lang glaubte, ein Schiff sei von den Wellen verschlungen, das plötzlich mit Blitzesschnelle wieder auftauchte und eben so wieder verschwand. Bei Deal lagen wir einige Zeit in den Dünen vor Anker, und da wurde uns dann wohl einzeln erlaubt, an das Land zu gehen; das ist also das Ganze meines Aufenthalts in Alt-England und kaum der Erwähnung werth. Die Fahrt über die Nordsee war diesmal sehr stürmisch und langweilig, welches desto verdrießlicher war, da die Reise über den Ocean so schnell ging und wir das Uebrige nur für einen Katzensprung hielten. Auf einmal befanden wir uns bei Cuxhafen und Ritzebüttel, vermuthlich, weil wir nicht in die Weser einlaufen konnten. Nach einigen Tagen segelten wir wieder nach Bremerlee, wo wir Fahrzeuge wechselten und eben so wieder herauf bugsirt wurden, wie wir hinunter fuhren.

Hier schreckte uns die Besorgniß, daß wir bei Minden würden an die Preußen verkauft werden. Es wurde laut gesprochen, und der bekannte Seelenschacher machte die Sache nicht unwahr-

scheinlich. Serre also (ein Freund Seume's), ein gewisser Wurzner aus Gotha und meine Personalität hatten bei Elsfleth den löblichen Entschluß gefaßt, uns den Fesseln der schändlichen Dienstbarkeit zu entziehen. Einige Nächte lauerten wir ohne Erfolg auf Gelegenheit, denn die Büchsenschützen hatten ihre geladenen Läufe überall hin gerichtet. Aus Verdruß und Müdigkeit war ich auf meinem Habersack eingeschlafen, und als ich den Morgen erwachte, waren die beiden Hechte fort und hatten mich vermuthlich mit Sicherheit nicht wecken können. Ich kratzte mich hinter den Ohren und sah ärgerlich nach dem Kahne, der sie in die Freiheit geführt hatte. In Bremen versuchte ich's indessen allein auf meine eigene Hand, und es gelang mir am hellen lichten Tage unter ziemlicher Gefahr. Die nächste Veranlassung war ein Gezänk mit dem Feldwebel über Brotlieferung, in welches sich der commandirende Officier etwas dictatorisch handgreiflich mischte. Das Gespenst der Preußen saß mir fest im Gehirn, ich hatte ganz gegen meine Gewohnheit ohne alle Absicht in einigen Gläsern Wein mich etwas warm getrunken und machte kurz und gut auf und davon, am Ufer hin, über die Brücke weg, in die Altstadt hinein. Ein guter, alter, ehrlicher Spießbürger mochte mir doch wohl einige Verwirrung ansehen; er kam freundlich zu mir und fragte: „Freund! Ihr seid wohl ein hessischer Deserteur?" Und wenn ich denn einer wäre? sagte ich; „da muß ich Euch sagen, unser Magistrat hat Cartel mit dem Landgrafen. Und nun —"*)

Damit bricht Seume's Selbstbiographie plötzlich ab. Sein Freund Clodius vollendete sie, und ihm entnehmen wir noch folgende Notizen.

Seume entkam seinen Verfolgern glücklich, wurde aber auf dem Heimwege von preußischen Werbern aufgegriffen und nach Emden gebracht, wo er endlich durch die Caution, die ein Bürger für ihn leistete, seine Freiheit erlangte. Das Gespräch mit jenem Bürger ist charakteristisch für die offene, ehrliche Natur des Vielgeprüften. „Warum, Seume", so redete ihn der Bürger an, „suchen Sie nicht Urlaub, um einmal nach Sachsen zu reisen?" — Ich würde ihn nicht erhalten. — „Sie werden ihn gewiß erhalten; bieten Sie nur eine Caution." — Das kann ich nicht, denn ich habe nicht so viel Geld. — „Dann habe ich. Bieten Sie achtzig Thaler; sprechen Sie morgen mit dem General." — Ich

*) Ein gebildeter Landmann in der Nähe Bremens, Herm. Almers, hat 1864 an der Stelle, wo Seume die Flucht gelang, des Dichters Brustbild in Bronze an dem nächsten Hause anbringen lassen. Es trägt die Inschrift: „Johann Gottfried Seume, 1783 durch Bremer Bürger vor seinen Verfolgern gerettet."

komme nicht wieder. — „Was geht das mich an? Machen Sie das, wie Sie wollen; achtzig Thaler stehen parat." — Seume bat um den Urlaub, erhielt ihn und kam glücklich bei seiner glücklichen Mutter in Poserna an.

Nun ging er nach Leipzig, wurde daselbst 1792 Doctor der Philosophie und Hofmeister eines Grafen Igelström, der ihm 1793 eine russische Lieutenantsstelle verschaffte. Er erlebte in Warschau den furchtbaren Aufstand der Polen gegen die Russen und war Zeuge von den Schreckensscenen und von Polens Untergang. Diese Unterdrückung der Menschenrechte durchschnitt sein Herz, und die innige Bekanntschaft mit Klinger*) in Petersburg steigerte seine Verbitterung. Als mit dem Tode der Kaiserin Katharina ihm die Aussichten zur Beförderung abgeschnitten waren, kehrte er nach Leipzig zurück, wo er Vorlesungen hielt. Später folgte er der Einladung seines Freundes Göschen und übernahm in dessen Druckerei zu Grimma das Amt eines Correctors. Von hier aus unternahm er seine Reisen, um nicht seinem einförmigen Geschäfte nach und nach ganz zu erliegen. Er machte eine Fußreise durch Italien und Sicilien, die er im December 1801 antrat. Nach 9 Monaten kehrte er zurück, nachdem er fast 600 Meilen zurückgelegt hatte. Diese Reise hat er in seinem „Spaziergang nach Syrakus" (1803) erzählt. Eine ähnliche Fußreise machte er 1805 über Petersburg, Moskau, durch Finnland und Schweden. Er beschrieb sie unter dem Titel: „Mein Sommer im J. 1805." Die Vorrede ist ein merkwürdiges Denkmal seines glühenden Eifers für Freiheit und Vaterland. Während er nun die für Deutschland schmachvollen Ereignisse erlebte, verbitterte sich immer mehr seine Stimmung. Er vereinte sein patriotisches Wort mit dem Fichte's zur Abwehr der französischen Tyrannen und starb welt- und schicksalsmüde am 13. Juni 1810 in Teplitz.

2. Die Grundlage von Seume's Weltansicht bildet Kant's Moralphilosophie; diese gestaltete sich aber in ihm zur stoischen Menschenverachtung, worin er Klinger's Geistesverwandter wurde. Seine patriotischen Poesieen, in denen er sich an die Klopstock'sche Schule und an Schiller anschloß, sind nicht sowohl von einer poetischen Natur eingegeben, als vielmehr hervorgegangen aus der kräftigen Gesinnung eines durch herbe Geschicke gebildeten Mannes. In seinen lyrischen Gedichten wird die lebendige Unmittelbarkeit von dem reflexiven Drange eines bittern Lebensernstes überwirkt.

Ludwig Storch sagt in einer Charakteristik Seume's: „Was hat er denn an sich, dieser schlichte Wandersmann, der einen

---

*) Einführung, Bd. II. S. 447 Anmerk.

großen Theil Europa's am Knotenstock mit gesundem Herzen und Auge durchpilgerte, dieser moderne Diogenes, der arm und anspruchslos, geehrt und geliebt, vom Throne bis zur Bauernhütte herab, mit festem Fuße und klarem Geiste, aber so frei von Selbstüberschätzung, wie von lumpiger Bescheidenheit, aus dem vorigen Jahrhundert in das unsrige herüberschreitet und allen Erscheinungen, die sich ihm darbieten, gerecht, ein leuchtendes Vorbild unsres Volkes in hochsinnigem Streben und Wirken geworden ist? War er denn etwa ein großer Gelehrter? Mit nichten. War er ein großer Dichter? Ebenfalls nicht. Ein großer Forscher und Denker? Auch das nicht. Und doch lieben ihn die großen Gelehrten, Dichter und Denker, die ihn persönlich kannten, ebenso warm, wie der Bürger und Landmann, und noch heute, 52 Jahre nach seinem Tode, zählen Seume's Verehrer in unserm Volke in allen Ständen und Lebensaltern nach Millionen. Was war's endlich, das diesem Manne aus dem Volke eine so starke Folie gegeben, daß seine an und für sich fast unbedeutende Gestalt sich so plastisch und leuchtend hervorhebt vom dunkeln schmachvollen Hintergrunde seiner Zeit? Es ist die schlichte, rechte Grundehrlichkeit und Rechtschaffenheit des Deutschthums, die deutsche Treue und Rechtschaffenheit, das specifisch deutsche Charakterthum, das in ihm zur concreten Erscheinung gekommen ist; es ist der schlichte Menschenverstand, gepaart mit dem edlen Mannesmuth, der ohne Furcht und Scheu sagt, was er als Recht und Wahrheit erkennt, und sein Leben und Streben nach dieser Erkenntniß einrichtet." (Gartenlaube, 1863, Nr. 4.)

Storch und der Buchhändler Keil in Leipzig haben 1863 an dem neuen Hause, welches neuerdings an der Stätte erbaut worden ist, wo die arme, kleine, baufällige Hütte stand, in welcher Seume geboren wurde, eine Votivtafel anbringen lassen. Unter dem Geburts- und Sterbejahre des Dichters stehen die treffenden Worte:

Natur-, Menschen-, Vaterlandsfreund.
Rauhe Schale; edler Kern.

Literatur.

A. Seume's Schriften.

Seume's sämmtliche Werke. 12 Bände. Leipzig, 1826. 4½ Thlr.

Ausgabe in Einem Bande, herausgegeben von Ad. Wagner. Leipzig, 1837. 3 Thlr.

Sechste Auflage, in 8 Bänden. 1863. 2 Thlr. 4 Sgr.

Seume's Gedichte. Leipzig, 1843. 1¾ Thlr.

B. Schriften über Seume.

Der erste Band von Seume's Werken enthält eine von ihm selbst begonnene, von Clodius vollendete Biographie.

LIII. Krummacher.

1. Erdbeerliedchen.

(Krummacher, Festbüchlein. 2. Aufl. Essen, 1832. III. 12. Lüben und Nacke, Lesebuch, Thl. II. Nr. 26.)

1. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen.

1. Ein Mägdlein findet am Felsen ein vom Sturm und Regen losgerissenes Erdbeerpflänzchen und beschließt, dasselbe in sein Gärtchen zu verpflanzen und seiner zu pflegen.

2. Es entwurzelt das Pflänzchen, trägt es in den Garten und pflanzt es dort an einem geeigneten Orte.

3. Das Pflänzchen beginnt im Frühjahr zur Freude des Mägdleins zu blühen und trägt dann Früchte, welche das Mägdlein als eine Gabe des Dankes betrachtet.

2. Kürzeste Inhaltsangabe.

Ein Mägdlein verpflanzt ein Erdbeerpflänzchen aus der Wildniß in den Garten, und wird für seine Sorgsamkeit durch das Gedeihen des Pflänzchens belohnt.

3. Grundgedanke.

Wohlthun bringt Segen.

4. Form der Darstellung.

Das Gedicht ist kein Lied, sondern eine Erzählung, die eine allgemeine Wahrheit versinnlicht, also eine Parabel. Es besteht aus acht jambischen Versen, von denen das erste und letzte Paar vierfüßig, die von jenen eingeschlossenen aber dreifüßig sind. Jene haben männliche, diese weibliche, gepaarte Reime.

Anmerk. Eine eingehende Behandlung dieses Gedichtes für Mittelklassen findet der Lehrer in Kellner's „Uebungsstoffen“. Eisleben 1846.

2. Die sieben Kindlein.

(Krummacher's Parabeln. 8. Aufl. Essen, 1850. Nr. 76. S. 144. — Lüben und Nacke, Lesebuch, II. Thl. Nr. 64.)

1. Inhaltsangabe.

Vater und Mutter erheben sich früh Morgens von ihrem Lager und betrachten ihre noch schlummernden sieben Kindlein. Die Mutter spricht seufzend ihre Bedenken über die Ernährung derselben in der theuern Zeit aus; der Vater aber erkennt in ihrem blühenden Aussehen ein Zeugniß von Gottes unwandelbarer Treue. Beim Heraustreten aus der Kammer erblicken die Eltern die vierzehn Schuhe ihrer Kinder. Die Mutter weint über die große Zahl derselben, der Vater aber beruhigt sie durch die Bemerkung, daß, da für die Füße selbst gesorgt sei, sie um der Hüllen wegen sich nicht zu ängstigen brauchten, auch das Vertrauen der Kinder zu den Eltern ein Fingerzeig sei, Gott dem Allmächtigen zu vertrauen. Der Aufgang der Sonne giebt ihm Veranlassung zu der Aufforderung, fröhlich wie sie den Tageslauf zu beginnen. Im Vertrauen auf Gott arbeiten sie, und ihr Wirken wird belohnt.

2. Die Wahrheit der Parabel.

Sie ist in dem letzten Satze ausgesprochen: „der Glaube (unerschütterliches Gottvertrauen) erhebet das Herz, und die Liebe (hier Gatten- und Elternliebe) gewährt Stärke."

3. Die Aehre und die Distel.

(Krummacher's Parabeln. 8. Aufl. Essen, 1850. Nr. 177. S. 348. — Lüben und Nacke, Lesebuch, II. Nr. 139, mit der Ueberschrift: „Sechszig Ernten.")

1. Inhaltsangabe.

Ein greiser Landmann geht mit seinem Enkel über das Feld und rühmt sich den Schnittern gegenüber im Scherz seines Alters und seiner langjährigen Thätigkeit. Mit einer ihm dargereichten Sense mäht er noch so rüstig das Korn zu Boden, daß die Schnitter darüber jubeln und der Enkel ihn nach der Ursache eines so guten Alters fragt. Der Greis entgegnet, daß Gottvertrauen ihm frischen Muth bewahrt, Fleiß und Arbeitsamkeit ihm Leibesstärke und Gottes Segen verliehen, ein frommer und friedsamer Lebenswandel aber ihm Friede und Freudigkeit bereitet habe, und alles dies mit den Jahren durch Gottes Gnade noch

in ihm befestigt worden sei. Schließlich fordert er den Jüngling zu einem gleichen Wandel auf und vergleicht das dadurch erreichte Alter mit einer vollen Garbe, die der Herr der Ernte freudig in die Scheune sammle.

2. Die Wahrheit der Parabel.

Vertrauen auf Gott, Treue und Fleiß im Beruf, Frömmigkeit und Friedfertigkeit sind die Grundlagen zur Erlangung eines frohen und rüstigen Alters.

Krummacher hat dieser Parabel noch folgenden, von dem Grundgedanken abziehenden Schluß gegeben:

„Wem vergleichst du denn ein böses Alter?" fragte der Jüngling. — Der Jüngling wandelte schweigend zur Seite des redenden Greises; da nahm dieser seinen Stab und zeigte auf eine Distel am Wege und sprach: Siehe hier das Bild eines unfruchtbaren, trostlosen Alters. Sie stehet einsam und unbeachtet; ihr graues Haupt ist ein Spiel der Winde, die ihren Samen verwehen.

4. Das Rothkehlchen.

(Krummacher's Parabeln 8. Aufl. Essen, 1850. Nr. 43. S. 76. — Lüben und Nacke, Lesebuch, II. Nr. 214.)

1. Inhaltsangabe.

Ein Landmann nimmt im strengen Winter ein zutrauliches Rothkehlchen in seine Wohnung auf, gewährt ihm den Winter über Nahrung und Schutz und giebt ihm beim Beginn des Frühlings seine Freiheit wieder. Im Vertrauen auf die Liebe des Landmanns und seiner Kinder kommt das Rothkehlchen im nächsten Winter wieder und bringt auch sein Weibchen mit zur großen Freude der Beschützer.

2. Grundgedanke.

„Freundliches Zutrauen erwecket Zutrauen, und Liebe erzeuget Gegenliebe!"

5. Die kleine Wohlthäterin.

(Krummacher's Parabeln. 8 Aufl Essen, 1850. Nr. 58. S. 110. — Lüben und Nacke, Lesebuch, II. Nr. 216.)

1. Erläuterung.

„Der Vater aber blickte die Mutter des Mägdleins an und sagte: „O du heilige Einfalt!" — Man unterscheidet eine

Einfalt (Einfachheit) des Herzens und eine Einfalt des Kopfes oder Verstandes, welche synonym mit Dummheit und Albernheit ist und einen Mangel an Urtheilskraft voraussetzt. Hier ist der Begriff in seiner ersteren Bedeutung zu nehmen, wo er arglose Offenheit, entgegen der schlauen Weltklugheit, bezeichnet. Hätte das wohlthätige Kind die Lebenserfahrung seiner Eltern gehabt, so würde es gewußt haben, daß nicht alle Kinder wohlthätig sind, nicht alle reiche Leute die armen verpflegen. Der Vater sagt: heilige Einfalt, weil die Worte des Kindes Zeugniß von seiner Unbekanntschaft mit dem Bösen geben. Er läßt das Kind in seinem Wahn, um das Glück seiner Unschuld nicht zu stören.

2. Die Wahrheit der Parabel.

Wenn Jeder nach seinen Kräften wohlthut, so ist allen Armen geholfen. Man soll aber beim Geben sich nicht darauf verlassen, daß Andere schon Gutes genug thun, sondern die Wohlthätigkeit um ihrer selbst willen üben. — Hindeutung auf das Scherflein der Wittwe (Luc. 21), sowie auf „das Almosen" von Hagenbach (Leseb. IV. Thl.).

6. Das bittere Blümchen.

(Krummacher's Parabeln. 8. Aufl. Essen, 1850. Nr. 16. S. 27. — Lüben und Nacke, Lesebuch, III. Nr. 9.)

1. Inhaltsangabe.

Auf einem Spaziergange mit ihrer Mutter findet Maria ein schönes Blümchen, an dessen Geruche sie sich erfreut. Farbe und Duft genügen ihr aber bald nicht mehr, sie will das Blümchen auch essen, findet sich jedoch durch den bittern Geschmack so getäuscht, daß sie es weinend der Mutter klagt und die Blumen verwünscht. Die Mutter entgegnet ihr, daß die Blümchen nach wie vor durch Gestalt, Farbe und Geruch erfreuten; zum Essen seien sie nicht bestimmt.

2. Die Wahrheit der Parabel.

Benutze die Gaben des Schöpfers nach ihrer Bestimmung. Im großen Haushalt der Natur ist allem Erschaffenen ein bestimmter Zweck vorgezeichnet; unsere Sache ist es, diesen erkennen zu lernen und gemäß seiner die Dinge zu benutzen.

7. Das Bäumchen.*)

(Krummacher's Parabeln. 8. Aufl. Essen, 1850. Nr. 119. S. 253. — Lüben und Nacke, Lesebuch, III. Nr. 11, unter der Ueberschrift: Der Apfelbaum.)

1. Inhaltsangabe.

1. Ein Knabe sieht seinen Vater einen wilden Apfelbaum pflanzen und wundert sich darüber, weil das Aeußere des Baumes Nichts verspricht. Der Vater verweist ihn belehrend auf das Innere desselben und auf die Zukunft.

2. Als der Vater im Herbste einen Stab neben das Bäumchen pflanzt, glaubt der Knabe die Freiheit desselben dadurch beschränkt zu sehen; der Vater aber beweist ihm, daß diese scheinbare Beschränkung dem Bäumchen zu Liebe geschehe, daß es des äußeren Schutzes bedürfe, um sich innerlich zum Guten zu entwickeln.

3. Im nächsten Frühjahr bemerkt der Knabe mit Schrecken, wie der Vater die Krone des Bäumchens abschneidet. Der Vater belächelt den Schreck des unwissenden Kindes, pfropft ein edles Reis auf den wilden Stamm und fügt belehrend hinzu, daß durch dieses Verfahren aus dem ursprünglich wilden Baume ein veredelter mit genießbarer Frucht erwachsen werde.

4. Im vorrückenden Frühling beginnt das Bäumchen zur Freude des Knaben zu blühen. Der Vater aber greift wieder zum Messer und schneidet die Spitzen der blühenden Zweige hinweg, damit das Bäumchen nicht durch zu frühzeitiges Fruchttragen seine Kraft vor ihrer vollen Entwickelung erschöpfe.

5. Nach Jahren kehrt der zum Jüngling herangereifte Knabe in das elterliche Haus zurück und wird von dem Vater in den Garten geführt, wo er mit Staunen den groß gewordenen, mit Früchten beladenen Apfelbaum erblickt und es ihm klar wird, daß die Erziehungs-Geschichte des Baumes ein Spiegelbild seines eigenen Lebens ist.

2. Die Wahrheiten der Parabel.

1. Urtheile nicht nach dem äußern Schein; auch das Unansehnliche birgt oft Großes.

2. Verständige Beschränkung der Freiheit ist für den Unselbständigen und Schutzlosen eine Wohlthat.

3. Veredlung des Herzens (höhere Bildung) kann nur erzielt werden, wenn der natürliche Eigenwille gebrochen wird und sich einem höhern Willen unterordnet.

---

*) Im Lesebuch ist die Parabel durch einen fünften Abschnitt erweitert, der vor dem Schluß-Abschnitt des Originals einzuschalten ist.

4. Jede übereilte, vorschnelle Entwickelung schadet.

5. Ein gut angewandtes Jugendleben wird durch ein segenvolles Alter belohnt.

Kurz in ein Ganzes zusammengefaßt, versinnlicht uns also die Parabel folgende Wahrheit: Der Mensch kann seine Bestimmung als Mann nur erreichen, wenn er sich schon von der frühesten Kindheit an der Leitung eines Höheren unterwirft und freudig auch das ihm Unangenehme erduldet, wenn es nur zu seiner Läuterung und Veredelung beiträgt.

8. Die Schafschur.

(Krummacher's Parabeln. 8. Aufl. Essen, 1850. Nr. 66, S. 122. — Lüben und Nacke, Lesebuch, III. Nr. 44.)

Die Wahrheit der Parabel.

Der allweise und allgütige Schöpfer hat überall in der Natur die Mittel zur Erhaltung aller seiner Geschöpfe niedergelegt.

9. Die Moosrose.

(Krummacher's Parabeln. 8. Aufl. Essen, 1850. Nr. 6, S. 11. — Lüben und Nacke, Lesebuch, III. Nr. 51.)

Die Wahrheit der Parabel.

Sie ist in dem Schlußsatz enthalten (der im Lesebuch absichtlich weggelassen wurde): „Holde Lina, laß den Flitterputz und das flimmernde Gestein und folge dem Winke der mütterlichen Natur." Im höhern Sinne aufgefaßt, würde er vielleicht folgende Fassung erhalten müssen: Demuth und Bescheidenheit zieren den Menschen mehr als Hochmuth und Anmaßung.

10. Der Hollunderstab.

(Krummacher's Parabeln. 8. Aufl. Essen, 1850. Nr. 15, S. 26. — Lüben und Nacke, Lesebuch, III. Nr. 66.)

1. Inhaltsangabe.

Ein breiter Bach trennt Vater und Sohn auf ihrem Wege durch das Feld. Um zu seinem Vater zu gelangen, versucht der Knabe mit einem Hollunderstabe sich über den Bach zu schwingen; der Stab zerbricht jedoch und der Knabe stürzt in's Wasser. Ein herbeieilender Hirt erhebt ein Geschrei; als aber der Knabe lachend an's Ufer schwimmt, tadelt der Hirt den

Vater, daß er den Knaben neben andern Dingen nicht auch gelehrt habe, nicht eher auf Etwas zu vertrauen, bis er dessen Inneres erforscht. Der Vater begegnet dem Tadel durch die Bemerkung, daß ein scharfes Auge und eine geübte Kraft ausreiche, um ihn vor Schaden zu bewahren und in der Versuchung aufrecht zu erhalten.

2. Die Wahrheiten der Parabel.

1. Vertraue Niemandem, ehe du nicht sein Inneres erforscht hast.

2. Bei scharfen Sinnen und geübter Körperkraft wird es leicht den Uebeln zu begegnen, die ein zu großes Vertrauen auf Andere oft herbeiführt.

11. Das Nelkenbeet.

(Krummacher's Parabeln. 8. Aufl. Essen, 1850. Nr. 26, S. 44. — Lüben und Nacke, Lesebuch, III. Nr. 90.)

1. Inhaltsangabe.

Auf die Bitte ihres Sohnes Fritz giebt eine Mutter jedem ihrer drei Kinder ein Beet voll knospender Nelken. Die Kinder warten voll Freude auf die Zeit der Blüthe; dem Fritz währt es jedoch zu lange, und nachdem er ungeduldig der allmählichen Entwickelung der Blumenblätter zugeschaut, öffnet er zuletzt die Knospen gewaltsam. Seine Freude dauert aber nur kurze Zeit; die Blumen verwelken schnell, und die Mutter ruft dem weinenden Knaben warnend zu, daß er an diesem Vorgange lernen möge, hinfort die Freuden des Lebens nicht durch eigene Schuld zu zerstören.

2. Wahrheiten der Parabel.

1. Alles hat seine Zeit.

2. Lerne jede Freude ruhig erwarten, wenn du sie wahrhaft genießen willst. Ein verfrühter, voreiliger Genuß hat nur Kummer in seinem Gefolge.

12. Der Rhein.

(Krummacher's Parabeln. 8. Aufl. Essen, 1850. Nr. 7, S. 11. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Nr. 61.)

1. Vorbemerkung.

Vom geographischen Standpunkte aus enthält diese Parabel einiges Fehlerhafte. Der Rhein tritt nicht unverändert aus dem

Bodensee, sondern er mischt sich vollkommen mit dem Seewasser und schlägt den vom Gebirge herabgeführten Grus und Schutt hier zu Boden. Ebenso ist es eine falsche Ansicht, daß sich der Strom seinen Weg durch Felsen und Gebirge selbst gegraben, da bei einer bedeutenden Anstauung desselben die Wasser nach beiden Seiten sich Abfluß verschafft haben würden. Der innern Wahrheit der Parabel schaden diese Irrthümer indessen nicht, weshalb bei der Besprechung ihrer nur vorübergehend zu gedenken ist.

2. Inhaltsangabe.

Beim Anfang der Dinge schuf die Natur den Rhein, damit er ein Verbindungsglied zwischen Gebirge und Ebene werde. Voll Kraft und Muth stürzt der freie Strom das Gebirge hinab, durchfließt den Bodensee und überwindet alle sich ihm entgegenstellenden Hindernisse, welche sein Ungestüm mäßigen, ohne seine Kraft zu schwächen. Nebengebirge begleiten seinen Lauf, und zahllose Gewässer vermischen sich mit ihm. Sein Gang wird nun ruhiger, aber seine Kraft ist dieselbe. Wie er früher Felsen zerriß, so sprengt er jetzt die Eisdecke des Winters. In die Ebene gelangt, umgeben ihn reiche Kornfelder, während sein Rücken Schiffe trägt. Am Ziele seiner Laufbahn spaltet sich der Strom in viele, anders benannte Gewässer; Vater Rhein nennt man ihn nur, wo man seiner Kraft und Segnungen gedenkt.

3. Wahrheiten der Parabel.

Der Dichter giebt eine allegorische Darstellung des Menschenlebens, um folgende Gedanken zu versinnlichen:

1. Der Mann ist dazu bestimmt, die ihm von Gott verliehenen Kräfte zum Besten seiner Mitbürger anzuwenden. Er soll deshalb nicht an der Scholle haften bleiben, sondern hinaus eilen in die Welt. „Der Mann muß hinaus in's feindliche Leben &c. &c." (Schiller, Lied von der Glocke.)

2. Der unverdorbene, kraftvolle Jüngling weiß alle, sich seinen edlen Lebensbestrebungen entgegenstellenden Hindernisse zu überwinden. Am Widerstand stählt sich die Kraft.

3. Im Genuß der Jugendfreuden und in der Verbindung mit gleichgestimmten Genossen findet der Jüngling den Lohn seiner Mühen. Gleiches strebt mit Gleichem sich zu verbinden.

4. Die Uebung der Jugendkraft kommt dem Manne zu Gute.

5. Während der Jüngling mehr für das Schöne empfänglich ist, denkt der besonnenere Mann auch an das Nützliche. Er verbreitet Segen um sich her.

6. Das Andenken des Edlen erlischt nie, wenn schon Andere die von ihm begonnenen Werke ihrer Vollendung entgegenführen.

13. Das Angebinde.

(Krummacher's Parabeln. 8 Aufl. Essen, 1850. Nr. 136, S. 280. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Nr. 155.)

1. Inhaltsangabe.

Zum Geburtstage des Vaters flechten die drei jüngsten Kinder einen Kranz, den sie vor Tagesanbruch heimlich auf das Bett des Vaters legen, der sich stellt, als ob er schliefe. Des Morgens tritt er mit dem Kranze in der Hand in die Stube und fragt nach den Englein, die ihn während des Schlafes bekränzt, worauf die Kinder ihn voll Freude umarmen. Ein von dem ältesten Sohne gesandtes Fäßchen mit Wein erhöht noch die Freude, und ein Gedicht des aus der Fremde heimgekehrten Sohnes rührt den Vater bis zu Thränen. Besorgt, daß der Vater ihr Geschenk nun weniger achten werde, entschuldigen sich die drei Kleinen wegen der geringen Gabe. Der Vater aber drückt sie alle drei an sein Herz mit der Versicherung, daß alle Geschenke ihm gleich lieb seien, da sie alle aus Liebe gegeben, und sein Vaterherz für Alle schlage.

2. Die Wahrheit der Parabel.

Nicht die Größe der Gabe bestimmt ihren Werth, sondern die Gesinnung, mit welcher sie dargeboten wird.

14. Der Mann auf Carmel.

(Krummacher's Parabeln. 8. Aufl. Essen, 1850. Nr. 3, S. 5. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Nr. 156.)

1. Erläuterungen.

Der Berg Carmel, ein ziemlich hohes Vorgebirge Palästina's, jetzt Carmain genannt, am Mittelmeere, auf der Südseite des Meerbusens von Ptolemais liegend. Das Gebirge ist fruchtbar und zeichnet sich durch viele Höhlen aus.

Das Land Mizraim ist Aegypten. Es erhielt seinen Namen von dem Stammvater der Bewohner, Mizraim, Ham's Sohne, Noah's Enkel.

2. Inhaltsangabe.

In einem Dörfchen auf dem Gebirge Carmel lebt ein junger Mann, der, vermöge seiner Kenntniß der Natur und des Menschenherzens, sowohl als Arzt wie als geistlicher Tröster viel Segen stiftet und sich Aller Liebe erwirbt. Da kommt eine Seuche in das Land, die so verheerend wirkt, daß der junge Arzt an seiner Kunst verzweifelt und für sein eigenes Leben fürchtet. Bei einem Gange in das Gebirge geräth er in Zweifel, ob er hier verweilen oder wieder zu den Kranken zurückkehren solle, und beschließt, der Natur die Entscheidung anheim zu geben. Einer prächtigen Blume, die er findet, entnimmt er die Deutung, daß der Mensch sich selber leben müsse, wie ja auch die Blume nur um ihrer selbst willen blühe. Darum will er auf Carmel bleiben. Diesen Vorsatz ändert ein Schmetterling, der die Blume umflattert und ihm die Weisung zu geben scheint, zu den Menschen zurückzukehren, um die Frucht seiner Weisheit in Lust und Freude zu genießen. Da erblickt er in dem Kelch der Blume eine tcdte Biene, lernt an ihrem Schicksale seine Thorheit erkennen und kehrt demüthig zu seinen Kranken zurück.

3. Die Wahrheiten der Parabel.

1. Nur demüthiges Gottvertrauen erhält im Leiden aufrecht.

2. Die Natur ist eine große Lehrerin, aber man muß ihre Sprache verstehen lernen.

3. Weder in einsiedlerischer Abgeschlossenheit, noch in den Genüssen eines geräuschvollen Lebens, sondern in treuer und demüthiger Ausübung des erwählten Berufs soll der Mensch die Bestimmung und das Glück des Lebens suchen.

15. Das Alpenlied.

(Krummacher, Festbüchlein. 5. Aufl. Essen, 1828. I. 150. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl. Nr. 59.)

1. Gedankengang.

Der Dichter will durch eine Reihe von Beispielen den Gedanken versinnlichen, den er in den beiden ersten Versen ausspricht und der sich als Schlußvers jeder Strophe durch das ganze Gedicht hindurchzieht: „Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt." Auch die abgeschiedene Alpenwelt giebt Zeugniß von der Allgegenwart eines alliebenden Gottes. Wir erkennen ihn in der Morgenröthe, welche die Berge mit rosiger Gluth über-

strahlt, wie in den Blümchen, die er mit Thau erquickt (Str. 1); wir fühlen seinen Odem in dem Wehen der frischen, reinen Bergesluft (Str. 2). Seine Sonne befördert mit mildem Strahl das Gedeihen der Matten, scheint auf den blinkenden Gletscher (Str. 3) und erzeugt dadurch den Giesbach, den Born der kühnen Gemse, die auch in ihrer Felseinöde nicht verlassen ist (Str. 4). Die Kräuter des Gebirgs sind ein herrliches Mahl für die friedlichen Heerden (Str. 5), und der Hirt, der da sieht, wie Gott ihren Tisch gedeckt, ahnt vertrauensvoll, daß Gott auch ihm das Seine bescheren werde (Str. 6).

2. Form der Darstellung.

Das Gedicht besteht aus Strophen von je sechs jambischen Versen, die aber ungleiche Länge haben. Während die vier innern Verse dreifüßig sind, hat der Anfangsvers nur zwei, der Schlußvers aber fünf Füße. Hierdurch, sowie durch die gleichmäßige Wiederholung desselben Gedankens, den diese Verse aussprechen, treten sie scharf aus dem Ganzen hervor, verleihen ihm den Charakter des Erhabenen und halten die hervorgerufenen Empfindungen bis zum Schluß in der Seele des Lesenden fest. So spiegelt jede Strophe die Erhabenheit der Alpennatur und die Liebe des Schöpfers wieder.

Leben und Charakteristik Krummacher's.

1. Friedrich Adolf Krummacher wurde am 13. Juli 1768 zu Tecklenburg in Westfalen geboren, studirte in Lingen und Halle Theologie, lebte 1789 als Informator in Bremen, wurde 1793 Conrector am Gymnasium in Hamm, 1793 Rector des Gymnasiums in Meurs und 1800 Professor und Doctor der Theologie in Duisburg. Seinem Herzensdrange folgend, entschied er sich jedoch für den Beruf des praktischen Seelsorgers und übernahm 1807 die Stelle eines Landpfarrers zu Kettwich in Westfalen. 1812 folgte er dem Rufe zu einem erweiterten Wirkungskreise nach Bernburg, wo er als Consistorialrath, General-Superintendent und Oberprediger bis 1824 mit Segen wirkte. In diesem Jahre ging er nach Bremen als Prediger an der Ansgariikirche, welches Amt er im Juni 1843 niederlegte. 1844 verlor er seine Gattin, 1845, am 4. April, entschlief er selbst.

2. Das Bibelstudium und die Lectüre der Dichter alter und neuerer Zeit gaben seinem Geiste eine vorherrschend edle poetische Richtung, als deren schönstes Erzeugniß die im Jahre

1805 zuerst erschienenen Parabeln zu betrachten sind. In ihnen spricht sich das reine, echt kindliche Gemüth des Dichters, seine liebevolle Auffassung der Natur und des Menschenlebens in der einfachsten, aber edelsten Weise aus. Nur selten geht die Zartheit der Sprache in Weichlichkeit über.

Literatur.

A. Krummacher's Schriften.

Die Kinderwelt. Ein Gedicht in vier Gesängen. Essen, 1806. 1813. 1 Thlr. 5 Sgr.
Parabeln. Essen, 1805. 8. Aufl. 1850. Mit dem Bildniß des Verfassers. 1 Thlr. 20 Sgr.
Festbüchlein. Essen. (I. Der Sonntag. 1808. 5. Aufl. 1828. 15 Sgr. — II. Das Christfest. 1808. 4. Aufl. 1846. 22½ Sgr. — III. Das Neujahrsfest. 1821. 2. Aufl. 1832. 1 Thlr.)
Das Wörtchen Und. Eine Geburtsfeier. Essen, 1812. 1⅙ Thlr.
Johannes. Drama. Leipzig, 1815. 1½ Thlr.
Das Täubchen. Düsselthal, 1826. 4. Aufl. 1859. ¼ Thlr.

B. Schriften über Krummacher.

A. W. Möller, Friedrich Adolf Krummacher und seine Freunde. Briefe und Lebensnachrichten. Bremen, 1849. 2½ Thlr.

LIV. August Wilhelm von Schlegel.

1. Arion.

(Schiller's Musenalmanach für 1799. S. 278.)

1. Historische Grundlage.

Viele Schriftsteller des Alterthums gedenken der Sage von Arion und seiner wunderbaren Rettung. Die Hauptquelle ist Herodot, der sie im 23. und 24. Kap. des I. Buches seiner Geschichte mittheilt. Sie lautet übersetzt:

„Periander war ein Sohn des Kypselos; er herrschte aber über Korinth. Diesem, erzählen die Korinthier (und die Lesbier stimmen ihnen bei), sei in seinem Leben ein sehr großes Wunder begegnet; es sei nämlich Arion von Methymna auf einem

Delphin bei Tänaros an's Land gesetzt worden, ein Citherſänger, der keinem der damals lebenden nachstand, und zuerst unter den Menschen, von denen wir wissen, den Dithyrambus dichtete, benannte und in Korinth lehrte *). Dieser Arion, sagen sie, habe, nachdem er sich meistens bei Periander aufgehalten, nach Italien und Sicilien zu schiffen gewünscht; als er sich aber große Schätze erworben, habe er wieder nach Korinth zurückkehren wollen. Bei seinem Aufbruch aus Tarent nun habe er, weil er Niemandem mehr, als den Korinthiern traute, ein Fahrzeug korinthischer Männer gemiethet. Diese jedoch hätten auf der See den Anschlag gemacht, den Arion über Bord zu werfen, seine Schätze aber zu behalten. Als jener dessen inne geworden, so habe er sie angefleht, ihnen seine Schätze preisgegeben und nur um sein Leben gebeten; allein ungerührt durch sein Flehen, hätten ihm die Schiffer geboten, entweder sich selbst den Tod zu geben, wenn er ein Grab auf dem Land begehre, oder sofort in's Meer zu springen. So auf's Aeußerste bedroht, habe Arion begehrt, sie möchten, wenn denn solches bei ihnen feststehe, ihm gestatten, sich in vollem Schmucke auf die Ruderbänke hinzustellen und einen Gesang anzustimmen; wenn er aber gesungen, versprach er, sich selbst umzubringen. Und Jene seien (denn es habe sie die Lust angewandelt, den trefflichsten Sänger unter den Menschen zu hören) aus dem Hinterraum gegen die Mitte des Schiffes zurückgewichen. Er aber habe sich, mit seinem ganzen Schmuck bekleidet, die Cither in der Hand, auf die Ruderbänke gestellt und die hohe Gesangesweise **) durchgesungen, und als die Weise zu Ende ging, sich selber, wie er war, mit dem vollen Schmuck in's Meer gestürzt. Und Jene seien nach Korinth geschifft; ihn aber, sagt man, habe ein Delphin auf den Rücken genommen und nach Tänaros an's Land gebracht. Hier nun an's Ufer gestiegen, sei er in seinem Schmuck nach Korinth gegangen, und habe nach seiner Ankunft den ganzen Vorfall erzählt. Periander aber, voller Unglauben, habe den Arion in Haft gehalten und ihn nirgendwohin entlassen, auf die Schiffer aber Acht gehabt; und als sie nun angekommen, habe er sie zu sich beschieden und sich erkundigt, ob sie Nichts von Arion zu sagen wüßten. Als Jene nun erwiedert, er sei wohlbehalten in Italien, und sie hätten ihn in gutem Befinden in Tarent zurückgelassen, da sei Arion vor sie hingetreten, eben so, wie er über Bord ge-

---

*) Oder vielmehr wahrscheinlich nur dem dithyrambischen Chorreigen eine kunstgemäßere Form und ihren Theilen besondere Titel gab.

**) Die hohe Weise, im Spondeen-Rhythmus und in hohem, scharfem Tone, hatte besonders den Charakter des Muthigen, Kriegerischen.

sprungen war; und da hätten sie, bestürzt und überführt, nicht länger leugnen können. — Dies also erzählen die Korinthier, wie auch die Lesbier; auch ist von Arion ein ehernes, nicht großes Weihgeschenk bei Tänaros, ein Mann auf einem Delphine."

2. Erläuterungen.

Str. 4. Die Worte: „O Periander, eitle Sorgen!" spricht Arion mit Beziehung auf Periander's Warnung in Str. 2; er meint also hier Sorgen über sein eigenes Schicksal.

9. Der etwas schwach angedeutete Zusammenhang der Gedanken scheint folgender zu sein: Auf minder rohe und gewinnsüchtige Gemüther hätte Arion's Bitte und Benehmen gewiß einen tiefen Eindruck gemacht; es hätte, wenn auch nicht die Zurücknahme ihres Entschlusses, doch Schamgefühl in ihnen erregen müssen. Allein die Gewinnsucht hatte sie gänzlich abgestumpft; und Schamgefühl war es auch nicht, was sie Arion's Bitte gewähren ließ; sondern nur sein großer Sängerruf reizte sie. — Mit Recht hat man das Farblose und Uncharakteristische in der Sprache der Räuber (Str. 6 u. 7) getadelt; daß sie aber Empfänglichkeit für Musik und Gesang zeigen, darf an ihnen, als Griechen, nicht befremden.

„Und wollt ihr ruhig lauschen — tauschen", wollt ihr auf meine Bitte eingehen, wollt ihr mich ungestört mein Lied singen lassen, so erlaubt, daß ich vorher noch meine Kleider tausche; denn nur im Schmucke ergreift mich die dichterische Begeisterung.

10. „Talar", ein langes Feierkleid.

11. „Das Elfenbein", griechisch Plektron, mit dem man die Saiten rührte.

12. Der Gesang des Arion ist zwar seiner Lage nicht gerade unangemessen, doch fehlt es ihm an poetischer Kraft und Wirksamkeit. Er hätte auf Grundlage der Herodot'schen Erzählung, eine begeisterte, die Macht der Töne feiernde Triumphhymne sein müssen.

„Gefährtin meiner Stimme", die Cither.

„Der Höllenhund", Cérberus, der sich auch dem Eintritt des Orpheus in die Unterwelt drohend widersetzte. Dies erinnert ihn eben an Orpheus, an den er schon bei den Worten „die Macht der Töne u. s. w." denkt. Wenn wir dies nicht annehmen, so erscheint die plötzliche Anrede an Orpheus in Str. 13, V. 3 auffallend.

„Dem dunkeln Strom entflohen", die ihr glücklich über den Styx gesetzt seid.

13. „meinen Freund", Periander.

„Eurydice", des Orpheus Gattin. Pluto gewährte dem Orpheus, der, um die gestorbene Gattin durch Gesang zurückzuerflehen, in die Unterwelt hinabgestiegen war, seinen Wunsch unter der Bedingung, daß er sich nach der Eurydice nicht eher umsehen dürfe, bis er auf der Oberwelt angelangt sei. Er hatte diese fast erreicht, als er dem Drange der Sehnsucht nicht widerstehen konnte und das Gebot verletzte, und sogleich verschwand Eurydice und war dem Hades unwiederbringlich verfallen.

14. „Die Götter schauen aus der Höh'", sind Zeugen eures Frevels.

„Nereïden", Töchter des Nereus, eines untern Meergottes.

16. „Ward stummen Fischen nur verliehn." Das „nur" hat eine unglückliche Stellung; es gehört zu „Gebrause" in V. 1.

17. „menschenliebend." Nach der Mythe schreibt sich die Liebe der Delphine zu den Menschen daher, daß Dionysos die Tyrrhener in Delphine verwandelte. Das Alterthum ist reich an Erzählungen von Beweisen, welche Delphine von ihrer Zuneigung zu Menschen, besonders zu Kindern, gegeben. So trugen Delphine den Melikertes, den Sohn der Ino, nach Korinth. Der Knabe Jasos ritt spielend auf einem Delphine und verunglückte; das Thier betrauerte ihn, bis es selbst vor Gram starb. Daß ferner Delphine Sängerruhm zu schätzen wußten, bewiesen sie dadurch, daß sie die Leiche des von seinen Mördern in's Meer gestürzten Hesiodos abwechselnd mit Stolz zu der lokrischen Panegyris trugen.

18. „Das Wunder aufgestellt in Erz." In Betreff des hier sehr unnöthig erwähnten Weihgeschenkes sagt Welcker*): „Arion auf dem Delphin, wie er als von ihm selbst gestiftetes Weihgeschenk schon zu Herodot's Zeit in Tänaron gezeigt wurde, läßt an sich selbst sich wohl fassen als Denkmal glücklich überstandener Seereise, und daher ist öfter die ganze Sage, die Herodot so schön erzählt, von diesem Bilde hergeleitet worden."

19. „Galatēa", eine Nereide.

„heilig", zu göttlichem Dienste geheiligt.

20. „fuhr", hier in dem Sinne von ging. Vgl. Str. 26, V. 6.

22. „geborgt", allerdings ein etwas auffallender Ausdruck, aber gewiß nicht mit Beziehung auf die Unrechtmäßigkeit seiner Herrschaft gesagt. Man könnte auch diesen Satz als eine Frage auffassen.

„verstecken", du mußt dich hier im Palaste verborgen halten, damit der Ruf von deiner Rückkehr sich nicht verbreite.

---

*) „Der Delphin und der Hymnus des Arion und die Kraniche des Ibykos" im rheinischen Museum für Philologie. Jahrg. 1835.

23. Der Dativ „im Hafen" weist darauf hin, das „kommen" im Sinne von ankommen zu nehmen. Gut ist die Verbindung keineswegs.

„Mich kümmert seine Wiederkehr." Der Zusammenhang läßt erwarten: Mich macht es bekümmert, daß er noch nicht wiedergekehrt ist, also, mich kümmert sein Ausbleiben.

25. „Es trifft sie." Das unbestimmte es (sein überraschendes, glanzvolles Erscheinen, das Gefühl ihrer Schuld, das Unerklärliche des Vorfalls u. s. w.) ist hier von guter Wirkung.

26. Nicht Periander spricht hier, sondern Arion. Von Periander läßt sich nicht wohl erwarten, daß er die Raubmörder mit einer so gelinden Strafe abfertigen werde, einer Strafe, die, beiläufig gesagt, nicht einmal realisirt werden konnte, da sich des Königs Herrschergebiet ja nicht über ganz Hellas erstreckte. Periander erschien zwar zuletzt im Zwiegespräche mit den Schiffern, allein durch die zwei vorletzten Strophen ist die Aufmerksamkeit des Lesers vorherrschend auf den Arion gelenkt, so daß man zunächst an diesen denken muß. Auch lassen sich die Worte: „Ich rufe nicht der Rache Geister", besser auf Arion beziehen. Die Worte: „der Töne Meister, der Sänger steht in heil'ger Hut", wird man in Arion's Munde nicht mehr auffallend finden, wenn man erwägt, wie sehr sein Selbstgefühl durch die wundervolle Rettung und die offenbar gewordene Macht seines Gesanges mußte gehoben worden sein.

„Muth", in dem alterthümlichen, minder beschränkten Sinne für Gemüth, Herz, innern Sinn.

3. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen.

Str. 1. Der berühmte Sänger Arion schifft von Tarent aus mit vielen Schätzen gen Hellas.

2. Dorthin zieht ihn die Liebe zu Periander, dem Herrscher von Korinth, der ihn stets vom Wanderleben abzuziehen und brüderlich an sich zu fesseln suchte.

3. Arion zog jedoch die Freiheit des fahrenden Sängers, der Tausende erfreut und hohen Ruhm erwirbt, vor.

4. Er steht am zweiten Morgen seiner Reise bei günstigem Wetter auf dem Schiffe und gedenkt der ihn in Hellas erwartenden Freuden.

5. Wind und See bleiben günstig; aber die Schiffer, gelockt von seinen Schätzen, verschwören sich zu seinem Untergange.

6. Sie lassen ihm die Wahl, entweder sich auf dem Schiffe selbst den Tod zu geben, oder sich in's Meer zu werfen; er bietet ihnen dagegen Geld für sein Leben.

7. Sein Anerbieten wird aus Furcht vor Periander zurückgewiesen.

8. und **9.** Dagegen gewähren sie ihm die Bitte, vor seinem Tode noch ein Lied mit Begleitung der Cither und im Festschmuck singen zu dürfen.

10. und **11.** Arion hüllt sich in kostbare Gewänder, ergreift die Cither und tritt, von den Schiffern angestaunt, voll dichterischer Begeisterung auf den Rand des Schiffes.

12—14. In seinem Gesange begrüßt er die Helden Elysiums, gedenkt klagend des zurückgelassenen Freundes, der ihn an Orpheus erinnert, ermuthigt sich durch den Hinblick auf die Götter, wendet sich zuletzt zürnend an die Mörder und stürzt sich dann, die Nereiden um Rettung anflehend, in die See.

15. Die Wogen bedecken ihn; unbemerkt von den fortziehenden Schiffern, nimmt ihn ein Delphin auf den Rücken und trägt ihn an's Land.

16. und **17.** So rettet die Liebe des Delphins zur Musik, die sonst wohl das Thier in die Hände des Jägers lockte, jetzt den Dichter, der im Triumph die Leier hochhält und sanft von den Wellen umspült wird.

18. und **19.** Arion begrüßt dankerfüllt den Felsen, auf dem später das Wunder durch ein Denkmal verewigt wird, und scheidet mit Segenswünschen von dem Delphin.

20. Er erreicht freudig Korinth.

21. und **22.** Er erzählt Periander seine Schicksale, und dieser bittet ihn, sich versteckt zu halten, damit es ihm möglich werde, die Mörder zu entdecken.

23. Als diese in dem Hafen ankommen, werden sie zu Periander beschieden, der sie über Arion ausfragt. Auf ihre falsche Aussage tritt plötzlich Arion hervor.

24. und **25.** Seine Erscheinung macht auf die Mörder einen so gewaltigen Eindruck, daß sie ihm zu Füßen sinken, ihn für einen Gott halten und sich verwünschen.

26. Arion verschmäht es, sich zu rächen, sondern straft sie nur mit Verbannung.

4. Kürzeste Inhaltsangabe des ganzen Gedichts.

Der berühmte Dichter Arion segelte, mit vielen Schätzen versehen, von Tarent nach Hellas, um seinen Freund Periander, den Herrscher von Korinth, zu besuchen. Unterwegs verschwören sich die Schiffer, gelockt von den Schätzen, zu seinem Untergange, überlassen ihm jedoch die Wahl seines Todes. Er tritt festlich geschmückt auf den Rand des Schiffes, singt mit Begleitung der

Cither sein letztes Lied und stürzt sich dann in die See. Ein von der Musik angelockter Delphin trägt ihn jedoch auf seinem Rücken an's Land, und Arion erreicht wohlbehalten Korinth. Bald darauf landen auch die Mörder, werden von Periander entdeckt, durch das Erscheinen Arion's überführt und in die Verbannung geschickt.

5. Gliederung.

I. Arion's Abreise von Tarent. (Str. 1—3.)
 A. Seine Bedeutung als Sänger.
 B. Sein Reichthum.
 C. Sein Verhältniß zu Periander. (2. u. 3.)
  1. Periander's wohlgemeinter Rath.
  2. Arion's Liebe zum Wanderleben.

II. Arion's Schicksale auf der Ueberfahrt nach Hellas. (Str. 4—19.)
 A. Günstige Fahrt. (4. 5.)
  1. Arion's freudige Stimmung bei dem Gedanken an die Zukunft.
  2. Der Ausbruch der Verschwörung.
 B. Das Verbrechen. (6—14.)
  1. Die Verschwörung gegen Arion's Leben. (6. 7.)
   a. Die Mörder überlassen Arion die Wahl seines Todes.
   b. Arion bietet Gold für sein Leben.
   c. Die Mörder gehen nicht auf diesen Vorschlag ein.
  2. Die letzte Bitte Arion's und deren Gewährung. (8. 9.)
  3. Arions Abschied vom Leben.
   a. Er schmückt sich festlich,
   b. schreitet zum Schiffsrande vor.
   c. Sein Gesang.
   d. Der Sprung in die See.
 C. Die wunderbare Rettung. (15—19.)
  1. Die Fahrt auf dem Delphin. (15—17.)
  2. Hinblick auf die spätere Verewigung des Wunders. (18.)
  3. Arion's Abschied vom Delphin. (19.)

III. Arion in Hellas. (Str. 20—26.)
 A. Seine Ankunft in Korinth. (20.)
 B. Mittheilung seiner Schicksale. (22.)

C. Die Entdeckung der Mörder. (22—25.)
   1. Periander's Entschluß.
   2. Seine Unterredung mit den Mördern.
   3. Arion's Erscheinung.
   4. Das Geständniß der Frevelthat.
D. Die Strafe der Mörder. (26.)

6. Grundgedanke.

In der Geschichte des Arion ist offenbar die Wirkung der Töne auf die stummen, des Gesanges unkundigen und ungewohnten Bewohner der Meeresfluthen dargestellt, und dies ist der eigentliche poetische Kern und Gehalt der ganzen Erzählung, den aber Schlegel hinter meisterhaften Schilderungen des Einzelnen versteckt hat. Wie unpoetisch er den Stoff aufgefaßt, zeigen namentlich Str. 16—18. Anstatt Arion's Rettung durch den Delphin als ein durch die Macht der Töne bewirktes Wunder gelten zu lassen, zieht er durch Str. 16 die ganze Erscheinung in den Kreis natürlicher, wenn gleich unerklärter Phänomene der Thierwelt. Man braucht den Gedanken nur des dichterischen Sprachschmuckes zu entkleiden, um das völlig Unpoetische desselben sogleich zu fühlen. Tieck hat dieselbe Sage bearbeitet, das poetische Element derselben aber besser hervorgehoben. Der Vergleichung halber haben wir dieselbe in der „Auswahl charakteristischer Dichtungen" mitgetheilt.

7. Darstellungsweise.

Obwohl das Schlegel'sche Gedicht zu den classischen und musterhaften Balladen gezählt wird, so ist es doch nichts mehr, als eine treffliche poetische Erzählung. Hinsichtlich der Form und Sprache nimmt es einen vorzüglichen Rang unter den Erzeugnissen unserer Literatur ein. Gleich die erste Strophe giebt schon einen Vorgeschmack von dem unübertrefflichen Wohllaute, der in dem ganzen Gedichte herrscht. Man mag dasselbe mit Rücksicht auf die vollen Klänge oder auf den reizenden Wechsel der Vocale oder auf die Euphonie (Wohlklang) der Consonanten oder auf die kräftigen, wechselvollen Reime betrachten, in jeder Hinsicht erscheint es gleich musterhaft und vollendet. Zum Wohlklange dieser Strophe, so wie überhaupt des ganzen Gedichtes, tragen nicht wenig die vollen Klänge der griechischen Namen bei, die auch in den unbetonten Silben kräftigere Vocale haben, als deutsche Wörter. Von besonderer Wirkung ist auch die L= und W=Alliteration zur Bezeichnung des linden Hauchs der Lüfte in Str. 4, V. 2, wogegen der ausschließliche Gebrauch des in den

hochbetonten Silben des 3. V. der 8. Str. als ein Fehler gegen den übrigens so aufmerksam beobachteten Wohllaut erscheint. Bei der Schilderung des Arion in seinem Schmucke finden wir alle Kunstmittel angewendet — ob bewußt oder unbewußt, kann hier nicht in Frage kommen —, wodurch das Bild einer Persönlichkeit vor unser geistiges Auge gerückt wird. Die wallenden Gewänder vergegenwärtigen uns die edle Gestalt, die Spangen, die Cither und das Elfenbein Arme und Hände in ihrer charakteristischen Haltung; V. 4 in Str. 11 zeigt den Sänger in kräftiger Beleuchtung, V. 5 schildert die Wirkung der Erscheinung auf die Zuschauer, V. 6 stellt die Figur in Bewegung dar, V. 7 läßt sie auf einem einfachen Hintergrunde erscheinen.

Vergl.: Viehoff, ausgew. Stücke. Emmerich, 1836. I. Bd. S. 133 ff.

2. Shakespeare's „Julius Cäsar."

(Shakespeare's dramatische Werke, übers. von A. W. v Schlegel und L. Tieck. Neue Ausgabe in 9 Bänden. Berlin, 1854. IV. Bd.)

1. Stellung des Schlegel'schen Shakespeare zur deutschen Literatur.

Wie durch Voß's Uebersetzung des Homer die altgriechischen Heldengedichte zum Eigenthum des deutschen Volkes geworden sind, so hat Schlegel das unbestreitbare Verdienst, uns den britischen Tragöden mit allen seinen Eigenheiten wie einen der Unsern, in dem wir germanisches Fleisch und Blut mit uneigennütziger Freude begrüßen, nahe gerückt zu haben, so daß er nun in zahllosen Auflagen und Uebersetzungen bei uns gelesen wird, und daß wir uns mit Recht gegen sein Vaterland rühmen, ihm sei erst seine volle Anerkennung bei uns zu Theil geworden. Aber auch indirect war die Einführung Shakespeare's in Deutschland von bedeutendem Einflusse auf die Gestaltung unserer Literatur. An seinen Dramen bildete sich Goethe zu dem heran, was er wurde, und wenn auch die übelverstandene Derbheit der Naturzeichnung des großen Briten, die ungeschminkte Darstellung des Menschlichen und der Gewalt der Leidenschaft in seinen Dramen viele zum Goethe'schen Dichterkreise zählende Dramatiker, wie namentlich Klinger und Lenz, zu Auswüchsen und Ungeheuerlichkeiten verleitete; so haben wir doch auch von der Eigenschaft Shakespeare's, seine Stücke nur für die Aufführung zu schreiben, den allgemeinen Vortheil gezogen, daß er dadurch der eigentliche Hersteller unserer Schauspielkunst geworden ist.

Diese bedeutende Stellung Shakespeare's zur deutschen Literatur scheint uns das nähere Eingehen auf wenigstens eines

seiner Stücke zu rechtfertigen. Wir wählen dazu, der allgemein bekannten historischen Grundlage wegen, den „Julius Cäsar."

2. Die Handlung der Tragödie nach ihrem Verlaufe durch die einzelnen Acte.

1. Act. Der Dichter zeigt uns zuerst das römische Volk der damaligen Zeit in seinem eigensten Wesen. Wir sehen es in Haufen sich versammeln, um den Einzug Cäsar's zu feiern, und werden Zeugen, wie es geduldig die ärgsten Schmähungen zweier Tribunen hinnimmt, die ihm Wankelmuth und Undank gegen Pompejus vorwerfen, dem sie vor Kurzem noch gleiche Ehre erwiesen haben. Es sind eben nicht mehr selbstbewußte Bürger eines freien Staates, sondern Menschen, Individuen, die allein durch ihre wechselvollen Neigungen und keinerlei politische Idee geleitet werden. Doch auch die Tribunen sind selbst nichts weniger als Republikaner; nur Feinde Cäsars sind sie, Anhänger seines jetzt gestürzten Nebenbuhlers, die sich diesem willig unterwerfen würden und selbst von der Empfindung beherrscht sind, deren Mangel sie dem Volk vorwerfen. Daß sie aller politischen Bedeutung entbehren, beweist die nächste Scene, in der Cäsar selbst auftritt. An der Spitze eines feierlichen Zuges, umgeben von vielen Großen, umdrängt vom Volke, seine Gattin ihm zur Seite, erscheint er wie ein Fürst, dessen Macht und Würde längst anerkannt sind und dem öffentlich wenigstens Niemand mehr entgegenzutreten wagen darf. Auch lassen seine Worte ahnen, daß er sich als Fürst fühlt. Nur von versteckten Feinden droht ihm noch Gefahr. Ein Wahrsager ruft ihm feierlich zu, er möge sich vor dem Idus (der 13. Tag) des März in Acht nehmen. Cäsar freilich schilt ihn einen Träumer und wendet ihm den Rücken, doch ist er nicht frei von dem Aberglauben seiner Zeit und fürchtet die Unabwendbarkeit des Schicksals, wenn er auch diese Furcht äußerlich nicht zeigt.

Der Zug zieht weiter, mit ihm das Volk, den Spielen beizuwohnen, die jetzt beginnen sollen. Nur Brutus und Cassius bleiben zurück. Ersterer hat schon einige Zeit sich von der Welt zurückgezogen und seine Freunde gemieden; jetzt gesteht er, als ihm Cassius sein Unrecht vorhält, er liege mit sich selbst im Kampfe und sei einem Widerstreite von Gedanken preisgegeben, die eine Mittheilung nicht zuließen. Cassius versichert ihm, daß er sich in einer ähnlichen Lage befinde, gesteht ihm aber offen, daß er über Entwürfen brüte, wie Rom von Cäsar's Joche zu befreien sei. Für diese Brutus zu gewinnen, spricht er zunächst von der hohen Meinung, welche die besten Männer Roms von ihm hätten, und entwirft dann, gleichsam im Auftrag dieser,

Brutus' eigenes Bild. Dieser, ein ehrliches Gemüth, das kein Mißtrauen kennt, glaubt denn auch, in Cassius' Worten einen höhern Ruf zu vernehmen, und als Cassius, in Folge eines lauten Freudenrufs des Volkes, die Befürchtung ausspricht, das Volk wähle Cäsar zum König, versichert Brutus, daß er wohl Cäsar liebe, aber für das Wohl des Staates und seine eigene Ehre sein Leben einsetze. Dadurch muthiger geworden, tritt Cassius offener mit seinen Ansichten hervor, und wenn sich auch Brutus noch auf keine bestimmte Verabredung einläßt, so verheißt er ihm doch, zu gelegener Zeit so wichtige Dinge nochmals mit ihm zu besprechen, und stellt ihn zufrieden.

In diesem Augenblicke sieht er Cäsar sammt seinem Zuge zurückkommen und erkennt sogleich, daß das dreimal wiederholte Jauchzen des Volkes doch nicht die Bedeutung gehabt haben könne, die er ihm beilegte. Denn nicht nur tragen alle Freunde Cäsar's den Stempel getäuschter Hoffnung auf ihrer Stirn, auch Cäsar selbst blickt finster. Er sieht Gefahr in dem Triumphgefühl, das sich in Cassius' Blicken spiegelt. Zudem liebt Cäsar Leute von leichtem, muntern Sinn, wie den Antonius, den er zu sich ruft, keine hagern, keine scharfen Beobachter, keine, die viel denken. Und alles das vereinigt Cassius, der außerdem auch weder Spiele, noch Musik liebt. Cäsar theilt Antonius den Eindruck jenes Blickes mit und fordert im Abgehen sein Urtheil über Cassius.

Brutus und Cassius bleiben zurück, mit ihnen Casca, von denen sie den Grund des finstern Aussehens Cäsar's erfahren: Antonius hat ihm nämlich drei Mal nach einander vor dem Volk die Krone angeboten und Cäsar hat sie abgelehnt; das ist's gewesen, was das Volk drei Mal laut aufjauchzen machte, also das gerade Gegentheil von dem, was Brutus fürchtete. Nach der Schilderung Casca's hätte Cäsar große Lust gehabt, die Krone anzunehmen, und sie nur abgelehnt, um durch den Schein der Demuth das Volk dahin zu bringen, ihn zur Annahme zu zwingen. Casca geht seiner Wege, und Brutus folgt ihm, nachdem er nun schon bestimmter eine zweite Unterredung mit Cassius festgesetzt hat. Cassius bleibt allein und läßt im Selbstgespräche erkennen, daß der Beweggrund seines Handelns allein die Furcht vor Cäsar sei. Um sein Ziel zu erreichen, will er Brutus noch mehr in der schon gefaßten Meinung bestärken, daß Rom auf ihn als seinen Retter hoffe, und ihm deshalb noch diese Nacht Aufrufe in's Fenster werfen, die, alle von verschiedener Handschrift, dies Eine Thema enthalten.

Die Nacht ist angebrochen, eine Nacht des Schreckens, denn alle Elemente sind in Aufruhr. Casca tritt auf, bewußtlos allen Schrecken hingegeben, während bald darauf Cassius, allen Ele-

menten trotzend, zu ihm tritt und, Jenes Furcht benutzend, ihm in Cäsar einen würdigeren Gegenstand für seine Phantasie zeigt. Casca wird für die Verschwörung gewonnen. Zu ihnen kommt, als Abgesandter der übrigen Verschworenen, Cinna. Sie wünschen, Cassius möge Brutus um jeden Preis zu ihnen herüberziehen, und er verheißt es, wenn nur Cinna dem Brutus die Aufrufe in die Hände spielen wolle, von denen wir ihn vorher sprechen hören.

2. Act. Wir treffen Brutus im Garten, wohin der innere Kampf, der allen Schlaf von seinem Bett verscheuchte, ihn getrieben hat. Sein ganzes Wesen trägt den Stempel höherer Weihe, eine Frucht eben jenes Kampfes. Er überlegt Alles mit Klarheit vom Standpunkt des römischen Bürgers aus und kommt zu dem Entschluß, daß Cäsar fallen müsse. Eins jener Blätter des Cassius, das sein Sklave Lucius versiegelt im Fenster gefunden, befestigt seinen Entschluß noch mehr, und so thut er den feierlichen Schwur, wie sein Ahnherr den Tarquinius vertrieb, so wolle er, was Rom verlange, streng erfüllen. Jetzt endlich ruhig geworden, empfängt er die Verschworenen, deren äußere Vermummung, selbst bei Nacht, ihm noch einmal die innere Häßlichkeit des Unternehmens vor die Seele führt, doch ohne ihn davon zurückzuschrecken. Den Eid, mit dem Cassius die Verschworenen binden will, verhindert Brutus unter Hinweis auf die Heiligkeit der Sache; eben so ist er gegen den Vorschlag, den greisen Cicero mit in's Geheimniß zu ziehen, da dieser eifersüchtig auf seine Würde sei und niemals einer Sache Vorschub leisten werde, die er nicht selbst erdacht. Zum dritten Mal tritt er gegen Cassius auf, als dieser auch den Tod des Antonius verlangt. Ihm ist der Eine Mord schon hart genug, und Cassius muß sich dem Beschluß fügen, daß Antonius nicht fallen solle. Es ist jetzt nur noch übrig, zu bewirken, daß Cäsar auch am heutigen Tage im Senat erscheine, wo ihn der Todesstoß erreichen soll. Decius Brutus übernimmt es, jedes Hinderniß durch Schlangenkünste wegzuräumen und ihn dorthin zu bringen. Damit trennen sie sich, um zur achten Stunde Alle bei Cäsar wieder zusammen zu treffen.

Portia tritt zu Brutus, seine Gattin, eine Tochter jenes Cato, der nach dem letzten Siege Cäsar's sich entleibte, um die Freiheit Roms nicht untergehen zu sehn. Sie hat den innern Kampf ihres Mannes, seine Unruhe gesehen, hat zuletzt noch die Verschworenen bemerkt und muß den Schluß ziehen, daß irgend etwas Großes im Werke ist, das ihr verborgen bleiben soll. Da ihre Bitten Brutus nicht zum Reden bewegen, so schreitet sie zum Aeußersten, um sein Vertrauen zu erzwingen, und bringt sich zum Beweise ihrer Festigkeit eine Wunde bei — auch eine That, die ganz

den römischen Charakter trägt und nur das weibliche Seitenstück zu der jetzt beschlossenen That ihres Mannes bildet. Dieser fühlt den Werth des edlen Weibes und verspricht ihr die Enthüllung des Geheimnisses.

Indessen ist der Morgen angebrochen und die Stunde nahe, in der die Verschworenen sich bei Cäsar treffen wollen. Ein Kranker tritt zu Brutus, von einem der Verschworenen gesandt, damit Brutus ihn für ihre Sache gewinne, und kaum hat dieser ihm nur angedeutet, daß ihm eine ehrenvolle That durch seine Krankheit vorenthalten werde, als er derselben auch schon absagt, und, ohne Brutus' Vorhaben zu kennen, sich ihm begeistert zur Verfügung stellt.

Die nächste Scene versetzt uns in das Haus des Cäsar. Die Schrecken der Nacht und ein Traum seiner Gattin bewegen ihn, nach den Priestern zu schicken, um aus ihren Opfern Beruhigung zu ziehen. Da tritt Calpurnia zu ihm und fleht ihn an, heute nicht vom Haus zu gehen. Er zweifelt zwar nicht an den Wunderzeichen, leugnet aber, daß, was sie künden, vermieden werden könne. Er weist also die Bitten seiner Gattin ab und tröstet sich, daß ja durch jene Zeichen nicht weniger der Welt im Allgemeinen Unglück verkündigt werde, als ihm. Da kommt die ungünstige Antwort der Priester. Zwar giebt er den Unglückszeichen eine andere Deutung, doch die wiederholten Bitten seiner Gattin bringen ihn endlich zu dem Entschluß, nicht in den Senat zu gehen. Jetzt tritt Decius Brutus auf, ihn abzuholen, erkennt den wahren Grund von Cäsar's letztem Entschluß und weiß durch geschickte Benutzung seiner Schwächen ihn dahin zu bringen, trotz aller Vorbedeutungen in den Senat zu gehen, wohin ihn die nun auftretenden Verschworenen und sein Freund Antonius begleiten. Noch aber ist Rettung möglich, denn der Anschlag der Verschworenen ist verrathen, und eben sehen wir einen Menschen, der Cäsar ihn enthüllen und ein Verzeichniß der Verschworenen überreichen will. Gleich darauf erscheint auch der Wahrsager, hoffend, Cäsar noch einmal sprechen zu können. Mit diesem trifft die edle Portia zusammen, die, seit sie im Besitz des schrecklichen Geheimnisses ist, unter seiner Bürde fast erliegt. Fast verräth sie das Geheimniß; doch sie ist auch auf dem Gipfel ihrer Angst, als sie den Wahrsager hat gehen sehen, um Cäsar'n nochmals seine Warnung zuzurufen, noch immer Brutus' Gattin, die mehr des Unternehmens ihres Gatten, als seiner selbst gedenkt — ein Gegenbild Calpurnia's, die nur um Cäsar's Leben sorgte.

3. Act. Der dritte Act zeigt Cäsar auf dem Wege zum Capitol, umgeben von Senatoren und Verschworenen. Sein altes Selbstbewußtsein steht jetzt wieder unerschütterlich, und daß

das Blatt, das ihm die Verschwörung enthüllt, nach Aussage des Ueberreichenden ihn selbst nahe angeht, ist ihm Grund genug, es nicht zu lesen. Gerade so bleibt auch die Mahnung des Wahrsagers ungehört, und Cäsar geht in's Capitol, wo der Senat bereits versammelt ist. Diesen Augenblick benutzen die Verschworenen, um Antonius aus der Nähe Cäsar's zu entfernen, worauf sie diesem folgen. Der Verabredung gemäß trägt Cinna Cäsar ein Gesuch vor; die Verschworenen sammeln sich in seiner Nähe, scheinbar, es zu unterstützen, und als Cäsar es verwirft, stößt ihm Casca den Dolch in den Nacken, und die Andern folgen dem gegebenen Signal. Als auch Brutus seinen Arm erhebt, giebt Cäsar die Vertheidigung auf und fällt, aus 23 Wunden blutend, am Fußgestell der Säule des Pompejus nieder. Ein allgemeiner Schrecken ist die erste Folge der That. Die Senatoren stäuben auseinander, Antonius flieht, und der Freiheitsruf vermag selbst das Volk nicht zum Stehen zu bewegen. Es zu beruhigen, wollen sich die Verschworenen eben auf den Markt begeben, als Antonius um frei Geleite für sich bitten läßt. Brutus bewilligt es, trotz der bangen Ahnungen des Cassius, und Antonius erscheint, klagt über der Leiche Cäsar's, vergißt aber doch nicht, Cäsar's Mörder die ersten Heldengeister seiner Zeit zu nennen und so den Schein zu wahren, als wolle er mit ihnen Hand in Hand gehen. Wieder von Schmerz hingerissen, springt er auf Cäsar über und ergießt sich in Ausbrüchen des edelsten Schmerzes, bis ihn Cassius ungeduldig mahnt, daß er nicht allein sei. In Brutus hat die ganze Scene das tiefste Mitleid erweckt; er hofft Antonius zu überzeugen, daß die blutige That nothwendig war, und willigt ohne Zaudern in seine Bitte, ihm zu gestatten, nach altem Brauch dem Leichnam auf dem Markte eine Leichenrede zu halten. Cassius' Warnungen bewirken nur, daß Brutus von Antonius fordert, ihn und die Seinen vor dem Volke nicht zu tadeln. Antonius geht auf die Bedingung ein, und die Verschworenen eilen nach dem Markte. Kaum aber ist Antonius allein, als sich sein Abscheu gegen sie offen zu Tage legt; er bittet es der Leiche Cäsar's ab, daß er mit diesen „Schlächtern" freundlich that, und spricht eine Prophezeihung aus, die Italien und der ganzen Erde schreckliche Gräuel verkündet. Einen Diener des Octavius Cäsar, der ihm meldet, daß sein Herr unterwegs sei, hält er zurück, damit derselbe dem Octavius zugleich die Wirkung seiner Leichenrede melden könne.

Die nächste Scene versetzt uns auf den Markt, wo Brutus, umdrängt vom Volk, soeben im Begriff steht, die Rednerbühne zu besteigen. In schmuckloser Rede will er sich rechtfertigen und beginnt damit, zu fordern, daß man an seine Ehre glaube. Dann hebt er seine Liebe zu Cäsar hervor, die er aber der Liebe

zum Vaterlande unterordnet, appellirt an den Patriotismus des Volkes und schließt mit der Versicherung, daß er selbst jederzeit bereit sei, für das Vaterland zu sterben, falls dieses seinen Tod fordern sollte. Das Volk ist von seiner Rede durchaus befriedigt, so daß er genug zu thun hat, sie zurückzuhalten, damit sie des Antonius Rede hören, der eben mit Cäsar's Leichnam anlangt. Kaum ist Brutus fort, so tritt Antonius vor das Volk, das eben erst Jenem zugejauchzt. Ein Meister der Beredtsamkeit, wendet er sich nicht, wie Brutus, an den Verstand, sondern an das Herz seiner Zuhörer, die selbst an Cäsar hingen, weckt also deren eigene Empfindungen, die Brutus mit der Schwere seiner Abstraction niederdrückte. Schon als er nur andeutungsweise an die Verdienste Cäsar's und sein Mitleid mit den Armen erinnert, hat er, obgleich er immer wieder die höchste Achtung für Brutus zu hegen versichert und wiederholt erklärt, er wolle dessen Worte nicht entkräften, ihren Eindruck doch schon aus den Herzen des Volkes verwischt und es auf den Standpunkt der Pietät für Cäsar zurückgeführt. Nun geht Antonius vorsichtig einen Schritt weiter, indem er das Volk zur Wuth und Empörung zu entflammen versucht, was ihm um so mehr gelingt, als er erklärt, daß es ihm fern liege, sie gegen ehrenwerthe Männer aufzureizen. Nun zeigt er ihnen auch noch Cäsar's Testament, verweigert es aber zu lesen, weil die darin ausgesprochene Liebe Cäsar's sie rasend machen würde. Schon aber ras't das Volk, und nun führt er es zu Cäsar's Leiche, zeigt ihm seine Wunden und entzündet die Gemüther durch Hinweisung auf die Einzelnheiten des Mordes bis zu einem Grade, daß sie selbst das Testament vergessen, dann aber, als Antonius es ihnen vorgelesen, fortstürmen, um Cäsar's Leichnam zu verbrennen und mit den Fackeln die Häuser seiner Mörder anzuzünden. Antonius bleibt allein zurück, jetzt mit Römerruhe das Schicksal walten lassend. Da tritt der Diener des Octavius zu ihm, ihm meldend, dieser sei doch nach Rom gekommen und mit Lepidus in Cäsar's Hause. Brutus und Cassius seien in eiliger Flucht aus Rom geritten. Antonius läßt sich zum Octavius führen.

Das Volk durchtobt indeß die Straßen, nach den Verräthern suchend und Jeden mordend, der verdächtig scheint. So trifft es auch auf einen Dichter, der das Unglück hat, den Namen eines der Verschworenen zu tragen und wegen dieses Namens hingemetzelt wird.

4. Act. Er versetzt uns zu den drei Männern, die sich verbündet haben, den Mord Cäsar's für sich auszubeuten, zu Antonius, Octavius und Lepidus, die eben eine Aechtungsliste zu entwerfen beschäftigt sind. Sie sind in der völligsten Eintracht ihren Feinden gegenüber, obschon sie Lepidus nur dulden. An-

tonius schickt diesen fort, um Cäsar's Testament zu holen, und eröffnet dann Octavius seine Ansicht über den Entfernten, den er geradezu ein Eigenthum nennt. Zugleich erzählt er ihm, daß Brutus und Cassius Leute würben und dringt auf schnelle Rüstung und Aufwendung aller Macht, worin ihm Octavius beistimmt.

Die zweite Scene führt uns in das Lager des Brutus in Klein-Asien. Wir hören, daß zwischen Brutus und Cassius Zwietracht ausgebrochen ist, die ernsterer Natur scheint. Zwar äußert Brutus gegen den Abgesandten des Cassius, er zweifle nicht an seinem Herrn; aber vor einem seiner eigenen Leute verzichtet er bereits auf ihn. Cassius kommt nun selbst, und wir erfahren die Ursache ihres Grolls. Einer von des Cassius' Leuten nämlich hat sich von den Sardiern bestechen lassen; Brutus hat ihn dafür hart getadelt und selbst des Cassius Verwendung nicht geachtet. Das ist's, was dieser gegen Brutus vorzubringen hat. Brutus weist ihn jedoch mit scharfen Worten ab, wirft sogar auch ihm dasselbe ehrverletzende Vergehen vor und erinnert ihn an den großen Zweck der Ermordung Cäsar's. Cassius läßt in seinem Jähzorn nach, und als Brutus ihm auch noch vorwirft, seine Bitte um eine Summe Goldes zur Löhnung der Truppen abgeschlagen zu haben, was Cassius leugnet, so wird dieser immer weicher; er ist innerlich vernichtet durch die Härte eines Mannes, den er liebt, und läßt seinen Gefühlen freien Lauf. Er entblößt seine Brust und bietet dem Brutus seinen Dolch dar, ein Herz zu nehmen, das mehr werth sei als Gold. Dadurch schmilzt auch die augenblickliche Verhärtung seines Freundes, dessen Stimmung noch erklärlicher wird, wenn wir aus seinem Munde die Nachricht von dem gewaltsamen Ende der edlen Portia vernehmen. Da treten Andere zu ihnen mit Nachrichten aus Rom und von Octavius und Antonius, die gegen Philippi im Anzuge sind. Ihnen dahin entgegenzugehen, ist Brutus' Meinung, und Cassius giebt ihm nach, in Widerspruch mit seiner Ueberzeugung.

Die Krieger trennen sich; Brutus bleibt in seinem Zelt allein und ruft nach seinem Diener. Er erscheint. Brutus heißt ihn zwei andere rufen, die in seinem Zelte schlafen sollen, für den Fall, daß er noch Botschaft auszusenden haben sollte. Auch sie erscheinen und legen sich auf sein Geheiß zum Schlafen. Um nicht alle Lebenszeichen um sich schwinden zu sehen, bittet er den Diener, ihm eine Weile auf seiner Laute vorzuspielen. Dieser schläft bald vor Müdigkeit ein, und Brutus setzt sich zum Lesen. Da erscheint der Geist Cäsar's. Erschreckt fährt er empor, spricht zu der Erscheinung, und diese nennt sich seinen bösen Engel und verkündigt ihm, daß er sie zu Philippi wieder sehen solle. Nachdem der Geist verschwunden, weckt Brutus die Schläfer und schickt zu Cassius, daß er mit seiner Macht vorausziehe.

5. Act. Auf der Ebene vor Philippi spricht Octavius seine Freude aus, daß Brutus und Cassius die Höhe verlassen haben, und Antonius erklärt, daß sie dies nur gethan, um glauben zu machen, daß sie Muth hätten. Schon soll die Schlacht beginnen, als Brutus und Cassius erscheinen und ein Gespräch zwischen den Feldherren beider Parteien sich entspinnt. Der Mord des Cäsar und Antonius' Leichenrede bilden bald das Thema, und für Beides tritt in Brutus' und Antonius' Worten noch einmal das Versöhnende hervor. Sie trennen sich jedoch im Zorn, dem Schwerte die Entscheidung anheimgebend. Cassius ist von bangen Ahnungen erfüllt, die ihm den Untergang des Heeres verkünden. Dennoch aber bleibt er frischen Muthes, und entschlossen, jeglicher Gefahr die Stirn zu bieten, geht er, von Brutus feierlich Abschied zu nehmen, weil doch das Loos des Menschen niemals sicher sei. Die Freunde nehmen Abschied, fest entschlossen, eine Niederlage nicht zu überleben.

Die Schlacht beginnt. Brutus treibt die Schaaren des Octavius vor sich her, vergessend, daß dadurch die Einheit ihrer Operationen leiden könne, was leider bald geschieht. Cassius' Leute fliehen, bedrängt von Mark Antonius. Nach kurzem Erfolge, den Cassius wieder erringt, meldet ihm ein Bote, daß Antonius in seinen Zelten sei, und da er, von Anfang an geneigt, das Schlimmste anzunehmen, einen herannahenden Haufen Truppen für Feinde hält, so stürzt er sich in sein Schwert und stirbt mit den Worten: „Cäsar, du bist gerächt, und mit demselben Schwert, das dich getödtet." Brutus hat indeß die Macht des Antonius wirklich geschlagen, und wenn Antonius dafür auch den Cassius zurückwarf, so ist doch für die Gegner dadurch nur auf der andern Seite wieder gewonnen, was auf der einen verloren worden war. Ja, Brutus war es, der den Haufen abgesandt hatte, den Cassius für Feinde hielt, und zwar sollte ihn derselbe in seinem Namen den Siegeskranz überbringen. Nun setzt Titinius, der Freund des Todten, diesem den Kranz auf die bleiche Stirn und giebt sich dann selbst den Tod. Da kommt Brutus, dem die Unglücksbotschaft überbracht worden ist. Der Geist des Cäsar ist ihm in der letzten Nacht nochmals erschienen und erscheint ihm jetzt in Cassius' und Titinius' Tode. Aber seine Thatkraft bricht nicht. Er stürzt auf's Neue in die Schlacht. Die besten Streiter werden getödtet oder gefangen, die letzte Möglichkeit des Siegs ist geschwunden. Da tritt mit einem armen Ueberrest von Freunden auf einem andern Punkt des Schlachtfeldes Brutus wieder schmerzzerrissen vor uns, vergeblich drei seiner Freunde bittend, ihm das Schwert zu halten, damit er sich hineinstürze. Als die Feinde nahen, heißt er seine Freunde gehen, und findet endlich einen Sklaven, der ihm das Schwert

zum Tode hält. Dieser meldet das Ende des Brutus dem Octavius, der seinen Feind dadurch ehrt, daß er alle seine Leute in seinen Dienst nimmt. Antonius aber ruft ihm die Worte nach: „Dies war der beste Römer unter allen; dies war ein Mann!" Die beiden Rächer Cäsar's also sind versöhnt und damit auch sein eigener Geist besänftigt.

3. Idee des Drama's.

Man hat in diesem Drama Einheit des Interesse und der Composition vermißt; denn das Interesse ist dreifach getheilt zwischen Cäsar, Brutus und Antonius. Doch im historischen Drama ist das Hauptinteresse das Factum und dessen Bedeutung. Ein Gedanke spiegelt sich in Cäsar's Falle, in Brutus' und Cassius' Untergange, wie in Antonius' und Octavian's Siege ab, der Gedanke, daß das rein Menschliche, nachdem das staatliche Princip zum letzten Mal durch einen Frevel an dem Menschen seine einstige Macht bethätigt hat, den Sieg erringt und sich nach allen Seiten durchsetzt. Denn nicht nur müssen Brutus und Cassius, die Frevler an dem Menschlichen, unterliegen, und Antonius, dessen äußerer Vertreter, behält die Oberhand — Brutus und Cassius unterliegen auch nur durch das Menschliche in ihrer Brust, Brutus, indem dasselbe unmittelbar nach der That in ihm rückwirkt, und Cassius, indem es sich durch die That seiner bemächtigt. Und dieses menschliche Princip steht höher, als das nationale, das staatliche der alten Welt, und muß als das umfassendere und tiefere auch eine höhere Sittlichkeit aus sich erzeugen können. Zwar scheint anfangs mit dem nationalen Fundamente alle Grundlage der Sittlichkeit verschwunden, und das menschliche Princip in der Form, in der wir es hier sich entfalten sahen, erscheint isolirend: aber schon waren die Bedingungen vorhanden oder angebahnt, die der Menschheit einen neuen Mittelpunkt zu geben geeignet waren, und nur wenige Jahre später unter demselben Octavian, den wir so eben über Brutus siegen sahen, ihr wirklich gaben. Die Entwickelung der Geschichte hatte schon dahin geführt, daß nicht nur in den Römern selbst das rein Menschliche zur Herrschaft drängte und die frühere Bedeutung der Nationalität verschwand; die ungeheure Ausdehnung des Reiches, die allgemein gewordene griechische Cultur, die alle Völker durch ein geistiges Band vereinte, endlich der Inhalt dieser Cultur selbst — Alles hatte sich vereinigt, das nationale Bewußtsein in der ganzen damaligen Welt auszurotten und den verschiedenen Völkern einen gemeinsamen Stempel aufzudrücken, der nur das rein menschliche Gepräge hatte. Und dazu kam an diesem gro-

ßen Wendepunkte der Geschichte die Herstellung der Monarchie, in deren Folge auch der Unterschied der Freien und Sklaven, der Stände und des Ranges erlöschen mußte; denn dem absoluten Kaiser gegenüber war Alles gleich, wenn auch zunächst nur negativ, gleich nichtig. Das aber war der Boden, aus dem das Christenthum erwachsen mußte, die Religion, die der zerfahrenen Menschheit den verlorenen Mittelpunkt wiederschenken sollte, und dieser Boden ist es, auf den uns unser Drama stellt, das somit auch von Seiten der historischen Entwickelung uns die höchste innere Befriedigung gewährt; denn damit hat sich auch der Untergang der Republik und mit demselben die Auflösung der alten Sittlichkeit als nothwendig herausgestellt und kann uns jetzt nur noch als Uebergang, als Keim zu einer neuen, reineren und tieferen Entwicklung der Menschheit in's Bewußtsein treten.

Zur näheren Besprechung wählen wir aus dem Drama

die 2. Scene des III. Actes.

(Shakespeare's dram. Werke, IV. 67. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl.)

1. Erläuterungen.

Das „Forum", der Marktplatz.

Die „Rostra" (eigentlich Schnäbel), die Rednerbühne im alten Rom, von den dort aufgestellten erbeuteten Schiffsschnäbeln so genannt.

„Ich that Cäsar'n nichts, als was ihr dem Brutus thun würdet", wenn ihr nämlich — so haben wir hier stillschweigend zu ergänzen — Knechte und keine Römer sein möchtet.

Mark Anton wird „die Wohlthat seines (Cäsar's) Sterbens, einen Platz im gemeinen Wesen, genießen." Eine der wohlthätigen Folgen des Todes Cäsar's wird auch darin bestehen, daß Mark Anton wie jeder Andere eine ihm angemessene öffentliche Stellung einnehmen wird.

V. 5. „Im Brutus krönt ihr Cäsar's beßre Gaben", Brutus verdient die Krone, da er Cäsar's edle Eigenschaften ohne dessen Schwächen besitzt.

31. „Das Gute wird mit ihnen oft begraben", man vergißt es leicht, wenn der Mensch nicht mehr lebend unter uns weilt.

50. „Das Lupercus-Fest", oder die Lupercalien, das Wolfsfest bei den alten Römern. Der Wolf, das nächtliche

Raubthier, stand mit dem Gotte Mars, als dem Lichtgotte, in mythologischer Verbindung. Dem Mars gehörte der Anfang des Jahres, denn das ältere Jahr begann mit dem nach ihm benannten Monate März, der das Licht wieder brachte. Darum feierte man die Lupercalien, bei denen Mars als der wolfabwehrende Gott erscheint, im Februar.

111. „Sie sind Verräther: ehrenwerthe Männer!“ Die ehrenwerthen Männer sind Verräther. Die Stelle ist nur verständlich, wenn die Worte „ehrenwerthe Männer“ im Tone der bittersten Verachtung und des Spottes gesprochen werden.

172. „Nicht euer Herz zu stehlen, komm' ich, Freunde“, ich will durch meine Rede mir nicht eure Liebe erschleichen.

199. „Drachme“, eine Münze im Werth von 3¾ Sgr.

2. Kürzeste Inhaltsangabe.

Nach Cäsar's Tode weiß Brutus durch eine kurze Rede das Volk von der Nothwendigkeit des Mordes zu überzeugen. Antonius benutzt hierauf die ihm ertheilte Erlaubniß zum Halten einer Leichenrede dazu, das Volk gegen die Mörder Cäsar's aufzuwiegeln, indem er ihnen das Scheußliche des Mordes gegenüber den Verdiensten des Ermordeten eindringlich vorhält. Nach Erreichung seines Zweckes überläßt er das Weitere dem Schicksale.

3. Gliederung.

I. Brutus und das Volk. (V. 1—15 nach der Prosa.)
  A. Das Verlangen der Bürger nach einer Rechtfertigung des Mordes.
  B. Brutus' Rede.
  C. Die Wirkung derselben.
II. Antonius und das Volk. (V. 15—215.)
  A. Bemerkungen der Bürger über Antonius und Cäsar. (15—27.)
  B. Antonius' Rede und ihre Wirkung. (28—215.)
    1. Erster Theil der Rede. (28—73.)
      a. Beweis, daß Cäsar nicht herrschsüchtig war.
      b. Günstige Aufnahme des Beweises Seiten des Volkes.
    2. Zweiter Theil der Rede. (74—124.)
      a. Hindeutung auf Cäsar's Testament.
      b. Verlangen des Volkes, es zu hören.
      c. Wunsch des Redners, dem Volke Cäsar's Leiche zeigen zu dürfen.

3. Dritter Theil der Rede. (125—164.)
   a. Schilderung des Mordes Cäsar's vor seiner Leiche.
   b. Vermehrte Aufregung der Bürger. Ruf nach Rache.
4. Vierter Theil der Rede. (165—191.)
   a. Berufung des Redners auf sein geringes Rednertalent gegenüber der rhetorischen Ueberlegenheit des Brutus.
   b. Die Empörung des Volkes im Beginn.
5. Fünfter Theil der Rede. (192—215.)
   a. Mittheilung des Testamentes.
   b. Der Ausbruch der Empörung.

III. Antonius und der Diener. (V. 216—228.)

4. Charakteristik der handelnden Personen.

Brutus ist kein Mann des Volkes, so hoher Achtung er sich bei demselben auch erfreut, kein Redner, der es hinzureißen und zu begeistern wüßte. Vielmehr trägt die Form seiner Rede ganz den altrömischen Charakter, dessen Hauptzug in der Herrschaft des abstracten Verstandes und der Ausschließung alles individuellen Lebens hervortritt. Dem Brutus war der Verstand das leitende Princip. Dieser prägt sich deshalb auch in Sprache und Styl der Rede aus, die sich nur in allgemeinen Formen bewegt, streng logisch vorschreitet und dem Gemüth, der besondern Empfindung des Individuums, keinen Einfluß auf den Stil gönnt. Von dieser Seite ist sie ein Meisterstück altrömischer Beredtsamkeit, ja auch ihre Grundanschauung, der Tyrannenhaß, der Brutus zu der That trieb, ist römisch, wie die Berufung auf das politische Bewußtsein, auf die Würde des freien Römers. Trotzdem dürfen wir im Brutus nicht das Ideal eines alten Römers finden wollen. Sein Tyrannenhaß ist ein ganz abstracter und läßt zu, daß er in dem Tyrannen noch den Menschen liebt, so daß der Haß in Wahrheit seinen Namen nicht verdient; ja Brutus muthet auch dem Volk dieselbe Trennung zwischen der Herrschsucht Cäsar's und seinem Werth als Mensch zu. Er weiß sich nicht als das Organ des Volksgeistes zu erfassen, das diese That als eine objectiv nothwendige vollbracht hätte. Er steht dem Volke vielmehr gegensätzlich gegenüber als ein Einzelner, und statt die objective Nothwendigkeit der That in scharfen Zügen darzustellen, beginnt er „seine Sache zu führen", wie der Privatmann vor dem Richter, beginnt er sich zu rechtfertigen, den Thäter, das bloße Werkzeug, das, wenn die That ihm in Wahrheit innere Nothwendigkeit war, niemals einer

Rechtfertigung bedurfte. Brutus täuscht sich über sich selbst, aber er meint es durch und durch ehrlich.

Antonius' Charakter steht in grellem Gegensatz zu dem des Brutus. Antonius hat sich nicht vom Leben abgewendet, wie Brutus, steht vielmehr mitten in demselben und hat darin Befriedigung gefunden; denn ihm kam es nie in den Sinn, es nach dem Maßstab einer frühern Zeit zu richten, die für ihn ganz vergangen war. Ein echtes Kind der Zeit, war seine Entwickelung und Anschauungsweise mit ihr im Einklang, und das Schwinden des alten Römergeistes hatte ihm keinen Schmerz bereiten können, ja kaum war er darüber zum Bewußtsein gekommen; denn er schaute alles Große, dessen er bedurfte, theils in Cäsar an, dem er daher ohne innere Regungen das ganze Reich zu Füßen legen konnte, theils wußte er sich selbst als dessen Träger, so daß er jeden Augenblick im Stande war, nicht zerfallen mit der Welt, als ganzer Mensch in sie einzugreifen. Der Tod Cäsar's drückt ihn zwar Anfangs nieder, aber die Aussicht, durch eine Leichenrede den verlornen Boden wieder zu gewinnen, giebt ihn dem Leben wieder. In dieser Rede, die ein Muster der Beredtsamkeit des Herzens ist, weiß er mit einer Schlauheit ohne Gleichen die ihn mit Mißtrauen betrachtenden Bürger allmählich auf seine Seite herüberzuziehen, ja durch berechnetes Zurückdrängen der Gefühlsergüsse diese so zu steigern, daß die Empörung als eine Nothwendigkeit daraus erwachsen mußte. Während Brutus durch seine ungeschminkte Offenheit und Ehrlichkeit das Volk gewinnt, weiß Antonius durch scheinbare Anerkennung der Vorzüge seiner Gegner das Volk zu dem Glauben zu bewegen, daß er es ehrlich meine. Antonius kennt sich selbst, aber er täuscht das Volk über seine wahren Absichten.

Die Bürger finden wir als Vertreter einer historischen Uebergangsperiode zwischen der alten und neuen Zeit unstät hin und herschwanken. Der alte Römergeist ist entwichen, denn wenn sie auch Brutus zujauchzen, so gilt dies doch einzig nur seiner Person, an die sich gleich wieder die Idee von der Herrschaft des Einzelnen anknüpft („Er werde Cäsar"). Nur weniger Worte des Antonius, gerichtet an ihr Herz, bedarf es, um sie von Brutus abzuwenden, nur der Hervorhebung der edlen Eigenschaften des Cäsar und der beredten Schilderung des grausenvollen Mordes, um sie zur Rache gegen die Mörder zu entflammen. Sie erblicken in Cäsar auch nur den Menschen und rächen seinen Tod nicht aus politischen Gründen, sondern aus Liebe zu Cäsar, dem Menschenfreunde.

5. Darstellungsweise.

Kein Dichter hat den dramatischen Stil so in seiner Gewalt, als Shakespeare. Stetig fortschreitend, ohne in lyrische Ergüsse oder abstracte Reflexionen sich zu verlieren, dient Alles bei ihm der Handlung. Jede einzelne Person spricht so, wie sie ihrem Charakter nach nicht anders sprechen kann, so daß Form und Inhalt unzertrennlich sind, ein Umstand, der eine Uebersetzung Shakespeare's zu einer sehr schwierigen Unternehmung macht. Vergleichen wir nur die Fassung der Reden des Brutus und Antonius. Dort: welche Kürze, Bestimmtheit, logische Schärfe und schmucklose Einfachheit; hier: welches berechnete Sichgehenlassen, scheinbar unabsichtliche Herbeiziehen von Nebenumständen, welche Glätte des Ausdrucks, welcher rhetorische Schwung! Selbst Geringfügiges, wie die Wortfolge in der Anrede, scheint nicht ohne Rücksichtnahme auf den darzustellenden Charakter gewählt zu sein. Brutus sagt: „Römer! Mitbürger! Freunde!" Antonius dagegen: „Mitbürger! Freunde! Römer!" Von besonderer stilistischer Schönheit sind die häufigen Bilder in Antonius' Rede. Wir führen deren nur einige an: „Mein Herz ist in dem Sarge hier beim Cäsar, und ich muß schweigen, bis es mir zurückkommt." (V. 61 und 62.) „Schaut her, wie ihm das Blut — unfreundlich klopfte." (V. 135—137.) „Die armen stummen Munde." (V. 182.) „Der eure Geister schürt' — würd' empören." (V. 195—197.) Und später: „Das Glück ist aufgeräumt — versagen." (222 und 223.)

6. Vortrag.

Nur ein genaues Verständniß des Charakters der handelnden Personen wird es möglich machen, den richtigen Ton beim Vortrag dieser schwierigen Scene zu treffen. Beschreiben läßt sich das nicht; denn was nützt es viel, zu wissen, daß Brutus kalt, ruhig und gemessen, Antonius herzlich, gewinnend, zuletzt unwiderstehlich ergreifend spricht, wenn man uns nicht zugleich die zarten Nüancen im Ton jedes einzelnen Satzes mit Worten bezeichnen kann. Ein gutes Vorlesen ist hier ganz besonders unerläßlich. Sollen wir Einzelnheiten erwähnen, so wäre es die Hervorhebung der Stellen in Antonius' Rede, die sich auf den Charakter der Verschworenen beziehen („Brutus ist ein ehrenwerther Mann"), sowie die allmähliche Steigerung von der größten Ruhe bis zu der heftigsten Erregung, dies „Hinreißen" in allen Theilen seiner Rede, ganz besonders im dritten, V. 125—154.

(Vergl. die Bearbeitung des Jul. Cäsar von Sievers. Leipzig, 1851. Desgleichen: Shakespeare. Von G. G. Gervinus. Leipzig, 1862. II. 283—311.)

Ueber Shakespeare's Lebensumstände.

Bei der geringen Anerkennung, die Shakespeare's Zeitgenossen dem Genius des großen Tragöden zollten, kann es nicht befremden, daß von seinen nähern Lebensumständen nur Weniges und dies Wenige oft nur sagenhaft zur Kenntniß der Nachwelt kam. Das Folgende dürfte für unsern Zweck genügen.

William Shakespeare wurde am 26. April 1564 zu Stratford am Avon, in Warwickshire, getauft und nach ziemlich allgemeiner, aber nicht begründeter Annahme am 23. April, seinem Todestage, geboren. Er war der älteste Sohn eines dortigen wohlhabenden Bürgers, dem der Gebrauch eines adeligen Wappens durch eine Urkunde verstattet wurde. Um die Erziehung des Sohnes konnte sich der Vater, der zahlreichen Familie wegen, wenig bekümmern. Er schickte ihn eine Zeitlang in die Freischule seines Ortes, wo er allenfalls etwas Latein lernen mochte, aber wohl schwerlich einen tüchtigen Grund zu weiteren wissenschaftlichen Kenntnissen legen konnte. Nach vollendeter Schulzeit scheint Shakespeare das Gewerbe seines Vaters übernommen zu haben, der durch den allgemeinen Verfall des Handels in Stratford bis zur Dürftigkeit herabgesunken war und in den kümmerlichsten Verhältnissen im Jahr 1601 starb, nachdem er, wie man sagt, erst Handschuhmacher, nachher Metzger und zuletzt Wollhändler gewesen war.

Als William Shakespeare von der Schule nach Hause berufen wurde, trieb sein Vater das Metzgerhandwerk, und die Tradition sagt, daß der Sohn am ersten Tage seiner Heimkehr ein Kalb abgestochen und bei diesem Act eine Rede gehalten habe. Nach andern Ueberlieferungen soll er in derselben Zeit eine Zeitlang Schulmeister in der Umgegend von Stratford gewesen sein. Er verheirathete sich schon im 19. Lebensjahre mit Anna Hathaway's, der Tochter eines bemittelten Meiers in der Nähe von Stratford. Sie war acht Jahre älter als ihr Mann, der durch diese Heirath in keiner Hinsicht sein Glück machte. Sein Umgang bestand damals aus liederlichen Burschen, deren mehrere sich mit Wilddieberei beschäftigten. Er mochte die Ahnung einer höheren Bestimmung in seiner Brust fühlen, sein Handwerk, das er nicht für seinen Lebenszweck erkennen konnte, mochte ihm verleidet sein, und in dieser geistigen Verstörung gerieth er, von jugendlichem Feuer fortgerissen, auf Abwege. Die lockere Gesellschaft hielt es für nichts Unerlaubtes, manchmal in den Thier-

garten eines reichen Edelmanns eine Excursion zu machen, um sich dort ein Wild zu erlegen. Einstmals wurde Shakespeare bei einer ähnlichen Streiferei in Sir Thomas Lucy's von Charlecot Jagdgebiet ertappt und von dem Besitzer, der zugleich Schöffe des Obergerichts der Grafschaft und Parlamentsmitglied war, gerichtlich belangt. Die Ansichten des Beeinträchtigers und des Beeinträchtigten mochten nicht ganz zusammenstimmen, und so kam es wohl, daß sich Shakespeare zu streng behandelt glaubte. Der Sage nach vertheidigte und rächte er sich in einer sehr heftigen Ballade, die den Unwillen des beleidigten Edelmanns so reizte, daß der Dichter sich genöthigt sah, sein Haus und Gewerbe auf eine Zeitlang zu verlassen, um sich nach London zu begeben (1586 oder 87).

Hier fand Shakespeare einen Verwandten, durch dessen Vermittelung er bei dem Blackfriars-Theater die Stelle eines Rufjungen erhielt. Als solcher hatte er das Geschäft, den Schauspielern während der Vorstellung durch Ausrufung ihres Namens ein Zeichen zum Kommen zu geben. Doch ein so hervorragendes Talent konnte nicht schlummern oder in die Länge unbemerkt bleiben. Es mußte um so mehr Aufmerksamkeit erregen, als es sich mit einem höchst einnehmenden Aeußern und einer schönen theatralischen Figur verband. Genug, Shakespeare wurde bald nach seiner Ankunft in London Schauspieler. Anfangs erhielt er zwar nur untergeordnete Rollen; doch erwarb ihm seine vortreffliche Darstellungsgabe bald den Beifall des Publikums.

Die Zeit seiner ersten dramatischen Dichtungen fällt in die Jahre 1590 und 91. Seine höhern dichterischen Leistungen mußten nothwendig auf den Geschmack seiner Zeitgenossen die anregendsten und belebendsten Wirkungen hervorbringen. Auch genoß er die Gunst der Großen, besonders der Königin Elisabeth und ihres Nachfolgers Jakob I. Der Dichter bewies sich gegen seine hohen Gönner nicht undankbar, sondern nahm öfters Veranlassung in seinen Stücken, schmeichelhaft auf sie anzuspielen. Der König Jakob gab ihm und seinen Collegen die Freiheit, ein Theater zu begründen, und schrieb ihm, als Freund der Künste und Wissenschaften, eigenhändig einen Brief, in welchem er seine volle Theilnahme an Shakespeare's Plan, die Bühne zu regeneriren, aussprach. Vor Allem war der Graf von Southampton Shakespeare's Freund und Gönner. Er soll ihm einmal, um einen beabsichtigten Ankauf machen zu können, tausend Pfund geschenkt haben, was durch des Dichters so verbindliche Aeßerungen in den Dedicationen seiner Gedichte wahrscheinlich wird.

Doch nicht überall fand Shakespeare diese Anerkennung. Schon seit einiger Zeit hatte sich eine gewisse Opposition gegen das Volkstheater gebildet, die zum Theil aus talentvollen Dich-

tern bestand. Diese Partei hatte sich als das höchste Ziel der Kunst vorgesetzt, die Classicität der Alten nachzuahmen, und trat Shakespeare nach allen Kräften feindselig entgegen. Ihre Versuche blieben anfangs fruchtlos, bis sich der späterhin so berühmte Ben Jonson (geb. 1574, gest. 1637) an ihre Spitze stellte. Man hätte kaum denken sollen, daß ein so großartiger Schulpedant wie Ben Jonson gegen das gewaltige Naturgenie eines Shakespeare mit der ganzen Rüstkammer der alten Classiker etwas hätte ausrichten können, und doch wurde das Genie von dem gelehrten Pedanten nach und nach aus dem Felde geschlagen.

Die fruchtlosen Kämpfe mit seinen Gegnern, sowie das wüste Treiben in der Hauptstadt verleideten dem, zu ernsten Lebensansichten sich hinneigenden Dichter nach und nach den Aufenthalt in London. Er empfand den Wunsch, den Rest seiner Tage in Ruhe und Zurückgezogenheit zu verleben. Deshalb verließ er um 1613 oder 14 London und wandte sich nach seiner Vaterstadt, mit welcher er durch jährliche Besuche in fortwährender Verbindung geblieben war. Daß er schon früher mit diesem Gedanken umgegangen, beweisen mehrere Ankäufe von Grundeigenthum in Stratford. Er bezog seine Besitzung Neu-Place, wo er einige Jahre in ländlicher Muße lebte und einige Jugendwerke der Vollendung näher brachte. Ein Maulbeerbaum, den er dort, der Sage nach, mit eigener Hand pflanzte, überlebte ihn beinahe anderthalb Jahrhunderte. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, als die Verehrung Shakespeare's auf's Höchste stieg, wurde dieser Baum von dem durch die vielen Besuche der Fremden belästigten Geistlichen umgehauen, und das Holz an einen Uhrmacher verkauft, der daraus kleines Ziergeräth zum Andenken an Shakespeare verfertigte.

Shakespeare starb am 23. April 1616 und wurde unter der Nordseite der Kanzel in der Stratforder großen Kirche bestattet. Ein flacher Stein, der seine irdische Hülle deckt, enthält folgende Inschrift:

„Laß, Freund, um Jesu Willen du
Den hier verschloss'nen Staub in Ruh'!
Gesegnet, wer verschont den Stein!
Verflucht, wer rühret mein Gebein!"

Erst sieben Jahre später wurde ihm von einem unbekannten, aber nicht ungeschickten Künstler ein größeres Denkmal errichtet. Er erscheint da unter einem Bogen sitzend; vor ihm liegt ein Kissen, in der Rechten hat er eine Feder, die Linke ruht auf einer Papierrolle. Ein öffentliches Denkmal in der

Westminsterabtei zu London erhielt er erst 125 Jahre nach seinem Tode *).

Manches in dieser Darstellung ist gewiß sagenhaft. Vergleiche Gervinus, Shakespeare. I. 30 ff.

Der dreihundertjährige Geburtstag Shakespeare's ist am 23. April 1864 in Deutschland mit größerer Begeisterung gefeiert worden, als in England, wo man den Dichter noch nicht zu würdigen versteht.

Leben und Charakteristik A. W. von Schlegel's.

I.

August Wilhelm Schlegel wurde am 8. September 1767 in Hannover geboren, wo sein Vater, Johann Adolf, Consistorialrath war. Durch trefflichen Schulunterricht in seiner Vaterstadt vorbereitet, ging der junge Schlegel auf die Universität zu Göttingen, um Theologie zu studiren; bald aber wandte er sich von derselben unter Heyne's Leitung und unter dem Einflusse Bürger's zu sprachwissenschaftlichen und ästhetischen Studien. Früh zeigte sich in ihm die Unruhe eines ungebundenen, wanderlustigen Lebens. Nach Beendigung seiner Studien hielt er sich einige Jahre als Hauslehrer in Amsterdam auf, kehrte nach Deutschland zurück und ging in Jena (1796—1800) ganz auf die neuen Lebensregungen in Kunst und Wissenschaft ein. Er begann hier 1797 seine Uebersetzung des Shakespeare, bethätigte seine Theilnahme an den Horen durch mehrere gehaltreiche Aufsätze, sowie durch Stücke seiner Uebersetzungen Dante's und Shakespeare's, hielt außerdem Vorlesungen über die Theorie der Kunst und gab mit seinem Bruder Friedrich die Zeitschrift „Athenäum" (1795) heraus, mit welcher sich Beide an die Spitze der jungen Schriftsteller-Generation stellten und in dem kecken Ton der Xenien den Kampf eröffneten gegen die literarische Mittelmäßigkeit und gegen die Plattheit des sich überhebenden gesunden Menschenverstandes. Im Jahr 1801 entsagte Schlegel seiner Professur, die er 1798 in Jena erhalten hatte, und ging nach Berlin, welches damals der Mittelpunkt für die neue literarische Schule wurde. Er hielt hier 1802 Vorlesungen über Literatur und Kunst, gab seinen „Jon", ein antikes Trauerspiel, heraus, eröffnete 1803 seine Uebersetzungskunst mit dem spanischen Theater, namentlich mit Calderon, und zeigte seine universal-literarische Thätigkeit in den „Blumensträußen

*) Nach Ortlepp, in den Nachträgen zu Shakespeare's Werken.

der italienischen, spanischen und portugiesischen Poesie" (1804). Um einer unfreundlich beengenden Lage, in die er besonders durch seine Streitigkeiten mit Kotzebue und Merkel versetzt war, zu entgehen, brach er 1805 plötzlich seinen Aufenthalt in Berlin ab, ging mit der Frau v. Staël auf Reisen und lebte bald in Coppet am Genfersee, bald in Italien, bald in Frankreich, oder wählte deutsche Städte zu seinen Aufenthaltsorten. In Wien erregte er besonders großes Aufsehen durch seine Vorlesungen, die er dort 1808 über dramatische Kunst und Literatur hielt; diese Vorlesungen gab er 1809—1811 in drei Theilen heraus. Als die begeisterten Freiheitskämpfe gegen Napoleon begannen, ward Schlegel in die großen Zeitereignisse mit hineingezogen; er trat 1813 als politischer Schriftsteller in französischer und deutscher Sprache auf, begleitete den damaligen Kronprinzen von Schweden, Bernadotte, als Cabinetssecretair auf dem Feldzuge und verdankte ihm die Erneuerung seines Familienadels und die Ernennung zum schwedischen Legationsrath. Nach dem Sturze Napoleon's kehrte er zur Frau von Staël zurück, und nach deren Tode (1817) studirte er zu Paris die indische Literatur und erhielt 1818 einen Ruf als Professor an die Universität Bonn, wo er vorzüglich die Geschichte der schönen Künste alter und neuer Zeit vortrug und sich mit besonderem Eifer dem Studium der orientalischen Literatur zuwandte. Er starb hier in hohem Alter am 12. Mai 1845.

II.

Schlegel war als productiver Schriftsteller ohne eigentliche Genialität; es fehlte ihm die schöpferische Kraft, welche allein den Dichter bildet. Seine Poesien bewegen sich mehr im Elemente geistreicher Reflexion, zeichnen sich aber überall durch eine reine, durchsichtige Form aus. Die technisch-formale Seite der Sprache und des Rhythmus und Reims beherrschte er mit vollendeter Meisterschaft, und diese zeigte sich vorzüglich im Sonett, eine Dichtungsart, in welcher die Unmittelbarkeit des Empfindens übergeht zur Reflexion, zu einer sinnigen Betrachtung, die das Einzelne der Anschauung und Herzenserfahrung unter allgemeinere Gesichtspunkte zusammenfaßt.

Es war Schlegel im Bewußtsein seiner Herrschaft über die Sprache und ihre poetischen Mittel nicht ohne hohe Meinung von seinem Talente, so wie ihm auch im gewöhnlichen Leben eine übertriebene Eitelkeit in der Art seines äußerlichen Behabens eigen war. Der eigentliche Ruhm Schlegel's beruht auf den ausgezeichneten Verdiensten, die er als Kritiker und Literar-Historiker hatte. Die großen Kunstideen, welche seit Winckelmann

und Lessing durch Herder, Goethe und Schiller gewonnen waren, führte er in die kritische Auffassung der Literatur hinüber. Hierzu kamen die philologischen Studien, welche seiner Kritik zur Grundlage dienten, und die damals, namentlich durch Wolf gefördert, tiefer eingingen auf die historischen Verhältnisse, auf den sachlichen Gehalt und die ästhetischen Bezüge der alten Classiker. Auf Schlegel's ungemeiner Fähigkeit, sich in Fremdes hineinzudenken und es sich anzueignen, beruht seine universal-literarische Thätigkeit, und er wirkte durch seine kritische Auffassungsweise der poetischen Productionen des Auslandes über Deutschland hinaus auf England, Italien und namentlich auf Frankreich ein. Der Standpunkt, den er in seinen ästhetischen Abhandlungen einnahm, ist bezeichnet durch den Ausdruck „Charakteristiken und Kritiken", die er gemeinschaftlich mit seinem Bruder herausgab. In den „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur" behandelt Schlegel mit Vorliebe das antike Drama, namentlich das griechische, und wendet dann im weitern Verlauf seine hauptsächliche Aufmerksamkeit dem Romantischen zu, besonders der spanischen und englischen Romantik. Die sprachliche Darstellung trägt das Gepräge der Classicität und offenbart eine freie, von jedem Systemzwange unabhängige Geistesbewegung. Die außerordentliche Fähigkeit, Fremdes sich anzueignen, bewies Schlegel vorzüglich auch in seinen Uebersetzungen. Er begann mit Shakespeare und ging dann zu den Dichtern des südlichen Europa's über; er machte zuerst auf Dante aufmerksam, gab Proben von dem spanischen Theater und in den „Blumensträußen" von der italienischen, spanischen und portugiesischen Poesie. Schlegel ließ, wie Gödeke richtig bemerkt, die Dichter so auftreten, wie sie wirklich waren, nicht wie das vermeinte Bedürfniß der Zeitgenossen sie forderte. Vor Schlegel's Uebersetzung des Shakespeare hatte in Deutschland noch Niemand auch nur einmal versucht, dem englischen Dichter in alle seine Eigenthümlichkeiten zu folgen; seine Arbeit war eine Interlinearversion mit der vollen unabhängigen Freiheit des deutschen Sprachgeistes. Was Shakespeare in voller Unabhängigkeit geschaffen, schuf der von ihm völlig unabhängige Uebersetzer mit der Kraft und Gewalt, der Anmuth und Laune eines ursprünglichen Dichters nach. Die mühsamste Arbeit erschien wie freier Erguß und leichtes Spiel. Mit vollem Rechte nannte er sich den Schöpfer und das Bild der Regel. Und Beides war er auch bei Dante und Calderon, von deren Wesen vor ihm noch keines Deutschen Uebersetzers Kunst eine Ahnung gehabt hatte. Seinem Vorgange haben wir den Vorzug zu verdanken, daß alle bedeutenden Dichtwerke der Welt sich Jedem, der Deutsch gelernt hat, in dieser einen Sprache, wie die Originale selbst erschließen

oder erschließen werden, da alle Dichtungen alter und neuer Zeit, der Heimath wie der Fremde, nur dann für künstlerisch übersetzt gelten, wenn sie den Schlegel'schen Grundsätzen mit Schlegel's Tact und Glück entsprechend nachgeschaffen sind. Auch auf die Uebertragungen aus dem classischen Alterthum wirkte Schlegel's Beispiel zurück und wirkt der Stil seiner Uebertragungen fortdauernd ein. Voß's formelle Auffassung, wie sehr sie auch die Kunst des Uebersetzers gefördert hatte, konnte nicht mehr genügen, da sie bei aller äußeren Treue Stil und Charakter bis zur völligen Unkenntlichkeit verwischte, das Leichte und Einfache feierlich und tönend, das Tändelnde schwerfällig, den kecken Witz der Grazien wohl gar plump, grob und gemein machte.

Endlich machte sich Schlegel auch noch verdient um die orientalische Literatur durch die Herausgabe der „Indischen Bibliothek." Durch diese vielseitige Thätigkeit übte er den nachhaltigsten Einfluß aus auf eine lebendigere Vermittelung der Literatur mit dem Leben.

Literatur.

Sämmtliche Werke, herausgeg. von Böcking. 12 Bände. Leipzig, 1846 und 1847. 12 Thlr. (Inhalt: 1. Gedichte. 2. Rhythmische Gedichte. Jon. Epigramme. 3. u. 4. Uebersetzungen aus dem Indischen, Griechischen, Lateinischen, Italienischen, Spanischen und Portugiesischen, Englischen und Französischen. 5. u. 6. Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur. 7. Vermischte und kritische Schriften. 8. Charakteristiken. 9. Malerei. Bildende Künste. Theater. 10—12. Recensionen.)

Schlegel's Gedichte. Neue Auswahl. Berlin, 1854. 1⅓ Thlr.

LV. L. Tieck.

1. Vogelgesang.

(Tieck's Gedichte. Dresden, 1821. II. 146. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Nr. 36.)

Dies kleine Gedicht, das keiner besondern Erläuterung oder eingehenderen Besprechung zu seinem Verständniß bedarf, drückt das leichte, freie, lustathmende Leben der Vogelwelt in melodischem Rhythmenwechsel aus. Seine Wirkung ist eine durchweg musikalische.

2. Nacht.

(Tieck's Gedichte. Dresden, 1821. I. 115.)

1. Erläuterungen.

Str. 1. „In Windsgeräusch, in stiller Nacht." Der Widerspruch, der in diesen Bestimmungen des Verbs liegt, wird gehoben, wenn wir die Stille der Nacht auf das Thier- und Menschenleben beziehen.

„Durchwandl' ich Freud' und Leid", verlebe ich gute und böse Tage.

2. Gedankengang.

Ein Gemälde der Nacht rollt der Dichter vor uns auf. Ringsum Stille, nur der Wind rauscht; am Himmel leuchten die Sterne. Ein einsamer Wandrer zieht seufzend und weinend seines Weges, seinen Kummer den Sternen klagend, die ihm unerreichbar scheinen, und denen er doch so gerne vertraute. Plötzlich weckt ein Klingen und ein Aufleuchten der Nacht ihn aus seinen trüben Gedanken; er fühlt sich leichter, denn die Sterne haben ihn erhört und treten mit ihm in Verkehr. Sie enthüllen sich ihm als mitfühlende Wesen und bestärken ihn in seinem Vertrauen zu ihnen.

3. Grundgedanke.

Entkleiden wir das Gedicht seines symbolischen Gewandes, so zeigt sich uns die demselben zu Grunde liegende Idee in der tröstlichen Wahrheit, daß überall ein höherer Wille über dem Menschen waltet, dem wir vertrauensvoll unser Schicksal anheimstellen sollen.

4. Form der Darstellung.

Auch hier sind Form und Inhalt wie aus Einem Guß. Die musikalische Wirkung des Gedichtes beruht auf dem glücklich gewählten Metrum. Nicht bloß der Längenwechsel der jambischen Verse, sondern namentlich die sehnsüchtig nachklingenden Trochäen des 11. Verses und der darauf folgende lebendige daktylische Schlußvers passen vorzüglich zu der das Ganze durchziehenden schwermüthigen Stimmung. Ganz besonders ist auch die Cäsur in den vierfüßigen Jamben der ersten Strophe bei der musikalischen Wirkung des Gedichts in Anschlag zu bringen.

3. Zuversicht.

(Tieck's Gedichte. Dresden, 1821. I. 151.)

1. Gedankengang.

Der Dichter regt durch Betrachtung der Natur die Wanderlust in sich selber an. Der Sonnenschein ladet zur Fahrt in das Freie ein; der lustig fortrauschende Strom, des Windes Wehen, der Lauf der Sonne und des Mondes fordern ihn auf, nicht bloß nach der Ferne sich zu sehnen, sondern selbst den Wanderstab in die Hand zu nehmen. Er ist überzeugt, sein Glück, wo es auch sei, zu finden; darum will er es, bei der Flüchtigkeit der Zeit, bald suchen, Sorgen und Bangigkeit verscheuchen und seinem Glücke vertrauen.

4. Grundgedanke.

Der Dichter spricht seinen festen Glauben aus, in der Ferne die heißen Wünsche seines Herzens befriedigt zu sehen.

4. Arion.

(Tieck's Gedichte. Dresden, 1821. I. 53.)

Tieck's Auffassung der Sage ist poetischer, als Schlegel's (s. oben). Das zeigt sich erstens darin, daß er dem Hymnus des Arion, den dieser in der Todesgefahr anstimmt, eine größere Bedeutung im Gedicht giebt, und zweitens durch Weglassung aller einleitenden und abschließenden Umstände, die nicht zur Erläuterung des Hauptgegenstandes unumgänglich nöthig sind. Bei Tieck nimmt die Darstellung des Gesanges und seiner Wirkung auf die Meerbewohner über zwei Drittel des ganzen Gedichtes, bei Schlegel einen bei Weitem geringern Theil der Ballade ein.

Leben und Charakteristik Tieck's.

I.

Ludwig Tieck wurde am 31. Mai 1773 in Berlin geboren. Sein Vater war ein gebildeter Seilermeister, der es für seine Pflicht hielt, seinem Sohn eine tüchtige Bildung geben zu lassen. Nachdem er unter Gedike das Gymnasium besucht hatte, studirte er in Halle, Erlangen und von 1792—94 in Göttingen, namentlich neuere Sprachen und die Literatur der neueren Völ-

ker, meistens ohne äußere Anleitung. Schon als siebenzehnjähriger Jüngling fertigte er für den bekannten Buchhändler Fr. Nicolai Uebersetzungen und auch eigene Arbeiten an. Schon in jener Zeit stellte er sich als Lebensaufgabe eine umfassende Arbeit über Shakespeare und die englische Bühne, ist jedoch nie damit zu Stande gekommen. Nach Beendigung seiner Studien lebte er eine Zeitlang in Hamburg, wo er mit der Familie des Predigers Alberti, eines Hauptgegners des Hauptpastors Göze, bekannt wurde und sich 1798 mit einer Tochter des Hauses verheirathete. Vom Herbst 1799 bis zum Juni 1800 lebte er in Jena in traulichem Verkehr mit den Brüdern Schlegel, mit Schelling, Fichte und Brentano; auch mit Novalis wurde er bekannt. Zu Schiller und Goethe gewann er kein Verhältniß, obwohl Letzterer ihn schätzte. Desto mehr liebte und verehrte ihn die romantische Jugend, für die er im Octavian das Höchste aufgestellt hatte, wozu sie es im poetischen Schaffen jemals gebracht hat. Hierauf lebte Tieck einige Jahre in Dresden und in der Nähe von Frankfurt a. d. O. Im Jahre 1804 trat er mit seiner Schwester eine Reise nach Italien an, erkrankte aber in München so schwer, daß er erst im Sommer des folgenden Jahres weiter reisen konnte. In Rom studirte er mittelhochdeutsche Dichtungen in den Heidelberger Handschriften des Vatican. Als Ausbeute dieser Studien sind die Fragmente aus Rother und die Uebersetzung des Frauendienstes von Ulrich von Lichtenstein anzusehen *). 1806 kehrte Tieck nach Deutschland zurück, konnte jedoch hier keine seinen Wünschen entsprechende Anstellung erhalten. Später nahm er die Studien über Shakespeare wieder auf, und 1817 besuchte er für diese Zwecke London und auch Shakespeare's Geburtsort Stratford. Nach der Rückkehr aus England ließ Tieck sich dauernd in Dresden nieder. Hier widmete er sich der Novellendichtung, wofür Goethe ihm Vorbild war. Er hat hierin Bedeutendes geleistet. Seit 1825 war er Dramaturg des Hoftheaters. In engerem Kreise pflegte er in dieser Zeit Abends vorzulesen, meistens dramatische Dichtungen, die er durch charakteristische poetische Auffassung und Vielseitigkeit des Ausdrucks, je nach der Eigenthümlichkeit der redenden Personen, wahrhaft belebte. Tieck hat sich hierdurch großen Ruf erworben und viel zur Förderung des guten Vortrags beigetragen. Seine Stellung in Dresden war übrigens keine befriedigende, da er theils mit Nahrungssorgen zu kämpfen, theils viel von den Anmaßungen und Intriguen der Schauspieler zu leiden

*) Vergl. Band I, S. 135, 149 u. 150 der Einführung.

hatte. Im Jahre 1841 berief ihn der romantische König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen nach Berlin, um ihm ein sorgenfreies Alter zu gewähren. Er starb dort am 28. April 1853.

II.

Tieck war von Natur zum Dichter bestimmt; er besaß eine reiche und stets schaffende Phantasie, große Innigkeit des Gefühls und eine seltene Gewandtheit in der Darstellung, die ihn durch ihren musikalischen Wohllaut ganz zum lyrischen Dichter eignete, wie denn auch manche seiner früheren Lieder („Zuversicht", „Herbstlied", „Frühlingsreise") unbedingt zu den schönsten Erzeugnissen der Lyrik zu rechnen sind. Die romantische Schule entdeckte in seinen Poesien Verwandtschaft mit ihren Ansichten und bemächtigte sich daher sofort des jungen talentvollen Dichters. Die Schlegel erklärten seine Werke für die höchsten Blüthen der Dichtung, zeigten daran, was ihre Schule zu leisten vermöge, und lenkten so die Aufmerksamkeit des Publikums auf den Dichter. Seine Partei stellte ihn in ihrer Verblendung über Schiller und Goethe.

Tieck hat außer lyrischen Gedichten namentlich Erzählungen, Märchen, Novellen, Romane und dramatische Dichtungen geliefert.

Unbestritten ist sein Verdienst als Uebersetzer. Die Uebersetzung Shakespeare's durch ihn und Schlegel steht noch heut unübertroffen da. Auch verdanken wir ihm die beste Uebertragung des „Don Quixote." Nicht minder groß und verdienstvoll ist seine Thätigkeit für die Wiedereinführung der älteren deutschen Poesie. Er hat „Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter" neu bearbeitet und Ulrich von Lichtenstein's „Frauendienst" in das jetzige Hochdeutsch übertragen, auch die vergessenen alten Volkslieder wieder aufgefrischt.

Tieck muß sonach als der bedeutendste und verdienstvollste Dichter der romantischen Schule angesehen werden.

Literatur.

A. Tieck's Werke.

L. Tieck's Schriften. 20 Bände. Berlin, 1828—46. 24 Thlr.
L. Tieck's gesammelte Novellen. Vollständige Ausgabe. 12 Bände. Berlin, 1852—53. 8 Thlr.
L. Tieck's nachgelassene Schriften. Auswahl und Nachlese.

Herausgegeben von R. Köpke. 2 Bände. Leipzig, 1855. 2½ Thlr.

L. Tieck's Gedichte. Berlin, 1841. 2¼ Thlr.

B. Schriften über Tieck.

R. Köpke, Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen. 2 Bände. Leipzig, 1855. 3⅓ Thlr.

J. L. Hoffmann, Ludwig Tieck. Eine literar-historische Skizze. Nürnberg, 1856. ⅔ Thlr.

A. Sydow, Worte am Sarge L. Tieck's. Gesprochen am 1. Mai 1853. Berlin, 1853. 5 Sgr.

R. Kaußler, Tieck und die deutsche Romantik. (In Mundt's Freihafen 1839, Bd. II. Heft 4.)

LVI. Clemens Brentano.

1. Loblied.

(Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl. Nr. 191.

1. Erläuterungen.

Str. 1. „Der Vogel dir singt", der Vogel singt zu deinem Preise.

6. „Zu dir muß jedes ringen", sich erheben.

7. „Trägst du mit Mann und Maus", mit allem Lebenden.

„Es ruft dein Odem „werde!" und bläst das Lichtlein aus." Wie durch ein Wort von dir die Erde entstand, so kann ein Hauch deines Mundes sie wieder vernichten.

2. Inhaltsangabe.

Alles Lebendige verdankt dir, Gott, sein Dasein und hängt von dir ab; darum wenden sich Mensch und Thier lobpreisend an dich: dir gilt der Gesang des Vogels, das Zischen der Schlange, und selbst der stummen Fische Dank vernimmst du und beschützest sie. Die unscheinbaren Mücken danken dir für ihr Dasein, und Sonne und Mond gehen zu deiner Ehre auf und unter; denn vor dir ist Alles gleich groß. Alles wendet sich in

der Noth an dich, da du allein helfen kannst, durch den Alles lebt, der die Erde schuf und sie durch einen Hauch wieder vernichten kann, und ohne den kein Sperling vom Dache, kein Haar vom Haupte fällt. Sei deshalb auch bei uns in der Gefahr!

2. Grundgedanke.

Gott, der Allmächtige, den alles Lebendige preist, sei unser Schutz in Gefahr. — Es wäre wohl möglich, daß dem Dichter der Spruch: „Rufe mich an in der Noth" u. s. w. Ps. 50, 15, beim Entwerfen des Gedichtes vor Augen geschwebt hat.

4. Form der Darstellung.

Jede Strophe besteht aus zwei Theilen, von denen der zweite, als prägnante Zusammenfassung des Grundgedankens, bei jeder Strophe regelmäßig wiederkehrt und so die Gedanken des Lesers dauernd bei dem angeschlagenen Grundton erhält. Der erste Theil besteht aus dreifüßigen Jamben mit abwechselnd weiblichen und männlichen Reimen. Der zweite Theil hat einen bewegteren Rhythmus: von zweifüßigen Jamben geht er zu Versen mit einem Jambus und Anapäst über und schließt mit vierfüßigen Jamben. Namentlich ist der jedesmalige Anfang: „Zu dir, zu dir" bezeichnend für den Inhalt des Gedichtes.

2. Die Gottesmauer.

(Brentano's Gedichte. Frankfurt, 1861. S. 167. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Nr. 89.)

1. Vorbemerkung.

Der hier poetisch dargestellte Vorfall gehört der Zeit an, in welcher Dänemark, fest mit Frankreich verbündet, gegen Preußen und Rußland kriegte. Nach der Leipziger Schlacht wandte sich der Kronprinz von Schweden, während Davoust Hamburg plagte und die Dänen im Stiche ließ, mit Russen und Schweden gegen die Niederelbe. Die Dänen vermochten nicht zu widerstehen, und am 14. Januar 1814 endigte der kurze Feldzug, in welchen Brentano seine Geschichte verlegt hat, mit dem Frieden zu Kiel, nach welchem Dänemark Norwegen an Schweden abtreten mußte. Dem Stoff zu unserm Gedichte liegt übrigens eine wahre Begebenheit zu Grunde, wenn auch über Zeit und Ort die Aussagen verschieden sind.

1. Erläuterungen.

Str. 1. „Drauß (draußen) vor Schleswig an der Pforte", vor dem Thore.

„Weit vor allen liegt ein Hüttlein ausgesetzt", Bezeichnung der vereinsamten, verlassenen Lage des Hüttleins.

2. „Herr, in deinen Schooß ich schütte alle meine Sorg' und Pein!" Ich begebe mich aller meiner Sorgen und überlasse sie dir, Herr, zur Abhülfe.

„Ihr Enkel, — neuster Zeit", d. h. einer Zeit, in welcher der vertrauensvolle Gottesglaube der frühern Zeit sehr häufig dem Selbstvertrauen weichen muß.

„Hat, den Bräutigam — nicht bereit", eine nicht unpassende Anspielung auf das Gleichniß von den fünf klugen und den fünf thörichten Jungfrauen. Matth. 25.

6. „Kosakenpulke." Kosaken sind die kriegerischen Bewohner des südlichen Rußlands, in Leben, Gewöhnung und Liebe zu ihren Pferden den alten Hunnen nicht unähnlich, von regelmäßigen Kriegsdiensten zwar befreit, aber doch zur Zeit der Gefahr verbunden, als leichte Reiterei zu dienen. Pulks heißen ihre Regimenter von 500—3000 Mann Stärke, welche von Hetmanns angeführt werden.

3. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen.

Str. 1. Der Dichter macht uns mit dem Schauplatz des in dem Folgenden erzählten Vorfalls, sowie mit den nähern Umständen bekannt, unter welchen dieser stattfand.

2. Ein frommes Mütterchen wendet sich in frommem Gesange vertrauensvoll an Gott, während ihr Enkel an weltliche Dinge denkt.

3. Das Mütterchen bittet singend Gott um eine Mauer zum Schutz gegen die Feinde, welche Bitte jedoch der Enkel verspottet.

4. Sie spricht ihr festes Vertrauen auf Gottes wunderbare Hülfe aus, und als das Kriegsgetöse herannaht, fährt sie in ihrem Singen fort.

5. Ringsum fällt der Feind verheerend in alle Hütten ein, nur das Haus des Mütterleins bleibt verschont. Der Enkel besorgt, daß das Lied die Feinde herbeiführen werde; aber diese ziehen vorüber, und das Lied tönt fort.

6. Abends läßt die Alte gegen den tobenden Wintersturm die Fensterladen schließen und singt dann fort. Neue Feindesschaaren ziehen heran und nehmen die benachbarten Hütten ein.

7. Das Mütterchen singt die ganze Nacht fort. Morgens bittet sie den Enkel, nach dem Nachbar auszuschauen; der vor der Hütte haushoch aufgethürmte Schnee macht dies jedoch unmöglich.

8. Der Enkel wird durch den Anblick der Schneemauer von seiner Zweifelsucht geheilt und ein frommer Mensch. — Angabe der Zeit des Vorfalls.

4. Kurzer Inhalt des Gedichtes.

In einer einsam gelegenen Hütte vor Schleswig, die dem ersten Andrange eines wilden Feindes bloßgestellt ist, bittet ein altes Mütterchen singend Gott um eine Schutzmauer. Ihr weltlich gesinnter Enkel verspottet sie deshalb, sie läßt sich aber in ihrem Vertrauen nicht wankend machen und singt fort: „Eine Mauer um uns baue!" Nun bricht der Feind lärmend und tobend in die benachbarten Hütten ein. Der Enkel befürchtet, daß das Singen sie dem Feinde verrathen werde, aber das Heer zieht den ganzen Tag vorüber, und die Alte singt fort. Sie singt noch immer, als bereits die Läden gegen den nächtlichen Sturm geschlossen worden sind und neue feindliche Schaaren die übrigen Hütten besetzen. Erst des Morgens, als Alles still geworden, beendet sie ihren Gesang und fordert den Enkel auf, nach dem Nachbar auszuschauen. Als der Enkel die nach innen gehende Thür öffnet, erblickt er eine hohe Schneemauer, welche die Hütte den Blicken der Feinde entzogen hat. Er glaubt nun an die Allmacht Gottes und wird ein frommer Mensch. Dies geschah den 5. Januar des Jahres 1814.

5. Grundgedanke.

Das ganze Gedicht ist eine schöne Rechtfertigung des Vertrauens auf Gott, das nicht durch einen bloßen Zufall, sondern durch die unmittelbar eingreifende Fügung Gottes belohnt wird. Die Idee des Gedichtes ließe sich kurz so ausdrücken: Gott erhört das vertrauende, glaubensvolle Gebet.

6. Die handelnden Personen.

Es sind deren zwei, ein altes Mütterchen mit ihrem Enkel. Brentano will offenbar in diesen beiden Personen das religiöse Leben einer vergangenen und der gegenwärtigen Zeit repräsentiren. Das Mütterchen ist in ihrem unerschütterlichen, frommen Glauben das Bild einer älteren Zeit, wo der Mensch sich vertrauensvoller gern an Gott an-

schmiegte, in ehrenhafter Gesinnung und Zuversicht in ihm die einzig wahre Stütze des Lebens erblickte. Der Enkel dagegen ist der Mensch „neuester Zeit“, dem so oft mit dem Glauben das Vertrauen, die Hoffnung und der wahre Werth des Lebens geraubt ist, der Zweifler, dem in der Stunde der Gefahr bangt.

7. Form der Darstellung.

Das Gedicht besteht aus regelmäßig gebauten Strophen von je zehn vierfüßigen trochäischen Versen mit abwechselnd weiblichen und männlichen Reimen. Die beiden Schlußverse jeder Strophe bilden ein besonderes Glied derselben, das den Zweck hat, die Aufmerksamkeit des Lesers auf den Hauptgegenstand hinzulenken und bei diesem festzuhalten. So zieht sich der gläubige Gesang des Mütterchens, wie in der Wirklichkeit durch die lange Winternacht, so hier in der poetischen Darstellung durch das ganze Gedicht. Die Sprache desselben ist einfach und ganz im Volkston gehalten, darum auch sinnlich malend, wo das Dargestellte dies erforderte, wie in Str. 4, wo der Dichter durch Nachahmung von Naturlauten und durch Anwendung der Alliteration (Rosse wiehern, Wagen rasseln) das Getümmel eines herannahenden Feindes anschaulich dargestellt hat.

Neben dem Brentano'schen Gedichte stehe hier zur Vergleichung noch eine poetische Bearbeitung desselben Stoffes von Fr. Rückert.

Die Gottesmauer.

1. O Mutter, wie stürmen die Flocken vom Himmel,
Es wird uns in Schnee noch begraben.
Und mehr noch als Flocken im Dorf ein Gewimmel
Von Reitern, die reiten und traben.
Hätten wir nur Brot im Haus,
Macht' ich mir so viel nicht draus,
Im Quartier ein paar Reiter zu haben.

2. Es nachtet, o Kind, und die Winde, sie wüthen,
Geh', schließe die Thür und die Laden,
Gott wird vor dem Sturme der Nacht uns behüten
Und auch vor den Feinden in Gnaden.
Kind, ich bete, bete mit:
Wenn uns Gott der Herr vertritt,
So vermag uns der Feind nicht zu schaden.

3. O Mutter, was soll nun das Beten und Bitten?
Es kann vor den Reitern nicht helfen.
Horcht, Mutter, die Reiter, sie kommen geritten,
O hört, wie die Hündelein belfen.
Geht zur Küch' und rüstet ihr,
Wenn sie kommen in's Quartier,
Euch so gut es will geh'n zu behelfen.

4. Die Mutter, sie sitzet und geht nicht vom Orte,
Der Keller ist leer und die Kuche;
Sie hält sich am letzten, am einzigen Horte,
Sie bittet beim Lämplein im Buche:
„Eine Mauer um uns bau',
Daß davor den Feinden grau'." —
Sie erlabt sich am tröstlichen Spruche.

5. O Mutter, den Reitern zu Rosse zu wehren,
Wer wird da die Mauer uns bauen?
Sich lassen die Reiter, wohin sie begehren,
Vor Wällen und Mauern nicht grauen.
Kind, bedenk' als guter Christ:
Gott kein Ding unmöglich ist,
Wenn der Mensch nicht verliert das Vertrauen.

6. Es betet die Mutter, es lachet der Knabe,
Er horcht an verschlossener Pforte;
Er höret die Reiter, sie reiten im Trabe,
Es rennen die Bauern im Orte.
Thüren krachen dort und hie.
Jetzt gewiß, jetzt kommen sie
Auch an uns're, der Mutter zum Torte.

7. Nichts kommt an die Thür, als des Windes Gebrause,
Ein Wehen und Weben und Wogen.
Die Reiter, vertheilet von Hause zu Hause,
Vor diesem vorübergezogen.
Stiller wird es dort und hier.
Alle, scheint's, sind im Quartier,
Und wir sind um die Gäste betrogen.

8. Kind, möge dich Gott für den Frevel nicht strafen,
Daß Glaube dein Herz nicht bewohnet.
Mit Reue bitt' ab ihm und lege dich schlafen;
Er hat mein Vertrauen belohnet.
Ei, der Vetter Schultheiß hat
Wohl, wie er schon manchmal that,
Aus besonderer Gunst uns verschonet.

9. Einschlummert der Knabe mit weniger Ruhe,
Die Mutter mit vollem Vertrauen.
Drauf ist er schon wiederum auf in der Fruhe,
Den Abzug der Reiter zu schauen.
Wie er auf das Thürlein zieht,
Sieht er, staunt, und staunt und sieht,
Daß der Himmel doch Mauern kann bauen.

10. Das hat nicht der Vetter, der Schultheiß, gerichtet;
Die Diener des Himmels, die Winde,
Sie haben im Stillen die Mauern geschichtet,
Statt Steinen aus Flocken gelinde.
Eine Mau'r um's Häuslein ganz
Steht gebaut aus schnee'gem Glanz.
Zum Beweis dem ungläubigen Kinde.

11. Da muß der Mutter nun sagen der Knabe,
Er weckt sie vom Schlaf mit der Kunde.
Da hört er die Reiter, sie ziehen im Trabe,
Und möchte sie sehen zur Stunde.
Doch zur Straf' es ihm geschieht,
Daß er nicht die Reiter sieht,
Denn die Mauer sie steht in die Runde.

12. Da macht es die Mutter zur Strafe dem Knaben,
Den Weg durch die Mauer zu brechen.
Da muß er nun schaufeln, da muß er nun graben;
Und als er mit Hauen und Stechen
Durch ist, sind die Reiter fort,
Und die Nachbarn stehen am Ort,
Die sich über das Wunder besprechen.

Die Idee, daß Gott die Frommen in seinen unmittelbaren Schutz nehme, bildet in beiden Gedichten den Mittelpunkt; aber sie tritt in Rückert's Gedichte offenbar nicht so kräftig und wirksam hervor, vielleicht gerade, weil der Dichter zu sehr auf den Effect hinarbeitete. Bei Brentano steht der Grundgedanke am Ende des Gedichts in größter Klarheit da, ob er ihn gleich kaum ausspricht. Der schöne Sinn der frommen Sagen wird in Brentano's Bearbeitung durch Nichts gestört, während bei Rückert das Ende mit seiner satirisch-komischen Wendung unangenehm berührt und den wohlthätigen Eindruck der eigentlichen Erzählung beinahe ganz verwischt.

(Vergl.: Kellner, Vorbereitungen 2c. Erfurt, 1843.)

Leben und Charakteristik Brentano's.

I.

Clemens Brentano wurde am 8. Sept. 1778 zu Frankfurt a. M. geboren. Sein Vater war ein wohlhabender Kaufmann, seine Mutter eine Tochter der Schriftstellerin Sophia La Roche, der Cousine Wieland's. Er wurde bei der Schwester seiner Mutter in Coblenz erzogen und besuchte das dortige Gymnasium. Der Vater bestimmte ihn zum Kaufmann; da er aber hierzu keine Neigung hatte, so gestattete er ihm nach verschiedenen fehlgeschlagenen Versuchen, sich den Studien zu widmen. Nach des Vaters Tode (1797) ging er nach Jena, wo er mit der romantischen Schule in Verkehr trat. Die Gebrüder Schlegel übten namentlich einen großen Einfluß auf ihn aus. Ueber das Leben und Treiben der Romantiker giebt er in dem Roman Godwi unumwundene Aufschlüsse. Er selbst suchte die Romantik zu verwirklichen, wovon jedes Jahr seines späteren Lebens Beweise genug lieferte. Bis zum Jahre 1804 reiste er viel und war abwechselnd in Dresden, Jena, Marburg, Frankfurt, Wien und am Rhein. Während dieser Zeit schrieb er 1801 Ponce de Leon, 1802 in Düsseldorf die lustigen Musikanten, 1803 die Chronica u. A. 1803 verheirathete er sich mit der geschiedenen Frau Mereau, die er 1806 durch den Tod verlor. In Heidelberg gab er mit Arnim 1806 „Des Knaben Wunderhorn" heraus, eine Sammlung alter Volkslieder, welche den Anstoß zu der literarhistorischen Thätigkeit für unsere Volkspoesie gab, 1807 mit Görres die Geschichte des „Uhrmachers Bogs". In Frankfurt verlobte er sich mit einer Nichte des Bankiers Bethmann, Auguste Busman, entfloh mit ihr nach Cassel und ließ sich dort trauen. Auf dem Wege zur Kirche hatte er entlaufen wollen, die entschlossene Braut hielt ihn jedoch fest. Das Leben, welches Beide führten, gehört zu den wunderlichsten aus der Zeit der Romantiker; das Treiben der Frau wurde Brentano aber endlich so unerträglich, daß er ihr entlief und sich von ihr scheiden ließ. Sein ferneres Leben war ein sehr unstätes und ungeregeltes. Er starb am 28. Juli 1842 zu Aschaffenburg bei seinem Bruder.

II.

Brentano war mit einer üppig reichen Phantasie und inniger Gefühlstiefe begabt, und würde als Dichter wahrscheinlich etwas geleistet haben, wenn er die Gabe der Gestaltung und die nöthige Beharrlichkeit besessen hätte. Die rasch in ihm entstehenden Vor-

stellungen verdrängten einander, ehe er im Stande war, sie künstlerisch zu ordnen und darzustellen. Seine Produktionen wurden dadurch dunkel und unwillkürlich und sind so der treue Abdruck seines ganzen Wesens, wie der Schule, in deren Fesseln er sich begeben. Zur ästhetischen Durchbildung ist er nie gelangt. Am besten gelangen ihm noch kleine, eng angelegte Sachen, obwohl ihm auch hierbei die ausschweifende Phantasie mitunter einen Streich spielt. Zu dramatischen Arbeiten fehlte ihm die Befähigung.

Literatur.

Cl. Brentano's gesammelte Schriften. Herausgegeben von Christ. Brentano. 9 Bände. Frankfurt a. M., 1851—55. 12⅔ Thlr.

Inhalt: I. Geistliche Lieder. II. Weltliche Gedichte. III. Romanzen vom Rosenkranz. IV. Chronik eines fahrenden Schülers. Tagebuch der Ahnfrau. Geschichte vom braven Kasperl und der schönen Annerl. Die mehreren Wehmüller und ungarischen Nationalgesichter. Die drei Nüsse. Leben der Katharina Emmerich. Bilder und Gespräche aus Paris. Vermischte Aufsätze. Von dem Leben und Sterben des Grafen Gaston Phöbus von Foix. V. Gockel, Hinckel und Gackeleia. Die Rose. Fragment aus Godwi. Wunderbare Geschichte von Bogs dem Uhrmacher. Der Philister vor, in und nach der Geschichte. Geschichte und Ursprung des ersten Bärenhäuters. VI. Die Gründung Prags. VII. Ponce de Leon. Die lustigen Musikanten. Victoria und ihre Geschwister. Am Rhein! am Rhein! VIII. u. IX. Gesammelte Briefe von 1795—1842. Mit vorangehender Lebensbeschreibung des Dichters.

Cl. Brentano's Gedichte. In neuer Auswahl. 2. Aufl. Frankfurt, 1861. In engl. Einbande mit Goldschn. 2 Thlr.

L. A. v. Arnim u. Cl. Brentano. Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder, gesammelt. Mit einem Anhange von Kinderliedern. 3 Bde. Heidelberg, 1808—19. 5½ Thlr.

Clemens Arsten (Wilh. Hemsen), Clemens Brentano. Züge aus seinem Bilde. In den Blättern für literarische Unterhaltung 1852, Nr. 48 u. 51. Ein gediegener Aufsatz.

LVII. Friedrich von Hardenberg, genannt Novalis.

1. Lob des Bergbaues.

(Novalis' Schriften. Herausgegeben von L. Tieck und Fr. Schlegel. Berlin, 1826. I. 63. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Thl.)

1. Erläuterungen.

„Die Natur will nicht der ausschließliche Besitz eines Einzigen sein. Als Eigenthum — allmählich zu befriedigen." Der ganze Satz erscheint ziemlich unklar, wenn man Natur in dem weitesten und gewöhnlichsten Sinne nimmt. Als solche kann sie nicht wohl der ausschließliche Besitz eines Einzigen sein und den Besitzer verderben. Der Verfasser will wahrscheinlich sagen, daß die Erwerbung von Grundbesitz, sofern sie aus herrschsüchtigen Absichten hervorgegangen, die Lust erzeugt, das Eigenthum auf Kosten Anderer möglichst zu mehren, daß sie Sorgen und wilde Leidenschaften erweckt und den Besitzer endlich in's Verderben stürzt.

„vor Ort", am Ende der Grube, wo gearbeitet wird.

„den edelsten Gang meines Herzens erschürft", den besten Zug meines geistigen Wesens entdeckt. (Auf „Gänge schürfen" heißt in der Bergmannssprache: Gruben anlegen, um edle Metalle zu entdecken.)

„Hier ist der Gang mächtig und gebrech", die Ader des edlen Gesteines hat bedeutende Höhe und ist leicht zerbrechlich oder mürbe.

„die edelsten Geschicke", alle zur Erzeugung der Erze tüchtigen Erd- und Steinarten.

Im Bergbau „verunedelt" sich ein Gang, wenn er weniger reichhaltig an Erz wird.

„Schaaren" sagt man im Bergbau von zwei Gängen, wenn sie sich mit einander vereinigen und eine Strecke mit einander vereinigt fortlaufen.

Ein Gang „zerschlägt sich", wenn er sich in mehrere Trümmer oder schmale Gänge theilt.

„indem er ihn (den Gang) bald wieder in neuer Mächtigkeit und Höflichkeit ausrichtet", in bedeutender Höhe und gute Ausbeute gewährend entdeckt. (Höflich heißt in der Bergmannssprache so viel als gut.)

„Trum" oder Trumm (altdeutsch drum, ursprünglich: Grenze, Ende, Rand), in der Bergmannssprache eine sich in die Länge erstreckende Erzart, welche von einem Gange absetzt oder zu demselben stößt, gleichsam ein Arm eines Hauptganges.

2. Inhaltsangabe.

Ein alter Bergmann ergeht sich im Lobe des Bergbaues. Er findet es natürlich, daß der Segen Gottes auf ihm ruht, da er die bei ihm Betheiligten beglückt und veredelt. Der arme Bergmann begnügt sich damit, die Schätze der Erde zu Tage zu fördern. Sie gewähren ihm nur Freude durch ihre natürliche Schönheit und verlieren allen Zauber für ihn, sobald sie zu Waaren geworden sind. Die Mühseligkeiten seines Berufs stählen Herz und Sinn und machen ihn empfänglicher für den Genuß der lichten Oberwelt, der leiblichen Erquickung, wie für die Freuden des Familienlebens.

Die Absonderung des Bergmanns von dem Getreibe der Welt macht ihn gegen diese nicht gleichgültig, aber er ist den Gefahren derselben weniger ausgesetzt und wird durch die Eigenthümlichkeit seiner Arbeit genöthigt, sich in Geduld, Aufmerksamkeit und Wachsamkeit zu üben. Durch äußere Dinge wenig abgezogen, hat er Zeit, ungestört an die Seinen zu denken und sein Herz auf himmlische Dinge hinzulenken.

Nun preist der Alte den Erfinder des Bergbaues und vergleicht diesen selbst mit dem menschlichen Leben, indem er die Vorkommnisse bei der Arbeit des Bergmannes auf die Schicksale des Menschen anwendet und zu dem Schlusse gelangt, daß durch Eifer und Beständigkeit das Ziel erlangt werde.

Auf die Bemerkung seines Zuhörers, daß es den Bergleuten gewiß nicht an ermunternden Liedern fehle, entgegnet der Alte, daß Musik und Tanz die eigentlichen Freuden des Bergmanns seien, die ihm seine Arbeit erleichterten und die Einsamkeit verkürzten, und giebt zum Schluß ein Lied zum Besten, in welchem das Loos des Bergmanns, als des eigentlichen Herrn der Erde, gepriesen wird.

3. Gliederung.

I. Der prosaische Theil des Stückes.
  A. Gottes Segen ruht auf dem Bergbau, weil er die Betreiber desselben beglückt und veredelt. (Abschn. 1—3.)
    1. Der Bergmann findet in der Genügsamkeit sein Glück.
      a. Er freut sich der natürlichen Schönheit der gewonnenen Schätze, ohne nach ihrem Besitz zu streben.
      b. Die Mühseligkeiten seines Berufs kräftigen ihm Herz und Sinn.
      c. Er genießt dankbar des kärglichen Lohnes.
      d. Er ist empfänglicher für die Genüsse der Oberwelt und die Freude des Familienlebens.

2. Das Geschäft des Bergmanns ist der Hinrichtung der Gedanken auf das Geistige und Göttliche förderlich.
   a. Das einsame Leben stumpft den Bergmann nicht gegen das Ueberirdische ab.
   b. Es fördert seine Wißbegierde und Liebe zur Eintracht.
   c. Es lehrt ihn die gegenseitige Unentbehrlichkeit der Menschen erkennen.
   d. Es übt ihn in der Geduld und schützt ihn vor Zerstreuung seiner Gedanken.
   e. Die mühselige und gefährliche Arbeit nöthigt ihn zum Fleiß und zu beständiger Wachsamkeit.
   f. Die Einsamkeit führt ihn zu Gott.

B. Der Bergbau ist ein Sinnbild des menschlichen Lebens. (Abschn. 4.)

C. Die Musik ist die willkommene Begleiterin des Bergmanns.

II. Das Lied.

A. Der Bergmann ist der Herr der Erde; denn ihm erschließen sich die Geheimnisse der Tiefe, die uns verborgen bleiben. (Str. 1—8.)

B. Die zu Tage geförderten Schätze verlocken ihn nicht; er bleibt arm und glücklich. (9—11.)

4. Literarhistorische Bemerkungen.

Unser Musterstück ist ein Bruchstück des unvollendeten Romans „Heinrich von Ofterdingen“, von dem Novalis selbst an Tieck schreibt: „Das Ganze soll eine Apotheose der Poesie sein. Heinrich von Ofterdingen wird im ersten Theil zum Dichter reif, und im zweiten als Dichter verklärt. Es ist ein erster Versuch in jeder Hinsicht, die erste Frucht der bei mir wiedererwachten Poesie.“ Als Kunstwerk muß man diesen Versuch mißlungen nennen; denn das Ganze ist zu einer märchenhaften Allegorie angelegt, der es an lebendiger Charakterzeichnung und einer Reihe kunstvoll verknüpfter Handlungen fehlt. Vielmehr drängt sich in die Aufregung der Gemüthsbegeisterung der Verstand mit seinen Reflexionen über Poesie, Physik, über Bergbau, Handlung, über Geschichte und bürgerliches Leben. Die Grundanschauung bildet eine mystische, naturphilosophische Betrachtungsweise, welcher die ganze Welt durchsichtig wird, und die sich an dem verborgenen Brunnen des göttlichen, Alles erfüllenden Lebens begeistert. Es werden Durchblicke in das Geisterleben eröffnet, und in der Darstellung selbst weht oft etwas Geisterhaftes. Novalis wollte die Wirklichkeit mit einer höhern geistigen Welt durchdringen und die Dichtung auf alle Lebenszweige impfen; deshalb verband er die Poesie mit der Religion.

2. Seligkeit in Jesu.

(Novalis' Schriften. Herausgegeben von L. Tieck und Fr. Schlegel. Berlin, 1826. II. 21. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Nr. 133.)

1. Erläuterungen.

Str. 3. „Seines Herzens Fluth", erinnert an das Gespräch des Herrn mit der Samariterin (Joh. 4.), in welchem er das Evangelium mit einem Born lebendigen Wassers vergleicht, das in das ewige Leben fließt.

„Die mit sanftem Zwingen." Die versöhnende Liebe, welche des Evangeliums Grundlage bildet, hat zwingendere Gewalt, als das starre Muß des Gesetzes.

4. „Selig wie ein Himmelsknabe, der der Jungfrau Schleier hält." Ein mystisches Bild, das die Hinneigung des Dichters zum Katholicismus verräth. Es stellt die Jungfrau Maria in ihrer himmlischen Glorie, bedient von Himmelsknaben, dar.

2. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen.

1. In der Vereinigung mit Jesu kenne ich keine Leiden, sondern fühle mich glücklich und voll Andacht.

2. Ich folge allein dem Herrn, unbekümmert um den Wandel der Andern.

3. Mit ihm vereinigt, schlafe ich fröhlich ein, durchdrungen von der beseligenden Macht seines Wortes und Wesens.

4. In ihm habe ich auch die Welt, bin selig wie ein Himmelsbewohner und fürchte mich nicht vor dem Irdischen.

5. Wo ich mit Jesu vereinigt bin, da ist mein Vaterland; was ich habe, ist ein Erbe von ihm; seine Jünger sind meine Brüder.

3. Grundgedanke.

In der Vereinigung mit Jesu finde ich die wahre Seligkeit. (Vergl. Ps. 73, 25 ff.)

4. Form der Darstellung.

Das Gedicht gehört zu den geistlichen Liedern Novalis', in welchen er den vollendetsten Ausdruck für sein religiöses Gefühl fand, und sich Glaubenstiefe mit Glaubensfreudigkeit verbindet, die auch im Unglück nicht verzagt, sondern von der Sehnsucht nach dem Ueberirdischen zu dem glaubensmuthigen Ergreifen der Gegenwart übergeht. Das Versmaß des vorliegenden Gedichtes besteht aus drei-, vier- und fünffüßigen Trochäen.

Leben und Charakteristik Novalis'.

I.

Friedrich von Hardenberg, der sich nach einem Gute der Familie Novalis nannte, wurde den 2. Mai 1772 zu Wiederstedt in der Grafschaft Mansfeld geboren, wo sein Vater sächsischer Salinendirector war. Er war schon früh sehr kränklich, und die fromme Stimmung seiner Eltern machte auf sein Gemüth den tiefsten Eindruck. Mit großem Eifer betrieb er seine Schulbildung und studirte von 1790 an in Jena, wo er Fichte und Schelling kennen lernte, und zu Leipzig und Wittenberg bis 1794 die Rechtswissenschaften. Er ging darauf nach Arnstadt in Thüringen, um sich in praktischen Geschäften unter dem Kreishauptmann Just zu üben. Hier lernte er auf einem benachbarten Gute Sophie von Kuhn kennen und verlobte sich mit ihr. Den hier verlebten Frühling und Sommer bezeichnete er als die Blüthezeit seines Lebens. 1793 kam er als Salinen-Auditor nach Weißenfels. Im März 1797 traf ihn der harte Schlag, seine Sophie durch den Tod zu verlieren. Er lebte ganz seinem Schmerze und frommer Todessehnsucht, und setzte von dieser Zeit eine neue Aera für sich fest. Er schrieb und arbeitete alle Morgen unermüdet, und es entstanden die meisten jener Aufsätze, die von Tieck unter dem Titel „Fragmente" mitgetheilt sind. Er hatte eine Vorliebe für Lavater's und Zinzendorf's Schriften, für katholische Erbauungsbücher, selbst für Jakob Böhme's*) Werke gewonnen. Im December 1797 ging er nach Freiberg, um unter Werner Bergwerkskunde zu studiren. Hier verlobte er sich mit der Tochter des Berghauptmanns von Charpentier. Im Sommer 1799 kehrte er nach Weißenfels zurück und wurde dem Directorium der Saline als Assessor beigesellt. Im Herbste desselben Jahres war er bald auf längere, bald auf kürzere Zeit in Jena, und erhielt an den beiden Schlegel und an L. Tieck Freunde und Geistesgenossen. Auch verweilte er damals längere Zeit an einem einsamen Orte in der goldenen Aue in Thüringen, am Fuße des Kyffhäusers, und in dieser Einsamkeit wurde ein großer Theil seines Romans „Heinrich von Ofterdingen" ausgearbeitet. Als er eben die Stelle eines Amtshauptmanns in Thüringen

---

*) Jakob Böhme, geb. 1575 zu Altseidenberg bei Görlitz, gest. 1624 zu Görlitz, war Schuhmacher, hatte aber durch unablässiges Nachdenken über religiöse Dinge sich so in das Uebersinnliche vertieft, daß er es später vorzog, durch Bücherschreiben sich seiner meistens sehr überspannten Ideen zu entladen und die Welt über Gott, Offenbarung, Sünde, Schöpfung u. s. w. zu belehren. Die neueste Ausgabe seiner Schriften, besorgt von Schiebler, erschien zu Leipzig 1832.

erhalten sollte, starb er im väterlichen Hause in den Armen seines Freundes Fr. Schlegel, den 25. März 1801, im 29. Lebensjahre, an der Schwindsucht.

II.

Novalis ist während seines kurzen und siechen Lebens nicht zur vollen Durchbildung seines Geistes gekommen; er stellt daher eine Menge unklarer und einander häufig widersprechender Ideen auf. In seinen schriftstellerischen Versuchen, die fast durchgängig nichts weiter als Fragmente geblieben sind, geht er von der Polemik gegen die Philanthropen und Aufklärer des 18. Jahrhunderts aus und fordert, daß ein christliches Volk eben ein christliches nicht bloß heißen, sondern auch sein müßte, die Ausgleichung zwischen Glauben und Wissen demgemäß auch nur im Christenthum gegeben sein könne. Von dieser Grundanschauung aus wollte er die Poesie zum christlichen Organ machen und durch die Poesie das Leben in Geschichte, Staat, Kirche und Kunst neu gestalten. Geeignet hierfür erschien ihm die katholische Kirche mit ihrer Liebe zur Kunst und ihren unveränderlichen Formen. Luther's Streben war ihm daher zuwider, wie die ganze Reformation mit dem von ihr hervorgerufenen Protestantismus. Das Ansehen, „die heilige Allgemeingültigkeit“, welche die Bibel durch Luther erhielt, erschien ihm als die Einführung einer neuen Religion. Der heilige Geist, sagt er, sei mehr als die Bibel; er solle unser Lehrer des Christenthums sein, nicht todter, irdischer, zweideutiger Buchstabe.

Das Ansehen, welches Novalis eine Zeitlang genossen hat und in ultramontanen Kreisen noch genießt, verdankt er hauptsächlich seinen Freunden, die alles von ihm Hinterlassene als Offenbarungen eines tiefen und umfassenden Geistes ansahen und deshalb veröffentlichten. Von dem Parteistandpunkte aus, den sie als Gründer der romantischen Schule einnahmen, kann das nicht verwundern.

Am reinsten spricht sich Novalis' Wesen und seine christliche, nicht kirchlich bedingte Richtung in seinen religiösen Liedern aus, das Einzige, was er fertig und vollendet hinterlassen hat.

Literatur.

Novalis' Schriften. Herausgegeben von Ludw. Tieck und Friedrich Schlegel. 2 Bände. Berlin, 1802. 5. Auflage. 1837. 1⅓ Thlr.

Inhalt: I. Leben. Heinrich von Ofterdingen. II. Hymnen an die Nacht. Geistliche Lieder. Die Lehrlinge zu Sais. Fragmente verschiedenen Inhalts.

Novalis' Schriften. Dritter Band. Herausgegeben von L. Tieck und Ed. v. Bülow. Berlin, 1846. 1⅓ Thlr.

Inhalt: Leben. Briefe. Fragmente. Verstreute Blätter. Fragmente.

Novalis' Gedichte. Berlin, 1857. In engl. Band mit Goldschn. 1 Thlr.

LVIII. M. von Schenkendorf.

1. Palmsonntag.

1816.

(Gedichte. 3. Aufl. Berlin, 1863. S. 441. — Lüben u. Nacke, Lesebuch, III. Nr. 181.)

1. Erläuterungen.

Str. 4. Der Sinn dieser Strophe ist folgender: Mit der herannahenden Feier der Leidenstage des Erlösers kommt zugleich der Frühling, und zwar der Frühling in der Natur, wie der in den Herzen der Frommen. Wie das Wiedererwachen der Natur nach langem Winterschlafe wunderbar erscheint, so kann man wohl auch die, durch das Nahen des Herrn bewirkte gläubige Erregung der Herzen ein Wunder nennen, ein süßes Wunder, weil die erregten Gefühle angenehm sind.

6. Die aus der Brust erblühenden „Palmen" oder „Himmelsmaien" sind die dem Erlöser entgegen gebrachten gläubigen Gefühle der Liebe und des Dankes.

2. Gedankengang.

Der glaubensvolle, tief empfindende Dichter schildert die Gefühle, die der Sonntag, der die Leidenswoche des Herrn einleitet, in ihm erweckt. Es ist ein milder, warmer Frühlingstag; die Blätter der Bäume entfalten sich, die Veilchen duften. Eine zahlreiche Menschenmenge bewegt sich nach dem Dome zu, um das Wort von der Erlösung zu hören. Im Geiste des Dichters verwandelt sich der Kirchweg zum Leidenswege des Herrn, und er wünscht sehnsuchtsvoll, daß er für Alle diese Bedeutung haben, daß ihn Alle in diesem Sinne wandeln möchten. Er möchte gern versichert sein, daß Alle es fühlten, wie mit dem Einzuge des Herrn zugleich neues Leben in die Natur und in die Herzen der Menschen strömt. Nun eröffnet sich seinem innern Auge das Bild von einer Kinderschaar, die, grüne Zweige in den Händen tragend, den Altar umstehen, während Engel sich auf sie herabneigen, und er wünscht, daß auch aus seiner Brust Opfer der

Liebe und des Dankes gleich grünen Palmen zum Empfange des Herrn emporsteigen möchten.

Der eigentliche Grundgedanke des Gedichts liegt also in der Mahnung, sich würdig auf den Einzug des Herrn (in symbolischem Sinne) vorzubereiten.

3. Form der Darstellung.

Der Ernst und die Ruhe, welche in dem Gedichte liegen, enthalten ihren Ausdruck durch Anwendung des trochäischen Versmaßes. Die Verse sind vierfüßig, mit abwechselnd weiblichen und männlichen Reimen.

2. Sonntagsfrühe.

(Gedichte. 3. Aufl. Berlin, 1863. S. 428. — Lüben u. Nacke, Lesebuch, V. Nr. 124.)

1. Gedankengang.

Die feierliche Stille eines Sonntagsmorgen erwecken in dem Dichter Gedanken höherer Weihe. Seine Seele erhebt sich glühend, gleich dem aufsteigenden Morgenroth, zu Gott. Er sieht das Volk zur Kirche wallen, hört das Geläut der Glocken, und ist sich bewußt, daß er nicht daheim bleiben könnte, um Alltagswerke zu treiben. Er will da, wo Christi Worte ertönen, auch das Abendmahl feiern. Er nennt die Stunde eine selige, in welcher ihm das Evangelium des Herrn verkündet wird; er fühlt, daß dieses ein neues geistiges Leben und erneuten Antrieb zur Ausübung frommer Liebeswerke in ihm schaffen, daß er aus dem geweihten Gotteshause einen reichen Schatz göttlicher Gedanken heimtragen und Gott dafür danken werde. Die grenzenlose Erde und der darüber ausgespannte Himmel mit seinen Sternen erscheinen ihm wie ein heiliges Land. Im Gebet erhebt er sich zu seinem Heiland, ihn bittend, daß er ihm die Flamme heiliger Inbrunst brennend erhalten und aller Welt erkennen lassen möchte, daß er Jesum im Herzen trage.

2. Form der Darstellung.

Wie beim vorigen Gedicht.

3. Vergleichung mit dem „Palmsonntag".

Nicht bloß die Form, auch der Inhalt beider Gedichte hat viel Verwandtes. In beiden herrscht dasselbe tiefe Gefühl religiöser Weihe vor, beide machen den Eindruck des Friedens und feierlicher Sabbathsruhe auf uns, obwohl Nr. 2 in höherem

Grade, da es stetiger bei dem Gedanken der Sonntagsfeier verweilt. In beiden Liedern zieht der Dichter die Betrachtung der Natur mit in den Bereich seiner religiösen Gedanken; dort ist es der aufsprossende Frühling, hier der beginnende Tag, die seine feierliche Stimmung erhöhen. Beide schließen mit dem Wunsche, Christo anzugehören. Dadurch, daß in Nr. 1 ein bestimmter kirchlicher Feiertag die Grundlage bildet, concentrirt es die Gedanken des Lesers mehr auf einen Punkt, während Nr. 2 Raum läßt, dem allgemeinen Gedanken noch einen besondern unterzubreiten. Nr. 2 ist jedenfalls künstlerisch abgerundeter, als Nr. 1, in welchem der Gedankengang nicht streng logisch fortschreitet.

3. Unsere Muttersprache.

1814.

(Gedichte. 3. Aufl. Berlin, 1863. S. 300. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Nr. 135.)

1. Inhalsangabe der einzelnen Strophen.

1. Wir lieben die Muttersprache, weil in ihr uns das erste Wort der Liebe ertönte. Sie prägt sich uns auf immer ein.

2. Der nothwendige Gebrauch einer fremden Sprache im Auslande stimmt uns trübe.

3. Entschluß des Dichters, die Muttersprache recht genau kennen zu lernen.

4. Wunsch, daß die Muttersprache nie untergehn, vielmehr durch Aufsuchung alter Lieder noch bereichert werden möchte.

5. Seine heiligsten Gefühle vermag der Dichter nur in der Muttersprache auszudrücken.

2. Gedankengang.

Mit begeisterten Worten preist der Dichter die Muttersprache. Sie erinnert ihn an das erste Wort der Liebe, das er aus der Mutter Mund vernahm, wie an den ersten schwachen Versuch eigener Rede. Beides ist ihm unvergeßlich. In der Fremde fühlt er sich verlassen, weil die Sprache ihm nicht vertraut klingt. Wie tief empfindet er dagegen die Schönheit der eigenen Sprache, in deren Reichthum er sich noch mehr vertiefen will. Es ist ihm dabei, als ob die Väter und Helden der Vorzeit ihm zuriefen, und er wünscht, daß ihre Stimme nie verhallen, daß sie vielmehr auf's Neue in heiligen Schriften aufgezeichnet werden möchten. Der Dichter verachtet nicht die Fremde und den Brauch Anderer, denn überall

ist ja Gott; aber er gesteht, daß er nur in der Muttersprache beten, seine heiligsten Gefühle kund geben könne.

3. Form der Darstellung.

Kernig und gediegen, ernst und doch voll Begeisterung ist die Sprache, in der der Dichter seine Muttersprache besingt. Jede Strophe besteht aus sechs vierfüßigen Trochäen, von denen die dritte und fünfte weibliche, alle übrigen männliche Endungen haben.

4. Soldaten-Morgenlied.

1813.

An Friedrich Freiherrn de la Motte Fouqué.

(Gedichte. 3. Aufl. Berlin, 1863. S. 182. — Lüben und Nacke, Lesebuch, VI. Nr. 90.)

1. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen.

1. Die Krieger werden aufgefordert, sich zu erheben, da die Pferde bereits munter seien und die Waffen im Morgenroth glänzten. Gedanken von Sieg und Tod.

2. Gläubiges Gebet um Sieg in der Schlacht.

3. u. 4. Ahnungsvoller Hinblick auf den sehnlichst erharrten Tag der Freiheit und dessen Feier, auf die Segnungen des Friedens und das erhebende Bewußtsein, ihn mit erkämpft zu haben.

2. Grundgedanke.

Der anbrechende Schlachtentag lenkt die Gedanken der Krieger auf den Anbruch des Tages der Freiheit.

3. Form der Darstellung.

Jede Strophe besteht aus acht dreifüßigen Jamben mit abwechselnd weiblichen und männlichen Endungen. Kriegerische Begeisterung und unverfälschte Religiosität durchwehn das ganze schöne Gedicht, das oft und gern von den Kameraden des Dichters, und zwar nach der Melodie: „Auf, auf zum fröhlichen Jagen!“ gesungen wurde.

Leben und Charakteristik Schenkendorf's.

I.

Gottlob Ferdinand Maximilian Gottfried von Schenkendorf wurde am 11. December 1784 in Tilsit geboren. Seine Jugendjahre verlebte er auf dem Gute Lenkonischen bei Tilsit, das sein Vater nach dem Tode des Großvaters übernommen hatte; sie scheinen nicht zu den glücklichsten gehört zu haben, da er in seinen Gedichten nur selten auf sie zu sprechen kommt. Sein Vater, ehedem Lieutenant, war unruhig, heftig und rauh; nur am Kartentisch zeigte er sich gemüthlich, war aber sonst schwer zugänglich. Er geizte nach dem Ruhm, ein vortrefflicher Landwirth zu sein und durch neue Einrichtungen die Erträge seines Besitzes zu erhöhen. Gewöhnlich aber war der vermeintliche Gewinn ein unnützer Kostenaufwand. Die Mutter übertraf ihren Gatten noch an Wunderlichkeiten und wußte sich namentlich viel auf ihren Adel. Den Tag über brachte sie im Bette zu und trat erst Abends um 5 Uhr aus der Verborgenheit hervor, um wieder um 5 Morgens sich in ihr Schlafzimmer zurückzuziehen. In der Stille des Gemachs las oder schrieb sie und ließ sich nur ungern in ihrer geistigen Thätigkeit stören. Wer sie besuchen wollte, stellte sich Abends ein. Beide Eltern forderten weit über die Jahre der Erziehung hinaus unweigerlichen Gehorsam, und die Kinder brachten ihn ehrerbietig dar, mochte auch nur zu oft Laune und Sonderbarkeit aus den Bestimmungen vorblicken; das rechte Vertrauen zu den Eltern fehlte daher.

Den ersten Unterricht erhielten die Knaben durch Hauslehrer. Da man von Söhnen aus adeligen Familien wenig Kenntnisse verlangte, so konnten sie eben so leicht Offizier als Student werden. Ferdinand, wie unser Dichter im Hause genannt wurde, begab sich daher schon nach vollendetem fünfzehnten Jahre, 1798, auf die Universität Königsberg. Da er als Knabe sehr kurz gehalten worden war, so genoß er die studentische Freiheit vollauf, zeigte jedoch auch durch seinen Umgang, daß es ihm nicht bloß um den Genuß des Vergnügens zu thun war. Die Eltern waren mit der Führung ihres Sohnes nicht zufrieden, sahen ihm aber Jahre lang nach. Plötzlich rissen sie ihn aber (1802) aus allen akademischen Verbindungen heraus und brachten ihn zu dem Prediger Hennig in Schmauch bei Pr. Holland. Die hier auf dem Lande verlebte Zeit gehört für ihn zu den traurigsten, da Hennig es ihm nachdrücklich fühlen ließ, daß er ihm mehr zur Besserung, als zur Ausbildung übergeben sei. In seinem Unmuth nannte er Schmauch — Sibirien, obwohl es an sich sehr anmuthig lag. Der Verstimmung, die das Leben im

Hause ihm bereitete, entzog Schenkendorf sich, indem er am Wanderstabe das gesegnete Oberland durchstrich und fleißig Besuche abstattete bei dem Erzpriester Wedeke in Hermsdorf und bei dessen Patron, dem Burggrafen zu Dohna. Beide waren ebenso gebildete als fromme Männer.

Wenn auch in späterer Zeit die Erinnerung an den zweijährigen unfreiwilligen Aufenthalt ihn mit Aerger erfüllte, so verkannte er doch nicht den Segen, der ihm aus der Verbannung erwachsen war. Liebe, Vaterlandsgefühl und kirchliche Andacht weckten hier den Dichterfunken.

Im Jahre 1804 kehrte er nach Königsberg zurück, um Cameralia zu studiren. Neben seinen Fachwissenschaften trieb er auch noch Chemie und Botanik. Im Mai des Jahres 1805 beschloß er seine akademische Laufbahn. Ehe er das Examen bestehen konnte, war ein einjähriger Aufenthalt auf einem Amte erforderlich. Er wählte dazu das Amt Waldau. Sehr bald wurde er in der trefflichen Familie des Amtsrath Werner ein gern gesehener Gast. Seinen Dichtungen wurde besonders von der gebildeten Amtsräthin ein aufmerksames Ohr geliehen. Hier lernte er auch die Frau kennen, die nach langem Kampfe endlich die seinige wurde. Sehr eifrig las er hier Klopstock, Goethe und Schiller. Nachdem er den „Wallenstein" gelesen, unterzeichnete er sich jetzt: Max von Schenkendorf.

Als Kammer-Referendarius lebte er anfangs in Königsberg im Hause seiner Großmutter, später in dem des Landhofmeisters von Auerswald, dessen Gemahlin sich durch Geist und Bildung auszeichnete. Im Herbst 1806 wurde Wedeke als Oberhofprediger nach Königsberg berufen, wodurch sich der Kreis in der Familie Auerswald vortheilhaft erweiterte und neue Anregungen gewährte. Auch Professoren der Universität wurden vielfach eingeladen. Bei festlichen Gelegenheiten des Hauses war Schenkendorf als Anordner und Dichter thätig.

Ein ähnlicher Kreis von geistreichen Männern und Frauen fand sich im Hause des Kaufmanns Barckley zusammen, zu dem auch Schenkendorf bald Zutritt erhielt und die Seele desselben wurde. Alle hervorragenden Zeitereignisse wurden hier lebhaft und eingehend besprochen. In der Poesie nahm bald das Religiöse eine hervorragende Stelle ein. Theosophische Schriften, Jacob Böhme obenan, wurden mit immer neuem Vergnügen gelesen. Wie sehr Schenkendorf von diesem „Dunkelklar" ergriffen wurde, ersieht man daraus, daß er am heiligen Abend 1811 ein Lied an die heilige Jungfrau: „Maria, süße Königin", richtete. Das Publikum urtheilte nicht sehr günstig über diese Zusammenkünfte.

Für Politik hatte Schenkendorf anfangs kein Interesse; dasselbe wurde aber mächtig erregt, als es ihm in dem Auerswald'-

schen Hause vergönnt war, dem Könige von Preußen und seiner trefflichen Gemahlin näher zu treten und namentlich das Walten des Letzteren zu beobachten. Manch schönes Lied verdankt dieser Zeit seinen Ursprung.

Nicht minder anregend wirkte ein literarisches Kränzchen, dem Schenkendorf in jener Zeit angehörte. Gedichte und andere Arbeiten, die in Zeitschriften abgedruckt werden sollten, fanden hier vorher die eingehendste Besprechung und Umgestaltung, so weit es nöthig war.

Im Winter 1809 hatte Schenkendorf einen unangenehmen Vorfall mit dem General von R., der ein Pistolenduell zur Folge hatte, in dem er die rechte Hand verlor und so unfähig ward, im Kriege die Waffe zu führen.

Von 1812 an lebte Schenkendorf in Karlsruhe. Er folgte dorthin der ihm vorangegangenen Wittwe des Kaufmanns Barckley. Am 12. December 1812 wurde sie seine Gattin. Sie lebten überaus glücklich und gehörten einem Kreise trefflicher, gebildeter Menschen an, unter denen sich unter Anderen auch Jung-Stilling befand, den Schenkendorf hoch verehrte.

Bist uns des ew'gen Vaters Bild,
Das nimmermehr veraltet. (Gedichte, 364.)

Die Begeisterung des Jahres 1813 ergriff den Dichter patriotischer Lieder so mächtig, daß er trotz seiner unbrauchbaren rechten Hand zu den Fahnen eilte. Am 8. Juni traf er in Schweidnitz ein und ward von Königsberger Freunden, die dem dort befindlichen Regimente angehörten, freudig begrüßt. Auch der als Dichter bekannte Freiherr Friedrich de la Motte Fouqué gehörte zu den Freiwilligen, obwohl seine Kränklichkeit ihn zum Kriegsdienst ebenso untauglich machte, wie Schenkendorf seine Hand. Aber sicher waren Beide geeignet, ebenso durch ihre Gebrechlichkeit, wie durch ihre Begeisterung für Freiheit und die Lieder, welche sie im Feldlager dichteten, die Uebrigen zum ausdauernden Kampfe zu ermuthigen. Beide wohnten der Völkerschlacht bei Leipzig bei. Schenkendorf erhielt nach der Schlacht durch den Freiherrn von Stein in Frankfurt a. M. eine Stellung in der großartigen Verwaltungs-Commission für die Kriegsheere, die ganz seinen Fähigkeiten und Wünschen entsprach, zumal, da er so dem Kriegsgeräusch nahe blieb. In dieser Stellung trat er auch dem rühmlichst bekannten Bürgermeister Smidt aus Bremen näher, der ihn sehr schätzte und sich die Herausgabe seiner Gedichte (sie erschienen 1815 in Stuttgart bei Cotta) zur Gewissenssache machte.

Nach längerem Warten erhielt Schenkendorf in Koblenz eine Anstellung als Regierungsrath. Seinem richtigen Tacte und seiner angebornen Milde gelang es, die Bewohner der Rheinpro-

vinzen nach und nach für die preußische Regierung zu gewinnen. Er erwarb sich bald die allgemeinste Achtung und stand mit den hervorragendsten Männern im freundschaftlichsten Verkehr.

Schenkendorf wurde in dieser Zeit mehrfach von Brustkrankheiten heimgesucht. Der Besuch verschiedener Bäder blieb im Ganzen erfolglos. Er starb am 11. December 1817, an seinem Geburtstage, 33 Jahre alt.

Am 11. December 1861 ist dem Dichter in Koblenz ein Denkmal gesetzt worden. Es besteht aus einer Bronzebüste. Auf dem schwarzmarmornen Piedestal mit Schwert, Leier und Lorbeerkranz stehen die Worte:

Er hat vom Rhein,
Er hat vom deutschen Land
Mächtig gesungen,
Daß Ehre auferstand,
Wo es erklungen.

Diese Verse sind aus E. M. Arndt's Lied: „Wer soll der Hüter sein?" jedoch etwas verändert.

II.

Eine genauere Bekanntschaft mit dem Leben Schenkendorf's läßt erkennen, daß er eine weiche, gemüthliche, zur stillen Beschaulichkeit geneigte Natur war. Diese Geisteseigenthümlichkeit war der Grund seiner Neigung zur Beschäftigung mit den Geheimnissen der christlichen Religion, zu seinem katholisirenden Protestantismus, zu seiner Vorliebe für mittelalterliche Bauten, Gemälde, Personen und Sitten, für die mystisch-schwärmerische Richtung der romantischen Schule. Aber obwohl er dieser angehört, so muß man doch zugeben, daß er eine größere Klarheit über die Gegenwart und über die Mittel, ihr aufzuhelfen, besaß, als die Häupter der Romantik. Für die Freiheit des Vaterlandes erglüht er und ist jedes Opfers dafür fähig. Deutschland soll ein einiges Reich mit einem kaiserlichen Oberhaupt werden, um jedem Feinde kühn entgegentreten zu können.

Es kann das Herz nur Eines,
Ein Einiges nur sein,
Drum soll sich des Vereines
Auch jeder Deutsche freu'n.
Wenn wieder sich gestalten
Das alte Deutschland soll,
So sei es nicht zerspalten,
Nicht schmach- und wundenvoll. (Ged. 168.)

Deutscher Kaiser, deutscher Kaiser,
Säumst du? schläfst du? Auf, erwache,
Reich an Demuth und an Macht!
So nur kann sich recht verklären
Unsers Kaisers heil'ge Pracht.
Alte Sünden müssen sterben
Und an einen sel'gen Erben
Fallen das entführte Gut. (Ged. 275. 276.)

Was die Wälschen dem deutschen Reiche früher entrissen haben, wie den Rhein, das soll wieder erobert werden.

Die Freiheit sei der Stern!
Die Losung sei der Rhein!
Wir wollen ihm auf's Neue schwören;
Wir müssen ihm, er uns gehören.
Von Felsen kommt er frei und hehr:
Er fließe frei in Gottes Meer. (Ged. 279. 280.)

Schenkendorf erwarb sich als Freiheitssänger den Namen des Kaiserherolds und des Rheinhüters. Ersteren Namen legte ihm Rückert bei in dem Gedicht: „Die vier Namen", letzteren E. M. Arndt in dem Gedicht auf den Tod des Dichters: „Wer soll dein Hüter sein? Sprich, Vater Rhein!"

Schenkendorf's Freiheitslieder gehören zu den besten, die wir besitzen, und sie haben in jener Zeit sicher viel zur Belebung des wahren Patriotismus und des kriegerischen Muths beigetragen. Lieder, wie der „Landsturm: Die Feuer sind entglommen", wie „Freiheit, die ich meine", „Das Lied vom Rhein: Es klingt ein heller Klang", „Die deutschen Städte", das „Soldaten-Morgenlied: Erhebt euch von der Erde, ihr Schläfer aus der Ruh'", werden auch noch in Zukunft ihre Kraft erweisen, da ihr Inhalt wahr und edel, ihre Form schön ist.

Noch höher vielleicht stehen die religiösen Gedichte Schenkendorf's, zu deren Anfertigung seine treffliche Gattin ihn ermunterte, um ihn von der ihn aufregenden Politik abzulenken. Sie sind der reinste Erguß seiner frommen Seele und sprechen sein gläubiges Gottvertrauen mit so herzlicher Innigkeit, mit einer so reinen, einfachen und doch echt poetischen Sprache aus, daß wir sie unbedingt zu den besten der Gattung rechnen dürfen.

Literatur.

A. Schenkendorf's Werke.

Studien. Erstes Heft. Berlin, 1810. ⅚ Thlr.
Gedichte. Stuttgart, 1815. ¾ Thlr.

Poetischer Nachlaß. Berlin, 1832. 1 Thlr.
Sämmtliche Gedichte. Erste vollständige Ausgabe. Berlin, 1837. 2 Thlr.
Gedichte. 3. Aufl. Mit einem Lebensabriß und Erläuterungen herausgegeben von Dr. A. Hagen. Stuttgart, 1862. 1 Thlr.

B. Schriften über Schenkendorf.

Dr. A. Hagen, Prof. in Königsberg, Max von Schenkendorf's Leben, Denken und Dichten. Unter Mittheilungen aus seinem schriftstellerischen Nachlaß dargestellt. Berlin, 1863. 1 Thlr.

LIX. Theodor Körner.

1. Körner an seinen Vater.

Wien, am 10. März 1813.

(Sämmtl. Werke. 4. Ausg. Berlin, 1853. IV. 273. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Nr. 69.)

1. Erläuterungen.

Körner schrieb diesen Brief als Hoftheaterdichter, in einer angenehmen sorgenfreien Stellung. Er behandelte damals vorzugsweise patriotische Stoffe.

„Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande — erkämpfen." Deutschland war unterjocht; die Kunst bedarf aber zu ihrer freien Entwickelung eines freien Vaterlandes; darum will Körner ein solches sich erkämpfen. Er hält sich nur erst dann für einen würdigen Jünger der Kunst, wenn er in dem Geiste seiner Lieder auch gehandelt hat.

„Jetzt, da ich weiß, welche Seligkeit in diesem Leben reifen kann —" Körner war mit einer edeln Jungfrau, der später erwähnten Toni, verlobt.

„Dein bestochenes väterliches Herz." Bestechen heißt, durch Geschenke gewinnen, erkaufen (besonders zu einer unerlaubten Handlung). Körner nennt seines Vaters Herz ein bestochenes, weil es durch die bisherigen bedeutenden Leistungen des Sohnes so sehr für diesen eingenommen ist, daß es ihn zu der ruhmvollsten Laufbahn berechtigt glaubt.

„Er ist der Menschheit noch ein großes Pfund zu berechnen schuldig", er hat die ihm von Gott verliehenen

Geistesgaben noch zum Wohle der Menschheit anzuwenden. Anspielung auf Lucas 19.

„Eine große Zeit will große Herzen." Eine Zeit, in welcher große, bedeutungsvolle Thaten geschehen, verlangt auch Menschen, welche sich dem Drange der Zeit mit edler, erhabener Gesinnung hingeben.

„— und fühl' ich die Kraft in mir — entgegendrücken." Körner vergleicht den Kampf der Völker mit einer Meeresbrandung und fühlt die Kraft in sich, dem andringenden Feinde so unerschütterlich zu widerstehen, wie die Klippe den anstürmenden Wogen.

In dem folgenden Abschnitte hebt Körner die Gegensätze zwischen seiner bisherigen Beschäftigung und derjenigen, nach welcher er sich sehnt, hervor. Er will nicht mehr die Handlungen der Menschen bloß besingen, oder auf dem Theater in Scene setzen, sondern will selbst handeln und mitspielen auf dem Theater der Welt, wo die Geschicke der Menschen nicht bloß in Scheinbildern dargestellt werden.

„Courier", Eilbote in Staatsangelegenheiten.

„In der Kunst giebt es keine Anciennité", d. h. keine Folge nach dem Dienstalter, sondern allein nach der Würdigkeit.

2. Form der Darstellung.

Der Brief ist unmittelbar aus einem Dichterherzen herausgeschrieben, das warm für das geknechtete Vaterland schlägt und in Opferfreudigkeit aufglüht. Darum die hochpoetische, blühende, bilderreiche Sprache, die sich selbst bei der Mittheilung rein äußerlicher Dinge geltend macht.

2. Lied zur feierlichen Einsegnung des preußischen Frei-Corps.

(Th. Körner's sämmtliche Werke. 4. Ausg. Berlin, 1853. I. 65. — Lüben u. Nacke, Lesebuch, VI. Nr. 91.)

1. Erläuterungen.

Die vom Major von Lützow errichtete Freischaar, welcher Körner beitrat, wurde in der Kirche zu Rogau bei Zobten in Schlesien am 28. Mai 1813 feierlich eingesegnet. In Körner's Briefen findet sich darin folgende Stelle: „Nach Absingung des Liedes, das Ihr Freund zu der Gelegenheit gefertigt hatte, hielt der Prediger des Orts, Peters mit Namen, eine kräftige, allgemein ergreifende Rede. Kein Auge blieb trocken. Zuletzt ließ

er uns den Eid schwören, für die Sache der Menschheit, des Vaterlands und der Religion weder Blut, noch Gut zu schonen, und zu siegen oder zu sterben für die gerechte Sache; wir schworen! — Darauf warf er sich auf die Kniee und flehte Gott um Segen für seine Kämpfer an. Bei dem Allmächtigen, es war ein Augenblick, wo in jeder Brust die Todesweihe flammend zuckte, wo alle Herzen heldenmüthig schlugen. Der feierlich vorgesagte und von Allen nachgesprochene Kriegseid, auf die Schwerter der Offiziere geschworen, und: Ein' feste Burg ist unser Gott machte das Ende dieser herrlichen Feierlichkeit" (Sämmtliche Werke, IV. 285.)

2. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen.

1. Entschluß, den heiligen Kampf durch kirchliche Weihe einzuleiten.

2. Gott, zu dessen Ehre der Kampf unternommen wird, verleiht auch allein den Sieg.

3. Die Knechtschaft wird der Freiheit weichen, darum muthig in den heiligen Kampf.

4. Gott, der uns zum Kampfe rief, wird uns auch zur Freiheit führen und wäre es durch den Tod.

3. Grundgedanke.

Auf ihn weist uns der Schlußvers jeder Strophe hin, durch welchen die innere Einheit des Gedichtes auch äußerlich bemerkbar gemacht wird. Dem Herrn allein die Ehre! denn er mahnt uns zum Kampf (1), hilft uns das Vaterland erretten (2), ist mit uns in der Schlacht (3) und führt uns zur Freiheit (4).

4. Form der Darstellung.

Jede Strophe besteht aus sieben vier- und dreifüßigen Jamben, mit abwechselnd weiblichen und männlichen Endungen. Die vier ersten Verse haben verschlungene, die beiden folgenden gepaarte Reime, und der letzte steht isolirt da, wodurch er als Träger des Grundgedankens nur um so bedeutungsvoller aus dem Ganzen herausspringt.

3. Lützow's wilde Jagd.

Leipzig, den 24. April 1813, auf dem Schneckenberge.

(Th. Körner's sämmtl. Werke. 4. Ausg. Berlin, 1853. I. 90. — Lüben und Nacke, Lesebuch. V. Nr. 68.)

1. Erläuterungen.

Die Freischaar des Majors von Lützow wird in der Ueberschrift „Jagd" genannt, weil es der Beruf dieses Corps war,

beständig Jagd auf die Franzosen zu machen, denselben nirgends Ruhe und Rast zu gönnen, sie wie das schädliche Wild zu vertreiben und zu vertilgen. (Hindeutung auf den „wilden Jäger“ von Bürger.) Die nähere Bestimmung „wilde“ bezieht sich auf die raschen, kühnen, ja verwegenen Unternehmungen, welche die Schaar ausführte.

2. Gedankengang.

Das Gedicht führt uns in dramatischer Bewegung und Lebendigkeit in einer Reihe anschaulicher Scenen stufenweise das kriegerische Leben des Lützow'schen Freicorps vor. Die erste Strophe zeigt uns in dem Brausen und dem Düster der Reihen, in dem Gellen der Hörner und der schwarzen Farbe der Ausrüstung eine Racheschaar, eine Kriegerschaar, deren Beruf und Entschluß es ist, die Schmach des Vaterlandes an dessen Feinden zu rächen. Die zweite Strophe zeigt uns das Corps auf seinen raschen Streifzügen, im nächtlichen Hinterhalte, in seiner Freudigkeit, mit der es Angriffe auf den Feind unternimmt und glücklich ausführt. Wenn nun der ersten Scene das Düstere, Gellende, Schwarze eine eigentliche Färbung giebt, so erhält die in der zweiten Strophe dargestellte eine solche durch das Rasche und Unvermeidliche, das Heimliche und Versteckte und den freudigen Kampfesmuth. Die dritte Strophe zeigt uns das Corps, den Feind bis in dessen eigenes Land verfolgend. Die in ihr geschilderte Scene ist durch das Schnelle, Unaufhaltsame charakterisirt. In der vierten Strophe sehen wir die wilde Reiterschaar eine Schlacht schlagen. Das Heranbrausen der Reitergeschwader, das Zusammenschlagen der Schwerter charakterisirt diese Scene. Die fünfte Strophe macht uns zu Zeugen des Heldentodes der Gefallenen des Corps, die auf dem Schlachtfelde zwischen winselnden Feinden sterben. Die Scene dieser Strophe erhält ihre eigenthümliche Färbung durch die mannhafte Gefaßtheit und Ruhe, mit der die gefallenen Helden ihr Leben verröcheln, und sie wird durch das Winseln der gefallenen Feinde gehoben. Die sechste Strophe zeigt uns Sieg, Tod und dankbaren Nachruf und darin den Charakter der Scene.

Es liegt also in den einzelnen Scenen eine geschichtliche Folge: Aufbruch zur Rache; Aufsuchung des Feindes; Angriff und Besiegung desselben; Verfolgung desselben in dessen Lande; Entscheidungskampf daselbst; Bewahrung des Heldenmuthes auch im Sterben und siegreicher Heldentod. In dieser geschichtlichen Folge der einzelnen Scenen liegt ihre innere Einheit, eine Einheit für die Anschauung; es ist aber auch für die Empfindung eine Einheit vorhanden. Diese spricht der Refrain jeder

Strophe aus, der dadurch ein einigendes Band um die Scenen legt.

3. Kurzgefaßter Inhalt der einzelnen Strophen.

1. Lützow's Freischaar, ein Corps der Rache.
2. Der siegreiche Angriff aus dem nächtlichen Hinterhalte.
3. Verfolgung des Feindes auf dessen heimischem Boden.
4. Die Entscheidungsschlacht.
5. u. 6. Freudiger siegender Heldentod.

4. Der Inhalt im Allgemeinen.

Das Gedicht malt das kriegerische Leben des Lützow'schen Freicorps in einzelnen Scenen, und spricht in dem Refrain zu den einzelnen Strophen die Empfindung aus, welche den Hinblick des Vaterlandes auf die kühnen Unternehmungen und Thaten der Heldenschaar begleitete. Diese Empfindung läßt sich in den Worten ausdrücken: „Das waren die tapfern Heldensöhne, die ihr Leben für die Freiheit des Vaterlandes hingaben."

5. Form der Darstellung.

Das brausend Dahineilende, Hastige, Stürzende, das in dem behandelten Stoffe liegt, prägt sich auch in dem Metrum aus, in welchem der Anapäst vorherrscht. Jede Strophe besteht aus sieben Versen, von denen der erste, dritte, vierte, sechste und siebente vier Hebungen und männliche Reime, der zweite und fünfte der Hebungen und weibliche Reime haben. — Das Gedicht ist von C. M. v. Weber in Musik gesetzt.

(Vergl. die Behandlung dieses Gedichts von Otto in seinem „Lesebuch als Grundlage." 4. Aufl. S. 175.)

4. Schwertlied.

(Th. Körner's sämmtl. Werke. 4. Ausg. Berlin, 1853. I. 101. — Lüben und Nacke, Lesebuch, VI. Nr. 92.)

Körner schrieb dies, die feurigste Schlachtenlust athmende Gedicht wenige Stunden vor seinem Tode, kurz vor dem Beginn des Gefechts. Das ruhige Leben mit seinen idyllischen Freuden, für das Körner sonst wohl schwärmerisch empfand, liegt hinter ihm; er ist nur noch Kämpfer in einer heiligen Sache. Die geliebte, in Wien zurückgelassene Braut ersetzt er durch eine andere, durch die rauhe Eisenbraut an seiner Linken, und diese ist es, mit der er die Stunden vor der Schlacht verplaudert. Sie werden dem getreuen Schwerte lang, denn die Schlacht ist ja die Hochzeitfeier mit dem Bräutigam, und Feindesblut weihet ihren Bund ein. Es klirrt vor Ungeduld in der Scheide, der

Bräutigam vermag die Sehnsucht der Eisenbraut nach dem Hochzeitreihen nicht mehr zu beschwichtigen, er nimmt das Liebchen in den Arm, das nun im Strahl der Sonne hell erglänzt, fordert auch die Kameraden auf, ein Gleiches zu thun und die Braut nie zu verlassen, und stürzt mit wildem Schlachtenruf der blutigen Hochzeit entgegen.

H. Pröhle bezeichnet das „Schwertlied" als die Krone unter Körner's Dichtungen. „Wie hell und kindlich-einfach ist der Gedanke und wie klassisch ist er für diesmal durchgeführt, daß das Schwert des Kriegers Braut ist, und daß er in der Schlacht mit ihr seine Vermählung feiert. Dieser Gedanke und somit das Lied selbst spricht die ganze Tiefe des damaligen Soldatenthums aus, wie es namentlich unter den Lützowern ausgeprägt war mit seiner durch die Ideen eines großen Heldenopfers, in welchem man sich dem Vaterlande vermählen wollte, einer sinnlichen, unmittelbaren Liebe beinahe nicht unähnlichen Vaterlandsliebe. Dabei hat das Ganze etwas Geisterhaftes, als sähen wir im hellen Mondenglanz die den schlichten Gedanken in größter Mannigfaltigkeit vorführenden Scenen vor unsern Augen vorüberschweben. Heldenmuth spricht aus jedem Worte, und wo noch ein deutsches Schwert blinkt, wird das Schwertlied nicht vergessen werden." (Pröhle, Kriegsdichter des siebenjährigen Krieges und der Freiheitskriege. Altona, 1863. S. 22.)

Daß in Bezug auf das Formelle das Gedicht manche Schwäche hat, kann nicht befremden, wenn wir die Art seiner Entstehung dabei im Auge haben. Es würde der Feile des Dichters nicht entgangen sein, wenn es diesem vergönnt gewesen wäre, länger zu leben. Auf die Härten im Metrum, das überwiegend aus dreifüßigen Jamben besteht, so wie auf einzelne Mängel im Ausdruck (z. B. Str. 10, V. 4) sah man bei dem begeisterten Schwanengesange des geliebten Kameraden nicht, und bald wurde er als Schlachtenruf allgemein gesungen. Die schönste Composition lieferte Weber.

Leben und Charakteristik Körner's.

I.

Karl Theodor Körner wurde am 23. Sept. 1791 zu Dresden geboren, wo sein Vater Appellationsrath war. Die Schwäche und Kränklichkeit des Knaben in den ersten Jahren machte viel Sorgfalt für seinen Körper nöthig, so daß die Ausbildung seines Geistes nicht sehr gefördert wurde. Er zeichnete sich deshalb nicht durch frühzeitige Kenntnisse und Talente aus, hatte aber als Kind schon ein weiches Herz, verbunden mit Festigkeit des Willens, treue Anhänglichkeit an diejenigen, die seine

Liebe gewonnen hatten, und eine leicht aufzuregende Einbildungskraft. Mit dem Gedeihen seines Körpers entwickelten sich seine geistigen Fähigkeiten. Er faßte schnell und zeigte besondere Neigung zur Geschichte, Naturkunde und Mathematik. Auffallend war sein fortdauernder Widerwille gegen das Französische, als er in andern ältern und neuern Sprachen schon weitere Fortschritte gemacht hatte. Vielfältige gymnastische Uebungen gaben dem Körper Stärke und Gewandtheit, und der Jüngling galt für einen raschen Tänzer, dreisten Reiter, tüchtigen Schwimmer und besonders fur einen geschickten Fechter. Daneben hatte er viel Sinn für Musik und vor Allem für die Dichtkunst, und das war kein Wunder, da Schiller und Goethe die Lieblingsdichter in dem elterlichen Hause und Schiller's Balladen wahrscheinlich die ersten Gedichte waren, die der Knabe zu lesen bekam.

Er verließ das elterliche Haus nicht vor der Mitte des siebzehnten Jahres und erhielt Unterricht theils eine Zeitlang auf der Kreuzschule in Dresden, theils hauptsächlich durch ausgesuchte Privatlehrer. Zu seinem Lebensberuf wählte Körner den Bergbau. Das Studium desselben nahm im Sommer 1808 zu Freiberg seinen Anfang, und der neue Bergstudent fand sich dort bald in einer sehr günstigen Lage. Der Bergrath Werner war ein Freund des Vaters und behandelte den Sohn mit vorzüglichem Wohlwollen. Unter den übrigen Lehrern hatte besonders Professor Lampadius viel Güte für ihn. In den angesehensten Häusern fand er eine freundliche Aufnahme und unter seinen Altersgenossen viele Freunde. Der tägliche Genosse seiner Studien und Freuden war ein gewisser Schneider, ein Jüngling voller Geist, Kraft und Charakter, der aber durch widrige Schicksale zum Trübsinn geneigt war und bei seinem reizbaren Temperament sehr schonend behandelt werden mußte. Ein unglückliches Ereigniß trennte diesen Bund. Schneider, ein verwegener Schlittschuhläufer, brach auf der Eisbahn durch und war aller Anstrengung ungeachtet nicht zu retten. Der Anblick dieser Leiche und eines andern sterbenden Freundes machte auf Körner einen tiefen und bleibenden Eindruck. Anfangs trieb er das Praktische des Bergbaues mit großem Eifer und schilderte in seinen damaligen Gedichten mit glänzenden Farben das Bergmannsleben; nach und nach übten jedoch die bergmännischen Hülfswissenschaften, namentlich Mineralogie und Chemie, einen so mächtigen Reiz auf ihn, daß er der Praxis untreu ward.

Körner's akademische Laufbahn in Freiberg endigte im Sommer 1810. Er begab sich nun zunächst nach Leipzig, um seine Studien fortzusetzen. Allein seine glühende Liebe zur Dichtkunst ließ ihn alles Ernstere vernachlässigen, und sein Gefühl für Freiheit und Ehre und die daraus entstandenen Unannehmlich-

keiten nöthigten ihn, bald darauf Leipzig wieder zu verlassen. Während dieser Zeit erschien die erste Sammlung seiner Gedichte unter dem Titel: „Knospen“, welche entschiedenen Beifall fand. Kaum zu Ostern 1811 in Berlin angekommen, mußte sich Körner in Begleitung seiner Eltern Kränklichkeit halber nach Karlsbad begeben, und nach seiner Genesung hielt es sein Vater für wünschenswerth, ihn seinen Aufenthalt in Wien nehmen zu lassen, wo er in dem königl. preuß. Minister und Gesandten, W. von Humboldt, sowie in Fr. Schlegel Freunde und Gönner fand.

Mit dem August 1811, als der Zeit, da Körner in Wien eintraf, begann für ihn eine entscheidende Periode. Er fand sich in einer neuen Welt voll frischen jugendlichen Lebens und fühlte sich in der glücklichsten Stimmung. Ungestört konnte er sich nunmehr dem innern Triebe zur Poesie überlassen, und so entstanden nach und nach seine dramatischen Werke, die komischen Stücke: „die Braut“, „der grüne Domino“, „der Nachtwächter“, „der Vetter aus Bremen“, „der Wachtmeister“ und „die Gouvernante“; die ernsten und tragischen Dramen: „die Sühne“, „Toni“, „Zriny“, „Hedwig“, „Rosamunde“ und „Joseph Heyderich“, und die Opern und Singspiele: „das Fischermädchen“, „der vierjährige Posten“ und „die Bergknappen“. Dies Alles und außerdem noch manches Gedicht entstand in einem Zeitraume von höchstens 15 Monaten. Der Beifall, mit dem das Publikum seine dramatischen Erzeugnisse und namentlich den „Zriny“ aufgenommen hatte, verschaffte ihm die Ernennung zum Hoftheaterdichter. Körner galt damals unter seinen Bekannten für einen Günstling des Glücks und war überall gern gesehen, wo geistreiche Persönlichkeiten zusammentraten, so auch in den gebildeten Cirkeln der rühmlichst bekannten Dichterin Karoline Pichler.

Dennoch genügte ihm dieser Wirkungskreis nicht. Sein Herz war groß und suchte Großes. Wehmuthsvoll hatte er schon lange auf das unglückliche Deutschland gesehen, dessen alter Ruhm dahin war, und die Seufzer seines gefesselten Volkes schlugen tiefe Wunden in seine fühlende Brust. Da erscholl von Preußen her der Ruf zum Streite für die Freiheit, und der hochgesinnte Jüngling legte die Leier bei Seite und griff nach dem Schwerte. Er schrieb seinem Vater diesen Entschluß (s. den Brief unter Nr. 1), verließ Wien am 15. März 1813 und trat am 19. März unter die Freischaar Lützow's, die wenige Tage darauf eingesegnet wurde (s. oben Nr. 2). Als Oberjäger kam er noch einmal nach Dresden, drückte noch einmal Vater und Mutter an sein muthiges Herz, und schied dann — um sie in diesem Leben

nicht wiederzusehen. Auf dieser ruhmvollen Bahn, in ernsten Geschäften des Krieges, an der Seite hochherziger Freunde und mitten im sturm- und thatenvollen Leben blühte in seiner Brust die Immortelle der wahren Poesie auf. Begeistert sang er Lieder, die ewig begeistern werden. Sie athmen ein zartes, tiefes Gefühl, Kraft, Muth, glühenden Sinn für Freiheit, brennenden Haß gegen Tyrannei, Verachtung gegen feige Sclaverei und Verherrlichung aller höhern Empfindungen.

Die Unthätigkeit, zu welcher das Corps der Büchsenjäger nach der Schlacht bei Lützen sich verdammt sah, bewog unsern thatendurstigen Körner, zur Kavallerie überzugehen. Lützow ernannte ihn zu seinem Adjutanten. In einem Gefechte bei Kitzen wurde er stark verwundet und beinahe gefangen, doch rettete ihn seine List und die Hülfe einiger Kameraden. Nachdem der Waffenstillstand abgelaufen war, kämpfte er racheathmend gegen die Franzosen unter Davoust in mehreren Gefechten mit kühnem Muthe. Der Major von Lützow bestimmte am 25. August einen Theil der Reiterei seiner Freischaar zu einem von ihm selbst im Rücken des Feindes auszuführenden Streifzuge. Man erreichte am Abend einen Ort, wo für die Franzosen eine Bewirthung bereitet war. Die Truppen machten Gebrauch davon, und nach ein paar Stunden Rast wurde der Marsch bis nach einem Walde unweit Rosenberg fortgesetzt, wo man im Versteck auf den Kundschafter wartete, der über die nähern Zugänge eines in der Entfernung von ein paar Stunden Weges befindlichen, schlecht bewahrten feindlichen Lagers, dessen Ueberfall beabsichtigt wurde, Nachricht bringen sollte. Mittlerweile gewahrten einige, auf einer Anhöhe lauernde Kosacken um 7 Uhr Morgens einen heranrückenden, von zwei Compagnien Infanterie begleiteten Transport von Munition und Lebensmitteln. Diesen aufzuheben, wurde sogleich beschlossen, und es gelang vollständig. Der Major von Lützow befehligte die Kosacken (100 Pferde), den Angriff in der Spitze zu machen, nahm eine halbe Escadron, um dem Feinde in die Flanke zu fallen, und ließ die andere Hälfte, um den Rücken zu decken, geschlossen halten. Er selbst führte den Zug, der die Flanke angriff, und Körner war als Adjutant an seiner Seite. — Eine Stunde zuvor entstand während der Nacht im Gehölze Körner's letztes Gedicht: das Schwertlied. Am dämmernden Morgen des 26. August hatte er es in sein Taschenbuch geschrieben, und las es einem Freunde vor, als das Zeichen zum Angriff gegeben wurde.

Auf der Straße von Gadebusch nach Schwerin, nahe an dem Gehölz, welches eine halbe Stunde westlich von Rosenberg liegt, kam es zum Gefecht. Der Feind war zahlreicher, als man geglaubt hatte, aber nach einem kurzen Widerstande floh er,

durch die Kosacken nicht zeitig genug aufgehalten, über eine schmale Ebene in das nahe vorliegende Gebüsch von Unterholz. Unter denen, die ihn am kühnsten verfolgten, war Körner, und hier fand er den schönen Tod, den er so oft geahnet und mit Begeisterung in seinen Liedern gepriesen hatte.

Die Tirailleurs, welche schnell in dem niedrigen Gebüsch einen Hinterhalt gefunden hatten, sandten von da aus auf die verfolgenden Reiter eine große Menge Kugeln. Eine derselben traf Körner, nachdem sie zunächst durch den Hals seines Schimmels gegangen war, in den Unterleib, verletzte die Leber und das Rückgrat und benahm ihm sogleich Sprache und Bewußtsein. Seine Gesichtszüge blieben unverändert und zeigten keine Spur einer schmerzhaften Empfindung. Nichts war vernachlässigt worden, was seine Erhaltung noch hätte möglich machen können. Sorgfältig hatten ihn seine Freunde aufgehoben. Sanft wurde er in den nahen Hochwald getragen und einem geschickten Wundarzt übergeben; aber umsonst war alle menschliche Hülfe.

Körner wurde unter einer Eiche, nahe an einem Meilenstein auf dem Wege von Lübelow nach Dreikrug bei dem Dorfe Wöbbelin, das von Ludwigslust eine Meile entfernt ist, mit allen kriegerischen Ehrenbezeigungen und mit besondern Zeichen der Achtung und Liebe von seinen tiefgerührten Waffenbrüdern begraben. Die Grabstätte ist jetzt mit einer Mauer eingefaßt, bepflanzt und mit einem in Eisen gegossenen Denkmal bezeichnet; das unvergänglichste aber bleiben seine Schriften, von denen sein Vater noch mehrere unter dem Titel: „Leier und Schwert“ (31 kriegerische Gedichte), und „Poetischer Nachlaß“ nach Theodor's Tode herausgegeben hat.

II.

Körner gehörte zu den leicht erregbaren, lebenslustigen, aber durchaus edlen Naturen. Für Poesie war er schon sehr früh empfänglich, was sich leicht aus dem Umstande erklärt, daß Schiller der vertraute Freund seines Vaters war. Körner's Dichtungen lassen auch unschwer erkennen, daß er sich Schiller zum Vorbilde genommen hatte.

Zu dem Besten, was Körner geliefert hat, gehören seine Schlacht- und Freiheitsgesänge. Hierzu lieferte ihm die unmittelbare Bekämpfung des Feindes und seine eigene glühende Vaterlands- und Freiheitsliebe das Material; er schöpfte aus dem Leben und aus sich selbst und ist darum so wahr und ergreifend, so ohne Phrase. Auch hat er in diesen Liedern in hohem

Grade den rechten Ausdruck für seine Gefühle gefunden; weit besser wenigstens, als in seinen andern Liedern. Die Sammlung seiner patriotischen Lieder, welche sein Vater nach seinem Tode (1814) unter dem bezeichnenden Titel „Leier und Schwert" herausgab, haben Körner's Dichterruf begründet und werden ihn auch ferner erhalten.

Körner's dramatische Arbeiten haben den Vorzug, bühnengerecht zu sein, sind aber nicht von bedeutendem innern Gehalt; die heitern sind einfach und besser herausgearbeitet, als die tragischen. Man darf bei diesen Dichtungen nicht vergessen, daß sie in einem Alter gearbeitet sind, in dem es dem Dichter noch an innern Lebenserfahrungen fehlte, seine Bildung überhaupt noch lange nicht vollendet war. Sicher würde Körner Bedeutendes geleistet haben, hätte die feindliche Kugel ihn nicht so früh dahin gerafft.

Charakterisirende Gedichte auf Körner lieferten Rückert („Körner's Geist") und Brentano („Theodor Körner an Victoria").

Literatur.

A. Körner's Schriften.

Th. Körner's sämmtl. Werke. Im Auftrage der Mutter des Dichters herausgeg. von K. Streckfuß. 4. rechtmäßige Gesammt-Ausgabe in 4 Bänden. Berlin, 1853. 1 Thlr. 18 Sgr.

Inhalt: 1. Charakteristik und Biographie. Leier und Schwert. Nachtrag aus des Dichters Nachlasse. Vermischte Gedichte. Nachtrag, Ungedrucktes. Jugendscherze. 2. Toni. Die Sühne. Zriny. Hedwig. 3. Rosamunde. Joseph Heyderich. Die Braut. Der grüne Domino. Der Nachtwächter. Der Vetter aus Bremen. Die Gouvernante. 4. Opern und Singspiele. Erzählungen. Mündliche Erzählungen, schriftlich bearbeitet von Karoline Pichler. Briefe. Zugabe.

Th. Körner's sämmtliche Werke. Gesammt-Ausgabe in einem Bande. Berlin, 1861. 1 Thlr.

B. Schriften über Körner.

Fr. Brasch, Das Grab zu Wöbbelin oder Theodor Körner und die Lützower. Schwerin, 1861. ⅔ Thlr.

F. W. Vogeler, Theodor Körner. Eine Gedenkschrift zu dem funfzigjährigen Todestage des Dichters am 26. August 1863. Berlin, 1863. 6 Sgr.
Theodor Körner's Leier und Schwert. Nach ungedruckten Privatmittheilungen zweier Zeitgenossen Körner's. Gartenlaube, 1863. Nr. 8.

LX. E. M. Arndt.

1. Morgengebet.

(Gedichte. Berlin, 1860. S. 447. — Lüben und Nacke, Lesebuch, II. Nr. 42, sehr verkürzt.)

Die Blumen und Bäume loben Gott durch ihre Pracht, die Vögel durch ihren Gesang, die Immen durch ihr Summen; und ich, „Gottes reiches Ebenbild", sollte „keine Stimme des Lobes in der Brust haben?" Das ist der Grundgedanke des schmucklosen Gedichts. Die Schlußstrophe spricht die Bitte um einen tugendhaften Wandel aus.

Der Inhalt erinnert an Grimmelshausen's „Schall der Nacht." S. Band I. 299.

2. Des Deutschen Vaterland.

1813.

(Gedichte. Berlin, 1860. S. 233.)

Str. 2. „Marsen", Bewohner der Marschen, ein deutscher Volksstamm zwischen Lippe und Ems.

„Märker", Bewohner der Grafschaft Mark in der preußischen Provinz Westfalen.

8. „welscher Tand", fremde, ausländische unnütze Dinge.

Im Uebrigen bedarf ein Volkslied, das fünfzig Jahre lang unzählige Mal mit höchster Begeisterung gesungen worden ist, der Erklärung nicht.

3. Das Lied vom Feldmarschall.

(Gedichte. Berlin, 1860. S. 280. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Nr. 70.)

1. Erläuterungen.

Str. 1. „Husaren", nämlich die vom 5. preußischen Husarenregiment.

2. „greisender Wein“, alter Wein.

4. „Kehraus“ heißt der letzte Tanz, nach welchem man nach Hause zurückkehrt; hier also die letzte Schlacht auf deutschem Grund und Boden.

5. „Bei Lützen“, den 2. Mai 1813. — Unter „Welschen“ sind hier nicht etwa Italiener, sondern überhaupt alle Feinde deutschen Wesens, namentlich Franzosen, zu verstehen.

6. „An der Katzbach“, den 26. August 1813. — „Ohnehosen“, franz. sansculotte, ward während der französischen Revolution der Spottname, den die aristokratische Partei der republikanischen beilegte.

7. „Bei Wartburg“, der Uebergang über die Elbe bei Wartenburg, wo Bernadotte einen großen Verlust erlitt.

9. „Ueber'n Rhein.“ In der Nacht vom 31. December bis 1. Januar bewerkstelligte er den Rheinübergang bei Kaub und Koblenz.

2. Gedankengang.

Wir erhalten in diesem Gedichte ein Bild von dem alten Blücher, wie es nicht trefflicher gezeichnet werden konnte. Zunächst (in den beiden ersten Str.) beschäftigt den Dichter die äußere Erscheinung des Helden, den er gleich charakteristisch auftreten läßt. Die Trompeten blasen; die Husaren sprengen heraus und stellen sich in Schlachtordnung auf, und der Feldmarschall hält Musterung. Freudig sprengt er auf muthigem Rosse die Reihen entlang; in der Hand schwingt er den Säbel; seine Augen leuchten; sein weißes Haar wallt beim sausenden Ritt; er macht trotz seines Alters den Eindruck eines rüstigen Kriegsmannes; darum nennt ihn der Dichter den Verwalter des Schlachtfeldes. Nun gedenkt er der Thaten des Feldherrn, zuerst im Allgemeinen (Str. 3 u. 4), dann im Besondern (5—8). Blücher war es, der unter dem ärgsten Druck der Fremdherrschaft doch den Muth nicht sinken ließ, und bei seinem Schwerte schwor, den Franzosen noch zu zeigen, was Deutsche vermöchten. Diesen Schwur hat er gehalten. Kaum erscholl der Ruf seines Königs, so stieg er wie ein Jüngling zu Pferde und jagte die Franzosen zum Lande hinaus. In vier Schlachten erkämpfte er sich ewigen Nachruhm, bei Lützen, an der Katzbach, bei Wartenburg an der Elbe und bei Leipzig, wo er zum Feldmarschall ernannt wurde. Mit der letzten Strophe kehrt nun das Lied wieder zum Anfang zurück. Begeistert ruft der Dichter dem dahinsprengenden Feldherrn zu, den Rhein zu überschreiten und den Feind in dessen eigenem Lande zu besiegen.

3. Kurze Inhaltsangabe.

Das Lied schildert die Persönlichkeit und die kriegerischen Thaten des alten Blücher und fordert ihn auf, die Franzosen in ihrem eigenen Lande zu besiegen.

4. Gliederung.

I. Die Persönlichkeit Blücher's. (Str. 1 u. 2.)
II. Seine Kriegsthaten. (Str. 3—8.)
 A. Im Allgemeinen. (3. u. 4.)
 B. Im Besondern. (5—8.)
  1. Die Schlacht bei Lützen. (5.)
  2. Die Schlacht an der Katzbach. (6.)
  3. Der Uebergang bei Wartenburg an der Elbe. (7.)
  4. Die Schlacht bei Leipzig. (8.)
III. Aufforderung zu einem Zuge nach Frankreich. (9.)

5. Form der Darstellung.

Derb und kernig, wie der Inhalt und wie die ganze Persönlichkeit des besungenen Helden, ist auch die Form des Gedichtes. Die vierzeiligen Strophen mit gepaarten männlichen Reimen sind kunstlos und recht eigentlich für den Volksgesang gebaut, dem das Lied auch bald nach seiner Entstehung und wohl für alle Zeiten anheimfiel. Ein bestimmtes Versmaß waltet nicht vor; jeder Vers hat vier Hebungen.

4. Deutscher Trost.

(Gedichte. Berlin, 1860. S. 247. — Lüben und Nacke, Lesebuch, VI. Nr. 93.)

1. Gedankengang.

Zur Zeit der napoleonischen Zwingherrschaft in Deutschland, die eine allgemeine Niedergeschlagenheit hervorrief, war es namentlich Arndt, der durch seine Lieder die gesunkenen Geister erhob und den Aufschwung der Nation vorbereitete. In dem vorliegenden Liede wendet er sich tröstend an das verzagende deutsche Herz und sucht es durch die Hinweisung auf den Ruf des Gewissens aufzurichten, das da befiehlt, recht zu thun und Nichts zu fürchten. Das Gewissen lügt nicht, denn es ist gött-

lichen Ursprungs, ein Strahl des Himmelslichtes (Str. 1). Nicht auf gleißnerischen Lug und Trug, nicht auf List und Kunst, die dem Deutschen schlecht gerathen, soll dieser sich verlassen (Str. 2); an ehrenfester Treue, unwandelbarer Liebe, an Einfalt, Demuth und Redlichkeit soll er festhalten (Str. 3). Das grade, offne Wort und der ehrliche Kampf mit Speer und Schwert vor dem Angesicht des Feindes stehen dem Deutschen wohl (Str. 4); Meuchelei und das Wohlgefallen an glänzender Sklaverei soll er den Welschen (den Franzosen) überlassen und dafür redlich, fromm, frei und treu sein (Str. 5). Das deutsche Herz hat nicht nöthig, zu verzagen, denn es stehen ihm vier Helden zur Seite; der nie zu unterdrückende deutsche Freiheitssinn, der fromme Glaube an die göttliche Vorsehung, die biedere deutsche Gesinnung und die deutsche Tapferkeit (Str. 6) Diese Helden halten selbst in der größten Gefahr Stand und verhelfen zum endlichen Siege (Str. 7); darum soll der Deutsche nicht verzagen, sondern der Stimme des Gewissens folgen, das den Tapfern nicht täuscht.

2. Kurzgefaßter Inhalt der einzelnen Strophen.

1. Verzage nicht, sondern folge der Stimme deines Gewissens!
2. Meide alles Falsche!
3. u. 4. Halte fest an den Tugenden deiner Väter!
5. Ueberlaß sklavische Gesinnung und Hinterlist den Welschen!
6. Die vier deutschen Helden.
7. Sie verhelfen zum Siege.
8. Verzage nicht, sondern folge der Stimme des dich nicht täuschenden Gewissens.

3. Der Inhalt im Allgemeinen.

Die Mahnung, der Stimme des Gewissens zu folgen, alles Falsche zu meiden und an alter deutscher Art und deutschem Wesen festzuhalten, ist der beste Trost für das in der Knechtschaft verzagende deutsche Herz.

4. Form der Darstellung.

Das Versmaß ist dem ernsten Inhalte angemessen gewählt. Es bewegt sich in vierfüßigen Trochäen mit gepaarten männlichen Reimen.

5. Vaterlandslied.

(Gedichte. Berlin, 1860. S. 212. — Lüben und Nacke, Lesebuch, VI. Nr. 94.)

1. Erläuterungen.

Str. 2. „Und nimmer im Tyrannensold die Menschenschädel spalten.“ Anspielung auf die gezwungene Theilnahme vieler Deutschen an dem russischen Feldzuge von 1812.

3. „Dem Buben und dem Knecht die Acht!“ Wer niedrige, sklavische Gesinnungen hegt, der sei von aller Gemeinschaft mit uns ausgeschlossen und dem Verderben geweiht.

2. Gedankengang.

Wir haben hier einen Schlachtgesang voll hoher Begeisterung, voll Haß gegen alles Französische. Der Dichter beginnt mit der Versicherung, daß Gott es sei, der die Deutschen in den Kampf schicke. Er wollte keine Knechte, darum gab er uns Waffen, kühnen Muth und das freie Wort zur Bekämpfung unserer Unterdrücker (Str. 1). Das wollen wir festhalten und dem Tyrannen nicht mehr dienen; wer aber dennoch für die schlechte Sache kämpft, der soll sterben und der errungenen Freiheit verlustig gehen (Str. 2). Dieser Gedanke begeistert den Dichter so, daß er unter feierlicher Anrufung des Vaterlandes schwört, jeden Verräther auf das Schimpflichste zu bestrafen. Nun erst gedenkt er der nahenden Schlacht, welche die bisher erduldete Schmach der Knechtschaft so rächen soll, wie einst die Teutoburger Schlacht deutsche Schmach rächte (Str. 3). Mit lautem Kriegsruf fordert er alle Deutschen zum Kampf für's Vaterland auf, zum Schwur, der Knechtschaft ein Ende zu machen (Str. 4). Alles soll in Kampfeslust erklingen; unter Trommel- und Flötenschall gehe es in die Schlacht, in welcher Jeder sein Schwert mit dem Blute des Feindes röthen soll. Rache am Feinde zu nehmen, das sei jetzt das große, das einzige Werk des Deutschen (Str. 5). Die Standarten und Fahnen sollen alle wehen, und Jeder soll des Heldentodes eingedenk sein. Das Siegspanier flattert den kühnen Reihen voran, und entschlossen, zu siegen oder zu sterben, stürzen sie dem Feinde entgegen.

3. Kurzgefaßter Inhalt der einzelnen Strophen.

1. Gott gab uns zur Bekämpfung der Feinde Waffen, Muth und die freie Rede.

2. Daran wollen wir festhalten und den vernichten, der für den Tyrannen kämpfte.
3. Schwur, den Verräther zu ächten. Auszug zur Racheschlacht.
4. Schwur, im Verein der Knechtschaft ein Ende zu machen und
5. den Feind zu vernichten.
6. Beginn der Schlacht. Entschluß, zu siegen oder zu sterben.

4. Der Inhalt im Allgemeinen.

Das Gedicht enthält einen Aufruf an alle Deutsche, nicht mehr der Tyrannei zu dienen, sondern für die Freiheit des Vaterlandes Gut und Blut zu wagen.

5. Form der Darstellung.

Wir begegnen hier derselben festen, mannhaften Sprache, welche die beiden vorigen Gedichte so volksthümlich machte und auch das vorliegende in den Kreis der damals allgemein gesungenen Schlachtenlieder zog. Von besonderer Schönheit sind die Anfänge der 4., 5. und 6. Strophe. Jede Strophe besteht aus acht vier- und dreifüßigen Jamben mit verschlungenen weiblichen und männlichen Reimen.

6. Die Zwerge in den neun Bergen.

(Märchen und Jugenderinnerungen. Berlin, 1842. I. Bd. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Nr. 42.)

Bei der Kürze, Einfachheit und Klarheit, wodurch sich dies Märchen auszeichnet, bedarf es keiner weiteren Besprechung.

7. Der Holländer.

(E. M. Arndt, Versuch in vergleichender Völkergeschichte. Leipzig, 1843. S. 358 ff. — Lüben und Nacke, Lesebuch, VI. Nr. 95.)

1. Erläuterungen.

„— mit dem Eigenwillen eines Pedanten", d. h. eines Kleinigkeitskrämers.

„Erinnere dich der Geschichten von Alba's Tagen." Die Grausamkeit dieses furchtbaren Mannes, durch den auch Egmont fiel (1568), erregte in Holland, Seeland und andern Provinzen

einen Aufstand, der einen fast 68jährigen, wechselvollen Kampf mit dem mächtigen Spanien zur Folge hatte und mit Anerkennung der Unabhängigkeit der vereinigten freien Niederlande endigte.

Barneveldt (Johann von Olden), geb. 1549, erwarb sich um die Befreiung der Niederlande große Verdienste, die ihm aber schlecht vergolten wurden. Als Generaladvocat der Provinz Holland schützte er diese gegen die geheimen Anschläge des Prinzen Moritz von Nassau, der dem republikanischen Princip entgegenarbeitete. Je höher die Niederlande Barneveldt's Verdienste anerkannten, um so höher stieg die Erbitterung des Prinzen, der nun durch Religionsstreitigkeiten seine Zwecke zu erreichen suchte, da Barneveldt der verhaßten Secte der Arminianer angehörte. Moritz's Ränke verdächtigten Barneveldt auf alle Weise und schwächten die Liebe des Volks zu ihm. Als nun im Jahre 1618 eine Kirchenversammlung zu Dortrecht zusammentrat, um die Streitigkeiten innerhalb der calvinistischen Kirche zu schlichten, verurtheilte die Synode die Arminianer mit der ungerechtesten Strenge, und Barneveldt ward von 26 Commissarien zum Tode verdammt. Den 13. Mai 1619 bestieg er das Blutgerüst.

Johannes de Witt, Großpensionair von Holland, wurde 1625 zu Dortrecht geboren und zeichnete sich durch seinen unvertilgbaren Haß gegen das Haus Oranien aus, dessen Streben nach unumschränkter Herrschaft ihm nicht entging. Trotz seiner Gegenbemühungen kam die Wahl Wilhem's III. von Oranien zum Oberstatthalter zu Stande; die oranische Partei erhielt dadurch über die Republikaner das Uebergewicht, und Witt verlor immer mehr und mehr an Einfluß. Als der Krieg von 1672 mit den Franzosen unglücklich ablief, so schrieb man dies den Verräthereien Witt's zu, den man im Verdacht des Einverständnisses mit Frankreich hatte. Der Unwille des Volks wandte sich, genährt durch die oranische Partei, immer lauter gegen Witt, und man beschuldigte sogar Witt's Bruder, Cornelius, dem Prinzen nach dem Leben getrachtet zu haben. Wilhelm ließ diesen in Haag einkerkern, und als Witt sich dahin begab, um seinen Bruder zu sprechen, entstand plötzlich ein Volksaufstand; das Gefängniß wurde erbrochen und beide Brüder vom aufgereizten Pöbel ermordet (20. August 1672). Alle Urtheile der Zeitgenossen sprechen Witt einstimmig vom Verrathe am Vaterlande frei.

„Orthodoxie", Rechtgläubigkeit, Starrgläubigkeit.

(Vergl. „Ebbe und Fluth in Holland" von Kohl. Leseb., V. Thl.).

2. Kurzgefaßter Inhalt.

Der Anblick Hollands erregt die Bewunderung des Deutschen, noch mehr die Art und Geschichte der Bewohner Hollands, die ihr reiches Land sich eigentlich selbst schufen. Es ist schwer, den Holländer zu beschreiben. Der erste Eindruck, den er auf den Fremden macht, ist kein ihm günstiger. Er erscheint kalt, steif, förmlich, und wenn man auch nach längerer Betrachtung ein anderes Urtheil gewinnt, so steckt doch immer noch etwas Unbeschreibliches in dem holländischen Wesen. Man muß die Holländer von innen heraus verstehen lernen. Ihre scheinbare Ruhe und sorglose Gelassenheit ist weiter nichts, als das Bewußtsein, ihr Land selbst geschaffen zu haben. In diesem Bewußtsein erfreut sich der Holländer seines dem Meere abgewonnenen Landes und sucht es auf alle Weise zu verschönern. So ruhig und behaglich er jedoch bei der Gestaltung seines häuslichen Lebens erscheint, so regsam, trotzig und willenskräftig ist er im Kampfe mit dem Meere. Der Eigenwille, der sich in jedem Holländer zeigt, wird nur hinter einer gewissen langweiligen Einerleiheit versteckt, die auch die Sprache wie das ganze Land an sich trägt. Zum Schutz gegen die Einförmigkeit des Landes pflegt der Holländer das Nette, Reinliche, Saubere; darum blühte hier auch von jeher die Malerei.

Der Holländer ist also dem Seelöwen vergleichbar, der unter einem ruhigen Aeußern Muth und tiefe Leidenschaft verbirgt. Die Geschichte beweist dies genugsam. Im Kampf und in der Arbeit seiner Schöpfung hat sich sein Geist klar entwickelt; er haßt das Verstiegene und Verschwommene, Unbestimmte und Schwärmerische. Darum sind seine Gesetze bestimmt und klar, darum ist seine Religion die calvinistische, die sich von dem englischen Protestantismus nur durch den Mangel äußerlichen Glanzes unterscheidet. Darauf beruht überhaupt der Unterschied zwischen dem demokratischen Holländer und dem aristokratischen Engländer, die sonst beide den Sinn für das Klare und Bestimmte gemein haben.

3. Form der Darstellung.

Der Stil dieses Musterstückes zeichnet sich besonders durch die häufige Anwendung ziemlich umfänglicher Perioden aus, die jedoch der Klarheit und logischen Einheit des Ganzen keinen Abbruch thun.

Leben und Charakteristik Arndt's.

I.

1. In den „Erinnerungen aus dem äußern Leben" erzählt Arndt selbst: „Am Weihnachtstage (26 Dec.) des Jahres nach der Erscheinung unseres Herrn Jesu Christi 1769 habe ich zu Schoritz auf der Insel Rügen zuerst das Licht dieser Welt erblickt, und zwar als ein Wohlgeborner, weil ich stark und gesund war, als ein Hochgeborner, weil mein Geburtshaus damals durch eine hohe stattliche Treppe und durch Jugendlichkeit und Schönheit ein sehr ritterliches und hochadeliges Ansehen hatte.

Wie es nun auch um diese Geborenheiten stehen mag, die Wahrheit bekennend, muß ich aussagen, daß der Stamm, aus welchem ich entsprossen bin, unter anderem niedrigen Menschengesträuche ganz tief unten an der Erde stund, und daß mein Vater kein vornehmerer Mann war, als der Vater des römischen Dichters Horaz, nämlich ein Freigelassener. Er war Verwalter der Schoritzer Güter, die aus einem halben Dutzend größerer und kleinerer Höfe und einigen Bauerndörfern bestunden. Später pachtete mein Vater für sich das Gut Dumseritz, und auf diesem wuchsen wir in ländlicher Stille auf. Dumseritz war ein häßlicher Hof, indessen waren doch hübsche Wiesen und Teiche umher, nebst zween sehr reichen Obstgärten, und in den Feldern Hügel, Büsche, Teiche, Hünengräber, Alles in dem unordentlichen, aber romantischen Zustande eines noch sehr unvollkommenen und ursprünglichen Ackerbaues. Die Natur war, mit Goethe zu reden, Gottlob noch nicht reinlich gemacht und ihre ungestörte Wildheit mit Vögeln, Fischen, Wild und Heerden desto lustiger; auch streiften wir, dem fröhlichen Jäger, dem Vater und seinen Hunden folgend, oft darüber hin. Es waren glückliche Jahre für uns, und es war uns ganz recht, daß wir wegen Mangel an einer Schule nicht zu frühe auf den Schulbänken sitzen mußten. Aber so ganz leer gingen wir doch nicht aus. Die Eltern hielten den Herbst und Winter, wo sie am meisten Muße hatten, Schule mit uns; Schreiben und Rechnen lehrte der Vater, und die Mutter hielt die Leseübungen, und machte unsere jungen flatternden Geister durch Erzählungen und Märchen lebendig, die sie mit großer Anmuth vorzutragen verstund. Auch die Bibel habe ich einige Mal mit ihr durchgelesen, und das Gesangbuch mußte auch fleißig zur Hand genommen werden.

Frühling und Sommer gingen nicht ganz ohne Schule hin, indessen war die Schule unter den Gespielen in Feld und Wald

und auf Wiesen und Haiden und unter Blumen und Vögeln wohl die beste. Doch ließ der Vater uns nicht immer bloß wild und wie auf's liebe Ungefähr herumlaufen, sondern wußte es meistens so einzurichten, daß wir bei dem Herumspringen und Herumspielen irgend Etwas einzurichten oder zu bestellen hatten. Zuweilen hütete ich unsere Schweine und Kühe, und noch leuchten mir die ersehnten Abendröthen, wo ich fröhlich meine Kuhheerde in den Hof trieb und dann geschwind in der Dämmerung noch auf einen Apfel- oder Kirschbaum kletterte, wo ich süße Beute für mich wußte. Ich galt für einen treuen, gehorsamen und fleißigen Jungen, aber zugleich für einen ungestümen und trotzigen, für einen solchen, der gern seinen eigenen Weg ging.

Gegen das Jahr 1780 bezog mein Vater eine andere Pacht, etwa eine Meile von Stralsund, und nun wurden wir in eine ordentliche Schule gethan. In dieser Zeit war Deutschland zu neuem literarischen und poetischen Dasein erwacht, und selbst die Ungelehrten, wie z. B. meine Eltern, nahmen daran Theil: Lessing, Claudius, Bürger und Stolberg wurden von Alt und Jung mit Jubel begrüßt. Wir lasen und lernten Verse machen. Unsere Begeisterung für die Dichter, welche wir lasen, brachte einmal durch meine Schuld ein Trauerspiel hervor, welches der guten Mutter mehr als eine Thräne und uns Allen manchen guten Braten gekostet hat. Hier ist die schwarze Geschichte:

Wir hatten uns in dem Baumgarten hart unter den Augen unserer Schulfenster, wo ein schöner sonnenbeglänzter Rasenplatz war, ein Ding gleich einem pegnitzischen Blumengarten angelegt. Der Rasen war nämlich in viele kleine Duodezgärtchen getheilt, und die Mitte jeder Abtheilung war mit einem Haufen bunter, am Meeresstrande aufgesammelter Steinchen belegt. Jedes einzelne Gärtchen trug den Namen eines Dichters: Gellert, Hagedorn, Uz, Lessing, Bürger, Stolberg, Hölty, Claudius, Overbeck u. s. w.; Goethe's Großheit lag natürlich noch weit jenseit unseres Gesichtskreises. Damit nun diese bunt ausgelegten und mit Rasen umlegten Gärtlein recht grünen möchten, mußte Wasser zum Begießen geschafft werden. Das fehlte in dem Baumgarten, auch war kein Brunnen oder Teich in der Nähe. Da machte ich, als der Stärkste der Theilnehmer, mich an's Werk und beschloß, einen kleinen Teich zu graben, worin sich Wasser sammeln könne. Das ward in der That in den Feierstunden einiger Wochen vollbracht, und bald füllten auch ergiebige Regen meine Grube mit Wasser. Da begab sich, daß die jungen Geschwader von etwa siebenzig bis achtzig Gänsehäuptern schon ziemlich erwachsen und wohl befiedert, eines Abends in den Baumgarten getrieben wurden, um in seinem wohl beschlossenen Bezirke die Nacht in sicherer Hut vor Hunden und Füchsen zu durch-

schlafen. Aber o weh! die armen Gänschen hatten nicht geschlafen, sondern Wasser gesucht und gefunden, waren in meine tiefe Grube gestürzt, welche keinen leichten Ausgang bot, und hatten sich übereinander schlagend und sterbend bis auf vier, fünf, die man auf den Leichen der übrigen noch lebendig fand, sämmtlich erstickt.

Noch eines jugendlichen Spiels muß ich hier erwähnen, das, wie ich mich erinnere, von mir ausging, der eine besondere Freude an Geschichten und Märchen hatte, nämlich unser Geschichten erzählen oder Geschichtentreiben, wie wir es nannten. Wir größeren Jungen waren nämlich übereingekommen, daß während der winterlichen Zeit, wo die Abende und Nächte sich bei den Hyperboräern fast zu sehr längen, die Langeweile durch Geschichten, welche Jeder umsichtig in seiner Weise zu erzählen hätte, von uns gekürzt werden sollten. Dies ward denn auch mit großer Freude in lustige That verwandelt und während mehrerer Winter von uns fortgesetzt; denn die Lust daran war so mächtig, daß wir oft um 8 Uhr schon zu Bette eilten — denn im Bette, und zwar in einem dunkeln Kämmerlein ward Erzählung getrieben — damit die Geschichten recht lange genossen werden könnten. Hier suchte nun Jeder, was er aus Erdkunde und Naturkunde Wundersames behalten oder vom lebendigen Munde Anderer sich aufgelesen hatte, in neuer Gestaltung und Erfindung zusammen zu weben. Auch ward der Vertrag eben so gewissenhaft gehalten, als er feierlich geschlossen war, und ich erinnere mich nicht, daß jemals nur eine beschwerliche Unterbrechung eingetreten, geschweige daß dem Erzähler etwas Bitteres oder Unangenehmes eingewandt worden wäre. Wir hörten vielmehr immer mit der anständigsten Geduld zu. Ich für meinen Theil hatte mir einen fabelhaften Goldadler, den ich mit Mandeln und Rosinen und Feigen und Pommeranzen fütterte, vor einen luftigen Wagen gespannt, und er hat mich zu Magnetinseln und Diamantgruben, in die Höhle von Riesen und Zauberern und in die goldenen Paläste der Unterirdischen, ja durch die Mongolenwüste Gobi bis unter die gefährlichen Flügel des Vogels Rock getragen. Auch jene Kleinigkeit hing offenbar mit dem poetischen Einflusse jener Tage zusammen. Für uns hatte es wenigstens den Vortheil, daß wir zu rechter Zeit reden und erzählen lernten; für mich aber führte es die angenehme Beschwerde herbei, daß ich noch fünf bis sechs Jahre später, wo ich im Kreise kinderbegabter Freunde erschien, meinen Goldadler satteln und anschirren mußte. So hatte sich der Ruf unseres Geschichtentreibens verbreitet.

Bei allen diesen kindischen und kindlichen Spielen und Entwickelungen des jungen Lebens hin und her, worin schon ein-

zelne höhere und edlere Keime lagen, blieb der gewöhnliche Zustand doch in den Schranken des elterlichen Standes und Vermögens. Der rüstige, damals noch in der Fülle der Kraft blühende Vater muthete uns mit Recht die Uebungen und Arbeiten zu, welche er hatte durchgehen müssen; er sah es überhaupt gern, wenn wir aus eigenem Triebe oder im wackern Wettkampfe uns Strengen und Härten auferlegten, die er eben nicht befohlen hatte. In der Erntezeit, wo viele Hände und diese oft recht geschwind gebraucht werden mußten, wurden auch die Jungen oft einige Stunde vor der Sonne aus dem Bette getrieben und mußten oft lange vor der Schulstunde Ochsen und Rosse herbeitreiben oder herbeireiten, oft auch den ganzen Tag in diesen oder ähnlichen jugendlichen und hirtlichen Geschäften ausharren. Waren junge Füllen zuzureiten oder Pferde durch die Teiche zu schwemmen, Bruder Karl, der nun wieder bei uns war und den Kaufmann, wofür er bestimmt schien, wieder gegen den Landmann vertauscht hatte, und ich wurden darauf gesetzt, oft, wenn es in's Wasser ging, ganz nackt, der Vater mit der knallenden Peitsche hinter uns. Noch erinnert's mich, daß ich, als ich einmal ein unbändiges Thier splinterfasernackt durch einen Teich ritt, von diesem beim Herausspringen in Nesseln und Dornen abgeworfen ward, daß mir das Fell brannte. Zu solchen Abenteuern durfte nicht sauer gesehen werden. Baden im nahen Meere, Fischen in den vielen Teichen und in den Gräben und Bächen der überschwemmten Wiesen auf Karauschen, Krebse, Krabben, Hechte und Aale, Vogelstellen im Herbste in unserer trauten Lau, Schlittenfahrten und Schlittschuhlaufen — Alles das verstand sich als die Regel eines tüchtigen Landlebens von selbst.

Wir hatten nun bis in den Anfang meines siebzehnten Jahres so fort gelebt, wie es sich eben machte, und meine Eltern konnten wohl nicht daran denken, mich studiren zu lassen. Da kam es durch fremde Hülfe, daß ich plötzlich in die gelehrte Schule nach Stralsund verrückt ward. Mehrere Gönner, welche unbekannt bleiben wollten, hatten für diesen Zweck einen Zusammenschuß gethan, und im Hornung des Jahres 1788 ward ich in die Secunde jener Schule eingeführt und bekam bei dem Herrn Conrector Furchau meine Wohnung. Dies war ein Sprung! Der arme und blöde Landjunge erschien im schlechtesten Aufzuge unter vielen zum Theil zierlichen und nach ihrer Weise vornehmen Jünglingen der ersten Familien der pommerschen Hauptstadt. Ich trug einen grünen Rock von eigengemachtem Zeug, wenn es ein Bischen besser sein sollte, einen grauen plüschenen, aus einem alten Rocke meines Vaters zusammengenäht und von dem Landschneider etwas zu wulstig weit zugeschnitten;

meine Stiefeln ungefähr in ähnlicher Art von dem Leisten des Meisters Silverstorp in Rambin. Man kann denken, mit welcher Gier die zierlichen Stadtpfauen über die so aufgeputzte Landkrähe herfuhren, und wie die Krähe sich anfangs zurückmachte. Indessen Noth bricht Eisen, und da mich Einige etwas unsanft anzutasten wagten, fühlte ich mein ungeduldiges Arndtsblut aufsieden, und bald lagen ein paar Bursche zusammengeknickt zu meinen Füßen. In dieser Beziehung hatte ich bald Ruhe, denn in der ganzen Klasse war etwa nur ein Einziger, der mich allenfalls hätte bestehen können, mein nachheriger Schwager Asher; dieser aber ließ mich ungeheiet. Die Klasse war damals durch die lange Kränklichkeit des eben verstorbenen Subrectors Borheck sehr vernachlässigt. Ich konnte mich darin bald mit den besten Schülern messen. Zwar verstund ich noch kein Wort Griechisch, aber in dieser Sprache sah es bei Jedermänniglich damals schlecht in Secunde aus. Nach des Subrectors Tod ward der Unterricht in dieser Klasse von den Lehrern der Prima mit bestritten und ging nur bruchweise fort, und mir blieb immer Zeit genug, durch Privatunterricht, den ich im Griechischen nahm, mit den Uebrigen, die alle nicht hoch stunden, in wenigen Monaten auf gleiche Höhe zu gelangen. Im Frühlinge langte denn der neue Subrector, Herr Ruperti aus Hannover, an und erhob den Unterricht und die Zucht der Secunda bald zu einer hohen Stufe. Ich habe in dieser Klasse zwei Jahre und in Prima ein Jahr zugebracht und für einen der fleißigeren und besseren Schüler gegolten, was bei allem dem nicht viel sagen will.

Während dieser Zeit ward ich von Freunden meiner Eltern, die nach Löbnitz gezogen waren, unterstützt und genoß Freitische. 1789 sollte ich nun zur Hochschule abgehen.

Nachdem ich eine Zeitlang bei meinen Eltern studirt hatte, bezog ich 1791 die Hochschule Greifswalde, und später (1793) Jena, wo ich mich auf Philosophie, Theologie und Geschichte verlegte. Die Ferienreisen machte ich nach meiner Weise immer zu Fuß, wie auch andere Fluge durch das liebe Vaterland, und zwar nicht bloß, um den Körper abzuhärten, sondern auch um Land und Leute besser kennen zu lernen.

Von Jena kehrte ich wieder heim und war einige Jahre Hauslehrer. Ich war 28 Jahre alt, als mich eine große Sehnsucht lockte, die Welt zu sehen. Mein Vater reichte mir die Mittel, ich verstund mich zu behelfen, und so ging es ganz leidlich, wenn auch nicht freiherrlich, doch zuweilen herrlich. So bin ich denn anderthalb Jahre in mancherlei Abenteuern, die nicht hierher gehören, zu Fuß, zu Wagen, zu Schiff herumgepilgert, vom Frühlinge 1798 bis in den Herbst 1799, habe ein Vierteljahr in Wien gelebt und mir das Ungarland betrachtet; dann über die

Alpen nach Italien. Dort hat mich in Toscana der wieder ausbrechende Krieg überrascht, und mich geschwinder weggetrieben, als ich gedacht hätte; ich habe Rom, Neapel, Sicilien nicht zu sehen bekommen. Als die Kriegsflamme aufzulodern begann, war ich in Nizza, dann in Marseille, den ganzen Sommer in Paris; den Herbst bin ich über Brüssel, Köln, Frankfurt, Leipzig, Berlin langsam heimgezogen. Auch dieser Ausflug, wie so Vieles in meinem Leben, was ich leider beklagen muß, habe ich mehr aus Instinct, als für einen bewußten Zweck gethan. Ohne bestimmte Richtung und Ziel, ohne Vorbereitungen und Vorarbeiten für die Straßen, die ich durchlaufen wollte, bin ich fast zu leicht durch die Welt fortgeschlendert. Ich habe diese Reise fast wie Bruder Sorgenlos gemacht, fast als wäre ich ein hochgeborner Reichsfreiherr gewesen, die straffe Börse und den blanken Wechsel desselben abgerechnet. Indessen bin ich später gewahr geworden, daß in mir ein dunkles Ziel lag, das ich damals nicht gewahrte. Ich habe die Dinge, Menschen und Völker dieser Welt doch sehen und erkennen gelernt. Ich glaube aber nun, da mir die Augen über dem, was ich Alles ersehen habe, oft übergehen wollen, es wäre ein Unglück, wenn ein Mensch sehen könnte, wann und wodurch ihm auf seinem Pilgerlaufe das Gesicht wächst.

Ich begab mich wieder in die Heimath und von da nach Greifswalde, wo ich an der Hochschule angestellt wurde. Meine Gattin, die ich dort kennen lernte, sollte ich bald verlieren. An dieser kleinen Hochschule war ich zehn Jahre befestigt, von welchen ich ungefähr die Hälfte auf Reisen und in Schweden (1803) zugebracht, die zweite Hälfte gelehrt habe."

2. So weit Arndt selbst. Er hatte sich schon immer als ein kerniger, biederer, redlicher Mann gezeigt, aber erst das schwere Joch, das über Deutschland kam, hat alle Treue, Kraft und Herrlichkeit seines Gemüthes kund gethan und bis zum späten Greisenalter ihn dargestellt als einen Vorkämpfer in den Reihen hochgesinnter deutscher Männer. Im Jahre 1806 erschien sein Buch: „Geist der Zeit", worin er des Vaterlandes Schmach und des Drängers, des Emporgekommenen Tyrannei mit glühenden, in tausend Seelen dringenden Worten schilderte. Sein Motto war: „Im Herzen Muth, Trotz unter'm Hut, Am Schwerte Blut, Macht Alles gut!" Er wurde eine Macht gegen Napoleon und mußte vor ihm nach Schweden fliehen. Aber gegen jedes verjährte Unrecht auch im Vaterlande kämpfte der muthige Mann, wie in seiner „Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen", weshalb er von mehreren Adeligen angeklagt wurde.

Aus Schweden kehrte er 1810 unter dem Namen eines Sprachmeisters Allmann nach Berlin zurück, denn sehnsüchtiges Heimweh nach dem deutschen Vaterlande und seiner tiefen gemüthlichen Sprache ließ ihn im fremden, wenn auch sprachverwandten Lande nicht glücklich sein. Er nahm seine Stelle in Greifswald noch in demselben Jahre wieder ein, aber beim Herannahen des großen Krieges, nachdem er mit vielen bedeutenden, für Deutschlands Befreiung begeisterten Männern in Gemeinschaft getreten war, floh er auf's Neue und ging dann über Berlin, Schlesien, Böhmen, Mähren, Galizien, Volhynien, Kiew nach Smolensk, wo er einige Tage vor den Franzosen ankam. Im Jahre 1813 kam er zurück, und nun war er von ganzer Seele bemüht, durch Flugschriften und Gedichte voll Geist und Feuer, Muth und Kraft gegen die Unterdrücker zu steigern und den Sinn für Unabhängigkeit und Freiheit in allen preußischen und deutschen Herzen zu entflammen. Jetzt erschienen seine begeisterten Schriften: „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze", „Soldatenkatechismus", die weit verbreitete Flugschrift: „Ueber Landwehr und Landsturm", und viele seiner herrlichen Volkslieder, welche ihn würdig den Vaterlandsdichtern anreihen.

Nach der Schlacht bei Leipzig setzte er unter Autorität der Centralverwaltung mit Befreiung von Censur seine schriftstellerischen Arbeiten fort, und der edle Minister Freiherr von Stein giebt ihm das ehrende Zeugniß: „Er hat sich in der Zeit, daß er mit mir in den angegebenen Verhältnissen stand, als einen gottesfürchtigen, das Vaterland liebenden, seine Befreiung vom fremden Joch eifrig wünschenden und dazu durch Wort und Schrift nach Kräften wirkenden Mann gezeigt." Von 1815 an hielt sich Arndt in den Rheinlanden auf und gab 1815 und 16 in Köln eine Zeitschrift, „Der Wächter", heraus. Im Jahre 1817 nahm er in Bonn seinen Wohnsitz, verheirathete sich mit Schleiermacher's jüngster Schwester und wurde 1818 an der neu errichteten Universität Bonn ordentlicher Professor der Geschichte. Da kam die traurige Zeit der Untersuchungen sogenannter demagogischer Umtriebe, wo die edelsten, für des Vaterlandes Freiheit begeisterten Sänger und Menschen zu niedern Aufrührern gestempelt werden sollten. Was man damals gethan, um auch Arndt schuldig finden zu wollen, erzählt er uns in tiefem Unwillen in seinem „Nothgedrungenen Bericht aus seinem Leben und aus und mit Urkunden der demagogischen und antidemagogischen Umtriebe." Endlich wurde er zwar frei gesprochen, blieb aber, wiewohl mit Beibehaltung seines Gehaltes, von seinem Amte suspendirt und in den Ruhestand versetzt. Er siedelte sich nun bei Bonn an und bebaute

seinen Weinberg. Hier hatte er 1834 das Unglück, seinen jüngsten Sohn beim Baden im Rhein zu verlieren.

Ein neues zweites Leben ging ihm 1840 an mit dem Regierungsantritt König Friedrich Wilhelm's IV. Er erhielt wieder die Erlaubniß, thätig in sein Amt einzutreten, wurde für das folgende Jahr zum Rector ernannt und erhielt 1842, wie schon vorher den Verdienstorden der baierischen Krone, den rothen Adlerorden. Er war freilich ein Greis geworden, aber er hat auch im Greisenalter noch mehr gethan, als viele Jünglinge. Als auch ihn im Jahre 1848 des Volkes Stimme in's deutsche Parlament nach Frankfurt rief, hat er hier die Wahrheit des Wortes bewiesen, welches er im Unwillen über seine Verhöre 1820 im Jahre 1847 aussprach, daß er nie Gewalt und Aufruhr und Beugung des Rechts gewollt. Ein tiefer Schmerz war es ihm, daß er als Abgesandter des Parlaments 1849 den Antrag der Kaiserkrone von Preußens Könige zurückgewiesen und den Wunsch vereitelt sah, von dessen Erfüllung ihm Deutschlands Einheit und Hoheit abzuhängen schien.

Arndt erfreute sich bis zu seinen letzten Lebenstagen der besten Gesundheit und war noch als Greis sehr rüstig. In seinem neunzigsten Lebensjahre besorgte er noch eine Ausgabe seiner Gedichte. Sein einundneunzigster Geburtstag wurde durch Zuschriften, Geschenke und Feste von ganz Deutschland gefeiert. Die Beantwortung aller Glückwünsche regte ihn bei seinem Alter mehr auf, als ihm gut war. „Er ist buchstäblich in Blumen der Liebe und Verehrung erstickt", sagt Oelbermann in seiner Denkrede. Er starb am 29. Januar 1860. Die rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität brachte „den schmerzlichsten Verlust ihres ältesten Mitgliedes, des unerschütterlichen Kämpfers für deutsche Sprache, Sitte und Ehre, dessen Name gefeiert und geliebt ist, so weit die deutsche Zunge klingt", mit dem frommen Wunsche zur öffentlichen Kunde, daß „über seinem Grabe der Bau deutscher Einheit und Einigkeit, woran er in schlimmen, wie in guten Zeiten ganz zuverlässig gearbeitet, sich erheben möge."

II.

Arndt's Verdienst um die Befreiung des Vaterlandes von der Herrschaft der Franzosen wird allgemein anerkannt. Alle seine zahlreichen Schriften und seine Gedichte sind auf diesen Zweck gerichtet. Sein „Geist der Zeit" ist nichts weiter, als eine begeisterte Rede gegen den Feind des Vaterlandes. Der Geist, welcher 1813 bis 1815 Alle beseelte und zu großen Thaten führte, war vorzugsweise durch ihn angefacht worden und wurde

durch jedes neue Lied, das er unter das Volk warf, fort und fort genährt. Sein aufwallender Zorn über die Franzosen macht sich darin oft in den stärksten Ausdrücken Luft; man glaubt Kanonendonner zu hören, wenn man sie liest oder wenn große Chöre sie singen. Wie mächtig wirkt nicht sein „Was ist des Deutschen Vaterland?“ noch nach fünfzig Jahren bei jeder Gelegenheit, wo es ertönt!

Neben den trefflichen Kriegsgesängen hat Arndt auch manches schöne religiöse Lied gedichtet, wie Nummer 1 unserer Auswahl zeigt. Es spricht sich in denselben ein wahrhaft frommer, gottergebener Sinn aus, ein Sinn, den er allerwärts auch im Leben bekundet hat.

Es ist eine nicht hoch genug zu schätzende Wohlthat, wenn ein Volk von Zeit zu Zeit, besonders aber in bedrängten Zeiten, solche Männer erhält; denn sie führen es in seiner ganzen Gesittung und Bildung schnellen Schrittes weiter.

Oelbermann sagt in seiner „Denkrede auf Vater Arndt“: „Arndt, der ewige Mensch, ist noch lange nicht genug gefeiert worden, kann in Deutschland niemals genug gefeiert werden! Denn das Ewige an ihm war ein Ausfluß der Gottheit, von der das Sprüchwort sagt, daß sie den Deutschen nie verlasse — und die Gottheit in ihren Offenbarungen zu feiern, ist ja das schöne Vorrecht des denkenden und fühlenden Menschen.

„Ja, ich sage es, und ich sage es noch einmal: Arndt, der ewige Mensch, war ein voller Sonnenstrahl der Gottheit, die keinen Deutschen verläßt. Sie offenbarte sich dem Volke in ihm, sie redete aus ihm mit den zwei gewaltigen Worten deutscher Verheißung, welche also lauten:

Hilf dir selbst, so wird Gott dir helfen!
und
Das ganze Deutschland soll es sein!“

Die deutsche Nation hat dem Vaterlandsfreunde jetzt in dankbarer Erinnerung bei Bonn ein Denkmal errichtet. Möge es stets Antwort auf die Frage des Dichters geben:

Wer soll dein Hüter sein?
Sprich, Vater Rhein!

Literatur.

A. Arndt's Schriften.

Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen. Berlin, 1803. Anhang dazu, 1817.

Germanien und Europa. Altona, 1803. 1⅔ Thlr.

Fragmente über Menschenbildung. 2 Thle. 1805. 3. Thl. 1819. Altona. $3\frac{2}{3}$ Thlr.
Geist der Zeit. 1. Thl. 1806. 2. Thl. 1808. 3. Thl. 1813. 4. Thl. 1818. 4. Aufl. 1861. $1\frac{1}{2}$ Thlr.
Briefe an Freunde. Altona, 1810. $1\frac{1}{3}$ Thlr.
Glocke der Stunde in drei Zügen. Königsberg, 1812. $\frac{1}{3}$ Thlr.
Soldatenkatechismus. Berlin, 1813. 5 Sgr.
Historischer Almanach für 1813. Petersburg, 1814. $1\frac{1}{2}$ Thlr. — Für 1814. $1\frac{1}{6}$ Thlr.
An die Preußen. Königsberg, 1813. Ein Bog. Fol.
Was bedeutet Landsturm und Landwehr? (ohne Ort) 1814. $3\frac{3}{4}$ Sgr.
Zwei Worte über die Entstehung und Bestimmung der deutschen Legion. Leipzig, 1814. $\frac{1}{6}$ Thlr.
Entwurf der Erziehung und Unterweisung eines deutschen Fürsten. Berlin, 1813. $\frac{1}{3}$ Thlr.
Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann. Breslau, 1813. $8\frac{3}{4}$ Sgr.
Das preußische Volk und Heer im Jahr 1813. Leipzig, 1814. $\frac{1}{4}$ Thlr
Ueber Volkshaß und über den Gebrauch einer fremden Sprache. 1813. $12\frac{1}{2}$ Sgr.
Ueber das Verhältniß Englands und Frankreichs zu Europa. Leipzig, 1813. $17\frac{1}{2}$ Sgr.
Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze. Leipzig, 1813. $\frac{1}{2}$ Thlr.
Grundlinien einer deutschen Kriegsordnung. Leipzig, 1813. $\frac{1}{3}$ Thlr.
Phantasie für ein künftiges Deutschland. 1813.
Ueber künftige ständische Verfassungen in Deutschland. (ohne Ort) 1814. $\frac{1}{3}$ Thlr.
Ueber Sitte, Mode und Kleidertracht. Frankfurt a. M., 1814. $\frac{1}{3}$ Thlr.
Ansichten und Aussichten der deutschen Geschichte. 1. Thl. Leipzig, 1814. $2\frac{1}{2}$ Thlr.
Ueber die Feier der Leipziger Schlacht. Frankfurt a. M., 1814. $\frac{1}{6}$ Thlr.
Noch ein Wort über die Franzosen und über uns. Leipzig, 1814. $\frac{1}{6}$ Thlr.
Das Wort von 1815 über die Franzosen. Frankfurt a. M., 1815. $12\frac{1}{2}$ Sgr.
Entwurf einer deutschen Gesellschaft. Frankfurt, 1814. $\frac{1}{6}$ Thlr.
Friedrich August, König von Sachsen, und sein Volk. 1814.
Blicke aus der Zeit in die Zeit. Frankfurt a. M., 1814. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Ueber den Bauernstand und seine Stellvertretung im Staate. Berlin, 1815. ⅓ Thlr.
Ueber Preußens rheinische Mark und über Bundesfestungen.
Der Wächter. Eine Zeitschrift. 3 Bde. Köln, 1815—16. 5 Thlr.
Märchen und Jugenderinnerungen. 2 Bände. Berlin, 1842. 3⅔ Thlr.
Erinnerungen aus Schweden. Berlin, 1818. 1⅚ Thlr.
Nebenstunden. 1. Thl. Leipzig, 1826. 2 Thlr.
Christliches und Türkisches. Stuttgart, 1828. 1 Thlr. 26¼ Sgr.
Die Frage über die Niederlande und über die Rheinlande. Lpzg., 1831. 11¼ Sgr.
Belgien und was daran hängt. Leipzig, 1834. ½ Thlr.
Leben Aßmann's, Pastors in Vorpommern. Berlin, 1834. 1⅙ Thlr.
Schwedische Geschichten. Leipzig, 1839. 3 Thlr.
Erinnerungen aus dem äußern Leben. Lpzg., 1840. (3. Aufl. 1842.) 1¼ Thlr.
Das Turnwesen. Leipzig, 1842. 12 Sgr.
Versuch in vergleichender Völkergeschichte. Leipzig, 1843. 2¼ Thlr.
Schriften für und an seine lieben Deutschen. Zum ersten Mal gesammelt und durch Neues vermehrt. 4 Thle. Leipzig, 1845 u. 1855. 5 Thlr. (Enth. viele der kleinen Schriften, wie 10, 13—17, 20—22, 24, 37, 38, 42 und mehreres noch Ungedruckte.)
Rhein- und Ahrwanderungen. Bonn, 1846. 1 Thlr.
Nothgedrungener Bericht aus seinem Leben und aus und mit Urkunden der demagogischen und antidemagogischen Umtriebe. 2 Thle. Leipzig, 1847. 3 Thlr.
Gedichte. Rostock, 1804. Frankfurt a. M., 1818. 3 Thlr.
Der Storch und seine Familie. Tragödie in 3 Aufz. Leipzig, 1804. 1816. (kom. Tragödie aus der Thierwelt.)
Gedichte. Greifswald, 1811.
Kriegslieder und Wehrlieder. Frankfurt a. M., 1815. ⅛ Thlr.
Gedichte. Frankfurt, 1818. 2 Bde.
Gedichte. Leipzig, 1840. 1843. Berlin, 1860. Vollständige Sammlung. Mit der Handschrift des Dichters aus seinem 90. Jahr. 1⅓ Thlr.
Wanderungen und Wandlungen mit dem Freiherrn von Stein. Berlin, 1858. 1¾ Thlr.
Eine vollständigere Aufzählung von Arndt's Schriften giebt Gödeke in seinem Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. III. Bd.

B. Schriften über Arndt.

M. Habermann, in: Die Männer des Volks. Herausgegeben von Duller. Frankfurt a. M., 1847. 2. Heft.
E. Labes, Ernst Moritz Arndt. Ein Büchlein für das deutsche Volk. Jena, 1860. ⅓ Thlr.
Vater Ernst Moritz Arndt's Leben, Wirken und Tod. Erinnerungsschrift. Für das Volk und seine Schulen. Leipzig, 1860. 2 Sgr.
A. Wolters, Ernst Moritz Arndt, ein Zeuge für den evangelischen Glauben. Elberfeld, 1860. 5 Sgr.
Wiesmann, Am Grabe Ernst Moritz Arndt's. Bonn, 1860. 5 Sgr.
H. Oelbermann, Denkrede auf Vater Arndt, Separatabdruck aus der Monatsschrift der allgemeinen germanischen Gesellschaft. Bonn, 1860. 4 Sgr.
Ernst Moritz Arndt (aus dem 5. Bande der preußischen Jahrbücher). Berlin, 1860. 6 Sgr.
P. J. Reinhardt, Arndt Album. Mannheim, 1860. 28 Sgr.
H. Rehbein und R. Keil, E. M. Arndt, ein Buch für das deutsche Volk. I. E. M. Arndt, ein deutsches Charakterbild. II. Arndt's Gedichte. Lahr, 1861. 12 Sgr.
R. Haym, Preußische Jahrbücher. V. Bd. Berlin, 1861.

LXI. Eichendorff.

1. Der frohe Wandersmann.

(Sämmtliche Werke. Berlin, 1842. I. 5. Berlin, 1864. I. 237. Gedichte. Berlin, 1857. S. 5. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Nr. 122.)

1. Gedankengang.

Der Dichter betrachtet es als eine besondere Gunst Gottes, als Wandersmann die Welt durchschweifen und an den Wundern der Natur sich erfreuen zu können. Wer daheim liegen bleibt, wird nicht durch die Pracht des Morgenroths erquickt und kennt nur die Lasten und Sorgen des gemeinen Lebens. Wie ist dagegen Alles voll Lust im Freien! Das fröhliche Leben in der Natur, das Rauschen des Baches, das Singen der Lerchen begeistert den Dichter selbst zu lautem Gesange, in welchem er vertrauensvoll sich dem anheimgiebt, der Alles erschaffen hat und erhält.

2. Kurze Inhaltsangabe der einzelnen Strophen.

1. Das Wandern ist eine besondere Gunst Gottes.
2. Der Träge kennt nur Sorgen und Noth.
3. Das fröhliche Leben der Natur begeistert zum Gesange.
4. Gott, der Erhalter der Natur, sorgt auch für den Wandrer.

3. Der Inhalt im Allgemeinen.

Der Dichter erfreut sich des Wanderlebens und stellt alles Uebrige vertrauensvoll Gott anheim.

4. Form der Darstellung.

Das Metrum ist einfach und, bis auf die Härten im letzten Verse, fließend und voll Wohllaut. Jede Strophe besteht aus vier vier- und fünffüßigen Jamben mit verschlungenen weiblichen und männlichen Reimen. — Eine herrliche Composition dieses Liedes lieferte Mendelssohn-Bartholdy.

2. Der Wächter.

(Sämmtliche Werke. I. Bd. Berlin, 1864. 585, mit der Ueberschrift: Der Weckruf. Gedichte. Berlin, 1837. S. 367. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Nr. 123.)

1. Gedankengang.

Der Dichter führt uns in die nächtliche Einsamkeit einer Stadt. Alles ruht. Vergeblich sucht der Herr nach einem Wachenden; Thüren und Herzen sind ihm verschlossen. Wie einst zu den schlafenden Jüngern, spricht er trauervoll: „Niemand ist, der mit mir wacht." Die Menschen hören's nicht, wohl aber der Wald, und er antwortet mit feierlichem Rauschen. Durch die Waldeinsamkeit beginnt es aus weiter Ferne zu klingen; die Glocken verkünden den Morgen. Da erhebt der Dichter seinen Weckruf. Er verkündet den Schläfern in Hütten und Palästen, daß die Bergesgipfel bereits im Morgenroth glühen, und mahnt sie, nun aufzuwachen.

2. Kurzer Inhalt.

Der Dichter allein durchwacht in heiliger Waldeinsamkeit die Nacht und weckt beim beginnenden Tage die Schläfer.

3. Form der Darstellung.

Das Metrum ist dem erhaben-feierlichen Inhalte angemessen. Jede Strophe besteht aus acht vierfüßigen Trochäen. In der ersten Hälfte umschließen männliche Reime gepaarte weibliche, in der zweiten wechseln weibliche mit männlichen Reimen.

Leben und Charakteristik Eichendorff's.

I.

Joseph Freiherr von Eichendorff ist am 10. März 1788 auf dem väterlichen Gute Lubowitz bei Ratibor in Oberschlesien geboren. Den Jugendunterricht erhielt er durch einen Hauslehrer, dann besuchte er das katholische Gymnasium zu Breslau. 1805—1808 studirte er in Halle und Heidelberg die Rechtswissenschaft. In einigen seiner Lieder klingen frohe Erinnerungen an diese Jahre nach. Er bereiste später das südliche Deutschland und hielt sich in Wien länger auf. Die Schmach der Fremdherrschaft mußte ein patriotisches Herz, wie das seine, tief bekümmern, daher trat er 1813 als freiwilliger Jäger (im Lützow'schen Chor) in die Reihen vaterländischer Streiter, zog mit nach Frankreich und avancirte bis zum Offizier. Nach Beendigung des Krieges trat er in den Staatsdienst, wirkte zuerst in Breslau als Referendar, wurde 1821 Regierungsrath in Danzig, 1824 nach Königsberg versetzt, 1830 Regierungsrath und Hülfsarbeiter für katholisches Schulwesen beim Ministerium der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten, trat 1845 in Ruhestand und lebte seitdem in Lubowitz. Seit dem Tode seiner Frau (3. Dec. 1855) lebte er in Neiße bei einer dort verheiratheten Tochter. Er starb dort am 26. Nov. 1857.

II.

Eichendorff ist eine durchaus lyrische Natur; bei einem tiefen innigen Gefühle ist der Kreis seiner poetischen Anschauungen nicht umfangreich. In frischester Lebenslust läßt er seine Naturlieder erschallen, und über Alles reizt ihn die Wanderlust, wie den Vogel, wenn sich unversehens sein enger Käfig aufthut. Der Drang über Berg und Thal ist sein eigentliches Element. Das grüne Schlesien gab ihm Gesundheit des Geistes, der katholische Glaube Inbrunst, sein Herz die Einfalt, die in einer nicht krankhaft überreizten Naturschwärmerei erklingt. Sein echt deutsches, gläubiges Herz vergißt im regsten und reichsten Leben der Fremde niemals die Heimath mit ihren schauerlichen Wäldern und Nach-

tigallenbüschen. Eichendorff stimmte in den Jahren 1810, 1813 und 1815 auch einige kräftige Kriegslieder an; in seinen Romanzen aber und in Novellen und Dramen verliert er sich leicht in lyrische Ueberspanntheit und Gestaltlosigkeit; es fehlt ihm die Kraft und Stärke einer lebenschaffenden, gestaltenbildenden Phantasie. In seinem Roman „Ahnung und Gegenwart" (1815), den zuerst Fouqué eingeführt hat, ist das lyrische Element vorwaltend; Geist und Richtung der Zeit bildet das Grundthema. In dem dramatischen Märchen „Krieg den Philistern" (1823) tritt der romantische Humor der behaglichen Selbstgefälligkeit oberflächlicher Mittelmäßigkeit entgegen. Eichendorff's Ironie ist aber immer gemüthlich und nicht verwundend. In der Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts" (1826) wird das lyrische Behagen als das höchste Lebensideal humoristisch gefeiert, und über das Ganze breitet sich in reicher Fülle der eigenthümliche Duft der Romantik aus. Inniges Naturgefühl, poetischer Uebermuth, unbefangene Sorglosigkeit sind hier die Hauptelemente. In der historischen Tragödie „Ezzelin von Romano" (1828) hat Eichendorff sich Schiller's Wallenstein zum Vorbild genommen. In der Novelle „Dichter und ihre Gesellen" (1834) ist das Wandern und Ziehen ein Hauptthema; dichterische Naturen, Charaktere, voll von eigener Poesie oder den Phantasien der Zeit, werden in verschiedenen Lebenslagen an uns vorübergeführt. Eichendorff's „Gedichte" erschienen zuerst im Jahre 1837. In dieser Gedichtsammlung tritt uns die ganze Persönlichkeit des Dichters in ihrer Eigenthümlichkeit entgegen. Die Sammlung besteht aus sieben Abtheilungen; jede macht einen Cyclus in sich und jeder Kreis setzt sich im andern fort. Eine sinnvolle Einheit mit der lebendigen Natur ist die Grundlage von Eichendorff's Poesie, herzlicher Muth und Güte bildet ihre Bewegung, Befriedigung im rein Wirklichen giebt ihr den Wohllaut, und das ringende Hinopfern dieser Befriedigung die religiöse Tiefe.

Literatur.

Eichendorff's Werke. 4 Thle. Leipzig, 1843. (4⅔ Thlr.). Neue Ausgabe 1864. 6 Thle. 5⅓ Thlr.

(Inhalt: 1. Biographie. Gedichte. 2. Romane: Ahnung und Gegenwart. Dichter und ihre Gesellen. Novellen und erzählende Gedichte: Aus dem Leben eines Taugenichts. Das Marmorbild. Viel Lärmen um Nichts. Eine Meerfahrt. Das Schloß Dürande. Die Entführung. Die Glücksritter. Libertas und ihr Freier. Julian. Robert und

Guiscard. Lucius. 4. Dramen: Krieg den Philistern. Meierbeth's Glück und Ende. Ezzelin von Romano. Der letzte Held von Marienburg. Die Freier. 5. u. 6. Geistliche Schauspiele von Don Pedro Calderon de la Barca.
Meyerbeths Glück und Ende. (Satyre.). Berlin, 1826. 11¼ Sgr.
Ezzelin von Romano. Königsberg, 1828. 1½ Thlr.
Der letzte Held von Marienburg. Königsberg, 1830. ⅝ Thlr.
Die Freier. (Lustspiel.). Stuttgart, 1833. ⅜ Thlr.
Graf Lucanor des Don Juan Manuel. Nach dem Alt-Spanischen. Berlin, 1841. 1843. ¾ Thlr.
Geistliche Schauspiele von Calderon, übersetzt. Stuttgart, 1846.
Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland. Leipzig, 1847. 1 Thlr. 6 Sgr.
Gedichte. Berlin, 1837, 1843, 1851. 2 Thlr.
Der deutsche Roman des 18. Jahrhunderts in seinem Verhältniß zum Christenthum. Leipzig, 1851. 1½ Thlr.
Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands. 2 Theile. (Zweiter Abdruck.). Paderborn, 1861. 1½ Thlr.
Julian. Leipzig, 1853. 25 Sgr.
Lucius. Leipzig, 1857. 15 Sgr.
Robert und Guiscard. Leipzig, 1855. 15 Sgr.
Zur Geschichte des Drama's. Leipzig, 1854. 1 Thlr. 6 Sgr.

LXII. Chamisso.

1. Die Schwalben.

(A. v. Chamisso's Werke. 4. Aufl. Berlin, 1856. III. 33. — Lüben und Nacke, Lesebuch, II. Nr. 16.)

Vorbemerkung. In den Gedichten Chamisso's bildet dies Lied Nr. 4 des Cyclus „Lebenslieder und Bilder." Die drei letzten Strophen lauten dort:

Also hab' ich, liebe Schwalben,
Unverdrossen euch belauscht,
Und ihr habt mit euern Räthseln
Wunderseltsam mich berauscht.

Jetzt erst, jetzt hat das Geheimniß,
Das ihr meintet, sich enthüllt,

Eure heimlich süße Hoffnung
Hat sich freudig auch erfüllt.

Sieh' doch hin! die beiden Alten
Bringen ihnen Nahrung dar.
Giebt es Süßeres auf Erden,
Als ein solches Schwalbenpaar!

In unserem Lesebuche, wie in vielen anderen, sind diese Strophen durch drei andere ersetzt, deren Verständniß dem Kinde auf dieser Stufe näher liegt. Der Gedankengang wird dadurch ein einfacherer, die Reflexion am Schluß eine dem kindlichen Geiste natürlichere.

Gedankengang.

Es ist Frühling. Die Kinder kommen so eben mit ihrer Mutter von einem Spaziergange zurück, auf dem sie sich an dem Gesange der Lerchen erfreut haben. („Die Lerche" aus des Knaben Wunderhorn geht unserm Stücke voran.) Sie sind mit ihren Gedanken noch bei diesen lieben Thierchen und richten nun ihre Blicke auf das Schwalbennest am Hause. Köstliche Entdeckung! Die Schwalben haben Junge bekommen und füttern diese. Voller Freude machen sie die Mutter auf dieses wichtige Ereigniß aufmerksam, und während sie dem Treiben der Schwalben zuschauen, theilt eines der Kinder seine Beobachtungen über das Leben des Schwalbenpaares seit ihrer Heimkehr aus der Fremde mit. Stundenlang hat es heimlich vom Fenster aus ihrem wundervollen Nestbau zugeschaut, hat dann gesehen, wie sie das neue Haus bewohnt und mit klugen Augen gar verständig nach dem beobachtenden Kinde ausgeschaut haben. Es hat diesem geschienen, als ob sie gern sich mit ihm hätten unterhalten mögen, wenn ihnen nur nicht die Sprache gefehlt hätte. So haben sie ihr Haus, wie einen köstlichen Schatz, abwechselnd gehütet, und nun ist es mit der jungen Brut bevölkert, die ihre kleinen Köpfchen hervorstreckt, um die Nahrung zu empfangen, welche die Alten, Eins um's Andere, herbeischaffen. Diese Sorge der alten Vögel für ihre Jungen erinnert das Kind an die Pflege, die ihm seine Mutter angedeihen ließ, als es vor Kurzem krank im Bette gelegen, und an die Liebe des Vaters, der dem kranken Kinde Abends Etwas mit heimbrachte. Auch die Schwalben empfinden Vater- und Mutterliebe; wer möchte daher so roh sein, ihr häusliches Glück mit muthwilliger Hand zu zerstören!

2. Das Familienfest.

(A. v. Chamisso's Werke. 4. Aufl. Berlin, 1856. III. 138. — Lüben und Nacke, Lesebuch, II. Nr. 196.)

1. Gedankengang.

Das Ganze ist ein harmloser Scherz ohne alle weiter versteckt liegende Tendenz. Ein Vater geht auf die Jagd, wo er bald ein Wild entdeckt und es erlegt. Ein Sperling ist's, den nun die Brüder jubelnd auf dem Schlitten nach Hause fahren. Die ungeheuere Jagdbeute setzt das ganze Haus in Bewegung. Man kann sie unmöglich allein verzehren, es muß ein Fest veranstaltet werden. Sofort schüren die Töchter ein Feuer an, rupfen und sengen den Sperling, die Mutter brät und schmort ihn, und Alles fällt auf's Beste aus. Nun wird der köstliche Braten unter großen Umständen aufgetragen, und die fröhlichen Gäste stellen sich nach und nach in großer Anzahl ein. Sie setzen sich, und der Schmaus beginnt. Ein solches Fest hat man nicht alle Tage, darum denken die Gäste sobald nicht an's Aufstehen und thun sich gütlich. Der ganze Sperling wird in aller Ruhe verzehrt und drei Fässer Bieres werden dazu getrunken.

2. Form der Darstellung.

Das Gedicht besteht aus acht vierfüßigen Reimpaaren mit aus Jamben und Anapästen gemischtem Metrum. Das Ueberwiegen der Letztern giebt der Erzählung eine angemessene frische Färbung. Uebrigens ist sie lithauischen Ursprungs; Lewald übersetzte sie in der „deutschen Pandora", und Chamisso gab ihr eine geschmeidigere Form.

3. Das Riesenspielzeug.

(A. v. Chamisso's Werke. 4. Aufl. Berlin, 1856. III. 298. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl.)

1. Erläuterungen.

Str. 1. „der Sage" ist hier nicht Genitiv, sondern Dativ; der Sinn ist: die Sage (als Person gedacht), kennt die Burg Niedeck sehr wohl.

9. „das ist kein Spielzeug nicht!" Eine verstärkte Negation (Verneinung), die in gewöhnlicher Prosa nicht erlaubt ist. In Gedichten findet man sie nicht selten angewendet.

2. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen.

1. Bemerkungen über den Schauplatz und die Hauptpersonen der mitzutheilenden Sage.

2. Das Riesenfräulein spielt vor dem Burgthor und steigt aus Neugierde zu dem Thal hinab.
3. Nachdem sie den Wald durchschritten, erreicht sie eine ihr fremde, angebaute, mit Wohnplätzen bedeckte Gegend.
4. Sie sieht zu ihren Füßen einen pflügenden Bauer.
5. Sie kramt den Bauer mit Pflug und Pferden in ihr Tüchlein, um Alles als Spielzeug mit nach Hause zu nehmen.
6. Voller Freude verkündet sie dem Vater ihren Fund.
7. Der Alte, Wein am Tische trinkend, verlangt das Spielzeug zu sehen.
8. Sie stellt Alles behutsam auf dem Tische auf und klatscht vor Vergnügen darüber in die Hände.
9. u. 10. Der Vater befiehlt ihr ernstlich, sogleich Alles wieder dahin zu tragen, wo sie es hergenommen, da der Bauer kein Spielzeug sei, sondern die Riesen ernähren müsse.
11. Wiederholung der ersten Strophe.

3. Der Inhalt im Allgemeinen.

Ein Riesenfräulein erblickt auf einem Spaziergange einen pflügenden Bauer und trägt ihn als Spielzeug mit Pflug und Pferden nach ihrer väterlichen Burg. Ihr Vater macht sie jedoch darauf aufmerksam, daß das Geschlecht der Riesen ohne die Bauern nicht bestehen könne, und befiehlt ihr, Alles wieder an Ort und Stelle zu tragen.

4. Grundgedanke.

Die Sage lehrt uns, daß auch das Geringste in der Welt seine Stellung und Bedeutung zum Ganzen habe und nicht ungestraft aus dieser Stellung herausgenommen werden könne.

5. Form der Darstellung.

Jede Strophe besteht aus vier Langzeilen, deren jede in zwei Hälften zerfällt, von denen die erste weiblich, die zweite männlich schließt. Von der Nibelungenstrophe unterscheidet sich die vorliegende dadurch, daß sie nur aus Jamben besteht.

Bewundernswerth ist die sprachliche Gewandtheit, mit der Chamisso diese von den Gebrüdern Grimm erzählte Sage (s. Lesebuch IV. Nr. 121) poetisch zu gestalten wußte. Eine nähere Vergleichung wird erkennen lassen, daß sich der Dichter auf das Genaueste an den überlieferten Stoff angeschlossen hat.

4. Die alte Waschfrau.

(A. v. Chamisso's Werke. 4. Aufl. Berlin, 1856. III. 61. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Nr. 88.)

1. Erläuterungen.

Str. 3. „Der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut." Die einzige Mitgabe für's Leben, welche die segnende Mutter den scheidenden Kindern erworben hat, sind Fleiß und Ordnungsliebe.

6. „Am Kelch des Lebens mich zu laben." Wie ein Kelch Wein, aber auch Gift einschließen kann, so bietet das Leben Freud und Leid. Der Weise nimmt Beides aus der Hand des Schöpfers mit Ergebung und heiterm Muthe, auf daß es ihn labe, d. h. stärke, ihm nütze, zur Vervollkommnung gereiche.

2. Gedankengang.

Der Dichter führt uns in den Kreis des gewöhnlichen Lebens. Ein Weib aus niederem Stande, eine sechsundsiebzigjährige Wäscherin, tritt uns vor's geistige Auge; und dieses Weib bestätigt die Erfahrung, daß Tugend oft genug eher in niedrigen Hütten, als in Prunkgemächern anzutreffen ist; denn sie hat die lange Zeit ihres Lebens bei saurer Arbeit in Ehr' und Zucht gelebt und ihren Beruf treu ausgefüllt (Str. 1). In den folgenden Strophen führt nun der Dichter Alles das an, was uns das Weib verehrungswürdig macht. Zuerst ist es ihr im Leiden bewährter Muth. Sie hat dem Berufe des Weibes vollkommen entsprochen. Sie hat die Mühen und Sorgen der Kindererziehung getragen, den kranken Mann bis an seinen Tod gepflegt und sich im Dulden und stillen Entsagen geübt. Wenig Freuden, außer denen, welche treue Pflichterfüllung gewährt, mögen ihr Leben versüßt haben (Str. 2). Heiteren Muthes sorgt sie jetzt allein für ihre Kinder; sie zieht sie in Zucht und Ehren auf, und wenn sie es nicht vermag, ihnen Güter dieser Welt auf ihre Lebensreise mitzugeben, so wiegt doch der Sinn für Fleiß und Ordnung, den sie ihnen einzuflößen verstand, und ihr mütterlicher Segen Geld und Gut reichlich auf. Sie hat ihre erwachsenen Kinder entlassen; allein steht sie in ihrem Alter da, aber der heitere Muth verläßt sie nicht (Str. 3). Nach wohlvollbrachtem Tagewerk sieht sie in ruhiger Erwartung ihrem Tode entgegen. Die geringen Ersparnisse verwendet sie zum Kauf von Flachs, den sie in stiller Nacht zu feinem Garne spinnt, aus

welchem ihr der Weber Leinwand bereitet. Nun gebraucht sie fleißig die Scheere und Nadel, um sich mit eigener, sorgsamer Hand — ihr Sterbehemd zu nähen (Str. 4). Das ist jetzt ihr einziges Kleinod. Darum bewahrt sie's in ihrer Kiste am Ehrenplatz und legt es nur zum Kirchgang an, ein Charakterzug, der von ihrer echten Religiosität Zeugniß giebt. (Str. 5).

Das ist die Frau, die noch als Greisin unverdrossen sich müht und plagt. Die Betrachtung ihres Lebens nöthigt den Dichter zu einer Vergleichung desselben mit seinem eigenen und zu dem Geständniß, daß er viel von ihr lernen könne (Str. 6). In der That ist die Frau in ihrem heiteren Dulden, in ihrer feierlich gefaßten Betrachtung des Todes eine größere Philosophin, als Manche, deren Gelehrsamkeit weithin gerühmt wurde.

3. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen.

Jede Strophe kann als ein besonderes Bild aufgefaßt werden. Die Ueberschriften dazu würden etwa folgende sein.

1. Die alte Waschfrau bei ihrer Arbeit.

2. Ihre Leiden im Ehestande.

3. Die Erziehung der Kinder während ihres Wittwenstandes.

4. u. **5.** Das Sterbehemd der Wittwe.

6. Der Wunsch des Dichters.

4. Gliederung.

I. Einleitung. Persönlichkeit und Charakter der alten Waschfrau im Allgemeinen. (Str. 1.)

II. Das Leben der alten Waschfrau im Besondern. (Str. 2—5.)
- A. Ihre Jugend und ihr Ehestand. (2.)
- B. Ihr Wittwenstand. (3—5.)
  - 1. Die Aufziehung der Kinder. (3.)
  - 2. Ihre Vorbereitung auf den Tod. (4. 5.)
    - a. Anfertigung des Sterbehemdes. (4.)
    - b. Heilighaltung desselben. (5.)

III. Wunsch des Dichters. (Str. 6.)

5. Grundgedanke.

Ein Jeder wirke in dem, durch die Verhältnisse ihm angewiesenen Lebens- und Geschäftskreise mit ganzer Seele und Kraft, mit stetem Gottvertrauen; dann verdient er Achtung und kann Allem, selbst dem Tode, ruhig entgegensehen.

Voß schrieb in A. Oehlenschläger's Stammbuch: Quod sis, esse velis, nihilque malis!" (Was du auch seist, das wolle sein, und Nichts wolle lieber!) — Schiller sagte einst bei Tische: „Der Mensch ist verehrungswürdig, der den Posten, wo er steht, ganz ausfüllt. Sei der Wirkungskreis noch so klein, er ist in seiner Art groß. Wie unendlich mehr Gutes würde geschehen, und wie viel glücklicher würden die Menschen sein, wenn sie auf diesen Standpunkt (der Einsicht) gekommen wären!" — Goethe sagt in „Werther's Leiden": „Ich sage dir, wenn meine Sinnen gar nicht mehr halten wollen, so lindert all' den Tumult der Anblick eines solchen Geschöpfs, das in glücklicher Gelassenheit den engen Kreis seines Daseins hingeht, von einem Tage zum andern sich durchhilft, die Blätter abfallen sieht, und nichts dabei denkt, als daß der Winter kommt." (Bd. XIV, S. 17.)

6. Form der Darstellung.

Die Sprache des Gedichts ist einfach und schlicht, die Form einfach, wie der Gegenstand selbst. Ein schlechter Reim findet sich Str. 5: „schätzt es" und „Letztes." Grammatisch unrichtig ist die vierte Zeile in Str. 6; es müßte streng genommen heißen: „In meinen Grenzen und meinem Bereich."

7. Entstehung des Gedichts.

„Die alte Waschfrau" war auch die Waschfrau Chamisso's, der durch das, nur Wahrheit enthaltende Gedicht, welches er besonders drucken und dann circuliren ließ, die Aufmerksamkeit Berlins auf diese durch Sinn und That musterhafte Christin lenkte. Durch ein zweites Gedicht gab er Veranlassung, daß ihr von guten Menschen gegen 100 Thlr. zur Erleichterung der ihr noch übrigen Lebenstage zukamen.

5. Der Bettler und sein Hund.

(A. v. Chamisso's Werke, 4. Aufl. Berlin, 1856. III. 250. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Nr. 91.)

1. Gedankengang.

Die Hundesteuer, etwas an sich sehr Materielles, giebt dem Dichter Veranlassung zur Entwerfung eines poetischen Gemäldes voll psychologischer Wahrheit und von ergreifender Wirkung. Die drei Thaler Steuer, die der Reiche gern für den unentbehrlichen

Begleiter seiner Jagdzüge, die alte Dame freudig für das liebe Schooßhündchen opfert, sie bringen den alten Bettler zur Verzweiflung, zum Selbstmord. In zornigem Selbstgespräche, das uns einen tiefen Blick in das Leben und den Charakter des rauhen Alten thun läßt, eilt er mit seinem Hunde hinaus zum Strome. Die Unmöglichkeit einsehend, eine für ihn so bedeutende Summe alljährlich zu erübrigen, verflucht er sich selbst, schimpft er auf die Herren von der Polizei. Sein armseliges Leben geht im Geist an ihm vorüber, ein Leben, das nur noch Reiz für ihn erhält durch die Treue seines Thieres. Er ist alt und krank, unfähig einen Groschen zu verdienen, Hunger und Noth sind sein Gut. Und in dieser Noth, in der kein menschliches Wesen sich seiner erbarmte, war sein einziger treuer Freund — sein Hund. Dieser verließ ihn nie; in Kummer und Harm war dessen Liebe der einzige irdische Trost des verlassenen Bettlers; sein Hund hat ihn im Frost gewärmt und mit ihm ohne Murren gehungert. Und von diesem Freunde soll er sich nun trennen, soll ihn, der mit ihm alt und krank geworden, zum Dank ersäufen. Das erinnert ihn an den Undank der Welt im Allgemeinen, aber auch an sein Henkeramt, vor dem er zurückbebt, obgleich er furchtlos in mancher Schlacht gekämpft. Unter diesen Betrachtungen hat er den Strom erreicht. Das Wasser, der Strick und der Stein zum Versenken des Thieres gemahnen ihn an das Unabweisbare. Er wird es schnell vollenden, nur den Blick des treuen Gefährten fürchtet er dabei. Und in der That erträgt er ihn nicht; als der Hund geduldig seinen Hals der Schlinge darbietet und noch voll Liebe die Hand leckt, die ihn zum Tode führt: da verläßt ihn die innere Kraft, und Verzweiflung bemächtigt sich seiner. Soll es einmal geschieden sein, nun wohl! so geschehe es auf Kosten des eigenen Lebens, das ihm ohne den treuen Freund ohnedies nichts gilt. Er wirft die Schlinge um sein eigenes Genick, und stürzt sich, die letzte Kraft zusammenraffend, fluchend in die Fluth, die brausend über ihm zusammenschlägt und dann schweigend den Leichnam bedeckt. Vergebens springt der Hund zur Rettung ihm nach. Heulend eilt er zu den unfern wohnenden Schiffern und macht sie auf seine Weise mit dem Geschehenen bekannt. Sie kommen zu spät und finden nur noch den Leichnam des Bettlers. In stiller Stunde wird er verscharrt. Wie der Hund der einzige Freund und Genosse des Bettlers war, so lange dieser lebte, ist er auch jetzt der einzige theilnehmende Begleiter zur letzten Ruhestätte. Ja selbst der Tod kann ihn nicht scheiden von dem geliebten Herrn. Trauernd erwählt er den stillen Grabeshügel desselben zu seinem Lager und endet hier, als ein schönes Bild unwandelbarer Treue.

Das Ganze könnte in folgenden drei Bildern dargestellt werden:

1. Der Weg zum Strome. (Str. 1—6.)
2. Der Tod des Bettlers. (7—9.)
3. Der Tod des Hundes. (10. u. 11.)

2. Der Inhalt im Allgemeinen.

Ein alter Bettler, der die Hundesteuer nicht erlegen kann, beschließt, seinen treuen Hund zu ersäufen, wird aber durch dessen Anhänglichkeit und Liebe, die er seinem Herrn noch in der Todesstunde beweist, so überwältigt, daß er sich selbst in den Strom stürzt. Nachdem der Hund vergeblich seinen Herrn zu retten versucht hat, stirbt er auf dessen Grabe.

3. Form der Darstellung.

Jede Strophe besteht aus vier Versen, deren jeder vier Hebungen und ein aus Jamben und Anapästen gemischtes Versmaß hat. Die gepaarten Reime sind männliche.

6. Die Sonne bringt es an den Tag.

(A. v. Chamisso's Werke. 4. Aufl. Berlin, 1856. III. 256. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Nr. 95.)

1. Erläuterungen.

Str. 1. „Zum Frühtrunk", um den Frühtrunk einzunehmen.

2. „zitternde Kringel", kleine Ringe, durch den Wiederschein des Schüsselrandes gebildet.

6. „Da traf es mich einst gar sonderbar." Ein seltsamer Ausdruck für: Da kam ich einst in eine sonderbare Lage, in einen sonderbaren Fall.

7. Man könnte hier den Refrain noch als zur Anrede an den Juden gehörig betrachten, aber es ist besser, ihn hier, wie bei Str. 3, als einen zur Selbstberuhigung eingestreuten Zwischengedanken anzusehen.

8, V. 4 deutet nur leise den bald beendigten Kampf an. Seine tödtliche Verwundung, sein Hinstürzen wird übersprungen; wir finden ihn in der folgenden Strophe schon zum Tode verwundet daliegen.

11. „Kam hier in's Land." Nach dem unten mitgetheilten Volksmärchen war dieses Land nicht seine Heimath; das

„bin jetzt zu Haus“ heißt also nur: ich habe mich jetzt hier häuslich niedergelassen.

13, V. 3. Der Dichter giebt nur das Ende der Unterredung mit der Gevatterin, woraus der Inhalt derselben sogleich vollkommen einleuchtet.

14, V. 3 und **4** können als Fragen von zufällig herbeikommenden Zuschauern der Hinrichtungsscene, und der Refrain (Kehrreim) als Antwort des Dichters oder eines über den Vorfall unterrichteten Zuschauers betrachtet werden.

2. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen.

1. Meister Nicolas mit seiner Frau beim Frühtrunk.

2. Das Spiel der Sonne an der Wand, und des Meisters Erblassen.

3. Vergebliches Forschen der Frau nach der Ursache.

4. Dringenderes fortgesetztes Forschen der Frau.

5. Der Meister giebt endlich nach.

6. Er erzählt von der Noth, die er einst auf der Wanderschaft gehabt.

7. Sein Entschluß, einen Juden zu berauben.

8. Des Juden angebliche Bitte und Versicherung seiner Armuth.

9. Das Wort des sterbenden Juden.

10. Der vollendete Raubmord.

11. Des Meisters Bitte um Verheimlichung des Mitgetheilten.

12. Seine Ueberzeugung von der Nichterfüllung der letzten Worte des Juden.

13. Das ausgeplauderte Geheimniß.

14. Die Sühne.

3. Der Inhalt im Allgemeinen.

Einen Handwerker, der mit seiner Frau beim Frühmahl sitzt, macht das Spielen der Sonnenstrahlen an der Wand erblassen. Dies, sowie einige achtlos hingeworfene Worte veranlassen die Frau, nach der Ursache der Gemüthsbewegung ihres Mannes zu fragen, der ihr nach langem Quälen endlich erzählt, daß er vor langen Jahren auf der Wanderschaft einen armen Juden erschlagen und beraubt habe und daß dieser mit den Worten gestorben sei: die Sonne bringt es an den Tag. Trotz der Warnungen des Mannes theilt die Frau ihr Geheimniß Andern mit, und der verjährte Mord wird durch die Hinrichtung des Mörders gerächt.

4. Gliederung.

I. Der Meister mit seiner Frau beim Frühtrunk. (Str. 1—12.)
  A. Das Spiel der Sonne und des Meisters Erblassen. (1. u. 2.)
  B. Wechselgespräch zwischen Mann und Frau. (3—5.)
    1. Vergebliches Fragen der Frau. (3.)
    2. Dringenderes Forschen. (4.)
    3. Endliche Gewährung ihrer Bitte. (5.)
  C. Die Erzählung. (6—11.)
    1. Die Noth auf der Wanderschaft. (6.)
    2. Der Anfall. (7. u. 8.)
    3. Die Worte des sterbenden Juden. (9.)
    4. Der Raubmord. (10.)
    5. Der Verlauf der Wanderschaft. (11.)
  D. Des Meisters Bitte um Geheimhaltung des Erzählten. (11.)
  E. Seine letzten Gedanken beim Betrachten des Sonnenscheines. (12.)

II. Die Folgen des Gesprächs beim Frühtrunk. (13. u. 14.)
  A. Das ausgeplauderte Geheimniß. (13.)
  B. Der Mord wird gerächt. (14.)

5. Grundgedanke.

Er liegt klar in dem Refrain ausgesprochen: „Die Sonne bringt es an den Tag“, und könnte auch mit dem Sprüchworte wiedergegeben werden: „Es ist Nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen.“

6. Darstellungsweise.

Wir haben hier eine echte, reine Ballade, in der alle Grundarten der Poesie spielen und die Vortragsweise das Geheimnißvolle hat, welches die Gattung so liebt. Durch Anwendung des Refrain's ist der lyrische Charakter in diesem Gedichte vorwiegend. Der Refrain ist besonders den altmodischen Balladen eigenthümlich. Er kommt hier in dreierlei Bedeutung vor: 1. Er ruft die Hauptperson, die Hauptbegebenheit oder einen der Hauptumstände in der Erzählung in's Gedächtniß; 2. er bezeichnet bloß im Allgemeinen eine poetische Gemüthsstimmung auf eine andeutende Weise durch Sinnbilder und steht dann oft in gar keinem unmittelbaren Zusammenhange mit dem Inhalte der Geschichte; 3. er drückt nicht nur aus, daß der

Sänger im Allgemeinen ein poetisches Gemüth hat, sondern bestimmter die besondere Gemüthsstimmung, welche in dem Liede die vorherrschendste ist. In Chamisso's Ballade vereinigt der Kehrreim diese dreifache Bedeutung. — Durch die Anwendung von Ellipsen (Str. 3, V. 3: „Und er darauf"; Str. 8, V. 1: „Und er"), und mehr noch durch Auslassung von ganzen Zwischengedanken hat der Dichter der Ballade eine höchst energische Kürze gegeben und sich als einen Meister in der schweren stilistischen Kunst des Verschweigens bewiesen. Dies zeigt sich namentlich in der 13. und 14. Strophe. Ein paar productive Bilder in der letztern lassen die Phantasie alles Uebrige selbst ergänzen. — Das Metrum ist einfach: vierfüßige Jamben mit männlichen, gepaarten Reimen.

7. Mythische Grundlage des Gedichts.

Wahrscheinlich schöpfte der Dichter den Stoff zu dieser Ballade aus den von den Gebrüdern Grimm mitgetheilten Kinder- und Hausmärchen (Nr. 115):

„Ein Schneidergesell reiste in der Welt auf sein Handwerk herum. Nun konnt' er einmal keine Arbeit finden, und war die Armuth bei ihm so groß, daß er keinen Heller Zehrgeld hatte. In der Zeit begegnete ihm auf dem Wege ein Jude; und da dachte er, der hätte viel Geld bei sich, und stieß Gott aus seinem Herzen, ging auf ihn los und sprach: Gieb mir dein Geld, oder ich schlag' dich todt! Da sagte der Jude: Schenkt mir doch das Leben, Geld hab' ich keines und nicht mehr als acht Heller. Der Schneider aber sprach: Du hast doch Geld, und das soll auch heraus! brauchte Gewalt und schlug ihn so lange, bis er nahe am Tode war. Und wie der Jude nun sterben wollte, sprach er das Wort: Die klare Sonne wird es an den Tag bringen; und starb damit. Der Schneidergesell griff ihm in die Tasche und suchte nach Geld; aber er fand nicht mehr als die acht Heller, wie der Jude gesagt hatte. Da packte er ihn auf, trug ihn hinter einen Busch und zog weiter auf sein Handwerk. Wie er nun lange Zeit gereist war, kam er in eine Stadt bei einem Meister in Arbeit; der hatte eine schöne Tochter, in die verliebte er sich und heirathete sie und lebte in einer guten, vergnügten Ehe. — Ueberlang, als sie schon zwei Kinder hatten, starb Schwiegervater und Schwiegermutter, und die Jungen hatten den Haushalt allein. Eines Morgens, wie der Mann auf dem Tisch vor dem Fenster saß, brachte ihm die Frau den Kaffee, und als er ihn in die Unterschale ausgegossen hatte und eben trinken wollte, da schien die Sonne darauf und blinkte oben an der Wand so hin und her und machte Kringel daran. Da sah der Schneider hin-

auf und sprach: Ja, die will's gern an den Tag bringen und kann's nicht! Die Frau sprach: Ei, lieber Mann, was ist denn das? Was meinst du damit? Er antwortete: Das darf ich dir nicht sagen. Sie aber sprach: Wenn du mich lieb hast, mußt du mir's sagen, — und gab ihm die allerbesten Worte, es sollt's kein Mensch wieder erfahren, und ließ ihm keine Ruhe. Da erzählte er, vor langen Jahren, wie er auf der Wanderschaft ganz ohne Geld gewesen, habe er einen Juden erschlagen, und der Jude habe in der letzten Todesangst die Worte gesprochen: Die klare Sonne wird's an den Tag bringen. Nun hätt's die Sonne eben gern an den Tag bringen wollen, und hätt' an der Wand geblinket und Kringel gemacht, sie hätt's aber nicht gekonnt. Darnach bat er sie noch besonders, sie dürfte es Niemand sagen, sonst käm' er um sein Leben. Das versprach sie auch. Als er aber zur Arbeit sich gesetzt hatte, ging sie zur Gevatterin und erzählte es der, wenn sie's keinem Menschen wieder sagen wollte. Ehe aber drei Tage vergingen, wußte es die ganze Stadt, und der Schneider kam vor Gericht, und er ward hingerichtet. So brachte es doch die klare Sonne an den Tag."

In dieser Erzählung spricht sich eine Idee aus, die im Glauben aller Völker lebt, dieselbe Idee, die Aeschylos in einem Fragmente so ausdrückt:

Du siehest Dike, schweigend, unsichtbar ist sie
Dem Menschen, schlaf' er, wandr' er oder sitz' in Ruh',
Doch folgt zur Seite schräg sie, auch wohl hinterdrein,
Und keine Nacht verhüllet Uebelthäter je,
Und was du Arges möchtest thun, glaub', einer sieht's.

Wie mannigfaltig sich diese Idee ausgeprägt hat, ist schon im II. Theile, S. 565 bei Gelegenheit der Besprechung der „Kraniche des Ibykus" gezeigt worden.

7. Der neue Diogenes.

(A. v. Chamisso's Werke. 4. Aufl. Berlin, 1856. III. 327. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Nr. 97.)

1. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen.

1. Eine große Menschenmenge erwartet in Amiens die siegreiche Heimkehr des Kaisers.

2. Mitten in dem Freudenrausch bleibt ein Steinmetz ruhig bei seiner Arbeit.

3. Der Kaiser bemerkt dies und läßt sich mit dem Arbeiter in ein Gespräch ein.

4. Der Kaiser erkennt in ihm einen alten tapfern Soldaten und ist verwundert ihn nicht mehr bei der Armee zu sehen.

Der Steinmetz erklärt diesen Umstand durch seine rechtzeitig geschehene Entlassung.

5. Der Kaiser bedauert diese und versichert den Steinmetz seiner Gnade, der ihrer jedoch nicht begehrt, sondern in Genügsamkeit sein Brot selbst verdienen will.

2. Inhalt des ganzen Gedichts.

Zu Amiens erwartet den siegreich heimkehrenden Kaiser Napoleon eine ungeheure Menschenmenge, die freudeberauscht den Nahenden begrüßt. Nur ein Steinmetz bleibt ruhig bei seiner Arbeit, als ginge ihn der Einzug des Kaisers Nichts an. Dieser hat den rüstigen Mann bemerkt, reitet neugierig zu ihm hin und fragt nach seiner Beschäftigung, worauf ihm der Arbeiter kurz antwortet und dabei fest in's Gesicht schaut. Da erkennt Napoleon in ihm einen alten verdienten Soldaten und fragt verwundert, warum er nicht mehr diene. Der Steinmetz entgegnet, daß er stets seine Schuldigkeit gethan und nach abgelaufener Dienstzeit entlassen worden sei. Dies Unrecht wieder gut zu machen, verspricht der Kaiser dem Steinmetz die Erfüllung seines kühnsten Wunsches; der genügsame Arbeiter aber begehrt nicht der Gnade des Mächtigen, sondern wünscht sein Brot durch seiner Hände Arbeit verdienen zu können. — Er wird von dem Dichter der neue Diogenes genannt, weil er dem Kaiser Napoleon gegenüber dieselben Gesinnungen offenbart, die einst der alte Diogenes dem Alexander gegenüber an den Tag legte.

3. Grundgedanke.

Er liegt in den Schlußworten des Arbeiters ausgesprochen: Ein selbsterworbenes Stück Brot ist mehr werth, als alle Genüsse der Welt, sofern wir sie der Gnade eines Andern verdanken. Die Armuth an sich ist kein Uebel, wie der Reichthum an sich noch kein Glück ist; seine Bedeutung erhält Beides erst durch die Gesinnung des Armen oder Reichen. Zschokke spricht sich über den Gegenstand in seiner „Prinzessin von Wolfenbüttel" (Ges. Schriften, VII. Bd., S. 48) folgendermaßen aus:

„Armuth ist das Element der großen Geister, die Mutter der Weisheit, die Erzieherin der Menschheit, die Erfinderin aller Kunst und Wissenschaft, die kühne Wegweiserin über Ocean und Gebirge, die Priesterin des besseren Lebens. Reichthum erschlafft Leib und Seele, lähmt den Flug des Geistes, erstickt und tödtet ihn mit Sinnenlust, entartet Völker, zeugt unerhörte Krankheiten, unerhörte Begierden, unerhörte Laster. — Der Arme ist

reich an Hoffnungen, an Entwürfen; sein Leben fliegt vorüber unter Gedanken und Ahnungen, die der Reiche nicht kennt. Ihm mangelt die Muße, sich selbst zu quälen. Jede Blume, jede Frucht, jeder freundliche Blick ist ihm ein neues Gut. Die karge, selbstverdiente Mahlzeit ist ihm eine Schwelgerei, der süße Schlaf mit goldenen Träumen erfüllt. Armuth führt uns an die Brust der Natur zurück; Reichthum leitet uns zur Unnatur, zum Rangstreit, zur Unempfindlichkeit, zu weibischen Gelüsten. — Der Reiche fühlt nur, was er hat, der Arme aber, was er ist. Der von der vornehmen Welt so geheißene „Bettelstolz" ist oft der edelste und ehrwürdigste Stolz, den ein Sterblicher nähren kann. Es ist die richtige Würdigung des wahren und falschen Werths, der wesentlichen und zufälligen Güter — Verachtung todter Titel, bordirter und befranzter Kittel eitler Gecken, gefüllter Kisten, wohlgemästeter Dümmlinge, und Hochschätzung der stillen Tugend, ohne Glanz — des Verdienstes ohne Prunken — der Weisheit ohne Charlatanerie."

4. Form der Darstellung.

Eine poetische Erzählung, kurz und bestimmt gefaßt, namentlich was den Dialog betrifft, und in dem Versmaß der „alten Waschfrau."

8. Das Schloß Boncourt.

(A. v. Chamisso's Werke. 4. Aufl. Berlin, 1856. III. 78. — Lüben und Nacke, Lesebuch, VI. Nr. 96.)

1. Erläuterungen.

Str. 4. „Die Sphinx", das bekannte mythische räuberische Ungeheuer, halb Weib, halb Löwe, spielt namentlich in den altegyptischen Bauten eine bedeutende Rolle. Von dort her wurde es in Europa bekannt und man bringt nun das Gebilde gern an Eingängen oder an Brunnen an, wo es durch sein geheimnißvoll-sinniges Wesen bei ruhender Stellung imponirt.

5. „Das alte Gewaffen" für „die Waffen." Chamisso wählt den ungewöhnlichen Ausdruck, um damit die Unzertrennlichkeit der betreffenden Waffenstücke, ihr Einssein, zu bezeichnen. Der Sammelname mit dem kräftigen Singular paßt hier vorzüglich.

2. Gedankengang.

Der greise Dichter träumt sich zurück in seine Kindheit, und längst vergessen geglaubte Bilder tauchen vor seiner Seele auf.

Er sieht sein väterliches Schloß aus dem Walde hervorragen; er erkennt die Thürme, die Zinnen, die steinerne Brücke, die zum Thore führt, und über diesem das Wappenschild mit seinen Löwen, die er wie alte Bekannte grüßt. Er eilt in den Burghof und verweilt hier bei all den Dingen, die in seiner Kindheit ihm das meiste Interesse gewährten: er sieht die räthselhafte Sphinx, den Feigenbaum, die Fensterreihe, hinter der er einst den Traum der Kindheit träumte, und eilt nun zu den Gräbern seiner Ahnen in der Burgkapelle, wo das alte Gewaffen am Pfeiler und die nie entzifferte Inschrift noch jetzt seine Aufmerksamkeit fesseln. — Aber dies Schloß steht nur noch vor seinem innern Sinn; da, wo es sonst schimmernd sich erhob, zieht jetzt der Pflug seine Furchen. Und wahrlich, die Zeit, die es verschwinden ließ, war keine, die dem Gemüthe eines Dichters hätte Befriedigung gewähren können; schon als solcher mußte sie ihm zuwider sein, wie vielmehr nicht noch, da sie ihn vertrieben von dem heimathlichen Herde und die Wohnung seiner Väter in Trümmer gelegt. Aber der Dichter steht erhaben über den Leidenschaften der Welt. Statt jener Zeit und den Zerstörern seines Jugendglücks zu fluchen, segnet er den heimathlichen Boden und den doppelt, der ihn jetzt besitzt. Ihm, dem man Alles geraubt, was ihm auf Erden lieb und werth war, ihm, dem Dichter, bleibt noch das Eine, die himmlische Poesie, und so greift er zum Wanderstabe, um singend die Weiten der Erde zu durchschweifen.

3. Form der Darstellung.

Die Strophe unseres Gedichtes ist leicht und gefällig und in vielen Volksliedern und volksthümlichen Gedichten, besonders seit Goethe beliebt. In den Versen von drei Hebungen mischen sich Jamben mit Anapästen, und an jeder Stelle darf ein Anapäst stehen. Meistens sind nur der zweite und vierte Vers gereimt. Am willkürlichsten braucht Heine dies Versmaß und so häufig, daß man es sogar die Heine'sche Strophe nannte.

9. Die Kreuzschau.

(A. v. Chamisso's Werke. 4. Aufl. Berlin, 1856. IV. 32. — Lüben und Nacke, Lesebuch, VI. Nr. 97.)

1. Inhaltsangabe.

Ein Pilger, der gegen Abend die Höhe eines Gebirgs erreicht hat, von wo aus er das Thal weit ausgespannt zu seinen Füßen liegen sieht, streckt sich ermattet in's Gras, schläft ein und

träumt. In himmlischer Majestät erscheint ihm Gott, an den er sich mit der Bitte wendet, statt seines zu schweren Kreuzes ihm ein solches aufzulegen, das seiner Kraft angemessen sei, weil er sonst der Last unterliege. Kaum ist die Bitte gesprochen, so führt ihn ein Sturm nach oben mitten in eine weite Halle, in welcher ringsum zahllose Kreuze aufgestellt sind. Von einer Stimme aufgefordert, nun zu wählen, geht er prüfend von einem Kreuze zum andern, kann sich aber zu keiner Wahl entschließen, da das eine ihm zu groß, das andere zu schwer, ein drittes zu scharfkantig, kurz, keines ihm ganz passend erscheint. Es bleibt ihm nichts weiter übrig, als die Musterung nochmals vorzunehmen. Da bemerkt er ein früher übersehenes Kreuz, das zwar nicht ganz leicht ist, aber ihm im Verhältniß zu seiner Kraft und Größe das leidlichste zu sein scheint. Um dieses Kreuz bittet er den Herrn. Aber siehe da! als er es genauer betrachtet, erkennt er in demselben sein eigenes, das er noch vor Kurzem mit Murren getragen. Ruhig lädt er es wieder auf und trägt es fortan mit Geduld.

2. Gliederung.

I. Des Pilgers Rast. (Str. 1—3.)
 A. Der Pilger auf der Höhe des Gebirgs. (1.)
 B. Er legt sich zur Ruhe nieder. (2.)
 C. Er beginnt zu träumen. (3.)
II. Der Traum. (Str. 4—18.)
 A. Die Bitte. (4—7.)
  1. Die Erscheinung Gottes. (4.)
  2. Die Bitte selbst. (5—7.)
 B. Die Erfüllung der Bitte. (8—18.)
  1. Die Entrückung zur Kreuzeshalle. (8. u. 9.)
  2. Die Aufforderung zur Wahl. (10.)
  3. Die Wahl. (11—17.)
   a. Die erste Musterung. (11—15.)
   b. Die zweite Musterung. (15 u. 16.)
   c. Die Entscheidung. (17.)
  4. Die Erkenntniß. (18.)

3. Grundgedanke.

Der Dichter veranschaulicht in dieser Parabel die Lehre, daß Jeder mit dem ihm von Gott verliehenen Loose zufrieden sein soll, da Gottes Weisheit für Jeden das Beste zu wählen versteht. Wenn es allen Unzufriedenen überlassen würde, ihr Loos sich selbst zu wählen, sie würden sicher in nicht gar langer Zeit zu der Einsicht gelangen, daß das Glück nicht an Aeußerlichkeiten

gebunden, sondern Sache des Herzens ist. Ein gottergebenes Herz murrt auch unter den schwersten Schlägen des Schicksals nicht, da es diese als ein göttliches Zuchtmittel betrachtet, das ihm zum Segen gereicht, und Niemand erspart wird.

Herder hat denselben Gedanken gedrängter dargestellt in:

Die Bürde des Lebens.

„Wäget das Schicksal Leben und Tod? Wie, oder ereilet
Jeden ein blindes Loos, wie es die Urne gebeut?"
Also fragt' ich, und sah im Gesicht die goldene Wage
Unüberschaubar hoch sinken und steigen im Kampf.
Zitternd trat ich zur Urne. Da rief die Stimme des Schicksals:
„Ziehe das Loos!" Ich zog bebend — mein eignes Selbst.
Bürden lagen vor mir; ich prüfte die leichteste Bürde,
Und, o Wunder! ich sah, daß es die meinige war.

(Herder's sämmtl. Werke in 40 Bänden. Stuttgart, 1852. XIII. 51.)

4. Form der Darstellung.

Das Gedicht ist in Terzinen geschrieben, einer italienischen Strophenform, die aus drei fünffüßigen jambischen Versen besteht. Die eine Terzine ist mit der andern immer durch gekreuzten Reim verbunden, indem der mittlere Reim der voraufgehenden den Anfangsreim der nachfolgenden bildet. Die Schlußstrophe hat zur Ergänzung des Reimes vier Zeilen. Durch gleichmäßige, stetige und geschlossene Bewegung eignet sich die Terzine ganz besonders für das Epos und zwar für das erhabene und heroische. Der italienische Dichter Dante (1265—1321) schrieb in dieser Form sein unsterbliches Heldengedicht „die göttliche Komödie." Chamisso bringt durch die Behandlung der Terzine, für die ihm eine besondere Vorliebe eigen ist, die schönste Wirkung hervor, indem er in dieser Form seiner Darstellung, selbst da, wo ihr Object in der heftigsten Bewegung auftritt, die höchste epische Ruhe zu erhalten weiß.

10. Der Stein der Mutter oder der Guahiba-Indianerin.

(A. v. Chamisso's Werke. 4. Aufl. Berlin, 1856. IV. 67. — Lüben und Nacke, Lesebuch, VI. Nr. 98.)

1. Erläuterungen.

Da, wo der obere, gen Westen gerichtete Lauf des Orinoco endet, liegt San Fernando de Atabapo. An dieser Stelle nimmt der Strom den Atabapo und den Guaviare

auf. Der Cassiquiare verläßt den Orinoco weiter oberhalb, nahe am südlichen Fuße des mächtigen Duida, mündet nach einem Laufe von 40 Meilen in den Rio Negro, einen Hauptnebenfluß des Amazonenstromes, und bildet so einen natürlichen Kanal zwischen den beiden mächtigen Strömen. Die Anschwellungen des Orinoco sind sehr regelmäßig, beginnen ungefähr den 25. März, erreichen ihre größte Höhe und fangen am 25. August wieder an abzunehmen. Die Ueberschwemmungen sind sehr bedeutend, eine Folge der Regenmenge, welche in den bewaldeten Gegenden fällt.

Str. 11. Der „heil'ge Orden", der Franziscanerorden.

2. Kurze Inhaltsangabe.

Als Humboldt bei der Beschiffung des Atabapo nach der Bedeutung des Namens eines Felsen fragt, erzählt ihm ein Missionar die Geschichte einer Guahiba-Indianerin, die, mit ihren Kindern in christliche Sclaverei gerathen, nach vier vergeblichen, mit blutiger Züchtigung gebüßten Versuchen, sich und die Kinder zu befreien, zuletzt freiwilligen Hungertod erleidet.

3. Verhältniß des Stoffes zur Form.

Chamisso berücksichtigte bei der Wahl seiner poetisch zu gestaltenden Stoffe vorzugsweise das Ungewöhnliche, Bedeutende, Ergreifende, und mit Recht, denn solche Stoffe bemächtigen sich sogleich der ganzen Aufmerksamkeit des Lesers, in ihnen sprechen sich die sittlichen Verhältnisse der Menschheit am deutlichsten aus. Stoffe dieser Art sind aber unter sich noch vielfach verschieden. Unsern Dichter zogen vorzüglich solche an, in denen sich die menschliche Natur in ihrer finstersten Leidenschaftlichkeit, in ihrem bittersten Schmerze zeigt. Die Convulsionen der Menschenseele unter dem Drucke natürlicher oder conventioneller Gewalt, fremder oder eigener Verderbtheit, eines eisernen Verhängnisses, unerbittlicher Gemüthshärte und roher Wildheit liebt er uns anschauen zu lassen. Herrschen will er über unser Gefühl, und es gelingt ihm, mit seltener Geschicklichkeit sich desselben zu bemächtigen und es immer grausamer zu spannen. Von all den schreckenvollen epischen Stoffen, die Chamisso behandelte, trägt der des vorliegenden Gedichtes wenigstens in dem Adel und der Kraft aufopfernder Mutterliebe ein tröstendes und erhebendes Element in sich, wodurch der Eindruck so herber christlicher Freveltheten gemildert wird. Der Beifall, den dieses Gedicht, wie die meisten übrigen derselben Gattung, fand, galt aber nicht vorzugsweise der Kraft, mit der Chamisso das Drastische des

Inhalts hervorgehoben und gesteigert; vielmehr galt derselbe jener andern Kraft, mit der er den spröden, herben, heftig wirkenden Stoff zu bewältigen und in die ruhige, feste, bestimmte Form zu bannen wußte, so daß selbst das schmerzlich Ergreifende in gemäßigter Haltung als ein schön Geordnetes dem beruhigten Sinne sich darbot. In dieser Kraft und Gewandtheit tritt jedoch mehr eine, durch Fleiß und Uebung erhöhte glückliche Naturgabe, als eigentliches Studium und bewußte Absicht hervor.

Eine Vergleichung mit Humboldt's Erzählung (s. Leseb. VI. Theil), welche dem Gedichte zu Grunde liegt, giebt am besten Zeugniß von der Gewandtheit Chamisso's in Bewältigung fremden Stoffes.

11. Peter Schlemihl's wundersame Geschichte.

(A. v. Chamisso's Werke. 4. Aufl. Berlin, 1856. IV. 239 ff.)

1. Inhalt.

1. Peter Schlemihl *) langt zu Schiffe in einer Hafenstadt an und begiebt sich zu dem reichen Herrn Thomas John, um ein Empfehlungsschreiben abzugeben. Herr John ist in großer Gesellschaft im Park, empfängt dort unsern Helden, wie ein reicher Mann einen armen Teufel zu empfangen pflegt, und bittet ihn, im Garten bei der Gesellschaft zu bleiben. Schlemihl schleicht hinterher und wird Zeuge merkwürdiger Dinge. Ein Fräulein verwundet sich an einem Dorn, man ruft nach Pflaster, und ein stiller, ältlicher, unscheinbarer Mann holt sogleich aus seiner Rocktasche eine Brieftasche hervor, aus welcher er der Dame das Verlangte mit devoter Verbeugung darreicht. Das war an sich nichts Auffallendes; später jedoch langt er bei verschiedenen Gelegenheiten aus derselben Tasche noch ein Fernrohr, einen türkischen Teppich von zwanzig Schritt Länge und zehn Schritt Breite, ein Lustzelt von derselben Größe und drei Reitpferde mit Sattel und Zeug hervor, ohne daß Jemand von der Gesellschaft etwas Außerordentliches darin gefunden hätte. Dem Schlemihl wird jedoch so schauerlich hierbei, daß er sich unbemerkt davon schleicht. Aber dem Geheimnißvollen entrinnt er nicht. Als er einen Blick nach hinten wirft, sieht er ihn auf sich zukommen und wird bald mit ihm in einen sonderbaren Handel verwickelt. Der wunderbare Mann äußert nämlich in der demüthigsten Weise

---

*) Schlemihl ist ein jüdisches Wort und bedeutet: Unglücklicher, Unstern, Pechvogel.

das Verlangen, den herrlichen Schatten Schlemihl's zu besitzen. Vergebens bemüht sich dieser mit unendlicher Höflichkeit, dies Verlangen zurückzuweisen; der Fremde dringt so lange in ihn, bis sich der arme Schlemihl entschließt, gegen Ueberlassung von Fortunati Glücksseckel, den er als echt erprobt hat, seines Schattens sich zu entäußern. Sofort kniet der Geheimnißvolle nieder, löst den Schatten leise vom Grase ab, rollt ihn zusammen, steckt ihn ein und entfernt sich. Schlemihl steht nun, den Beutel in der Hand, aber ohne Schatten, besinnungslos da.

2. Im zweiten Kapitel lassen wir den Dichter selbst reden. Schlemihl erzählt: „Ich kam endlich wieder zu Sinnen und eilte, diesen Ort zu verlassen, wo ich hoffentlich nichts mehr zu thun hatte. Ich füllte erst meine Taschen mit Gold, dann band ich mir die Schnüre des Beutels um den Hals fest, und verbarg ihn selbst auf meiner Brust. Ich kam unbeachtet aus dem Park, erreichte die Landstraße und nahm meinen Weg nach der Stadt. Wie ich in Gedanken dem Thore zuging, hört' ich hinter mir schreien: „Junger Herr! he! junger Herr! hören Sie doch!" — Ich sah mich um; ein altes Weib rief mir nach: „Sehe sich der Herr doch vor, Sie haben ihren Schatten verloren." — „Danke, Mütterchen!" ich warf ihr ein Goldstück für den wohlgemeinten Rath hin und trat unter die Bäume.

Am Thore mußt' ich gleich wieder von der Schildwache hören: „Wo hat der Herr seinen Schatten gelassen?" und gleich wieder darauf von ein Paar Frauen: „Jesus Maria! der arme Mensch hat keinen Schatten!" Das fing an mich zu verdrießen, und ich vermied sehr sorgfältig, in die Sonne zu treten. Das ging aber nicht überall an, zum Beispiel nicht über die Breitestraße, die ich zunächst durchkreuzen mußte und zwar, zu meinem Unheil, in eben der Stunde, wo die Knaben aus der Schule gingen. Ein verdammter buckeliger Schlingel, ich seh' ihn noch, hatte es gleich weg, daß mir ein Schatten fehle. Er verrieth mich mit großem Geschrei der sämmtlichen literarischen Straßenjugend der Vorstadt, welche sofort mich zu recensiren und mit Koth zu bewerfen anfing: „Ordentliche Leute pflegten ihren Schatten mit sich zu nehmen, wenn sie in die Sonne gingen." Um sie von mir abzuwehren, warf ich Gold zu vollen Händen unter sie und sprang in einen Miethswagen, zu dem mir mitleidige Seelen verhalfen.

Sobald ich mich in der rollenden Kutsche allein fand, fing ich bitterlich an zu weinen. Es mußte schon die Ahnung in mir aufsteigen: daß, so viel Gold auf Erden Verdienst und Tugend überwiegt, um so viel der Schatten höher als selbst das Gold geschätzt werde; und wie ich früher den Reichthum meinem Gewissen aufgeopfert, hatte ich jetzt den Schatten für bloßes Gold

hingegeben; was konnte, was sollte auf Erden aus mir werden?

Ich war noch sehr verstört, als der Wagen vor meinem alten Wirthshause hielt; ich erschrak über die Vorstellung, nur noch jenes schlechte Dachzimmer zu betreten. Ich ließ mir meine Sachen herabholen, empfing den ärmlichen Bündel mit Verachtung, warf einige Goldstücke hin und befahl, vor das vornehmste Hotel vorzufahren. Das Haus war gegen Norden gelegen, ich hatte die Sonne nicht zu fürchten. Ich schickte den Kutscher mit Gold weg, ließ mir die besten Zimmer vorn heraus anweisen und verschloß mich darin, sobald ich konnte.

Was denkest Du, daß ich nun anfing? — O mein lieber Chamisso, selbst vor Dir es zu gestehen, macht mich erröthen. Ich zog den unglücklichen Seckel aus meiner Brust hervor, und mit einer Art Wuth, die, wie eine flackernde Feuersbrunst, sich in mir durch sich selbst mehrte, zog ich Gold daraus, und Gold, und Gold, und immer mehr Gold, und streute es auf den Estrich, und schritt darüber hin, und ließ es klirren, und warf, mein armes Herz an dem Glanze, an dem Klange weidend, immer des Metalles mehr zu dem Metalle, bis ich ermüdet selbst auf das reiche Lager sank und schwelgend darin wühlte, mich darüber wälzte. So verging der Tag, der Abend, ich schloß meine Thüre nicht auf, die Nacht fand mich liegend auf dem Golde, und darauf übermannte mich der Schlaf.

Da träumt' es mir von Dir; es ward mir, als stünde ich hinter der Glasthüre Deines kleinen Zimmers, und sähe Dich von da an Deinem Arbeitstische zwischen einem Skelett und einem Bunde getrockneter Pflanzen sitzen; vor Dir waren Haller, Humboldt und Linné aufgeschlagen; auf Deinem Sopha lagen ein Band Goethe und der Zauberring; ich betrachtete Dich lange und jedes Ding in Deiner Stube, und dann Dich wieder; Du rührtest Dich aber nicht, Du holtest auch nicht Athem, Du warst todt.

Ich erwachte. Es schien noch sehr früh zu sein. Meine Uhr stand. Ich war wie zerschlagen, durstig und hungrig auch noch; ich hatte seit dem vorigen Morgen Nichts gegessen. Ich stieß von mir mit Unwillen und Ueberdruß dieses Gold, an dem ich kurz vorher mein thörichtes Herz gesättiget; nun wußt' ich verdrießlich nicht, was ich damit anfangen sollte. Es durfte nicht so liegen bleiben — ich versuchte, ob es der Beutel wieder verschlingen wollte — Nein. Keines meiner Fenster öffnete sich über die See. Ich mußte mich bequemen, es mühsam und mit sauerm Schweiß zu einem großen Schrank, der in einem Cabinet stand, zu schleppen, und es darin zu verpacken. Ich ließ nur einige Handvoll da liegen. Nachdem ich mit der Arbeit fertig geworden, legt' ich mich erschöpft in einen Lehnstuhl und er-

wartete, daß sich Leute im Hause zu regen anfingen. Ich ließ, sobald es möglich war, zu essen bringen und den Wirth zu mir kommen.

Ich besprach mit diesem Manne die künftige Einrichtung meines Hauses. Er empfahl mir für den näheren Dienst um meine Person einen gewissen Bendel, dessen treue und verständige Physiognomie mich gleich gewann. Derselbe war's, dessen Anhänglichkeit mich seither tröstend durch das Elend des Lebens begleitete und mir mein düsteres Loos ertragen half. Ich brachte den ganzen Tag auf meinen Zimmern mit herrenlosen Knechten, Schustern, Schneidern und Kaufleuten zu; ich richtete mich ein und kaufte besonders sehr viele Kostbarkeiten und Edelsteine, um nur etwas des vielen aufgespeicherten Goldes los zu werden; es schien mir aber gar nicht, als könne der Haufen sich vermindern.

Ich schwebte indeß über meinen Zustand in den ängstigendsten Zweifeln. Ich wagte keinen Schritt aus meiner Thür und ließ Abends vierzig Wachskerzen in meinem Saal anzünden, bevor ich aus dem Dunkel herauskam. Ich gedachte mit Grauen des fürchterlichen Auftrittes mit den Schulknaben. Ich beschloß, so viel Muth ich auch dazu bedurfte, die öffentliche Meinung noch einmal zu prüfen. — Die Nächte waren zu der Zeit mondhell. Abends spät warf ich einen weiten Mantel um, drückte mir den Hut tief in die Augen und schlich, zitternd wie ein Verbrecher, aus dem Hause. Erst auf einem entlegenen Platz trat ich aus dem Schatten der Häuser, in deren Schutz ich so weit gekommen war, an das Mondeslicht hervor, gefaßt, mein Schicksal aus dem Munde der Vorübergehenden zu vernehmen.

Erspare mir, lieber Freund, die schmerzliche Wiederholung alles Dessen, was ich erdulden mußte. Die Frauen bezeigten oft das tiefste Mitleid, das ich ihnen einflößte; Aeußerungen, die mir die Seele nicht minder durchbohrten, als der Hohn der Jugend und die hochmüthige Verachtung der Männer, besonders solcher dicken, wohlbeleibten, die selbst einen breiten Schatten warfen. Ein schönes, holdes Mädchen, die, wie es schien, ihre Eltern begleitete, indem diese nur bedächtig vor ihre Füße sahen, wandte von ungefähr ihr leuchtendes Auge auf mich; sie erschrak sichtbarlich, da sie meine Schattenlosigkeit bemerkte, verhüllte ihr schönes Antlitz in ihren Schleier, ließ den Kopf sinken und ging lautlos vorüber.

Ich ertrug es länger nicht. Salzige Ströme brachen aus meinen Augen, und mit durchschnittenem Herzen zog ich mich schwankend in's Dunkel zurück. Ich mußte mich an den Häusern halten, um meine Schritte zu sichern, und erreichte langsam und spät meine Wohnung.

Ich brachte die Nacht schlaflos zu. Am andern Morgen war meine erste Sorge, nach dem Manne im grauen Rocke überall suchen zu lassen. Vielleicht sollte es mir gelingen, ihn wieder zu finden, und wie glücklich! wenn ihn, wie mich, der thörichte Handel gereuen sollte. Ich ließ Bendel vor mich kommen, er schien Gewandtheit und Geschick zu besitzen, — ich schilderte ihm genau den Mann, in dessen Besitz ein Schatz sich befand, ohne den mir das Leben nur eine Qual sei. Ich sagte ihm die Zeit, den Ort, wo ich ihn gesehen; beschrieb ihm Alle, die zugegen gewesen, und fügte dieses Zeichen noch hinzu: er solle sich nach einem Dollond'schen Fernrohr, nach einem golddurchwirkten türkischen Teppich, nach einem Prachtlustzelt, und endlich nach den schwarzen Reithengsten genau erkundigen, deren Geschichte, ohne zu bestimmen wie, mit der des räthselhaften Mannes zusammenhinge, welcher Allen unbedeutend geschienen, und dessen Erscheinung die Ruhe und das Glück meines Lebens zerstört hatte.

Wie ich ausgeredet, holt' ich Gold her, eine Last, wie ich sie nur zu tragen vermochte, und legte Edelsteine und Juwelen noch hinzu für einen größern Werth. „Bendel", sprach ich, „dieses ebnet viele Wege und macht Vieles leicht, was unmöglich schien; sei nicht karg damit, wie ich es nicht bin, sondern geh' und erfreue deinen Herrn mit Nachrichten, auf denen seine alleinige Hoffnung beruht."

Er ging. Spät kam er und traurig zurück. Keiner von den Leuten des Herrn John, keiner von seinen Gästen, er hatte alle gesprochen, wußte sich nur entfernt an den Mann im grauen Rocke zu erinnern. Der neue Teleskop war da, und Keiner wußte, wo er hergekommen; der Teppich, das Zelt waren da noch auf demselben Hügel ausgebreitet und aufgeschlagen, die Knechte rühmten den Reichthum ihres Herrn, und Keiner wußte, von wannen diese neuen Kostbarkeiten ihm zugekommen. Er selbst hatte sein Wohlgefallen daran, und ihn kümmerte es nicht, daß er nicht wisse, woher er sie habe; die Pferde hatten die jungen Herren, die sie geritten, in ihren Ställen, und sie priesen die Freigebigkeit des Herrn John, der sie ihnen an jenem Tage geschenkt. So viel erhellte aus der ausführlichen Erzählung Bendel's, dessen rascher Eifer und verständige Führung, auch bei so fruchtlosem Erfolge, mein verdientes Lob erhielten. Ich winkte ihm düster, mich allein zu lassen.

„Ich habe", hub er wieder an, „meinem Herrn Bericht abgestattet über die Angelegenheit, die ihm am wichtigsten war. Mir bleibt noch ein Auftrag auszurichten, den mir heute früh Jemand gegeben, welchem ich vor der Thür begegnete, da ich zu den Geschäften ausging, wo ich so unglücklich gewesen. Die

eigenen Worte des Mannes waren: „Sagen Sie dem Herrn Peter Schlemihl, er würde mich hier nicht mehr sehen, da ich über's Meer gehe und ein günstiger Wind mich so eben nach dem Hafen ruft. Aber über Jahr und Tag werde ich die Ehre haben, ihn selber aufzusuchen und ihm ein anderes, ihm dann vielleicht annehmliches Geschäft vorzuschlagen. Empfehlen Sie mich ihm unterthänigst und versichern ihn meines Dankes." Ich frug ihn, wer er wäre; er sagte aber, Sie kennten ihn schon."

„Wie sah der Mann aus?" rief ich voller Ahnung. Und Bendel beschrieb mir den Mann im grauen Rocke Zug für Zug, Wort für Wort, wie er getreu in seiner vorigen Erzählung des Mannes erwähnt, nach dem er sich erkundigt. —

„Unglücklicher!" schrie ich händeringend, „das war er ja selbst!" und ihm fiel es wie Schuppen von den Augen. — „Ja, er war es, war es wirklich!" rief er erschreckt aus, „und ich Verblendeter, Blödsinniger habe ihn nicht erkannt und meinen Herrn verrathen!"

Er brach, heiß weinend, in die bittersten Vorwürfe gegen sich selber aus, und die Verzweiflung, in der er war, mußte mir selber Mitleiden einflößen. Ich sprach ihm Trost ein, versicherte ihm wiederholt, ich setzte keinen Zweifel in seine Treue, und schickte ihn alsbald nach dem Hafen, um, wo möglich, die Spuren des seltsamen Mannes zu verfolgen. Aber an diesem selben Morgen waren sehr viele Schiffe, die widrige Winde im Hafen zurückgehalten, ausgelaufen, alle nach andern Weltstrichen, alle nach andern Küsten bestimmt, und der graue Mann war spurlos wie ein Schatten verschwunden."

3. Schlemihl sinnt nun gramvoll auf ein Mittel zur Ersetzung seines Verlustes. Er will sich einen Schatten malen lassen; allein der herbeigerufene Maler weist den Antrag höhnisch zurück und verläßt Schlemihl in tiefem Kummer, der ihn dazu treibt, sein Geheimniß dem treuen Diener zu entdecken. Zwar ist Bendel erschrocken und bekümmert darüber, einem schattenlosen Herrn zu dienen, betheuert aber unter Thränen, ihn nie zu verlassen. Von nun an gestaltet sich das Schicksal für Schlemihl etwas besser, da er durch Bendel's Umsicht und Vorsorge in den Stand gesetzt wird, wieder öffentlich zu erscheinen. Er gewinnt die Liebe jenes Fräuleins, das sich einst in der Gesellschaft des Herrn John verwundet hatte. Diese Liebe stürzt ihn in's Verderben. Eines Abends geht er mit der Geliebten im Garten spazieren; der treue Bendel ist leider abwesend, und so tritt er achtlos aus einer dunkeln Allee auf einen hell vom Monde beleuchteten Platz. Sofort entdeckt Fanny den Mangel des Schattens und fällt in Ohnmacht. — Schlemihl entflieht, nimmt sogleich Postpferde, überläßt dem zurückbleibenden Bendel, seine Angele-

genheiten zu ordnen, und fährt mit einem seiner Leute, Rascal, nach einem einsam gelegenen, wenig besuchten Badeorte.

4. In einem benachbarten Städtchen will er sich häuslich niederlassen, weshalb er Bendel vorausschickt, um das Nöthige vorzubereiten. Das verschwenderisch ausgestreute Gold und einige Bemerkungen Bendel's bringen die Leute auf den Gedanken, daß es der König von Preußen sei, der incognito ihre Stadt besuchen wolle. Demgemäß wird Schlemihl zu seinem nicht geringen Erstaunen auf das Großartigste empfangen. Musik, Glockengeläute, Kanonendonner ertönt. Den meisten Eindruck macht jedoch auf den Gefeierten eine der Jungfrauen, die in weißen Kleidern glückwünschend ihm sich nahen, und die er später unter dem Namen Minna als die Tochter eines Forstmeisters näher kennen lernt. Nach einiger Zeit erkennt zwar die Bewohnerschaft ihren Irrthum; Schlemihl muß es sich jedoch gefallen lassen, wenigstens als Graf Peter zu gelten. Als solcher erwirbt er nach und nach die Liebe Minna's und erklärt deren Vater, daß er den ersten des künftigen Monats um die Hand der Tochter anhalten würde. Dieser Erste ist nämlich der Tag, auf welchen der graue Mann seinen Besuch angekündigt hatte. Alles wird bis dahin vorbereitet. Der verhängnißvolle Tag erscheint endlich, doch Stunde und Stunde verrinnt, ohne daß sich der Graue sehen läßt.

5. Der nächste Tag beginnt mit einem für Schlemihl bedeutungsvollen Ereigniß. Rascal, ein abgefeimter Bursche, ist hinter das Geheimniß seines Herrn gekommen, fordert trotzig seinen Abschied und verläßt auf die beleidigendste Weise das Zimmer. Mit schwerem Herzen macht sich Schlemihl auf den Weg zum Forstmeister, sein Wort zu lösen. Dieser empfängt ihn sehr aufgeregt mit einem beschriebenen Blatt in der Hand, und nur zu bald erfährt Schlemihl, daß Rascal ihn verrathen und sich selbst als Bräutigam eingeschmuggelt hat. Auf die bittern Vorwürfe des Forstmeisters und die Thränen der getäuschten Minna weiß Schlemihl zu seiner Entschuldigung nur so viel zu sagen, daß ihm einst ein ungeschlachter Mann so flämisch in seinen Schatten getreten, daß ein großes Loch entstanden sei; er habe ihn nur zum Ausbessern gegeben, da Gold viel vermöge, und erhalte ihn morgen wieder. Der Forstmeister entläßt ihn mit der bestimmtesten Erklärung, daß, wenn er binnen drei Tagen nicht einen wohlangepaßten Schatten habe, Minna die Frau eines Andern würde. Schlemihl stürzt wie wahnsinnig von dannen durch Fluren und Wälder. Auf sonniger Heide fühlt er sich plötzlich aufgehalten und erblickt den Grauen, der nachweist, daß Schlemihl sich in Bezug auf das Zusammentreffen um einen Tag verrechnet habe, und ihm das Anerbieten macht, seinen Schatten ihm gegen Ueberweisung seiner Seele nach dem Tode wieder ab-

treten zu wollen. Schlemihl geht trotz aller Verlockungen nicht darauf ein, selbst dann nicht, als ihm der Graue seinen Schatten in der Sonne zeigt. Indem er diesem winkt, sich zu entfernen, kommt Bendel, der kaum sieht, was vorgeht, als er sich mit Gewalt des Schattens zu bemächtigen sucht. Mit seinem Kreuzdornknüttel fällt er über den Grauen her und verfolgt ihn über die Heide, während sein Herr einsam wie zuvor zurück bleibt.

6. Drei Tage verweilt er in der Wildniß; am vierten Tag bemerkt er plötzlich auf dem sonnigen Sande neben sich einen Menschenschatten und sucht ihn zu haschen. Der Schatten entflieht, Schlemihl in athemloser Flucht ihm nach. Da hält der Flüchtling; Schlemihl stürzt auf ihn los, kommt aber mit einem Unsichtbaren in's Handgemenge, der, zu Boden gestürzt, plötzlich sichtbar wird. Da erkennt Schlemihl, daß der Mann das unsichtbare Vogelnest, welches den, der es hält, nicht aber seinen Schatten, unsichtbar macht, erst getragen und jetzt weggeworfen haben muß. Bald entdeckt er den Schatten des unsichtbaren Nestes selbst, versichert sich des theuern Raubes und eilt unsichtbar und schattenlos hinweg nach dem Förstergarten. Dort gesellt sich abermals der graue Mann zu ihm, schwatzt ihm das Vogelnest ab und zeigt ihm unter Benutzung der unsichtbar machenden Tarnkappe die unglückliche Minna, wie sie, endlich den Bitten und Vorstellungen des Vaters nachgebend, Rascal zu heirathen verspricht. Als dieser jetzt herzutritt, fällt Minna in Ohnmacht, und der Graue benutzt diese Gelegenheit, um Schlemihl nochmals zur Unterzeichnung des Contractes aufzufordern.

7. Schon hat Schlemihl die, in sein eigenes Blut getauchte Feder in der Hand, da rettet ihn eine Ohnmacht. Spät Abends aus derselben erwachend, hört er Vorübergehende von der vollzogenen Verbindung zwischen Minna und Rascal reden. Nun hält ihn nichts mehr. Schnell streift er die Tarnkappe von seinem Haupte und entflieht; aber der Versucher verläßt ihn nicht, und fortwährend tönen Beschwörungen und höhnische Reden von Gold und Schatten sinnverwirrend in die Ohren des Flüchtlings. Erst als er Nachts seine Wohnung erreicht hat, verläßt ihn der Graue. Schlemihl ist erfreut, den treuen Bendel zu finden, der ihm erzählt, daß während ihrer Abwesenheit der Pöbel auf Rascal's Anstiften ihre Wohnung geplündert habe. Da beschließt Schlemihl, allein in die weite Welt zu wandern; unter vielen Thränen trennt er sich von Bendel und reitet noch in der Nacht von dannen.

8. Bald gesellt sich ein Fußgänger zu ihm, in welchem er beim Aufgang der Sonne den Mann im grauen Rocke erkennt. Dieser lächelt über Schlemihl's Bestürzung, und macht ihm den Vorschlag, ihm auf die Dauer ihrer Gesellschaft seinen Schatten

zu leihen. Die Straße belebt sich mit Menschen, und darum nimmt Schlemihl den Vorschlag an. Bald trabt er mit dem erborgten Schatten von dannen, während der Graue unbekümmert nebenher geht. Er zu Fuß, Schlemihl zu Pferd, die Versuchung ist zu groß. Rasch macht er eine Schwenkung, um im Carriere zu entfliehen; aber der Schatten gleitet bei der plötzlichen Wendung vom Pferde, und beschämt kehrt Schlemihl zu dem Grauen zurück, der lächelnd den Schatten wieder zurecht setzt. Sie reisen zusammen weiter, lagern dann vor einer Höhle, und wieder wendet der Versucher alle Ueberredungskünste an, um Schlemihl zu überzeugen, daß er als reicher Mann nothwendig einen Schatten haben und darum den Contract unterzeichnen müsse. Schlemihl bietet ihm vergebens den Glücksseckel für den Schatten und fragt ihn dann, ob er auch vom Herrn John eine Unterschrift gehabt habe. „Mit einem so guten Freund hab' ich's nicht nöthig gehabt“, entgegnet der Graue, und zieht auf Schlemihl's Frage, wo Jener sei, die bleiche, entstellte Gestalt Thomas John's bei den Haaren aus der Tasche hervor. Entsetzen ergreift den Schattenlosen; er wirft den klingenden Seckel in den Abgrund und treibt den Versucher unter Anrufung des Namens Gottes auf immer von dannen.

9. Ohne Schatten und ohne Geld ist Schlemihl dennoch heiter. Zufrieden mit sich, schläft er unter einem Baume ein, schneidet sich nach dem Erwachen einen Knotenstock ab und macht sich wieder auf den Weg. Einem Bauer, der ihn begleitet und auf einer sonnigen Stelle den Mangel des Schattens bemerkt, macht er weiß, daß ihm während einer langen bösen Krankheit Haare, Nägel und Schatten ausgegangen seien. Der Bauer beklagt dies Leiden kopfschüttelnd, macht sich aber bei dem nächsten Querwege davon, und Schlemihl ist wieder allein. Mit dem Vorsatz, bei einem der nächsten Bergwerke in Arbeit zu treten, setzt er seine Reise fort. Einige Tage Regenwetter fördern diese bedeutend, nutzen aber auch die Stiefeln so ab, daß Schlemihl sich ein Paar andere kaufen muß, die zwar alt, aber noch gut und stark sind. Kaum hat er sie angezogen und ist etwa zweihundert Schritte, in Gedanken versunken, gegangen, als er mit Erstaunen sich in einem nordischen Tannenwalde sieht. Er dringt noch einige Schritte vor und kommt zu Schnee und Eisfeldern; noch einige Schritte führen ihn an das Ufer des Eismeeres. Er läuft zurück und kommt plötzlich aus eisiger Kälte in die erstickendste Hitze unter Reisfelder. Er glaubt zu träumen, als er unfern zwei Chinesen sieht. Er sieht nach der Uhr. Vor noch nicht einer Viertelstunde hat er den Marktflecken, wo er die Stiefeln kaufte, verlassen. Langsam und bedächtig geht er weiter, und Fluren, Auen, Gebirge, Steppen und Wüsten rollen an ihm

vorüber. Es ist kein Zweifel: er hat Siebenmeilenstiefel an den Füßen.

10. In stummer Andacht fällt er auf seine Kniee und vergießt Thränen des Dankes. Seine Zukunft steht plötzlich vor seinen Augen: er will als Wanderer die Natur erforschen. Zu seinem Aufenthaltsorte erwählt er eine der verborgensten Höhlen der thebaischen Wüste und durchschweift nun von hier aus in wenigen Stunden die ganze Erde; nur Neuholland und die Südseeinseln vermag er nicht zu erreichen. Ein Paar Pantoffeln dienen ihm, über die Stiefeln gezogen, als Hemmschuhe; Instrumente und Bücher, die er mit Elfenbein bezahlt, holt er sich aus London und Paris; der Tabak ersetzt ihm das mangelnde Glück und ein treuer Pudel die menschliche Gesellschaft. Zu dieser führt ihn jedoch ein Abenteuer nochmals zurück.

11. Als er einst auf Nordlands Küsten Flechten und Algen sammelt, tritt ihm unversehends ein Eisbär entgegen. In der Eile der Flucht kann er sich nur des einen Pantoffels entledigen und stürzt ins Meer. Mit Mühe sich ans Land rettend, rennt er zur libyschen Wüste. Der furchtbare Temperaturwechsel betäubt ihn aber so, daß er besinnungslos von Osten nach Westen umhertaumelt und endlich zu Boden stürzt. Beim Erwachen findet er sich in einem Hospitale, wo er von einem freundlichen Manne und einer schönen Frau in schwarzen Kleidern gepflegt wird. Aus einer Inschrift, so wie aus einem Gespräche jener beiden Personen erfährt er, daß diese Bendel und Minna sind. Ersterer hat aus dem Ueberreste des Goldes ein Hospitium gegründet und es zu Ehren seines ehemaligen Herrn das „Schlemihlium" genannt; letztere ist Wittwe, da Rascal durch einen unglücklichen Kriminal-Proceß das Leben verlor. Beide fühlen sich glücklicher, als früher, und Schlemihl giebt sich deshalb nicht zu erkennen. Nur nach seiner Genesung läßt er einen Zettel zurück, aus dem die Geliebten erfahren, daß es dem geprüften Freunde auch besser ergehe, als früher. Dann schlägt er den Weg nach der Thebais ein und kehrt zu der alten Lebensweise zurück.

2. Ueber die Entstehung und den Grundgedanken des Werkes.

Man hat sich viele Mühe gegeben, dem Grundgedanken dieses Märchens nachzuspüren; indessen ist es erwiesen, daß Chamisso gar keine bewußte Absicht dabei gehabt hat. Das Märchen entstand mit zwingender Nothwendigkeit, wie jedes echt poetische Werk. Der Dichter schreibt darüber in einem Briefe an den Staatsrath Trinius in Petersburg vom 11. April 1829:

„Ich will mit meiner Poesie selten Etwas; wenn eine Anekdote, ein Wort, mich selbst im Leibe von der Seite der linken Pfote bewegt, denke ich, es muß andern auch so ergehen, und nun ringe ich mühsam mit der Sprache, bis es herauskommt. Wenn ich selber eine Absicht gehabt habe, glaube ich es dem Dinge nachher anzusehen; es wird dünn, es wird nicht Leben, und es ist, mein' ich, nur das Leben, was wieder Leben ergreifen kann. Machen Sie mich darum zu einer Nachtigall oder zu einem Kuckuk, kurz zu einem Singethier und zu keinem verständigen Menschen; — immerhin! — ich begehre es nicht besser. — — — Der Schlemihl ist auch so entstanden. Ich hatte auf einer Reise Hut, Mantelsack, Handschuhe, Schnupftuch und mein ganzes bewegliches Gut verloren. Fouqué frug: ob ich nicht auch meinen Schatten verloren habe? und wir malten uns das Unglück aus. Ein anderes Mal ward in einem Buche von Lafontaine (den Titel habe ich nicht erfahren) geblättert, wo ein sehr gefälliger Mann in einer Gesellschaft allerlei aus der Tasche zog, was eben gefordert wurde, — ich meinte, wenn man dem Kerl ein gut Wort gebe, so zöge er auch noch Pferde und Wagen aus der Tasche. — Nun war der Schlemihl fertig, und wie ich einmal auf dem Lande Langeweile und Muße genug hatte, fing ich an zu schreiben. — Mein Zweck war, Hitzigs Frau und Kinder, die ich als mein Publikum vorangestellt hatte, zu amüsiren, und so kam es denn, daß Sie und Andere darüber gelacht haben." Im Allgemeinen bezeichnet der Schatten das Wesenlose und Nichtige, auf das die Welt so großes Gewicht legt.

Leben und Charakteristik Chamisso's.

I.

Adalbert von Chamisso, geboren den 27. Januar 1781 auf dem Schlosse Boncourt in der Champagne, war der Sohn des Grafen Louis Marie von Chamisso. In den Stürmen der französischen Revolution ward der Stammsitz Boncourt dem Boden gleich gemacht, und aus der Zerstörung von den vielen Schätzen, die das Schloß enthielt, Nichts gerettet. Adalbert war neun Jahre alt, als die flüchtige Familie sich (1790) nach Deutschland wandte und zwar nach Würzburg, dann nach Baireuth, von wo aus der Vater um die Erlaubniß nachsuchte, sich in Berlin niederlassen zu dürfen, das überhaupt in jener Zeit vielen französischen Auswanderern zum Aufenthalte diente. Adalberts Brüder, Hippolyt und Karl, waren dorthin schon vorausgegangen und übten die Kunst der Miniaturmalerei in solcher Vollkommenheit, daß sie von dem Ertrage ihrer Arbeiten ihre

Familie ehrenvoll ernährten. Adalbert wurde 1796 Leibpage bei der Königin, die ihn auch unterrichten ließ. In seinem 17. Lebensjahre (1798) trat er in das Infanterie-Regiment von Götze, und nach drei Jahren ward er Lieutenant. Seine Familie war inzwischen wieder nach Frankreich gegangen, nachdem Napoleon, damals erster Consul (1801), den französischen Ausgewanderten die Rückkehr in das Vaterland gestattet hatte.

Die ersten Jahre der soldatischen Laufbahn Chamisso's wurden durch eifriges Studium der deutschen Sprache und Literatur ausgefüllt. Mit eigenthümlichem Sinn faßte er die Erscheinungen deutscher Poesie und Philosophie auf, und eignete sich mehr und mehr deutsche Geistesbildung und deutschen Charakter an, so daß er für sein Fühlen und Denken in unserer Sprache den Ausdruck fand, wie in seiner Muttersprache. Gleichstrebende Freunde fand er an Varnhagen, mit dem er 1804—6 den sogenannten „rothen Musenalmanach" herausgab, an W. Neumann, Hitzig und Fouqué. Um das Jahr 1803 erschienen seine ersten dichterischen Versuche. Bald mußten sich die Freunde trennen, aber sie unterhielten einen lebhaften Briefwechsel, der uns noch aufbewahrt ist. 1805 verließ Chamisso Berlin, zog mit seinem Regimente nach Hameln und reiste nach dem Tilsiter Frieden nach Frankreich, wo seine Familie einen Theil ihrer verlorenen Besitzungen wieder bekommen hatte. Schon im Herbste 1807 kehrte er nach Berlin zurück und widmete sich vorzüglich den Naturwissenschaften. Im Jahre 1810 wurde er als Professor an das Lyceum nach Napoleonville in Frankreich berufen; er fand aber seine Erwartungen nicht befriedigt und begleitete 1811 Frau von Staël nach Genf und Coppet. 1812 nach Berlin zurückgekehrt, legte er sich noch entschiedener auf das Naturstudium. Mit sich selbst zufriedener, trieb er als Schüler von 32 Jahren eifrig die Naturwissenschaften, insbesondere Medicin und Botanik. So war der „Professor" ein Student geworden; das Leben hatte ihn gelehrt, daß alles Grübeln nichts nütze; darum wollte er durch Beobachtung und Erfahrung, Sammeln und Vergleichen sich den Wissenschaften nähern und eine praktische Thätigkeit üben. Arzt wollte er nun gerade nicht werden, sondern sich vorbereiten zu einer naturwissenschaftlichen Reise.

Als im Jahre 1813 der große Nationalkampf eintrat, und das Volksthum die Losung des Tages ward, da empfand Chamisso es tief, daß ihm die Nationalität fehle, auf die er, als er sie hingab, kein Gewicht gelegt hatte. Obgleich er die innigste Theilnahme für Deutschlands Sache hegte, so konnte er doch die Schmach der aus Rußland zurückkehrenden Franzosen nicht verschmerzen. Es galt jetzt den Kampf gegen ein Volk, dem er durch Geburt und Familienbande angehörte. Voll innerer Mißstimmung

rief er aus: „Die Zeit hat kein Schwert für mich, nur für mich keins.“ In dieser drückenden Lage schrieb er 1813 auf dem Gute einer adeligen Familie zu Cunersdorf seinen „Peter Schlemihl“, um sich, wie er selbst sagte, zu zerstreuen und die Kinder seines Freundes Hitzig zu ergötzen.

Wie Chamisso dem armen Schlemihl endlich durch große Reisen und durch Beschäftigung mit der Natur die Ruhe gewinnen läßt, so suchte er selbst in dem größeren Weltverkehr innere Beruhigung. Anfangs 1814 war er wieder in Berlin, um seine naturwissenschaftlichen Studien fortzusetzen. Bei seinem Freunde Hitzig kam ihm zufällig ein Zeitungsartikel zu Gesichte, worin von einer nächst bevorstehenden Entdeckungsreise der Russen nach dem Nordpol die Rede war. „Ich wollte, ich wäre mit diesen Russen am Nordpol!“ rief er unmuthig aus und stampfte dabei mit dem Fuße. Hitzig nahm ihm das Blatt aus der Hand, überflog den Artikel und fragte: „Ist es dein Ernst?“ — „Ja!“ — „So schaffe mir augenblicklich Zeugnisse über deine Studien und Befähigung zur Stelle. Wir wollen sehen, was sich thun läßt.“ Die Zeugnisse wurden ertheilt, Hitzig hielt Wort, knüpfte für den Freund Unterhandlungen in Rußland an, und in kurzer Frist ging ein Brief des Hauptmanns der russischen Flotte, v. Krusenstern, im Jahre 1815, ein. Chamisso war zum Naturforscher für die zu unternehmende Entdeckungsreise in die Südsee und um die Erde ernannt. Diese Fahrt machte er mit dem Kapitain Otto v. Kotzebue. Viele Mühsale hatte er während derselben zu bestehen; zu der Entbehrung aller geistigen und körperlichen Pflege kam die schlechte Behandlung von Seiten der russischen Schiffsmannschaft. Dennoch gab er sich mit der regsten Theilnahme allen Erscheinungen hin, in denen ihm Menschliches und Lebensfrisches entgegentrat. Der Naturzustand der Wilden entzückte ihn, und sein Dichterherz wurde für die Zustände und Gefühle der farbigen Naturkinder entflammt. Chamisso's „Bemerkungen und Ansichten“ auf dieser Reise enthalten die schätzbarsten Beiträge zur Länder- und Völkerkunde. Mit Heu und Kram — so nennt er seine gesammelten Pflanzen u. dgl. — kehrte er Ende October 1818 über Stettin zurück. In Swinemünde schrieb er:

„Heimkehret fernher aus den fremden Landen
In seiner Seele tief bewegt der Wandrer;
Er legt von sich den Stab und knieet nieder
Und feuchtet deinen Schooß mit stillen Thränen,
O deutsche Heimath! — Woll' ihm nicht versagen
Für viele Liebe nur die eine Bitte:
Wann müd' am Abend seine Augen sinken,

Auf deinem Grunde laß den Stein ihn finden,
Darunter er zum Schlaf sein Haupt verberge."

Die Lehr- und Wanderjahre waren nun vorüber, es begannen die Meisterjahre. Hitzig u. A. fanden in ihm den gemüthvollen, sinnigen Freund wieder, und der Weltumsegler erzählte ihnen von Sandwichinsulanern, von den Radackern und Kamtschadalen. Er erhielt 1819 in Berlin eine kleine Anstellung als Custos der botanischen Sammlungen, verheirathete sich, wurde in der Folge Vorsteher der königlichen Herbarien und 1835 Mitglied der Akademie der Wissenschaften.

Wenn auch Chamisso früher einige Jugendgedichte versucht hatte, so ahnete er doch nicht, daß er ein deutscher Dichter werden könne. Erst in den zwanziger und dreißiger Jahren entfaltete er sein poetisches Talent. Zuerst fügt er einer neuen Auflage seines Schlemihl einige Gedichte bei, und 1828 schreibt er an de la Foye: „Ich glaube fast, ich sei ein Dichter Deutschlands." Seine Sonette und die poetische Erzählung „Salas y Gomez" fanden überall Anklang. Allgemein bekannt sind die oben erläuterten u. a. Gedichte, wie z. B.: „der rechte Barbier", „tragische Geschichte", „Abdallah", „Hans im Glücke."

Die Julirevolution brachte ihn, den geborenen Franzosen, sehr in Bewegung; sie ergriff ihn freudig, indem er die Ansicht hatte, daß es „ein vergeblich Wagen sei, in das bewegte Rad der Zeit zu greifen." Im folgenden Jahre ward er von der Cholera geschüttelt, was den Grund zu seinem Kränkeln legte. Zwar gab er 1833 noch den Musenalmanach mit G. Schwab heraus, allein er fühlte sich körperlich und geistig ermattet. Seine Gattin starb 1837, er selbst am 21. August 1838.

II.

Chamisso hatte Alles der Welt abgerungen, sich Alles mühsam erobert, selbst das Vaterland, und es bildete sich in ihm, bei aller Milde und liebevollen Sanftmuth, eine kraftvolle, biedere und ehrliche Natur aus. Die Ursprünglichkeit der Gesinnung in Haß und Liebe, in Rache und hingebender Treuherzigkeit ist der innerste Nerv seiner Poesie, welche, meistens in der Sphäre des wirklichen Lebens sich bewegend, Vorfälle und Begebenheiten darstellt, und daher einen vorherrschend epischen Charakter hat. Alle Länder und Geschlechter der Erde haben dem Dichter lebendige Bilder zugeführt; überall hat er der Stimme der Natur gelauscht und ihre Töne wiedergegeben; überall begegnet uns das Ursprüngliche, das Starke, das Selbstgeschaute in seiner eigenthümlichen Gestaltung und Urkraft. Auch die

eigentlichen lyrischen Gedichte Chamisso's haben eine epische Grundlage, indem bestimmte Personen als Träger der Empfindungen des Dichters erscheinen. Gleich am Anfange des dritten Bandes seiner Werke finden wir eine größere Reihe solcher Gedichte: „Frauenliebe und Leben", „Thränen", „die Blinde", „Lebenslieder und Bilder." In diesen und ähnlichen Gedichten tritt die reine, tiefe und gemüthliche Natur Chamisso's am reinsten hervor. So ist vielleicht niemals der Mutterschmerz um ein verlorenes Kind in so herzergreifender Weise zum poetischen Lebensbilde gestaltet worden, als in dem Gedichte „die Mutter und das Kind." Die schönen Züge seines edel und wahr empfindenden Gemüths finden wir, wenn er sich, wie im „Frühling" seines jugendlichen Herzens erfreut, das er sich durch alle Stürme des Lebens hindurch bewahrte, oder wenn er fest an den Blüthen der Gegenwart hängt, von denen er für die Zukunft die schönsten Früchte vertrauensvoll hofft („der alte Sänger"). Ueber den Charakter seiner Balladen und poetischen Erzählungen haben wir schon oben das Nöthige bemerkt. Bei so viel dichterischer Größe war es kein Wunder, daß Chamisso's Tod die allgemeinste Theilnahme in ganz Deutschland erregte. Keiner hat ihn jedoch würdiger gefeiert, als Franz Dingelstedt, mit dem wir sagen:

Ein Fremdling war er unserm deutschen Norden,
In Sitt' und Sprache andrer Stämme Sohn,
Und wer ist heimischer als du ihm worden? —

Literatur.

Chamisso's Werke. 4. Aufl. 6 Bde. Berlin, 1856. 2 Thlr. 12 Sgr.

Inhalt: 1. Reise um die Welt: Tagebuch. 2. Dieselbe; Bemerkungen und Ansichten. 3. Gedichte. 4. Gedichte. Adalbert's Fabel. Peter Schlemihl. 5. u. 6. Leben und Briefe. Vermischtes in Prosa.

Gedichte. Leipzig, 1831. 17. Aufl. 1861. 1 Thlr.

Peter Schlemihl's wunderbare Geschichte. 7. Aufl. Leipzig, 1860. ½ Thlr.

Die romantische Schule.

Rückblick auf die neun letzten Dichter.

Die dichterischen Productionen Goethe's und Schiller's, die den Höhepunkt der deutschen Kunstpoesie darstellen, bildeten damals zu der Prosa der Wirklichkeit mehr als je einen

schneidenden Contrast. Im Schooße der Familie, in den bürgerlichen Bezügen, in dem Verhältniß zum Staat hatte das Leben seine frischen, blühenden Formen abgestreift und war untergegangen in einer engherzigen Beschränkung, in einem spießbürgerlichen Philisterthum. Hierzu kam noch, daß die der Aufklärung entsprungenen Richtungen mehr oder weniger den Glauben an höhere Wahrheit erschüttert oder verfälscht hatten. Bei dieser Poesielosigkeit fanden daher alle verflachenden Tendenzen der Kunst und Wissenschaft desto größeren Anklang. In der poetischen Literatur drängte sich theils eine mattherzige Sentimentalität hervor, theils suchte man den Anforderungen des flachen, alltäglichen Lebens zu genügen, wozu sich, wie in den Kotzebue'schen Dramen *), französische Frivolität gesellte, wodurch alle höhere Sittlichkeit, der Glaube an das Wahre, die Liebe für das Edle und Gute nur noch mehr untergraben werden mußte.

Hatten nun Goethe und Schiller auf die Verbindung des Idealen und Realen hingewirkt, so machte die neue Dichtergeneration am Ende des vorigen Jahrhunderts es sich zur besonderen Aufgabe, die Einheit der Poesie mit dem Leben zu begreifen, zu verkünden und herzustellen. Goethe hatte in seinem „Wilhelm Meister" gezeigt, wie der Geist der Poesie in die Welt der Prosa eindringen und die socialen Bildungsstrebungen in der Idee wie in ihrem Mittel- und Schwerpunkte vereinigen sollte. An diesem Roman Goethe's fand daher die neue Dichterschule ihren bestimmten Anknüpfungspunkt, indem sie, bei ihrem Streben, die Poesie in die Wirklichkeit einzusetzen, über die spießbürgerliche Beschränktheit hinauszukommen suchte und auf eine freiere Bildung in der Nation hinwirkte. Um die höhere, ideale Lebenseinheit zur Anschauung zu bringen, leitete sie zurück auf die Romantik des Mittelalters. Es faßte die neue Dichter-Generation die Romantik als die ewig fließende Quelle auf, aus der sich das alternde Leben verjüngen könne, und wollte jene poetische Welt aus der Vergangenheit in unsere

---

*) In einer Parabase seiner „verhängnißvollen Gabel" (Werke, 4. Bd. S. 36) sagt Platen, der Hauptgegner der Romantiker, von Kotzebue:
„Er schmierte, wie man Stiefel schmiert, vergebt mir diese Trope,
Und war ein Held an Fruchtbarkeit wie Calderon und Lope. *)
In Versen schrieb er selten zwar; dies konnte wenig stören:
Ihr seid ja Menschen, wollt ihr denn der Götter Sprache hören?
Er sprach wie ihr, euch war das recht; er nahm, um euch zu schonen,
Aus euerm eignen Kreise sich die fadesten Personen.

---

*) Zwei berühmte spanische Schauspieldichter.

Zeit herüberleuchten lassen. Diese romantische Welt sei groß gewesen, weil sie gelebt habe im Glauben, in der Liebe und im Vaterlandsgefühl, und durch sie müsse Kunst, Wissenschaft und Leben neu befruchtet werden. Die Poesie sollte den eigentlichen Mittel- und Vermittelungspunkt bilden, sie die Aufgabe haben, im engsten Bunde mit Religion und Philosophie vom innersten Mittelpunkte des Gemüths aus allschaffend und belebend das ganze Dasein zu umglänzen. Wie daher die Dichter der neuen Romantik aus der Gegenwart in eine schönere Vergangenheit flüchteten, in welcher noch der ganze Zauber der poetischen Anschauung ungehemmt über das gesammte Leben sich verbreitete, wie sie zurückleiteten in die heitern Gebilde der jugendlich spielenden Phantasie, in die alte Märchen- und Sagenwelt; ebenso zogen sie sich zurück in die Einsamkeit der Natur, drangen ein in ihre geheimnißvollen Tiefen und begrüßten in ihren Erscheinungen überall ein unabhängiges, sich selbst genügendes Leben, das seine Geheimnisse kund giebt.

Bei dem Streben nach dem Großen und Besten der Poesie, suchte man im Auslande die obersten Muster, und eröffnete die bisher verborgenen Schätze nicht bloß der älteren romanischen, sondern auch der orientalischen Poesie. Indem man die Nationalliteratur auf ihre Höhe erheben wollte, drang man hindurch zur Universalität der Weltliteratur. Die spanische und italienische Literatur, sowohl in ihrem tiefern Gehalt, als auch mit ihren künstlichen Formen wurde herangezogen, und vor Allem ruhte der Blick auf Shakespeare, der als Muster universaler Weltpoesie in dem Brennpunkte seiner Genialität alle Bezüge des Lebens, der Geschichte, der Zeiten, Nationen und der Natur vereinte, sich dabei auf der Spitze der Ironie und des Humors bewegte, und durch den Zauber seiner Phantasie die widersprechendsten Dinge, die entferntesten Punkte der Menschheit in einem Spiegel zu sammeln und zu zeigen wußte. Es wurde für die Romantiker, der prosaischen Zeit gegenüber, die Ironie ein Lebensprincip, die in Verbindung mit dem Humor sich in Gesinnung und Weltanschauung der jungen Dichter auf eigenthümliche Weise offenbarte. Sie galt zunächst der Verkehrtheit der Welt und sollte der Poesie den Weg ebnen und bahnen; sie steigerte sich aber bald zu einem willkürlichen Spiele der Phantasie, vor welcher alle Gestalten der Erscheinungswelt zerrinnen und nur das eigene Innere übrig bleibt mit seinen Traumgebilden. Der gediegene Gehalt der wahrhaften Wirklichkeit wurde verflüchtigt, und aus den zerstäubenden Widersprüchen des Lebens ging nicht eine harmonische Aussöhnung hervor, in der sich der wahrhafte Lebensgehalt siegreich erhält, sondern eine ermattende Sehnsucht nach einem unerreichbaren Jenseits. Es wollten die Romantiker

neben dem Leben eine Welt von Poesie künstlich erschaffen, damit jenes von dieser durchdrungen werde; allein die gemeine Wirklichkeit und das Ueberschwängliche jener wunderbaren idealischen Welt schließen sich einander aus. Die neue Romantik bildete zu der damals sich breit machenden, an der gemeinen Wirklichkeit haftenden Alltagspoesie das andere, ebenfalls einseitige Extrem, indem sie theils keck über das wirkliche Leben hinausflog oder dieses auf den Kopf stellte. Indem die Romantiker in kecker Selbstüberhebung sich von der Wirklichkeit und dem Leben mit seinen Forderungen abwandten, überließen sie sich ihren mystischen Ahnungen und traumhaften Phantasien, und achteten die Bedingung echter Kunstbildung gering.

Bei solchen drangvollen Strebungen ging daher von der neuen Dichtergeneration kaum ein größeres Werk hervor, das in durchgängiger Reinheit und poetischer Wahrheit den Anforderungen der Kunst vollkommen genügte. Dennoch bleibt den neuen Romantikern das Verdienst, unsere Nationalliteratur vor der Erschlaffung und dem Versinken in Gemeinheit bewahrt zu haben. Sie unterhielten sowohl durch ihre Kritik, als auch durch eigene Production eine frische Regsamkeit und einen höhern Aufschwung.

Die verschiedenen Elemente der neuen Romantik fanden ihre productive Vertretung in Tieck, welcher, wie die beiden Schlegel für die kritische, so für die productive Sphäre einen persönlichen Mittelpunkt bildete, in dem sich sämmtliche Formen der romantischen Poesie concentrirten. Mit philosophischem Freigeisterthum beginnend, schlug er über in die religiöse Mystik, feierte und verherrlichte das katholische und ritterliche Mittelalter, führte mit den Waffen der Ironie und des Humors den Kampf gegen die Beschränktheit und die von aller Poesie entblößte kleinbürgerliche Nüchternheit der Verstandesaufklärung, und ging dann zuletzt mit der Novelle näher ein auf die socialen Zustände der Gegenwart. Die Stellung der übrigen bedeutenderen Romantiker zu den Häuptern der Schule wollen wir durch folgende Uebersicht anzudeuten versuchen.

I. Die kritische Seite der Romantik: A. W. Schlegel, Fr. Schlegel (1772—1829).

II. Die productive Seite der Romantik: Tieck.

- A. Die neue romantische Dichterschule nach ihren Hauptrichtungen.
  1. Die religiös-mystische Richtung: Novalis, Wackenroder (1772—1797), Zacharias Werner (1768—1823).
  2. Die fatalistische Richtung (Schicksals-Tragöden): A. Müllner (1774—1829), Fr. Grillparzer (1790 geb.), E. v. Houwald (1778 geb.)

3. Die patriotische Richtung: H. v. Kleist (1776—1811), H. J. v. Collin (1772—1811), Th. Körner, M. von Schenkendorf, E. M. Arndt, F. A. v. Stägemann (1763—1840), Fr. Rückert, de la Motte Fouqué (1777—1843), Uhland, G. Schwab, J. Kerner.
4. Die phantastische Richtung: E. Th. A. Hoffmann (1776—1822), Cl. Brentano, Achim von Arnim (1781—1831), Bettina von Arnim (1787 geb.).

B. Die an die romantischen Tendenzen sich mehr oder weniger anschließenden Dichter: E. Schulze (1789—1817), W. Müller, Chamisso, Eichendorff, L. Schefer (1784 geb.), A. Oehlenschläger (1779 geb.), H. Steffens.

Literatur.

Jos. Freihr. v. Eichendorff, Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland. Leipzig, 1847. 1 Thlr. 6 Sgr.

— —, Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands. Zweiter Theil. Paderborn, 1861.

Herm. Hettner, Die romantische Schule in ihrem innern Zusammenhange mit Goethe und Schiller. Braunschweig, 1850. 1 Thlr.

(A. Tellkampf), Phantasus. Eine Auswahl aus erzählenden Dichtungen der Romantiker. Mit einleitenden Bemerkungen über die romantische Schule. Hannover, 1853. 1½ Thlr.

Achter Zeitraum.

Von Goethe's Tode (1832) bis zur Gegenwart.

LXIII. Alexander v. Humboldt.

1. Das Krokodil.

A. v. Humboldt's Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Continents. In deutscher Bearbeitung von H. Hauff. 4. Bd. Stuttgart, 1859—60. VI. 210.

2. Der Zitteraal.

Ebendaselbst. II. 404.

3. Der Fels der Mutter.

Ebendaselbst. III. 295.

4. Der Kuhbaum.

Ebendaselbst. II. 328.

5. Grenzländer der Steppen und Wüsten Süd-Amerika's.

(A. v. Humboldt, Ansichten der Natur. Stuttgart, 1859. I. 25. — Lüben und Nacke, Lesebuch, VI. Nr. 100.)

1. Erläuterungen.

Humboldt selbst giebt in seinen „Ansichten" über diesen Abschnitt wissenschaftliche Erläuterungen von hohem Interesse, die jedoch beim Gebrauch des Musterstückes im Sprachunterrichte unberücksichtigt bleiben müssen.

2. Inhaltsangabe.

Wie die afrikanische Wüste und die mongolische Steppe verschieden geartete Volksstämme, Barbaren von Culturvölkern, schei-

den, so auch trennen die südamerikanischen Ebenen europäische Halbcultur von einer furchtbaren Wildniß. Diese letztere schildert der Verfasser, indem er dabei auf den Boden, die Vegetation, das Thier- und Menschenleben Rücksicht nimmt, und zugleich auf diejenigen ältern Völkerstämme hindeutet, deren einstiges Dasein uns ihre unvergänglichen Felsenbilder verrathen. Wie aber die Thiere der Steppe stets feindlich gegen einander wüthen, so ist auch in dieser Wildniß ewig der Mensch gegen den Menschen gerüstet. Dieser bereitet sich überall ein mühevolles Leben; das erkennt der Reisende sowohl, als auch der Geschichtsforscher. Wen darum inmitten dieser Kämpfe nach geistiger Ruhe verlangt, der versenke sich in das friedliche Leben der Natur.

3. Gliederung.

I. Einleitung.
   A. Afrika's Wüste } als Scheide verschiedenartiger Völkerstämme.
   B. Die mongolische Steppe }
II. Grenzländer der südamerikanischen Ebenen.
   A. Gegen Norden.
   B. Gegen Süden.
      1. Bodenbeschaffenheit und Vegetation.
      2. Die Thierwelt.
         a. Der Jaguar.
         b. Die Affen.
         c. Das Krokodil.
         d. Die Boaschlange.
      3. Die Menschenwelt.
         a. Ungebildete Nomadenvölker.
         b. Ackerbautreibende Völker von sanfteren Sitten.
         c. Untergegangene Culturvölker.
         d. Der ewige Zwist der Völker.
III. Schluß.
   A. Auf jeder Stufe der Bildung bereitet sich der Mensch ein mühevolles Leben.
      1. Dies erkennt der Reisende,
      2. der Geschichtsforscher.
   B. Geistige Ruhe findet der Mensch nur im Studium der Natur, vorzugsweise
      1. der Naturgeschichte und Physik,
      2. der Astronomie.

6. Die Fülle des Lebens in der Natur.

(A. v. Humboldt, Ansichten der Natur. Stuttgart, 1859. II. 3. ff. — Lüben und Nacke, Lesebuch, VI. Nr. 101.)

1. Erläuterungen.

Naturwissenschaftliche Erläuterungen giebt der Verfasser in dem Werke selbst.

2. Kurze Inhaltsangabe.

Die Fülle des Lebens in der Natur erzeugt die tiefsten Eindrücke. Ueberall, sowohl in horizontaler als in verticaler Richtung, ist die Luft von Vögeln und Insecten, sowie von zahllosen, nur mit bewaffneten Augen erkennbaren Infusionsthierchen und von Keimen künftiger Bildung belebt. Aber auch der Boden des Luftmeeres, gebildet aus trockner Erde und Wasser, zeigt überall Leben. Tief im Innern, wie nahe am Polarkreise gedeihen noch Pflanzen; wenige Grade von den Polen, wie auf den Gletschern der Alpen leben Thiere, und der ganze Ocean ist von Leben erfüllt. Auch die Sumpfwasser bergen zahllose, wunderbar gestaltete Gewürme, und die Thiere selbst sind wieder von andern Thieren bewohnt. Der Verfasser geht nun näher auf das Leben der Pflanzen ein. Man findet es, wenn auch in ungleicher Fülle, doch überall. Der nackte Fels des Nordens überzieht sich zuerst mit Flechten, aus denen sich in bestimmten Epochen Moose, Gräser, Kräuter, Sträucher und zuletzt Waldbäume entwickeln. Aehnlich entsteht die Vegetation des Südens.

3. Gliederung.

I. Die Fülle des Lebens in der Natur im Allgemeinen.
- A. Das belebte Luftmeer.
  - 1. Das mit unbewaffneten Augen erkennbare Leben.
    - a. In horizontaler Richtung.
    - b. In vertikaler Richtung.
  - 2. Die mikroskopischen Geschöpfe.
- B. Der belebte Boden des Luftmeeres.
  - 1. Die belebte trockene Erde.
    - a. Die Flora.
      - aa. Im Erd-Innern.
      - bb. Am Polarkreise.
    - b. Das niedere Thierleben.
      - aa. Unfern der Pole.
      - bb. Auf den Gletschern der Alpen.
      - cc. Im Gestein.

2. Der belebte Ocean.
3. Die belebten Sumpfwasser.

C. Das Leben im Innern der Thiere.

II. Die Fülle des Lebens in der Natur in Bezug auf die Pflanzen.

A. Verbreitung der Pflanzen.

B. Bildungsgeschichte derselben.

1. Im Norden.
2. In den Tropen.

7. Die Tropengewächse.

(A. v. Humboldt, Ansichten der Natur. Stuttgart, 1859, II. 27 ff. — Lüben und Nacke, Lesebuch, VI. Thl.)

1. Erläuterungen.

Wie das vorige Stück den Anfang, so bildet das vorliegende den Schluß des Aufsatzes über die Physiognomik der Gewächse. Zwischen beiden behandelt Humboldt das Hauptthema, indem er den eigenthümlichen Charakter jener Zone, der hauptsächlich durch die Pflanzendecke bestimmt wird, nachweist, und dann die 16 Pflanzenformen aufzählt, welche hauptsächlich die Physiognomie der Natur bestimmen, und welche vom Aequator gegen die Pole hin nach schon ergründeten Gesetzen ab- oder zunehmen. (Vergl. die Erläuterungen Humboldt's hierzu im II. Bande der Ansichten der Natur.)

2. Der Inhalt im Allgemeinen.

Der Verfasser spricht sich über den Genuß aus, welcher aus der natürlichen Gruppirung und dem Contraste der verschiedenen Pflanzenformen entsteht, sowie über die Wichtigkeit des physiognomischen Studiums der Pflanzen für den Landschaftsmaler. Der Naturgenuß, welchen die nordischen Völker entbehren, wird ihnen durch die Ausbildung der Sprache und die Kunst des Dichters und Malers ersetzt.

3. Darstellungsweise.

Wir haben in diesem, wie in den übrigen, aus Humboldt's Schriften, namentlich seinen „Ansichten der Natur“ aufgenommenen Stücken, ein Muster wissenschaftlich-ästhetischen Stiles. Humboldt war der Erste, der es verstand, die Ergebnisse ernster Wissenschaft in schöner, vom Hauch der Poesie umwebter Form darzustellen und so auch dem gebildeten Laien zugänglich zu machen. Das Charakteristische seines Stils liegt

namentlich in der häufigen und glücklichen Anwendung der Periode.

Leben und Charakteristik Humboldt's.

I.

Friedrich Heinrich Alexander, Freiherr von Humboldt wurde am 14. September 1769 zu Berlin geboren, erhielt jedoch seine Jugendbildung mit seinem zwei Jahre ältern Bruder Wilhelm auf dem väterlichen Gute Tegel an der Havel, unweit der Residenz. Der Vater, der im siebenjährigen Kriege Major und nachher Kammerherr war, starb, als Humboldt noch nicht 10 Jahr alt war. Der erste Lehrer der beiden Knaben war J. H. Campe, der Verfasser des Robinson Crusoe. Einen wohlthätigen Einfluß auf die Richtung der Knaben übte neben Campe auch der mit dem Hause in freundschaftlichem Verkehr stehende Arzt Heim aus. Er war namentlich ein guter Kenner der Natur, besaß allerlei Sammlungen und kannte die besten Reisebeschreibungen. Die Sonntagsnachmittage widmete er fast regelmäßig den Knaben. Nach Campe's Austritt wurde Kunth, der Vater des berühmten Botanikers, Informator. Er lebte mit den Knaben in Berlin, um sie hier von hervorragenden Lehrern unterrichten zu lassen. Den Unterricht in der Botanik ertheilte Willdenow, ein Mann, der sich in diesem Fache einen Namen erworben hat.

Im Herbst 1787 begaben sich die beiden Brüder mit ihrem Erzieher auf die Universität zu Frankfurt a. d. O. Alexander widmete sich den Kameralwissenschaften, trieb aber nebenbei auch Botanik und Archäologie; indeß führte ihn schon der folgende Sommer 1788 nach Berlin zurück, wo er sich vorzugsweise mit der Technologie und dem Fabrikwesen praktisch bekannt machte, zum Theil auch sich ernsthafter mit der griechischen Sprache beschäftigte. Wilhelm war inzwischen mit dem Hofmeister nach Göttingen gegangen; im Frühjahr 1789 folgte ihm der Bruder auf ein Jahr. Für Beide wurde der Aufenthalt daselbst in vielfacher Beziehung von Bedeutung, da sie bald in näheren Verkehr traten mit den berühmtesten Lehrern daselbst: mit dem Philologen Heyne, dem Orientalisten Michaelis, dem Culturhistoriker Meiners, dem Physiker Lichtenberg, dem Naturhistoriker Blumenbach, dem Botaniker Murray, einem Schüler Linné's. Auch schloß Alexander hier den Freundschaftsbund mit Georg Forster. Bei einem Aufenthalte in Mainz trat er auch mit dem berühmten Anatomen Sömmering in fruchtreiche Verbindung. Aus Achtung und Liebe widmete ihm Hum-

boldt später seine treffliche Schrift über die gereizte Muskel- und Nervenfaser.

Nach Beendigung der Göttinger Studien machte Humboldt mit G. Forster im Frühjahr 1790 jene berühmt gewordene Reise an den Niederrhein und nach England (II. Bd. S. 293), deren Frucht er in einer kleinen Schrift über die niederrheinischen Basalte, Forster in seinen „Ansichten" niederlegte. Der Anblick der See und der gewaltigen englischen Rhederei, so wie gewiß mehr noch die Mittheilungen und Reiseerinnerungen der Begleiter des großen Cook, Banks, Solander und Forster selbst machten eine schon früh gehegte Sehnsucht nach fernen Ländern gewaltig rege.

Um sich mit dem Comptoirwesen näher bekannt zu machen und in den lebenden Sprachen zu üben, besuchte Humboldt nach der Rückkehr von England (Juli 1790) die damals berühmte Handelsakademie von Büsch und Ebeling in Hamburg, setzte jedoch auch seine naturwissenschaftlichen, namentlich seine botanischen Studien fort. Von dort begab er sich nach vorübergehendem Aufenthalt im mütterlichen Hause im Juni 1791 nach Freiberg auf die Bergakademie, um sich unter Werner's Leitung mit dem Bergbau bekannt zu machen. Das schon früher angeknüpfte Verhältniß zu Leopold von Buch, dem größten Schüler Werner's und größten Geognosten unseres Zeitalters, wurde hier fest begründet. Eine Frucht seines achtmonatlichen Aufenthaltes im Erzgebirge ist eine 1793 erschienene „unterirdische Flora von Freiberg."

Nach der Rückkehr von einer Schweizerreise wurde Humboldt im März 1792 vom Minister von Heinitz als Assessor beim Berg- und Hüttenwesen in Berlin, bald darauf als Oberbergmeister der fränkischen Fürstenthümer Ansbach-Baireuth angestellt. Er blieb hier bis 1797 und entfaltete eine ebenso mannigfaltige als erfolgreiche Wirksamkeit, die jedoch vielfach durch Reisen in bergmännischen und politischen Angelegenheiten der Regierung unterbrochen wurde.

Nach dem im November 1796 erfolgten Tode seiner Mutter faßte Humboldt den Entschluß zu einer großen wissenschaftlichen Reise nach den Tropenländern. Im März 1797 löste er seine dienstlichen Verhältnisse, verbrachte zunächst drei Monate in inniger Verbindung mit Goethe und Schiller in Jena, wo er auch unter Loder seine Kenntnisse in der Anatomie vervollständigte, und trat dann über Dresden, Prag und Wien eine zweite Reise nach Italien an, hauptsächlich in der Absicht, dort noch thätige Vulkane kennen zu lernen. Der kriegerische und revolutionäre Zustand dieses Landes beeinträchtigte jedoch das Unternehmen so sehr, daß Humboldt sich entschloß, mit Leopold von Buch den

Winter hindurch in Salzburg und Berchtesgaden zu verleben. Beide beschäftigten sich hier vorzugsweise mit geognostischen und meteorologischen Arbeiten.

Nach dem Mißlingen verschiedener Reisepläne ging Humboldt mit seinem Freunde Bonpland, einem Botaniker, nach Spanien. Durch Vermittlung des sächsischen Gesandten Baron von Forell am spanischen Hofe gelang es, daß Humboldt die Erlaubniß erhielt, alle spanischen Besitzungen Amerika's bereisen und unbehindert, ja unterstützt von den Behörden, mit seinen Instrumenten Beobachtungen anstellen und Sammlungen aller Art anlegen zu dürfen. Mitte Mai verließ Humboldt mit Bonpland Madrid, ging durch das nordwestliche Spanien nach Coruña, schiffte sich am 5. Juni 1799 ein und landete am 19. Juni im Hafen von St.-Cruz auf Teneriffa. Die Reisenden erstiegen den Pik und stellten mannigfache Beobachtungen an. Am 16. Juli betraten sie Amerika's Boden bei Cumana. Achtzehn Monate brachten sie auf einer Forschungsreise durch die Provinzen des jetzigen Freistaats Venezuela zu, gelangten im Februar 1800 nach Caracas und verließen bei Puerto-Cabello von neuem die Seeküste, um nach Süden gewendet über die merkwürdigen Grassteppen von Calabozo den Fluß Apure und durch diesen den Orinoco zu erreichen. Auf Indianerkähnen (ausgehöhlten Baumstämmen) drangen sie durch die Katarakten von Atures und Maypure bis zum südlichsten Grenzposten der Spanier, dem kaum zwei Breitengrade vom Aequator entfernten Fort San-Carlos am Rionegro, durch den Tuanimi und die Wälder von Pimichin, wo die Kähne über Land geschoben werden mußten, vor, gelangten durch den Cassiquiare wiederum in den Orinoco, fuhren denselben bis Angostura hinab und erreichten Cumana am Ende einer Reise, die 375 geographische Meilen lang, nur durch unbewohnte Wildnisse geführt, die erste auf astronomische Bestimmungen gegründete Kenntniß von der so lange bestrittenen Gabeltheilung des Orinoco geliefert hatte. Die Reisenden schifften sich nach Havaña ein, lebten dort einige Monate und eilten einen Südseehafen zu erreichen, als die falsche Nachricht sich verbreitete, Baudin, dem sie sich anzuschließen versprochen hatten, werde an der Westküste Südamerika's erscheinen. Von Batabano, einem südlichen Hafen der Insel Cuba, segelten sie im März 1801 nach Cartagena, um von da aus nach Panama zu gehen; allein da die Jahreszeit die Ausführung dieses Planes hinderte, fuhren sie 54 Tage lang den Magdalenenstrom hinauf bis Honda, um von da aus das Plateau von Bogota zu erreichen. Von Bogota aus machten sie Streifzüge nach den merkwürdigsten Punkten der Umgegend. Im September 1801 ging trotz der Regenzeit die Reise nach Süden fort, indem sie über Ibague, die

Cordillera de Quindiu, Cartago, Popayan, den Paramo de Almaguer und die große Hochebene von Los Pastos nach vier Monaten am 6. Januar 1802 in Quito ankamen. Andere vier Monate, vom 6. Januar bis 9. Juni 1802, vergingen den Reisenden unter den umfassendsten Untersuchungen in dem schönen Hochthale von Quito und in der Kette von mit ewigem Schnee bedeckten Vulkanen, die dasselbe umschließen. Von Umständen begünstigt, stiegen sie an mehreren derselben bis zu früher nicht erreichten Höhen. Auf dem Chimborasso gelangten sie am 23. Juni 1802 bis zur Höhe von 18,096 Fuß; eine tiefe Schlucht verhinderte die Erklimmung der noch 2004 Fuß höheren Spitze. Ueber den Andenpaß des Paramo de Assuay, über Cuença und die Chinawälder von Loxa stiegen sie in das Thal des obern Amazonenflusses bei Jaen de Bracamoros hinab und erreichten über die Hochebene von Caramarca die Bergstadt Micuipama und den westlichen Abfall der Cordillera von Peru. Hier genossen sie auf dem Alto de Guangamarca zum ersten Male von einer Höhe von 9000 Fuß herab den langersehnten Anblick der Südsee. Sie gelangten bei Truxillo an die Küste und reisten durch die wasserarme Sandwüste von Niederperu bis Lima. Nachdem einer der Hauptzwecke der peruanischen Reise, die Beobachtung des Durchgangs des Mercur, erfüllt war, schifften sie sich Ende 1802 von Callao nach Guayaquil ein und landeten am Schlusse einer zweiten ermüdenden Fahrt in Acapulco am 23. März 1803. Ueber Tasco und Cuernaraca erreichten sie im April die Hauptstadt Mexico's, wo sie einige Monate verweilten und dann nach Norden gewendet Guanaxuato und Valladolid besuchten, die Provinz Mechoacan durchstreiften, nochmals der Küste des großen Oceans nahe, den Vulkan von Jorullo maßen und über Toluca nach Mexico zurückkehrten. Nachdem die Reisenden ihre Sammlungen geordnet, noch mancherlei Höhenmessungen vorgenommen, Havaña und Philadelphia besucht, verließ Humboldt den neuen Continent am 9. Juli in der Mündung des Delaware und landete am 3. August 1804 in Bordeaux, reich an Naturaliensammlungen, noch reicher aber an Beobachtungen aus dem großen Gebiete der Naturwissenschaften der Geographie, Statistik und Ethnographie.

Humboldt wählte Paris zu seinem Aufenthaltsort, da ihm dort zahlreiche wissenschaftliche Hülfsmittel zu Gebote standen und hervorragende, ihm bereits befreundete Naturforscher lebten. Nachdem er sich eingerichtet, begann er die Bearbeitung seines großen Reisewerkes und zwar mit Rücksicht auf seine Verhältnisse in französischer Sprache. Der Reisebericht ist nicht das Wesentlichste darin; das Werk enthält vielmehr eine große Reihe von gelehrten Abhandlungen und Monographien über Gegen-

stände, die bis dahin nur mangelhaft oder gar nicht bearbeitet worden waren. Die gelehrtesten Naturforscher, wie Cuvier, Latreille, Kunth, Klapproth, Vauquelin, Gay Lussac und Arago, unterstützten ihn dabei durch Untersuchungen und Uebernahme einzelner Arbeiten. Das ganze Werk umfaßt 29 Bände in Folio, 12 Bände in Quart und 20 Bände in Octav, so wie 1425 zum Theil farbige Kupfertafeln. Die „Ansichten der Natur" erschienen 1808 in deutscher Sprache. Die Wirkung dieses kleinen Buches war eine außerordentliche. Eine so malerische, plastische Darstellung war noch nicht versucht worden. Spätere Reisende haben sich diese Schrift zum Muster genommen und Aehnliches zu liefern versucht.

Von Paris aus besuchte Humboldt noch mehrmals Italien und England. 1827 übersiedelte er sich nach Berlin. Im Winter 1827—28 hielt er Vorlesungen über den Kosmos (die physische Weltbeschreibung), die mit ganz ungewöhnlichem Beifall aufgenommen wurden.

Längst schon ging Humboldt mit dem Plane um, eine Reise in das Innere Asien's zu unternehmen; 1829 wurde derselbe zum Theil verwirklicht. Kaiser Nicolaus forderte ihn zu einer Reise nach dem nördlichen Asien auf, stattete die Expedition auf das Großartigste aus und stellte Humboldt das Ziel und die Art der Reise völlig frei. Derselbe wählte sich den Zoologen Ehrenberg und den Mineralogen Rose zu Begleitern. Während der Zeit von neun Monaten, nämlich vom April bis December 1829 wurden die Gold- und Platinalagerstätten des Ural, die Steppen im Norden des kaspischen Meeres, die Gebirgsketten des Altai bis zur Westgrenze China's in allen Richtungen durchforscht. Der historische Bericht über diese Reise wurde von Rose verfaßt, während Humboldt zuerst in den Fragmenten über die Klimatologie und Geologie von Asien, so wie später in dem großen Werke Centralasien die Ergebnisse seiner Forschungen niederlegte. Die Ausbeute dieser Reise war ebenfalls sehr bedeutend.

Nach dieser Zeit wurde Humboldt vielfach zu politischen Sendungen verwandt. Erst im Greisenalter führte er den seit einem halben Jahrhundert gehegten Plan aus, die Resultate der Forschungen, denen sein ganzes Leben gewidmet war, in einem größeren Werke in deutscher Sprache niederzulegen, in dem „Kosmos." Es ist eine physische Weltbeschreibung, in der die Gesammterscheinungen in ihrem Zusammenhange dargestellt sind. Keine Nation der Welt hat solch ein Werk aufzuweisen; aber alle gebildeten Völker haben es sich durch Uebersetzungen angeeignet. Humboldt hat allen seinen Werken damit die Krone aufgesetzt. 1845 erschien der erste, 1858 der vierte Band.

Am 6. Mai 1859 starb Humboldt im 90. Jahre seines reichen und vielbewegten Lebens.

II.

Humboldt gehört zu den bedeutendsten und einflußreichsten Persönlichkeiten seines Jahrhunderts. Als Knabe schien er seinem Bruder Wilhelm in geistiger Beziehung nachzustehen, entwickelte sich aber bald bis zur höchsten Vollendung, deren ein Mensch fähig ist. Seine äußere Erscheinung war sehr einnehmend, seine Sprache gewandt, reich und edel, sein Forschertrieb so außerordentlich, daß er seinem Wesen wenigstens anfangs etwas Hastiges verlieh, sein Gedächtniß bis an sein Ende so scharf und treu, daß ihm sein ganzes Wissen stets gegenwärtig zu sein schien, sein Verstand durchdringend, daher er denn in Allem, was er dachte, sprach oder schrieb, durch und durch klar war. Diese Eigenschaften erklären das umfassende Wissen dieses seltenen Mannes. Mit vollem Recht sagt daher Goethe (in den Gesprächen mit Eckermann): „Wohin man rührt, er ist überall zu Hause und überschüttet uns mit geistigen Schätzen. Er gleicht einem Brunnen mit vielen Röhren, wo man nur Gefäße unterzuhalten braucht, und wo es uns immer erquicklich und unerschöpflich entgegenströmt."

Humboldt hat sich das nicht hoch genug anzuschlagende Verdienst erworben, die bis zu seinem Eingreifen getrennt neben einander hergehenden Naturwissenschaften aus umfassenderen Gesichtspunkten zu vereinigen, das Zusammenwirken der natürlichen Kräfte zu zeigen und die Naturwissenschaften mit dem Gesammtleben und mit der Cultur der Menschheit zu verknüpfen. Dies specieller nachzuweisen, ist hier nicht der Ort; wir verweisen auf den „Kosmos" und auf die unten verzeichneten Schriften, welche sich diesen Zweck gesetzt haben.

Zu diesen großen Verdiensten kommt noch, daß Humboldt mit sicherem Auge die Persönlichkeiten herauszufinden wußte und anzuregen verstand, welche geeignet erschienen, in diesem Sinne fortzuarbeiten. Hunderte hat er dazu ermuntert und theils aus eigenen Mitteln unterstützt, theils einflußreichen Personen empfohlen. Ja man kann sagen, daß die ganze gegenwärtige Naturforschung in Humboldt's Art und Weise erfolgt, in der Art und Weise nämlich, daß man vorurtheilsfrei an die allseitige Ermittlung der Thatsachen und Erscheinungen geht und jedes auf diesem Wege gewonnene Resultat in Beziehung zur Gesammtnatur bringt und als Mittel zur Hebung der Menschheit verwendet.

In politischer und religiöser Beziehung nahm Humboldt

einen durchaus freien Standpunkt ein, war daher nicht der Freund derer, die es auf Unfreiheit und Verdummung der Völker abgesehen haben. Sie haben es aber trotz aller Bemühungen nicht dahin bringen können, dem Humboldt'schen Geiste des Fortschritts Einhalt zu thun; derselbe wirkt vielmehr noch heut ununterbrochen fort und greift von Jahr zu Jahr mehr und mehr um sich.

Zu allen diesen trefflichen Eigenschaften kommt noch, daß Humboldt als Mensch untadelhaft dastand. Es war ihm eine Freude, wie für klare Erkenntniß, so auch für das Wohl seiner Mitmenschen thätig zu sein.

Erinnern wir uns bei Humboldt seiner großen Zeitgenossen Schiller und Goethe, so werden wir mit Dank erfüllt gegen den Lenker der Völker, unter denen das deutsche als ein bevorzugtes erscheint.

Literatur.

A. Humboldt's Schriften.

Mineralische Beobachtungen über einige Basalte am Rhein. Braunschweig, 1790.

Florae Freibergensis prodromus. Berol. 1793.

Aphorismen aus der chemischen Physiologie der Pflanzen, aus dem Lat. Leipzig, 1794. $\frac{3}{4}$ Thlr.

Vorrath kleiner Anmerkungen. Leipzig, 1795.

Ueber die gereizten Muskel- und Nervenfasern. 2 Bde. Berlin, 1797—1799. $4\frac{5}{6}$ Thlr.

Ueber die unterirdischen Gasarten. Braunschweig, 1799. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Voyage de Mr. Alex. de Humboldt et Mr. Aimé Bonpland. Paris et Tübingen. 1810—1832. I.—VI. Sect.

Humboldt's und Bonpland's Reisen nach den Wendekreisen in den Jahren 1799—1804. Auszug von Delamauthrie. Erfurt, 1806.

Humboldt's und Bonpland's Reisen um die Welt. Vom Verfasser von Cook's Reisen. 6 Bde. Hamburg, 1805—1812.

Ueber diese Uebersetzung spricht sich Humboldt in der Bearbeitung seiner Reisen von Hauff ungünstig aus.

Des Freiherrn Alex. v. Humboldt und Aimé Bonpland's Reise in die Aequinoctialgegend des neuen Continents, für die reifere Jugend zu belehren-der Unterhaltung bearbeitet von G. A. Wimmer. (Bibliothek naturhistorischer Reisen 1—4.) 4 Bde. Wien, 1830.

Taschenbuch der neueren Entdeckungsreisen für die Jugend bearbeitet. Bd. 2. Leipzig, 1831. (Skizzen nach Humboldt und Bonpland.)

Jul. Löwenberg, Alex. v. Humboldt's Reisen in Amerika und Asien. Eine Darstellung seiner wichtigsten Forschungen. 2 Bde. Berlin, 1835—40. Zweite Aufl. 1842—43. 2⅔ Thlr.

Herm. Kletke, Alex. v. Humboldt's Reisen in Amerika und Asien. 4 Bde. Berlin, 1855. 4 Thlr. Mehrfach neu aufgelegt.

Alex. v. Humboldt's Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Continents. In deutscher Bearbeitung von Herm. Hauff. Nach der Anordnung und unter Mitwirkung des Verfassers. Einzige von A. v. Humboldt anerkannte Ausgabe in deutscher Sprache. 4 Bde. Stuttgart, 1859—60. 4 Thlr.

Von Humboldt mit einer Vorrede versehen. Auch in der „Volksbibliothek" (Stuttgart) erschienen.

Ansichten der Natur. Tübingen, 1808. Zweite Ausg. in 2 Bdn. 1826. Dritte Aufl. in 2 Bdn. Stuttgart, 1849. 2 Thlr. 20 Ngr. 1859 in der Volksbibliothek.

Conspectus longitudinum et latitudium geographicarum. Cassel, 1808.

Versuch über electrische Fische. Erfurt, 1808. 5 Sgr.

Tables hysométriques. Tübingen, 1809.

Nivellement du Baromètre. Tübingen, 1809.

Versuch über den politischen Zustand des Königreichs Neu-Spanien. 5 Bde. Tübingen, 1809—14. 11 Thlr. 22½ Sgr.

Reise nach den Aequinoctialgegenden des neuen Continents, in den Jahren 1799—1804. 6 Bde. Tübingen, 1815—29. 16⅚ Thlr.

De distributione geographica plantarum secundum coeli temperiem et altitudinem montium prolegomena. Paris, 1817.

Essai géognostique sur le gisement des roches dans les deux Hemisphères. Paris, 1823.

Geognostischer Versuch über die Lagerung der Gebirgsarten in den beiden Erdhälften, deutsch bearbeitet von K. Cäs. v. Leonhardt. Straßburg, 1823.

Synopsis plantarum, quas in itinere ad plagam aequinoctialem orbis novi collegerunt Al. de Humboldt et Am. Bonpland. Ed. C. S. Kunth. III. Bd. Paris, 1822—24.

Ueber die Hauptursachen der Temperaturverschiedenheit auf dem Erdkörper. Berlin, 1828. 10 Sgr.

Bericht (mit Lichtenstein, Link, Rudolph und Weiß) über die naturhistorischen Reisen der Herren Ehrenberg und Hemprich durch Aegypten in den Jahren 1820—21. Berlin, 1827. 10 Sgr.

Rede, gehalten bei der Eröffnung der Versammlung deutscher Naturforscher in Berlin am 18. Sept. 1828. Berlin. 5 Sgr.

Amtlicher Bericht über die Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Berlin im Sept. 1828. Erstattet von A. v. Humboldt u. H. Lichtenstein. Berlin, 1829. 1 Thlr.

Fragmente einer Geologie und Klimatologie Asien's. Aus dem Französischen von Jul. Löwenberg. Berlin, 1832. 2¼ Thlr.

Reise (mit G. Ehrenberg und G. Rose) nach dem Ural, dem Altai und dem caspischen Meere, auf Befehl des Kaisers von Rußland im Jahre 1829 ausgeführt. 2 Bde. Berlin, 1837—42. 10½ Thlr. (Enthält nur Rose's mineralogisch-geognostische Reise.)

Kritische Untersuchungen über die historische Entwickelung der geographischen Kenntnisse von der Neuen Welt und die Fortschritte der nautischen Astronomie im 15. u. 16. Jahrh., aus dem Franz. übers. von J. L. Ideler. 3 Bde. Berlin, 1836—52. 3 Thlr.

L'Asie centrale. Recherches sur les chaines de montagnes et la climatologie comparée. 3 Vols. Paris, 1843.

Central-Asien. Untersuchungen über die Gebirgsketten und die vergleichende Klimatologie. Aus dem Franz. von W. Mahlmann. 2 Bde. Berlin, 1843—44. 6⅔ Thlr.

Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung. 5 Bde. Stuttgart, 1845, 1847, 1851, 1858, 1862. 18 Thlr. 4 Sgr.

Band 1—4 sind auch in der „Volksbibliothek" (Stuttgart, 1860) erschienen.

Kleinere Schriften. 1 Bd. Stuttgart, 1853. 2½ Thlr.

Umrisse von Vulkanen aus den Cordilleren von Quito und Mexico. Ein Beitrag zur Physiognomik der Natur (12 Kupfertafeln und 1 Blatt Text). Stuttgart, 1853. 1½ Thlr.

Alex. v. Humboldt's Briefwechsel und Gespräche mit einem jungen Freunde. Berlin, 1861. 25 Sgr.

Humboldt's Briefe an Varnhagen siehe unter diesem Schriftsteller.

Briefwechsel Alexander v. Humboldt's mit Heinrich Berghaus aus den Jahren 1825—58. 3 Thle. Leipzig, 1863. 7 Thlr. 6 Sgr.

B. Schriften über Humboldt und seine Werke.

H. Klencke, Alex. v. Humboldt. Ein biographisches Denkmal. Leipzig, 1851. 4. Aufl. 1859. 1⅓ Thlr.

Alex. v. Humboldt. Cassel, 1853, 1855. ½ Thlr.

Blätter der Erinnerung an Alex. v. Humboldt. Berlin, 1860. 24 Sgr.

Hornay, A. v. Humboldt. Sein Leben und Wollen. Für Volk und Wissenschaft. Nach Originalien. Hamburg, 1860. ½ Thlr.

C. F. Ph. v. Martius, Denkrede auf Alex. v. Humboldt. München, 1860. 12 Sgr.

R. Haym, Preußische Jahrbücher. II. Bd. Berlin, 1858.

W. C. Wittwer. Alex. v. Humboldt. Sein wissenschaftliches Leben und Wirken den Freunden der Naturwissenschaften dargestellt. Leipzig, 1860. 2¼ Thlr.

Briefe über Alex. v. Humboldt's Kosmos. Ein Commentar zu diesem Werke für gebildete Laien. Herausgegeben von den Professoren Cotta, Schaller, Wittwer und Girard. 4 Bände. Leipzig, 1848—60. 13 Thlr.

LXIV. Henrich Steffens.

1. Charakter der norwegischen Gebirge.

(Lüben und Nacke, Lesebuch, VI. Thl.)

Eine prächtige, poetische Schilderung einer großartigen Gebirgswelt, die keiner weitern Besprechung bedarf.

2. Der Wasserfall.

(Die vier Norweger. Breslau, 1828. 1. Novelle, S. 147—156. — Lüben und Nacke, Lesebuch, VI. Thl.)

Erläuterungen.

„Pygmäen-Waldung" = zwerghafte Waldung.

„— und nur dem einsamen, müßigen Wanderer ist es vergönnt, ihn in kurzen Augenblicken zu bewundern." Steffens

bemerkt hierzu: „Wirklich hat der berühmte Physiker Hanstein erst auf einer Sommerreise im Jahre 1821 diesen Wassersturz (Böringfossen, gebildet aus den beiden Flüssen Byorei und Leiro) so gut wie zuerst entdeckt."

Weitere Erläuterungen bietet der geographische Unterricht, in welchem das Musterstück vorzugsweise zu benutzen sein wird.

Leben und Charakteristik Steffen's.

Wie der in Frankreich geborene Chamisso, so ist auch der Norweger Henrich Steffens bei uns ganz heimisch geworden. Er wurde den 2. Mai 1773 zu Stavanger im südwestlichen Norwegen geboren, wo sich sein Vater, Districtschirurg in Odstheerred, zur Errichtung eines Krankenhauses aufhielt. Im Jahre 1779 kam sein Vater nach Helsingör, wo der junge Steffens die gelehrte Schule besuchte. Er wurde wegen seines lebendigen religiösen Gefühls und seiner Rednergabe, die er früh zeigte, zum Theologen bestimmt; aber schon damals ward er von inniger Liebe zur Erforschung der Natur beseelt. Als sein Vater 1785 nach Roeskilde und 1787 nach Kopenhagen versetzt wurde, wußte sich der junge Steffens durch Privatfleiß in seinen Kenntnissen der Natur zu fördern. Epoche in seinem Leben machte Büffon, durch welchen er für die Naturwissenschaften gänzlich gewonnen wurde. Er studirte 1790 in Kopenhagen, ließ sich 1794 von der Gesellschaft für Naturforscher prüfen, machte Reisen durch Norwegen, kam auch nach Deutschland und begab sich 1796 nach Kiel, wo er Vorlesungen über die Naturgeschichte hielt. Als aber der Hang zur Speculation in ihm erwachte und Spinoza's Philosophie ihn mit sich selbst in Zwiespalt gesetzt hatte, da trieb ihn geistige Unruhe und wissenschaftliche Sehnsucht nach Deutschland, um in deutscher Philosophie und Poesie für sein heißes Streben Befriedigung zu finden. Er ging nach Jena, wo er durch Schelling die bedeutsamsten Anregungen für seine naturphilosophische Richtung erhielt. Durch den Mineralogen und Geologen Werner wurde er in Freiberg in die Tiefen der Erdbildungen eingeführt und schrieb hier seine „Beiträge zur innern Naturgeschichte der Erde." Er kehrte 1802 nach Kopenhagen zurück, wo seine Vorlesungen allgemeine Theilnahme erregten. Er sollte aber bald durch Gegner seine Thätigkeit gelähmt sehen, und gern folgte er daher 1804 einem Rufe zu einer Professur nach Halle. Hier machte die unglückliche Jenaer Schlacht seiner Wirksamkeit ein Ende; noch vor dem Ausbruche des Krieges ließ er die „Grundzüge der philosophischen Naturwissenschaft" drucken und gab sich enthusiastisch und thätig eingreifend an die große naturphilosophischen

phische Bewegung hin. Zwischen den beiden neuen Richtungen der Naturphilosophie und Romantik, die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts herüber- und hinüberschwankten, führte er eine bestimmtere Vermittlung herbei und war bestrebt, die naturphilosophische Speculation in die Fülle positiver Naturkenntnisse hinüberzuleiten.

Steffens hatte nun in Deutschland eine neue Heimath gewonnen und nahm von ganzer Seele an Allem Theil, was die Männer der That im Stillen zur Befreiung von dem Druck einer fremden Herrschaft vorbereiteten. Im Herbst 1811 ging er als Professor nach Breslau, wo er durch seine Vorträge die höchsten Erfolge erlangte. Mit dem lebendigsten Eifer nahm er an dem Enthusiasmus des Volks Theil, als die Stunde der Befreiung erschien. Mit begeisternden Anreden wandte er sich an die Jugend, trat selbst in die Reihen der Freiwilligen und kämpfte mit bis zur Einnahme von Paris, worauf er seinen Abschied und das eiserne Kreuz erhielt. Als er nach Beendigung des Kriegs seiner eigenthümlichen Thätigkeit wiedergegeben war, gerieth er gleich in den ersten Jahren des Friedens, den leidenschaftlichen Eiferern des Deutschthums gegenüber, in Streitigkeiten über das Turnwesen. Von der Partei, der er selbst angehört, die er selbst mit hervorgerufen hatte, mit bitterm Haß verfolgt und als Verräther an einer heiligen Sache gescholten, sah er sich auf sich selbst und in die innere Welt seiner Gedanken gewiesen, und als ein Mann der Zukunft blickte er über allen leidenschaftlichen Parteieifer hinweg; seinem dichterischen, in die Ferne schweifenden Geist dünkte die Einsamkeit der Männer der That eine Last. Doch fühlte er bei der freien Weite seiner begeisterten Hoffnung die Nothwendigkeit eines zusammenhaltenden Mittelpunkts; der fromme Glaube seiner Kindheit kam ihm zu Hülfe, und beseelt von dem Gedanken eines innigen Anschlusses an eine bestimmte Kirche, trat er in Verbindung mit dem Professor Scheibel, der sich in Folge der seit 1817 in Preußen begonnenen Unionsversuche als entschiedener Gegner jeglicher Kirchenvereinigung zeigte. Aber auch hier erlebte Steffens dasselbe, was ihm schon früher widerfahren war. Die nothwendige Einseitigkeit seiner neuen Freunde stand seiner Idee von einer frei sich entwickelnden, in freier Entwicklung zur Vollendung bestimmten Kirche entgegen. Er schied auch hier aus und zog sich nochmals in seine eigenthümliche Welt zurück. Die reiche Entwickelungsfähigkeit seines Geistes, in dem sich Kunst, Natur, Religion und Geschichte zu den fruchtbarsten und vielseitigsten Beziehungen umfaßten, offenbarte sich in zwei gehaltvollen Schriften, „die gegenwärtige Zeit, und wie sie geworden“ (1819) und „die Caricatur des Heiligen“ (1819, 21); sie waren

die freisinnigsten Thaten seines schriftstellerischen Lebens. Im Jahre 1821 erschien auch seine „Anthropologie", welche als die bedeutendste Schrift aus seiner Naturphilosophie hervorging.

Es wurde ihm indeß immer mehr ein Bedürfniß, theils in dichterischen Darstellungen, theils in unmittelbaren Selbstbekenntnissen die beziehungsreichen Verhältnisse seiner Persönlichkeit zur Zeit darzulegen. Seit 1827 erschienen seine Novellen, zuerst „die Familie Walseth und Leith", in welcher die geistigen und literarischen Bewegungen des achtzehnten Jahrhunderts die Grundlage bilden; es ist eine poetische Anthropologie des vorigen Jahrhunderts. In den „vier Norwegern" bildet die neueste Zeit, wie sie sich seit dem Ende des 18. Jahrhunderts in den bedeutsamsten Verhältnissen entwickelt hat, den Mittelpunkt. Die „vier Norweger" stellen die eigene Entwickelungsgeschichte des Verfassers in verschiedenen Persönlichkeiten dar, hauptsächlich seine Betheiligung an den Bestrebungen der Naturphilosophie und Romantik. Auch in „Malcolm" (1831), wo das nordische Heldenthum mit moderner Bildung versetzt erscheint, tritt die Persönlichkeit des Dichters nicht ganz in den Hintergrund. Mit besonderer Vorliebe weilt Steffens in seinen poetischen Anschauungen bei dem skandinavischen Norden; die wissenschaftliche Befriedigung hatte ihn zum Deutschen gemacht, aber die Sehnsucht nach den Felsen und Buchten seiner Heimath verließ ihn nie, und sie führte zu den lebensvollen Bildern von den Landschaften Norwegens, die an Reiz des Gegenstandes und Lebhaftigkeit der Anschauung wahre Musterschilderungen sind.

Im Jahre 1832 wurde Steffens als Professor nach Berlin berufen, nachdem er schon früher dem damaligen Kronprinzen von Preußen in Breslau war persönlich bekannt geworden. Es wurde für ihn eine Professur in Berlin ganz neu begründet; doch die Blüthe seiner Wirksamkeit hatte Steffens in Breslau gehabt, und er vermochte in seiner neuen Stellung keine besondere Macht mehr über die strebenden Geister zu gewinnen. Seine Novelle „die Revolution" (1837) läßt das reactionäre Bestreben auf bestimmte Weise hervortreten, und bei der heftigen Opposition gegen die Richtungen der Gegenwart ist das Leidenschaftliche vorherrschend. Es wußte sich aber Steffens aus den drohenden Verwickelungen der Zeit und den Wirrnissen der Gegenwart immer wieder aufzurichten an der Hoffnung auf eine schönere Zukunft, und daß diese sich in der Gestaltung des politischen und kirchlichen Lebens verwirklichen werde, war ihm nicht zweifelhaft; sie ging aus seiner religiösen Glaubenszuversicht hervor, die ihn auch im Alter noch immer jung erhielt. In seinen letzten Jahren, seit 1840, verfaßte er die Schrift: „Was

ich erlebte", in welcher er die reichen innern Erfahrungen seines Geistes in Wissenschaft und Leben mit liebenswürdiger Redseligkeit, geistreicher Darstellung und stark hervortretender Subjectivität vor Augen legt. Nicht lange vor seinem Tode schickte er den letzten Band dieser seiner Denkwürdigkeiten zum Drucke ab, und er äußerte, daß, nachdem er auch diese Aufgabe nun vollführt habe, er nicht mehr wisse, was er noch im Leben beginnen solle. Er starb den 13. Febr. 1845.

Steffens hat mit der gluthvollsten Empfindung und mit großer Energie des Gedankens auf phantasiereiche Weise das Leben zu umfassen getrachtet. Er nimmt eine ihm eigenthümliche Stellung in der Literatur ein; er ist ein Philosoph, der Poet, und ein Poet, der Philosoph ist; allein während er, auf philosophischem Gebiete in die Poesie hinübergreifend, dem Gedanken Abbruch thut, hat er in der Poesie wieder nur Geltung seiner philosophischen Gedanken wegen. Er führte die romantischen Tendenzen in die Wissenschaft hinüber und wollte die Wissenschaft zur Dichtung und diese zu jener umbilden.

Literatur.

A. Steffens' Schriften.

Novellen. Gesammt-Ausgabe. 16 Bändchen. Breslau, 1837—38. 10⅔ Thlr.

Die Revolution. Eine Novelle. 3 Bände. Breslau, 1837. 4 Thlr.

Christliche Religionsphilosophie. 2 Theile. Breslau, 1839.

Was ich erlebte. Aus der Erinnerung niedergeschrieben. 10 Bände. Breslau, 1840–44. 15⅔ Thlr.

Verschiedene wissenschaftliche Schriften.

B. Schriften über Steffens.

H. Gelzer, Zur Erinnerung an Henrich Steffens. Vier Gedächtnißreden, gehalten am Tage seiner Bestattung am 18. Febr. 1845. Breslau, 1845. 5 Sgr.

A. Helfferich, H. Steffens und die Wissenschaft der Gegenwart. Einleitung zu den Vorlesungen über Universitätsstudien, gehalten an der Universität zu Berlin. Berlin, 1845. 5 Sgr.

LXV. K. Ritter.

Die Katakomben der Thebais in Oberägypten.

(K. Ritter, Die Erdkunde. 2. Aufl. Berlin, 1822. I. 744. — Lüben und Nacke, Lesebuch, VI. Nr. 106.)

Erläuterungen.

„Arcaden“, Bogenhallen, Bogengewölbe.

„Anachoreten“, Mönche, die nicht in Gemeinschaft, sondern einzeln und abgesondert in Einöden wohnten.

„Todtenpompa“, das Gepränge bei Bestattung der Todten.

„Cönobiten“. So hießen, im Gegensatz zu den Anachoreten, diejenigen Mönche des Orients im 4. Jahrhundert, welche sich in Gebäuden (coenobia), in Städten oder auf dem Lande, zu regelmäßigen Verbindungen vereinigten. Ritter wendet, irrig, diesen Namen auch auf die Anachoreten an.

„Belzoni“, ein bekannter Reisender, besonders wegen seiner Nachforschungen und Entdeckungen in Bezug auf ägyptische Alterthümer berühmt, wurde geboren zu Padua 1778 und starb zu Gato 1823.

„Hypogäen“, unterirdische Gemächer.

„Metamorphosen“, Verwandlungen, Umgestaltungen.

Leben und Charakteristik Ritter's.

Karl Ritter, geboren am 7. August 1779 in Quedlinburg, erhielt zu Schnepfenthal seine Erziehung. Er studirte 1797 und 98 in Halle und bildete sich unter Niemeyer's Leitung zum Pädagogen aus. Er wurde hierauf Erzieher im Bethmann'schen Hause zu Frankfurt a. M. und faßte hier schon den Plan zu seinem großen geographischen Werke. Er begleitete seine Zöglinge auf Reisen und Universitäten. Im Jahr 1819 wurde er Lehrer der Geschichte am Gymnasium zu Frankfurt a. M., erhielt aber schon 1820 einen Ruf als außerordentlicher Professor der Geographie an der Universität Berlin.

Durch seine literarischen Arbeiten, die sich vorzüglich in seinem Hauptwerke, „die Erdkunde in ihrem Verhältniß zur Natur und Geschichte“, concentriren, eröffnete er für die Behandlung der Geographie eine neue Bahn und schuf die vergleichende Erdkunde. Indem er die geographischen Analogien auf fruchtbringende Weise zu verfolgen wußte und sie in ihrem Zusammenhange erfaßte, außerdem die Wechselbeziehung zwischen Natur und Mensch, zwischen Geographie und Geschichte überall erforschte, legte er den Grund zu einer Wissenschaft der Geo=

graphie und gab den Impuls zu einer vollständigen Umgestaltung der geographischen Lehrbücher. In der Auffassungs- und Behandlungsweise fand er in A. v. Humboldt sein Vorbild, und es zeichnen sich seine literarischen Arbeiten wie auch seine Lehrvorträge sowohl durch gründliche Forschung und geistvolle Auffassung, als auch durch lichtvolle Klarheit der Darstellung aus. Seine „Erdkunde" ist ein Werk, welches dem deutschen Volke zum ewigen Ruhm gereichen wird.

Literatur.

A. Ritter's Schriften.

Die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte der Menschen, oder allgemeine vergleichende Geographie. 2. Aufl. 1.—19. Theil. Berlin, 1822—59. 88⅚ Thlr.

Einleitung zur allgemeinen vergleichenden Geographie. Berlin, 1852. 1 Thlr.

Allgemeine Erdkunde. Vorlesungen, an der Universität Berlin gehalten. Herausgegeben von H. A. Daniel. Berlin, 1862. 1⅙ Thlr.

Europa. Vorlesungen, an der Universität Berlin gehalten. Herausgegeben von H. A. Daniel. Berlin, 1863. 1⅚ Thlr.

B. Schriften über Ritter.

Bögekamp, Karl Ritter. Eine kurze Charakteristik seines Wirkens. Berlin, 1860. 6 Sgr.

R. Haym, Preußische Jahrbücher. V. Bd. Berlin, 1861.

G. Kramer, Karl Ritter. Ein Lebensbild nach seinem handschriftlichen Nachlaß. I. Theil. Halle, 1863. 2 Thlr. 10 Sgr.

LXVI. Fr. v. Raumer.

1. Hinrichtung Konradin's von Schwaben.

(Geschichte der Hohenstaufen. Leipzig, 1824. 4. Bd. S. 614 ff. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Nr. 57.)

2. Die Legende von der heiligen Lanze in Antiochien.

(Geschichte der Hohenstaufen. Leipzig, 1823. I. 592. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Thl.)

Die nöthigen Erläuterungen bietet der Geschichtsunterricht, in welchem beide Stücke vorzugsweise zu benutzen sind.

Leben und Charakteristik Raumer's.

Friedrich Ludwig Georg von Raumer wurde am 14. Mai 1781 in Wörlitz bei Dessau geboren und war der älteste Sohn des um die Landwirthschaft in Anhalt höchst verdienten Kammerdirectors Georg Friedrich von Raumer. Er besuchte das Joachimsthal'sche Gymnasium in Berlin und studirte in Halle und Göttingen die Rechte und die Kameralwissenschaft. Im Jahre 1801 wurde er Referendar bei der kurmärkischen Kammer, im nächsten Jahre Assessor und stand von 1806 bis 1808 einem Departement der Domänenkammer zu Wusterhausen bei Berlin vor, erhielt 1809 eine Rathsstelle bei der Regierung in Potsdam und kam dann 1810 unter Hardenberg, der den fähigen Kopf erkannte und in seine Nähe zog, in die Abtheilung für die Staatsschulden im Ministerium. Seine Sehnsucht ging aber dahin, nicht dem Staatsleben, sondern der Wissenschaft sich zu widmen, und so trat er als Geh. Regierungsrath 1811 aus dem Staatsdienst und wurde Professor an der Universität zu Breslau. Nachdem er von hier aus 1815 eine Reise nach Venedig gemacht hatte, unternahm er 1816 mit königlicher Unterstützung eine größere durch Deutschland, die Schweiz und Italien, und sammelte auf derselben, namentlich auch in Dresden, wie in Neapel, Stoff zu seinem großen historischen Werke. Hierauf wurde er 1818 als Professor der Staatswissenschaft nach Berlin gerufen, wo er aber vorzugsweise nur geschichtliche Vorträge hielt. Nach mehreren bedeutenden staatswissenschaftlichen und geschichtlichen Schriften erschien 1823 bis 25 sein großes, bedeutendes Werk: „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit“, was allein ihm eine Hauptstelle unter den Geschichtsschreibern Deutschlands bleibend gesichert hat. Ueberall zeigt sich darin neben gründlicher und tiefer Forschung die reife und gediegene Ansicht des staatskundigen Mannes und selbstständigen Beurtheilers, wie wissenschaftliche Darstellung und Schönheit des Ausdrucks bekunden, daß es auch in stilistischer Hinsicht zu den Hauptwerken deutscher Literatur und Wissenschaft zu zählen ist.

Nach Vollendung dieses großen Werkes wendete Raumer seine Thätigkeit mehr dem lebendigen Verkehr zu und wurde in manche Parteistreitigkeiten verwickelt, in welchen er sich immer frei und unabhängig bewährt hat, wie viel auch von den verschiedensten Richtungen aus gegen ihn gekämpft worden ist. Seine Schrift „Ueber die preußische Städteordnung“ (1828) erfreute sich der Anerkennung des Schöpfers dieser Städteordnung, des Staatsministers von Stein, und so konnte er um

so ruhiger auf die gewichtigsten Einwendungen gegen dieselbe hinblicken. Vorzüglich wegen dieser Schrift wurde auch Raumer zum Stadtverordneten Berlins erwählt. Zwei Reisen nach Paris und dem Süden Frankreichs gaben ihm genaue Kenntniß des französischen Staats- und Bürgerlebens, der Wissenschaft aber seine „Briefe aus Paris" (1831), worin er die Julirevolution, welche er in Paris miterlebte, vorausgesagt hat, was dem erfahrenen Staatsmanne bei der Beobachtung der Schritte des Polignac'schen Ministeriums freilich nicht schwer werden konnte. Eine andere Frucht dieser sind die „Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts" (1831), wozu ihm vornämlich die Gesandtschaftsberichte, welche er in Paris benutzen durfte, reichen Stoff gaben. Diese Berichte kamen aber auch einem dritten Werke zu gut, welches der Hauptgegenstand seiner Forschungen war, nämlich der „Geschichte Europa's seit dem Ende des 15. Jahrhunderts", von welcher bis jetzt acht Bände erschienen sind, welche manche geschichtliche Dunkelheiten in ein neues Licht setzen und in gewandter Auffassung und Schilderung der Begebenheiten sich den „Hohenstaufen" würdig zur Seite stellen. Seit 1830 giebt Raumer das „historische Taschenbuch" heraus, worin 1831 seine „Geschichte von Polens Untergange" zuerst gedruckt wurde, welche ihrer Freimüthigkeit wegen manchem Preußen verletzend erschien. — Vom Obercensurcollegium, dessen Mitglied er war, nahm er seine Entlassung, weil er die strengen Ansichten desselben nicht theilen konnte. Späterhin machte Raumer noch Reisen nach England (1835), nach Italien (1839) und nach Amerika (1843), welchen wir die Werke: „England im Jahre 1835", „Beiträge zur neuern Geschichte aus dem britischen Museum und Reichsarchiv", „Italien" und „die vereinigten Staaten von Nordamerika" verdanken. — Eine Rede Raumer's in der Academie, welche vielfachen Anstoß gab, ließ ihn das Secretariat dieser Gesellschaft niederlegen. Im Jahre 1848 wurde er mit zum deutschen Parlamente in Frankfurt a. M. erwählt und von diesem als sein Gesandter nach Paris gesendet, wo er, öffentlich wenig anerkannt, mehr der Wissenschaft lebte. Nach seiner Rückkehr aus Paris ist er fortwährend in seiner Stellung als ordentlicher Professor an der Universität zu Berlin thätig.

Literatur.

Vorlesungen über die alte Geschichte. 2. Aufl. 2 Bde. Leipzig, 1847. 5 Thlr. 20 Sgr.

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. 6 Bde. mit Kpfrn., Karten und Plänen. 3. Aufl. Leipzig, 1857, 1858. (Das Hauptwerk, Bd. 1—4, umfaßt die Geschichte von 1095—1268, Bd. 5 u. 6 aber Beiträge zu den Alterthümern des 12. u. 13. Jahrh.) 6 Thlr.

Briefe aus Paris und Frankreich im J. 1830. 2 Bde. Leipzig, 1831. 3 Thlr.

Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des 16. und 17. Jahrh. 2 Bde. Leipzig, 1831. 4½ Thlr.

Geschichte Europa's seit dem Ende des 15. Jahrh. 1.—8. Bd. Leipzig, 1832—1846. 24 Thlr. 13 Sgr.

Historisches Taschenbuch seit 1830, worin 1831 „Polens Untergang". Jeder Jahrgang 2½ Thlr.

England im J. 1835. 2 Bde. Leipzig, 1836. 2 Aufl., vermehrt um einen Band: „England im J. 1841". Ebd., 1842. 6 Thlr.

Beiträge zur neueren Geschichte aus dem britischen Museum und Reichsarchive. 5 Thle. Leipzig, 1836—39. 11 Thlr. 20 Sgr. (1. Die Königinnen Elisabeth und Maria Stuart. 2 Thlr. 15 Sgr. 2. König Friedrich II. und seine Zeit. 2 Thlr. 15 Sgr. 3.—5. Europa vom Ende des siebenjährigen bis zum Ende des amerikanischen Krieges. 6 Thlr. 20 Sgr.)

Italien. Beiträge zur Kenntniß dieses Landes. 2 Bde. Leipzig, 1840. 4 Thlr.

Die vereinigten Staaten von Nordamerika. 2 Bde. Leipzig, 1845. 5 Thlr.

LXVII. Varnhagen von Ense.

Der Tod Schwerin's.

(Varnhagen von Ense, Leben des Feldmarschalls Grafen von Schwerin. Berlin, 1841. S. 211. — Lüben und Nacke, Lesebuch VI. Nr. 107.)

Die Bemerkungen zu den beiden vorigen Stücken gelten auch dem vorliegenden.

Leben und Charakteristik Varnhagen's.

Karl August Varnhagen von Ense, geboren am 21. Februar 1785 zu Düsseldorf, wo sein Vater pfalzbayrischer

Rath war, kam frühzeitig nach Hamburg, wo er auch nach des Vaters Tode seine Erziehung fand. Er studirte anfangs in Berlin Medicin, dann Literatur und Philosophie. Im Verein mit Chamisso, Neumann, Theremin u. A. gab er den Musenalmanach für 1804 heraus. Im Herbst dieses Jahres ging Varnhagen nach Hamburg zurück, wo er bis zum Frühling 1806 blieb und dann mit seinem Freunde W. Neumann nach Halle ging, von wo ihn jedoch der Krieg bald vertrieb. Wir sehen ihn sodann seine philosophischen und literarischen Studien in Berlin und Tübingen seit 1808 fortsetzen. Als der österreichische Krieg ausgebrochen war, ging er von Tübingen auf großen Umwegen zur österreichischen Armee und wurde hier nach der Schlacht bei Aspern zum Offizier befördert. Bei Wagram wurde er verwundet und hierauf nach Wien gebracht. Erst im Herbst traf er bei seinem Regimente in Ungarn ein, kam dann mit dem Obersten, nachherigem General Prinzen Bentheim, in ein näheres Verhältniß und begleitete ihn als Adjutant auf Reisen, auch 1810 an den Hof Napoleon's. Hierbei versäumte er auch das Literarische nicht. Später wurde er in Prag mit dem Minister von Stein bekannt und kam auch mit Justus von Gruner in nähere Verbindung. Im Jahre 1812, als die Oesterreicher am Feldzuge gegen Rußland Theil nahmen, verließ Varnhagen die österreichischen Dienste und hoffte in Berlin in den Civildienst zu treten; nach den Ereignissen in Rußland aber nahm er 1813, mit Vorbehalt seines preußischen Dienstverhältnisses, russische Dienste als Hauptmann, ging mit General Tettenborn nach Hamburg und begleitete ihn als Adjutant auf seinem Zuge nach Paris. Hier empfing er von Preußen den Ruf in den diplomatischen Dienst, verheirathete sich in Berlin mit der an Geist und Bildung höchst ausgezeichneten, obschon viel älteren Rahel, geb. Levin Marcus, und folgte dann dem Staatskanzler von Hardenberg zum Congreß nach Wien, wo er in Jenes Auftrag die Schrift: „Deutsche Ansicht der Vereinigung Sachsens mit Preußen. Deutschland, 1814", ohne seinen Namen herausgab. Im Jahre 1814 folgte er dem Staatskanzler nach Paris und bekleidete nachher von 1816—1819 die Stelle eines Ministerresidenten in Karlsruhe. Seit jener Zeit lebte er ohne öffentliche Anstellung mit dem Titel eines Geh. Legationsrathes in Berlin. Er starb am 10. Oktober 1858.

In Varnhagen's schriftstellerischer Thätigkeit treten, außer der kritischen, zwei Hauptrichtungen hervor, die geschichtliche in seinen Biographien und eine tagsgeschichtliche in seinen Bildnissen von Zeitgenossen und in den Denkwürdigkeiten aus seinem eigenen Leben. Auf dem Gebiete der Biographie übertraf er alle seine Vorgänger sowohl durch die künstlerische

Behandlung des Stils, als auch durch die universelle Weltansicht, wenngleich nicht zu verkennen ist, daß er zu großen Werth auf das Kleine und Nebensächliche legt. Seine beiden Hauptwerke sind die „Biographischen Denkmale“ und „Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften“; hier bewährt er seine Kunst in der Darstellung von Persönlichkeiten und alles Dessen, was den Charakter des Biographischen erhält. Der universelle Standpunkt, von welchem Varnhagen in die idealen Lebensrichtungen, in Philosophie, Kunst und Geschichte eingedrungen ist, sowie seine Welterfahrung befähigt ihn zu der vielseitigen Auffassung und Beurtheilung der einzelnen Persönlichkeiten, wie andererseits sein künstlerischer Sinn zu der Abrundung und inneren Vollendung seiner Biographien, und da er von dem Mittelpunkte der darzustellenden Charaktere aus sein Lebensbild allseitig zu entfalten weiß, so gewähren seine biographischen Charakteristiken ein Interesse, das nicht sowohl durch das Stoffartige, als vielmehr durch die künstlerische Behandlung vermittelt ist.

In den letzten Jahren seines Lebens war er sehr beflissen, in den diplomatischen Kreisen, mit denen er in Berührung geblieben war, nach Anekdötchen und Scandalgeschichten umher zu horchen und tagebuchartig aufzuzeichnen. Seine Urtheile sind scharf, ja rücksichtslos, lassen aber auch seinen eigenen Charakter nicht immer im besten Lichte erscheinen. Seine Nichte Ludmilla Assing hat diese Tagebücher nach seinem Tode herausgegeben.

Literatur.

Biographische Denkmale. 5 Thle. 2. Aufl. Berlin, 1845. 8½ Thlr. (1. Graf zu Lippe. Graf v. d. Schulenburg. Theodor v. Corsica. 2. Freiherr v. Derfflinger. Fürst Leopold v. Anhalt-Dessau. 3. Leben des Feldmarschalls Fürsten Blücher. 4. Flemming. Canitz. Besser. 5. Graf v. Zinzendorf.)

Leben des Generals Freiherrn v. Seydlitz. Ebd., 1834. 1 Thlr. 5 Sgr.

Leben des Generals v. Winterfeldt. Ebd., 1836. 1 Thlr. 10 Sgr.

Leben der Königin Sophie Charlotte. Ebd., 1837. 1⅓ Thlr.

Leben des Feldmarschalls Grafen v. Schwerin. Ebd., 1841. 1 Thlr. 10 Sgr.

Leben des Feldmarschalls v. Keith. Ebd., 1844. 1 Thlr. 15 Sgr.

Hans von Held. Ein preußisches Charakterbild. Leipzig, 1845. 1 Thlr. 15 Sgr.
Leben des Generals Grafen Bülow v. Dennewitz. Berlin, 1853. 2 Thlr.
Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. 2. Aufl. 7 Bde. Leipzig, 1844. 14 Thlr. 20 Sgr.
Briefe von A. v. Humboldt. An Varnhagen von Ense aus den Jahren 1827—58. Nebst Auszügen aus Varnhagen's Tagebüchern, und Briefen von Varnhagen und Andern an Humboldt. Leipzig, 1860. (In einem Jahre 5 Auflagen.)
Briefe an eine Freundin (Amalie Bölte). Aus den Jahren 1844—54. Hamburg, 1860. 1½ Thlr.
Tagebücher. Aus dem Nachlaß des Verfassers. 4 Bde. Leipzig, 1861—62. 12 Thlr.

LXVIII. Jakob und Wilhelm Grimm.

1. Die Sternthaler.

(Grimm, Kinder- und Hausmärchen. Göttingen, 1856. II. Thl. Nr. 153. Kleine Ausgabe. 10. Aufl. 1858. Nr. 50. — Lüben und Nacke, Lesebuch, II. Thl. Nr. 86.)

1. Erläuterungen.

Das „Leibchen" ist ein weibliches Kleidungsstück, eine ärmellose, steif anschließende Brustbekleidung.

2. Inhaltsangabe.

Das Märchen erzählt von einem elternlosen, blutarmen, aber frommen Mädchen, welches im Vertrauen auf Gott ins Feld und in den Wald ging, auf dem Wege nach einander von einem hungernden Manne und frierenden Kindern um Brot und Kleider angesprochen wurde, Alles bis aufs Hemd hingab und dafür durch blanke Thaler, in die sich herabfallende Sterne verwandelten, und durch ein Hemd vom feinsten Linnen belohnt wurde.

3. Gliederung.

I. Schilderung des Mädchens. Es ist:
  1. elternlos,
  2. arm; denn es hat:
    a. kein Kämmerchen zum Wohnen,

b. kein Bett zum Schlafen,
c. nur die Kleider, die es auf dem Leibe trägt,
d. nur ein geschenkt erhaltenes Stückchen Brot.
3. gut und fromm,
4. vertraut auf Gott.

II. Beweise seiner Frömmigkeit.
1. Es giebt dem armen Manne sein ganzes Brot.
2. Es giebt frierenden Kindern alle seine Kleider.

III. Lohn seiner Barmherzigkeit.
1. Blanke Thaler.
2. Ein feines Hemd.

4. Grundgedanke.

„Wohlzuthun und mitzutheilen vergesset nicht; denn solche Opfer gefallen Gott wohl.“ Ebr. 13, 16.

2. Das Hirtenbüblein.

(Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen. Göttingen, 1856. II. Thl. Nr. 152. — Lüben und Nacke, Lesebuch, II. Thl. Nr. 105.)

1. Inhaltsangabe.

Es wird erzählt, daß ein König ein durch seine weisen Antworten berühmtes Hirtenbüblein kommen ließ, ihm drei schwierige Fragen vorlegte und nach befriedigender Beantwortung derselben es, dem gegebenen Versprechen gemäß, wie sein eigenes Kind hielt.

2. Die Personen des Märchens.

a. Der König läßt ein durch seine weisen Antworten berühmtes Hirtenbüblein rufen. Hieraus könnte man schließen, es sei ihm ernstlich darum zu thun, seine Wißbegierde zu befriedigen, durch das Büblein selbst weise zu werden. Das ist aber nicht der Fall; denn er legt dem Büblein alberne und vorwitzige Fragen vor, deren Beantwortung ohne allen Nutzen ist, ohnehin auch übermenschliches Wissen voraussetzt.

b. Das Büblein giebt dem Könige durch seine Antworten in feiner Weise zu verstehen, daß er Uebermenschliches verlange und erweist sich dadurch als sehr verständig.

3. Grundgedanke.

Weisheit kommt zu Ehren.

4. Literarhistorische Bemerkungen.

Den Verfassern wurde das Märchen in Bayern erzählt. Aehnliche Fragen finden sich in dem altdeutschen Gedichte Stricker's vom Pfaffen Amis. Vergl. Kurz, Geschichte der deutschen Literatur, I. p. 432. Im Eulenspiegel kommen Cap. 21 dieselben Fragen und Antworten vor. Verwandt damit ist die altenglische Ballade vom König John und dem Abt von Canterbury, die Bürger zu seinem Abt von St. Gallen benutzte. S. den II. Theil der Einführung, S. 178.

3. Frau Holle.

(Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen. Göttingen, 1856. I. Thl. Nr. 24. Kleine Ausgabe. 10 Aufl. Berlin, 1858. Nr. 15. — Lüben und Nacke, Lesebuch, II. Thl. Nr. 234.)

1. Die Personen des Märchens.

a. Die Mutter ist parteiisch und behandelt die Stieftochter hart und unbarmherzig.

b. Die Stieftochter ist sehr fleißig, gefällig und dienstfertig. Die harte Behandlung der Mutter hat sie mit Angst erfüllt, aber die Liebe zu derselben hat sie sich doch erhalten, was sie durch ihre Sehnsucht nach dem elterlichen Hause beweist.

c. Die rechte Tochter ist nicht bloß häßlich und faul, sondern auch ungefällig und nachlässig im übernommenen Dienste. Um reich zu werden, sucht sie zu täuschen, verschmäht also nicht, unerlaubte Mittel anzuwenden.

2. Grundgedanke.

Gefälligkeit und Diensttreue werden belohnt, Ungefälligkeit und Nachlässigkeit bestraft.

3. Literarhistorische Bemerkungen.

Die Verfasser fanden das Märchen in Hessen und Westfalen. In andern Gegenden wird es mehr oder weniger abweichend erzählt, auch mit andern Märchen verbunden, wie z. B. in der Schwabengegend, in Hessen und im Paderborn'schen mit der Erzählung von Hänsel und Gretel. Vergl. Grimm, Kinder- und Hausmärchen, III. Thl. Nr. 24.

4. Der Mäusethurm.

(Brüder Grimm, Deutsche Sagen. Berlin, 1816. I. Thl. S. 328. — Lüben und Nacke, Lesebuch, III. Thl. Nr. 47.)

1. Erklärung.

Der Erzbischof Hatto spielte während der Regierung des unmündigen Ludwig IV., des Kindes, die Rolle eines Papstes in Deutschland. Seine moralische Verderbtheit war so groß, daß er sich nicht scheute, die größten Niederträchtigkeiten zu begehen, wenn er seine eigennützigen Zwecke dadurch erreichte. Aber seine Schandthaten blieben dem Auge des Volkes nicht verborgen und fanden im Urtheil desselben ihren Richter. Nach seinem Tode wurde sein gebrandmarkter Name zum Gegenstande hämischer Volksdichtungen gemacht, wie die weit verbreitete Sage vom Mäusethurm beweist. Der darin bezeichnete Thurm steht noch heute mitten im Rhein und führt auch noch den Namen Mäusethurm. Ob aber dieser Name der Sage, oder die Sage dem Namen seine Entstehung zu verdanken hat, dürfte schwer zu ermitteln sein.

2. Grundgedanke.

Hartherzigkeit findet ihre Strafe, wäre es auch nur im schlechten Nachruf.

5. Die drei Bergleute im Kuttenberg.

(J. u. W. Grimm, Deutsche Sagen. Berlin, 1816—18. I. Thl. S. 1. — Lüben und Nacke, Lesebuch, III. Thl. Nr. 48.)

Die böhmische Bergstadt Kuttenberg, ehemals berühmt durch ihre Silbergruben, zählt gegenwärtig 10,000 Einwohner.

6. Dornröschen.

(Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen, I. Nr. 50. Kleine Ausgabe. 10. Aufl. Berlin, 1858. Nr. 24. — Lüben und Nacke, Lesebuch, III. Thl. Nr. 52.)

1. Gliederung.

1. Die Erfüllung des Wunsches.
2. Die zum Freudenfeste geladenen Gäste.
3. Die Wundergaben der weisen Frauen.

4. Ausspruch der nicht geladenen weisen Frauen.
5. Versuche des Königs, die Erfüllung dieses Ausspruchs zu verhüten.
6. Erfüllung des Ausspruchs.
7. Vergebliche Versuche, den Zauber zu lösen.
8. Lösung des Zaubers.

2. Literarhistorische Bemerkungen.

„Aus Hessen. Die Jungfrau, die in dem mit einem Dornenwall umgebenen Schloß schläft, bis sie der rechte Königssohn erlöst, vor dem die Dornen weichen, ist die schlafende Brunhild nach der altnordischen Sage, die ein Flammenwall umgiebt, den auch Sigurd allein nur durchdringen kann. Die Spindel, woran sie sich sticht und wovon sie entschläft, ist der Schlafdorn, womit Othin die Brunhild sticht.“ Grimm, Kinder- und Hausmärchen, III. Thl. p. 87.

7. Strohhalm, Kohle und Bohne.

(Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen, I. Nr. 18. — Lüben und Nacke, Lesebuch, III. Thl. Nr. 65.)

Literarhistorische Bemerkung.

Die Verfasser erhielten das Märchen in Kassel erzählt, fanden es jedoch auch kurz in einem lateinischen Werke von 1648.

8. Sneewittchen.

(Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen, I. Nr. 18. — Lüben und Nacke, Lesebuch III. Thl. Nr. 100.)

1. Erläuterungen.

„mutterseligallein“, „mutterallein“, ganz allein, gleichsam wie ein von seiner Mutter verlassenes Kind. „Mutterseele“ bedeutet in der gemeinen Sprechart Mensch. Man sagt daher: es ist keine Mutterseele da = kein Mensch. Daraus ist nun das Umstandswort: „mutterseelenallein“ entstanden, was später in „mutterseligallein“ verderbt wurde.

„Dälle“ oder Telle, eine kleine Vertiefung.

2. Gliederung.

I. Der Wunsch einer Königin.
II. Die zweite Gemahlin des Königs.
III. Sneewittchens Schönheit.
IV. Neid der Königin.
   1. Er läßt ihr keine Ruhe.
   2. Er bringt sie zu dem Entschluß, Sneewittchen tödten zu lassen.
V. Der Jäger.
   1. Er hat Mitleid mit Sneewittchen.
   2. Er täuscht die Königin.
VI. Sneewittchen im großen Walde.
   1. Sie läuft bis zum Abend darin umher.
   2. Sie findet ein Zwergenhäuschen, tritt in dasselbe und erquickt sich darin.
VII. Zurückkunft der Zwerge.
   1. Sie bemerken die Veränderungen, welche Sneewittchen verursacht hat.
   2. Sie finden und bewundern Sneewittchen.
   3. Sie nehmen Sneewittchen in ihren Dienst.
VIII. Die Königin.
   1. Sie erhält durch ihren Spiegel Kunde von Sneewittchen.
   2. Ihre Rachepläne.
      a. Der Schnürriemen.
      b. Der vergiftete Kamm.
      c. Der vergiftete Apfel.
IX. Sneewittchen im gläsernen Sarge.
   1. Trauer der Zwerge und der Thiere um Sneewittchen.
   2. Ankunft des Königssohnes.
   3. Sneewittchen wird wieder lebendig.
X. Die Hochzeit.
   1. Der Neid der alten Königin.
   2. Ihre Bestrafung.

Literarhistorische Bemerkungen.

Dies Märchen ist weit verbreitet, wird jedoch mit mancherlei Abweichungen erzählt. Der plattdeutsche Name Sneewittchen für Schneeweißchen wird jedoch selbst in den Gegenden beibehalten, wo die hochdeutsche Sprache herrschend ist.

Merkwürdig ist der Einklang mit einer nordischen, fast schon geschichtlichen Sage. Nach derselben stirbt Snäfridr, die schönste Frau, Haralds Gemahlin. Ihr Antlitz veränderte sich

nicht im geringsten, und sie war noch eben so roth, als da sie lebendig war. Der König saß bei der Leiche und dachte, sie würde wieder in's Leben zurückkehren. So saß er drei Jahre. (Haralds Sage, Cap. 25.)

Die Strafe des Todt-Tanzens kommt auch in einer dänischen Volkssage vor.

9. Der alte Hofhund.

(Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen.. — Lüben und Nacke, Lesebuch, III. Thl. Nr. 127.)

Grundgedanke.

In der Diensttreue dürfen wir uns durch Nichts beirren lassen.

10. Der Wolf und der Mensch.

(Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen, I. Nr. 72. — Lüben und Nacke, Lesebuch, III. Thl. Nr. 128.)

Die Verfasser erhielten das Märchen aus dem Paderborn'schen. In Bayern wird dasselbe folgendermaßen erzählt.

„Der Wolf prahlt da dem Fuchse vor, er fürchte sich vor Nichts in der Welt und wolle einen Menschen sammt dem Pferde auffressen. Der Fuchs, um den Wolf, den er doch heimlich fürchtet, zu demüthigen, will es nicht glauben, bis er es mit Augen gesehen. Sie verstecken sich im Walde am Wege, zwei kleine und schmächtige Menschen scheinen dem Fuchs zur Probe zu gering, endlich kommt ein Husar daher mit einem mächtigen Säbel an der Seite. „Das ist der rechte, spricht der Fuchs, an den mußt du dich machen." Der Wolf, um Wort zu halten, springt hervor und greift den Reiter an; aber dieser zieht von Leder, haut scharf und zerfetzt den Wolf erbärmlich, so daß dieser mit Mühe zum Fuchs zurückkommt. „Nun, spricht der Fuchs, wie hat der Reiter geschmeckt?" „Ach", antwortete der Wolf mit schwacher Stimme, „ich hätte ihn wohl aufgefressen, aber er hatte hinten eine blanke Zunge, die zog er hervor und hat mich damit so fürchterlich geleckt, daß ich nicht zum Fressen kommen konnte."

11. Der Bergmönch im Harz.

(J. u. W. Grimm, Deutsche Sagen. Berlin, 1816—18. I. S. 5. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl. Nr. 120.)

Erklärung.

Der Bergbau wird auf vielerlei Art betrieben, als Tagbau, Stollen- und Streckebau und als Schachtbau.

Liegt das Gestein, welches man abhauen will, nicht tief unter der Oberfläche der Erde, wie das z. B. bei Schiefer-, Kalk- und Sandsteinbrüchen oft der Fall ist, so wird zu Tage gebaut. Man räumt in solchem Falle nur das obere, deckende Erdreich ab und sprengt dann das Gestein mit eisernen Keilen, oder auch durch Pulver. Wenn die Mineralien, wie das in der Regel der Fall zu sein pflegt, tief in der Erde liegen, so wendet man die anderen Bauarten an und treibt, je nach der Lage des Gesteins, wagerechte, oder senkrechte Gänge ein. Ein wagerechter Gang heißt Stollen, ein senkrechter Schacht. Gänge, welche seitlich vom Stollen abführen, nennt man Strecken. Der Raum einer Strecke, in dem der Bergmann das brauchbare Gestein abschlägt oder absprengt und für das Hinausfördern zurichtet, heißt das Ort. In den Schacht führen Leitern, Fahrten genannt. Steigt der Bergmann zur Arbeit in den Schacht, so nennt er das anfahren, im umgekehrten Falle zu Tage fahren. Da es im Innern der Erde stockfinster ist, so nimmt er eine Laterne, Geleuchte oder Grubenlicht genannt, mit. Das Handwerkszeug des Bergmanns heißt Gezäh, die Zeit, während welcher er in der Erde arbeitet, Schicht; sie dauert in der Regel nicht über 6—8 Stunden. Der nächste Aufseher über die gewöhnlichen Bergleute führt den Namen Steiger.

12. Das Riesenspielzeug.

(J. und W. Grimm, Deutsche Sagen. Berlin, 1816—18. I. S. 24. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl. Nr. 121.)

Chamisso hat diese Sage in Verse gebracht. Vergl. p. 231.

13. Brot und Salz segnet Gott.

(J. und W. Grimm, Deutsche Sagen. Berlin, 1816—18. II. S. 360. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl. Nr. 145.)

Grundgedanke.

Achte keine Gottesgabe gering.

14. Frau Hütt in Tyrol.

(J. und W. Grimm, Deutsche Sagen. Berlin, 1816—18. I. S. 314. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Thl. Nr. 81).

Ein Seitenstück zur vorigen Sage.

Märchen und Sagen.

Das Märchen nimmt seinen Stoff meistens aus alten Volkssagen, in denen sich der Glaube an zauberische Mächte erhalten hat, und berichtet, wie Wesen, die mit übernatürlichen Kräften ausgerüstet sind — Feen, Gnomen, Kobolde, Riesen, Zwerge, Zauberer u. dgl. — je nach ihrer Gemüthsart, entweder wohlwollend und hülfreich, oder böswillig und schadenfroh in das Leben und die Geschicke der Menschen eingreifen. Oft schafft sich jedoch das Märchen auch in dem freien Spiele der Phantasie Dinge und Begebenheiten, welche der natürlichen Ordnung der Dinge ganz fremd sind. Das Märchen will zunächst nur der Phantasie ein ergötzliches Spiel bereiten; es fordert darum, daß die Begebenheiten nur mit der Phantasie aufgefaßt werden, und daß der urtheilende Verstand sich dabei seiner Rechte gewissermaßen begebe: selbst Kinder bescheiden sich, wenn ihnen zuerst ein Märchen erzählt wird, sogleich, daß es nicht soll mit dem Verstande aufgefaßt werden, sondern nur ein Spiel der Phantasie ist; darum wird ihr Wahrheitsgefühl, so zart es sonst ist, nicht verletzt.

Im Mittelalter galt Mär so viel als Geschichte. Eine Märe dichten, hieß so viel, als eine Geschichte schreiben. Das Wort war nicht weiblich, sondern sächlich, wie es bei dem neuhochdeutschen Worte Märchen noch der Fall ist. Im Sinne von Geschichte gebraucht Luther das Wort in seinem schönen Kirchenliede:

„Vom Himmel hoch da komm' ich her,
Ich bring' euch gute neue Mär.
Der guten Mär bring' ich so viel,
Davon ich singen und sagen will."

Auch das Nibelungenlied beginnt mit den Worten:

„Uns ist in alten Mären
Wunders viel gesagt." —

In neuerer Zeit ist der Beibegriff der Erdichtung unverkennbar in den Vordergrund getreten.

Sage bedeutet ursprünglich nichts weiter als Aussage, das was gesagt, erzählt wird, dann: mündlich in der Zeitfolge ohne Kenntniß des Urhebers fortgepflanzte Begebenheit. Da nun sowohl diese Begebenheit selbst eine erdichtete sein kann, als auch in der mündlichen Fortpflanzung sich leicht Erdichtung beimischt, so bezeichnet Sage so viel als mündlich in der Zeitfolge fortgepflanzte erdichtete Erzählung.

In der Zeit, wo die Brüder Grimm die Volksmärchen und Sagen zu sammeln begannen — 1811 —, standen diese

Dichtungen in argem Mißkredit; man erklärte dieselben für alberne Geschichten, durch welche die Kinder zu Aberglauben und Gespensterfurcht verleitet würden. An ihre Stelle sollten die matten, oft wahrhaft kindischen Erzählungen von guten Kindern treten, um die Sittlichkeit zu fördern. Die Brüder Grimm ließen sich durch solche Anschauungen nicht irre machen; ihrem Scharfblick war es nicht entgangen, daß die Märchen als Ausläufer der alten Heldenlieder anzusehen seien, die unser Volk in frühester Zeit gesungen und bis in's Mittelalter hinab fortentwickelt hat. Gegenwärtig erkennt man den Zauber, der in dem Märchen liegt, an und erfreut die Kinder gern mit diesen duftigen Blumen der Volkspoesie.

Die Mehrzahl der Märchen haben die Brüder Grimm sich von alten Mütterchen und in den Spinnstuben erzählen lassen. Der volksmäßige Ton derselben ist durchweg von ihnen beibehalten worden; aber sie haben dieselben dennoch künstlerisch gestaltet und ihnen einen wunderbaren Reiz verliehen.

15. Schiller und Goethe.

(Jacob Grimm, Rede auf Schiller: Gehalten in der feierlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 10. Nov. 1859. Dritter Abdruck. Berlin, 1860. S. 10—19.)

Dies Bruchstück wird bei einer im Unterricht anzustellenden Vergleichung zwischen Schiller und Goethe benutzt werden können. Die Rede gehört zu den vorzüglichsten, welche bei der Schillerfeier gehalten worden sind.

Leben und Charakteristik der Brüder Grimm.

I.

1. Der ältere von beiden, Jakob Grimm, wurde am 4. Januar 1785 zu Hanau geboren und in Steinau im obern Kinzigthale, wohin sein Vater 1791 als Amtmann versetzt worden war, erzogen. Letzterer war ein durch Arbeitsliebe, Ordnung und durch eine mit Milde gepaarte Strenge ausgezeichneter Geschäftsmann, wurde der Familie jedoch schon nach wenigen Jahren (1796) durch den Tod entrissen. Die Mutter galt als Muster einer echten Frau. Grimm's erste häusliche Erziehung war einfach, bezweckte aber Gediegenheit des Charakters. Nach einem sehr dürftigen Unterricht bei einem Lehrer in Steinau kam er mit seinem Bruder Wilhelm 1798 auf das Lyceum nach Kassel. Bei ausgezeichneten Anlagen, die geregelter Fleiß unterstützte, brachte er es dahin, daß er bereits 1802 die Univer-

sität Marburg beziehen konnte. Mehr aus Vorliebe für den Beruf seines Vaters, als aus innerem Drange, entschied er sich für die Rechtswissenschaft. Die Dürftigkeit, in welcher er seine Universitätsjahre verleben mußte, spornte ihn zu Fleiß und Arbeit, bewahrte ihn vor mancher Zerstreuung und flößte ihm jenen nicht unedlen Stolz ein, der das Bewußtsein des Selbstverdienstes, gegenüber dem, was Andern Stand und Reichthum gewähren, aufrecht erhält. Auf sich selbst gewiesen, arbeitete er sich mit eigener Kraft hinauf und brach sich eine eigenthümliche Bahn, abweichend von der gebahnten Heerstraße, auf welcher der Reichthum und der Ueberfluß zu wandeln pflegen. In Marburg fesselten ihn Wachler's Vorlesungen und Literatur, vor Allem aber Savigny's Vorträge, dessen geistige Richtung auf Grimm's Leben und Studium entschiedenen Einfluß übte. Als Savigny 1804 eine wissenschaftliche Reise nach Paris angetreten hatte, ließ er im folgenden Jahre seinen talentvollen Schüler nachkommen, um seinen Beistand bei literarischen Arbeiten zu benutzen. Bis zum September blieb Grimm in Paris und begab sich dann über Marburg, von wo er seinen Bruder Wilhelm mitnahm, nach Kassel, in der Absicht, sich um ein Amt zu bewerben. Mit vieler Mühe erlangte er einen untergeordneten Accessistenposten beim Sekretariat des Kriegscollegiums, mit einem Gehalte von 100 Thalern, wofür er eine Masse der geistlosesten und beschwerlichsten Arbeiten zu verrichten hatte. Noch vor Ablauf des Jahres 1806 nahm er seine Entlassung, blieb länger als ein Jahr ohne Anstellung und erhielt endlich 1808, auf Empfehlung des berühmten Geschichtsschreibers Johannes von Müller, das Bibliothekariat des Königs von Westfalen, zu dem später (1809) noch die Stelle eines Auditors im Staatsrathe kam.

Die viele freie Zeit, die ihm seine amtlichen Geschäfte ließen, verwendete Grimm nun auf das Studium der altdeutschen Poesie und Sprache, wofür ihn besonders Savigny begeistert hatte, und das maßgebend ward für sein ganzes Leben. Die ersten Resultate seines Fleißes legte er in der Schrift „Ueber den altdeutschen Meistersang“ (1811) nieder, und bald folgte der 1. Band der „Kinder- und Hausmärchen“ (1812), die sogleich die ungetheilteste Anerkennung erhielten und in mehrere Sprachen übersetzt wurden. Später erschienen „Die altdeutschen Wälder“ (1813—16) und „Die beiden ältesten Gedichte, das Lied von Hildebrand und Hadubrand und das Weißenbrunner Gebet“ (1813), Werke, die, im Verein mit seinem Bruder gearbeitet, von den sorgfältigsten und tiefsten Studien deutscher Vergangenheit Kunde geben.

Nach der Rückkehr des alten Kurfürsten in sein Land wurde Grimm zum Legationssekretär des hessischen Gesandten Grafen

Keller ernannt und begab sich mit diesem in das Hauptquartier der Alliirten. Auch auf den Reisen über Schlachtfelder und unter dem Drange diplomatischer Geschäfte schlief die Liebe zu literarischen Forschungen eben so wenig, als ein Jahr später in Wien, wo er dem Congresse beiwohnte. Namentlich begann er damals seine Studien der slavischen Sprachen. Nachdem er den Antrag, als hessischer Gesandtschaftssekretär nach Frankfurt an den Bundestag zu gehen, abgelehnt, wurde er im Jahre 1816 zum zweiten Bibliothekar an der Bibliothek zu Kassel ernannt, in welcher sein Bruder bereits als Secretär angestellt war. Den langgehegten Wunsch, in geräuschloser Stille, mitten unter den geistigen Schätzen der Vergangenheit, sich den liebgewonnenen Studien des deutschen Alterthums hinzugeben, sah er nun erfüllt. Schon vorher waren „Der arme Heinrich“ von Hartmann von Aue und „Lieder der alten Edda“ erschienen, jetzt folgten „Deutsche Sagen“ (1816—1818), „Irische Elfenmärchen“ (1826), mit trefflichen Einleitungen, — und zwei der wichtigsten Arbeiten Grimm's, welche in der deutschen Alterthumswissenschaft Epoche machten, „Die deutsche Grammatik“ (1818 ꝛc.) und „Deutsche Rechtsalterthümer“ (1828), fallen ebenfalls in jene Zeit.

Aus Liebe zur gewohnten Heimath lehnte Grimm mehrere ehrenvolle Berufungen ab, und nur die offenbarste Zurücksetzung, die er im eigenen Vaterlande erfahren mußte, bewog ihn endlich 1829, einen Ruf nach Göttingen als Professor und Bibliothekar anzunehmen. Noch rüstiger entfaltete sich hier Grimm's Thätigkeit und noch massenhafter trat seine Gelehrsamkeit an das Licht, als in Kassel. Der Umgang mit verwandten Männern, wie Albrecht, Dahlmann, Gervinus, Otfried Müller, und das Ineinandergreifen übereinstimmender Bestrebungen ermunterte und erheiterte ihn. Hier wurde die deutsche Grammatik vollendet und die „Deutsche Mythologie“ (1835, 3. Ausg. 1855) ausgearbeitet. Nicht volle sieben Jahr war Grimm im Genuß der ihm zu Theil gewordenen Muße, als die von Vielen gemißbilligte Aufhebung des hannoverschen Staatsgrundgesetzes von 1833 erfolgte. Grimm, ein Mann von altdeutscher Gewissenhaftigkeit, von biederem Sinn und edler Treue, konnte sich unmöglich mit diesem Verfahren einverstanden erklären, und unterzeichnete daher mit seinem Bruder Wilhelm die bekannte Protestation der Göttinger Sieben. Gegen Ende des Jahres 1837 seines Amtes entsetzt und des Landes verwiesen, begaben die Brüder sich nach Kassel. In ihrer bedrängten Lage kam ihnen die Freigebigkeit und der edle Sinn derjenigen zu Hülfe, welche den für Deutschland und für öffentliches Recht folgenreichen Schritt der muthvollen Göttinger Sieben zu würdigen wußten.

Muthig entschlossen, ihre Zukunft nun selbst zu sichern, kündigten sie, während sie mit kleineren Arbeiten die Literatur fort und fort bereicherten, das große „Deutsche Wörterbuch" an, das jetzt erscheint. Es ist ein riesiges Werk, das von Luther bis auf Goethe den unendlichen Reichthum der deutschen Sprache in sich begreift und alle Wörter mit ihrer Bedeutung, alle Redensarten und Sprüchwörter aus den Quellen belegt. Kein Volk hat ein Werk über seine Sprache aufzuweisen, das diesem an die Seite gestellt werden könnte. Deutschland kann mit Recht stolz auf dasselbe sein.

Mittlerweile hatte 1840 der Regierungswechsel in Preußen einen König auf den Thron gerufen, der, dem altdeutschen Wesen wohlgeneigt, als Beförderer der Künste und als Schirmherr der Wissenschaften auftrat, und Befriedigung darin fand, sich mit den Celebritäten des deutschen Geistes zu umgeben. Unter den Gelehrten und Künstlern, die er nach Berlin zog, befanden sich auch die Brüder Grimm. Gegen Ende 1841 trafen sie dort ein und fanden an hochgestellten Männern langjährige Freunde. Sie wurden ordentliche Mitglieder der Akademie der Wissenschaften, mit dem Rechte, Vorlesungen an der Universität halten zu dürfen. Jakob Grimm eröffnete seine Vorträge über Alterthum des deutschen Rechts vor überfülltem Saale und hat dieselben bis in die neueste Zeit fortgesetzt.

1859 hatte er das Unglück, seinen Bruder Wilhelm durch den Tod zu verlieren. Er selbst starb 1863, am 20. Sept.

2. Die Lebensgeschichte des jüngern Bruders, Wilhelm Karl, ist eigentlich in der Jakobs mit enthalten. Beide waren unzertrennlich, ein edles Brüderpaar, das Freud' und Leid treulich mit einander theilte. Sie arbeiteten zusammen; was sie besaßen, besaßen sie gemeinsam, und was sie errangen, daran hatte jeder gleiches Recht, gleiche Freude, gleichen Genuß. Nur eine kurze Zeit hielt sie die Nothwendigkeit aus einander, aber immer suchten und fanden sie sich wieder, wie Orest und Pylades, wie Kastor und Pollux unzertrennlich. Zu Hanau am 24. Februar 1786 geboren, genoß Wilhelm mit seinem Bruder Jakob gleiche Erziehung und gleichen Unterricht, besuchte mit ihm das Kasseler Lyceum und die Universität Marburg und erfreute sich ebenfalls der auszeichnenden Liebe Savigny's, der ihn für die Rechtswissenschaft weihete. Nach Vollendung der akademischen Studien verhinderte ihn Kränklichkeit, ein Amt anzunehmen. Er litt an Herzkrankheit und asthmatischen Beschwerden, die zu heilen er 1809 nach Halle ging. Von hier, wo er an Kapellmeister Reichardt einen vortrefflichen Freund fand, reiste er nach Berlin zu Achim von Arnim und Buttmann und von da nach Weimar, wo er sich Goethe vorstellen ließ. Erst nach Jahren erlangte er seine

volle Gesundheit wieder, blieb aber immer schwächlicherer Natur, als sein Bruder Jakob. Im Jahre 1814 wurde er an der Bibliothek in Kassel Sekretär, verheirathete sich 1825 und folgte 1830 seinem Bruder nach Göttingen, wo er die Unterbibliothekarsstelle erhielt. Seine übrigen Lebensschicksale sind auf's Engste mit denen seines Bruders verflochten. Viele Akademien und wissenschaftliche Vereine in und außer Deutschland schickten ihm ihre Diplome zu. Wie Jakob, hat auch er sich den mittelalterlichen Studien hingegeben und die genannten Werke gemeinschaftlich mit ihm gearbeitet. Er starb am 16. Dec. 1859 im 74. Lebensjahre. Schriften von ihm allein sind: Altdeutsche Heldenlieder (1811); — Ueber Deutschlands Runen (1821); — Grave Ruodolf (1828); — Die deutsche Heldensage (1829); — Die Sprüche Freydanks (1834); — Der Rosengarten (1836); — Das Rolandslied (1838); — Die goldene Schmiede (1840); — Sylvester oder Konrad von Würzburg (1841) u. a. m.

II.

Die Gebrüder Grimm sind von allen Gebildeten gekannt und geehrt. Der Grund hiervon liegt theils in ihrem würdigen, ehrenhaften Verhalten, das sie in allen Lagen ihres Lebens, namentlich auch in schwierigen, an den Tag gelegt, theils aber und vorzugsweise in den außerordentlichen Leistungen im Gebiete der deutschen Sprache. Eine Reihe von Dichtungen aus den frühesten Zeiten unseres Volkes, die in Handschriften in großen Bibliotheken vermoderten und selbst den gelehrtesten Forschern völlig unbekannt waren, haben sie an's Tageslicht gebracht, neu herausgegeben, gedeutet und erläutert und Jedermann zugänglich gemacht. Außerdem hat insbesondere Jakob Grimm eine ganz neue Art der Behandlung der deutschen Sprache begründet. Während nämlich vorher die deutsche Grammatik ganz und gar nach dem Schema fremder, namentlich der lateinischen gestaltet wurde, wie die älteren Arbeiten von Heyse und Heinsius beweisen, so drang er in die Sprache selbst ein, erforschte und entdeckte die im innersten Wesen derselben liegenden Gesetze und wies die allmählichen Veränderungen ihrer Ausdrucksformen im Laufe der Zeit an den Schriftdenkmalen aller Perioden nach. Dadurch wurde er der Schöpfer der historischen Grammatik und das Vorbild aller wahren Sprachforschung. Es ist Thatsache, daß seit dem Erscheinen seiner deutschen Grammatik und seiner Geschichte der deutschen Sprache die begabtesten Philologen in seinem Sinne forschen und immer mehr und mehr

Aufschluß über die Muttersprache geben. Er hat eine Bahn gebrochen, die nicht wieder verlassen werden kann.

Vergleicht man überhaupt beide Brüder mit einander, so fällt das Urtheil für den älteren günstiger aus; Jakob ist begabter. Wilhelm erscheint beinahe überall nur als ein rüstiger Mitarbeiter, der sich mit wahrhaft rührender Liebe und Hingebung dem größeren Bruder unterordnet, während er doch, wenn er sich eine selbständigere Stellung hätte erwerben wollen, durch Kenntnisse und Talente vollkommen dazu geeignet gewesen wäre. Aber er begreift, daß sein Bruder zur Verwirklichung seiner großartigen Ideen und Schöpfungen einer bedeutenden Hülfe bedarf, die er ihm denn auch in reichem Maße bis zu seinem Tode hat zu Theil werden lassen. So darf man wohl behaupten, daß Jakob auch ohne Wilhelm der große Mann geworden wäre, der er war, aber seine Werke ohne des Bruders rastlose Thätigkeit nicht den Grad der äußern Vollkommenheit erreicht hätten, die man mit Recht so sehr bewundert. So sind vielleicht alle Werke der beiden Brüder, namentlich die größern, als ein Ergebniß ihrer gemeinsamen Thätigkeit zu betrachten, wenn auch nicht bezweifelt werden kann, daß Jakob der eigentliche schaffende Genius war.

Literatur.

A. Schriften der Brüder Grimm.

a. Schriften von Jakob Grimm.

Ueber den altdeutschen Meistergesang. Göttingen, 1811. ¾ Thlr.

Irmenstraße und Irmensäule, eine mythologische Abhandlung. Wien, 1816. ½ Thlr.

Die deutsche Grammatik. 4 Thle. Göttingen, seit 1817. 17¼ Thlr.

Deutsche Mythologie. 2 Bde. Göttingen, seit 1835 u. 1854. 5 Thlr. 20 Sgr.

Weisthümer. 4 Thle. Göttingen, seit 1840. 12 Thlr.

Frau Aventiure klopft an Benecke's Thür. 3. Ausgabe. Berlin, 1842. ⅓ Thlr.

Gedichte des Mittelalters auf König Friedrich I. den Staufer und aus seiner so wie der nächstfolgenden Zeit. Berlin, 1844. 1½ Thlr.

Deutsche Rechtsalterthümer. Göttingen, 1828. 2. Aufl. 1854. 4 Thlr.

Ueber den Ursprung der Sprache. 5. Abdr. Berlin, 1862. ⅓ Thlr.

Rede auf Wilhelm Grimm und Rede über das Alter. Herausgegeben von Hermann Grimm. Berlin, 1863. 12 Sgr.
Kleinere Schriften. I. Band. Auch unter dem Titel: Reden und Abhandlungen. Berlin, 1864. 2½ Thlr.

b. Schriften von Wilhelm Grimm.

Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen, übersetzt. Heidelberg, 1811. 3⅓ Thlr.
Konrad von Würzburg, die goldene Schmiede, aus Gothaischen Handschriften herausgegeben und erklärt. Frankfurt, 1815. ½ Thlr.
Ueber deutsche Runen. Göttingen, 1821. 1 Thlr. 20 Sgr.
Graf Rudolf. Göttingen, 1828. 2. Ausg. 1844. 1 Thlr.
Die deutsche Heldensage. Göttingen, 1829. 2 Thlr.
Vridankes Bescheidenheit. (Altdeutsches Gedicht.) Göttingen, 1834. 2½ Thlr.
Der Rosengarten. Göttingen, 1836. 1 Thlr.
Ruolands Liet. Göttingen, 1838. 2⅔ Thlr.
Wernher von Niederrhein. Göttingen, 1839. ⅔ Thlr.
Konrad's von Würzburg Silvester. Göttingen, 1841. 1 Thlr.
Ueber Freidank. Mit Nachtrag. Berlin, 1850, 1851. 1 Thlr.
Ueber Freidank. Zweiter Nachtrag. Göttingen, 1855. 8 Sgr.
Zur Geschichte des Reims. Göttingen, 1852. 2⅔ Thlr.

c. Gemeinsame Schriften.

Kinder- und Hausmärchen. 3 Bde. Göttingen, 1812, oft wiederholt. 3 Thlr.
Dasselbe. Kleinere Ausgabe. 10. Aufl. Berlin, 1858. 12 Sgr.
Deutsche Sagen. 2 Bde. Berlin, 1816—18. 3⅔ Thlr.
Die beiden ältesten Gedichte aus dem 8. Jahrhundert: Das Lied von Hildebrand und Hadubrand und das Weißenbronner Gebet. Kassel, 1812. 20 Sgr.
Altdeutsche Wälder. 3 Bde. Frankfurt, 1813—1816. 6 Thlr.
Irische Elfenmärchen. Aus dem Englischen mit vielen Anmerkungen übersetzt. Leipzig, 1826. 1⅓ Thlr.
Deutsches Wörterbuch. Leipzig, seit 1854. I.—IV. Bd. 1. Lfg. 16⅓ Thlr.

B. Schriften über die Brüder Grimm.

B. Denhard, Die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm, ihr Leben und Wirken. Ein Vortrag. Hanau, 1860. 8 Sgr.
G. Waitz, Zum Gedächtniß an Jakob Grimm. Göttingen, 1863. $\frac{1}{3}$ Thlr.

LXIX. Friedrich Rückert.

1. Drei Paar und Einer.

(Rückert, Gedichte. Frankfurt a. M., 1847. 482. — Gesammelte Gedichte. Erlangen, 1837. IV. 237. — Lüben und Nacke, Lesebuch, II. Nr. 81.)

1. Erläuterungen.

1. Str. „Wenig darauf sagen", nicht über Alles urtheilen, nie ohne vorherige Prüfung, ohne ausreichende Gründe, auch nicht über das, was uns nichts angeht.

2. Str. „Mach dir's zu eigen", mache dir's zum Grundsatz, zur Regel; gewöhne dich. — „Gar Manches sollst du sehen"; durch aufmerksames Sehen sollst du dir Kenntniß verschaffen: von der Natur und ihren Erscheinungen, von Allem, was gut und schön ist, von der Denk- und Handlungsweise der Menschen (vergl. „Lebensweisheit des alten Witt", Lesebuch, VI. Thl.). — „Manches verschweigen", nämlich Alles, woraus Andern unverdient Schaden erwachsen kann; aber auch die Wahrheit offen bekennen, „wenn's nöthig ist und nützt." (Lessing, im Nathan; Lesebuch, VI. Thl. Nr. 35.)

3. Str. „Lern' es ermessen!" erkennen, begreifen, recht verstehen. — „Zweie sind da zur Arbeit und Einer zum Essen." Verwende mehr Zeit zum Arbeiten, als zum Essen; vergeude die zum Arbeiten (zur Bildung, zum Erwerb) bestimmte Zeit nicht an der Tafel.

2. Grundgedanke.

Gebrauche die Ohren, Augen und Hände mehr als den Mund.

3. Form der Darstellung.

Der Dichter benutzt in sehr sinniger Weise und mit großem Erfolg die durch die Zahlen zwei und eins ausgedrückten Gegen-

sätze, um dadurch wichtige Lebensregeln in ihrem wahren Werthe erkennen zu lassen.

Das Gedicht zeigt recht augenfällig, mit welcher Sicherheit Rückert den Reim beherrscht. Mit großer Kunst macht er das allerunbedeutendste Wort der Sprache in allen Strophen zum Träger des Reims und weiß ihm durch den Gedanken und die beim Lesen nothwendig eintretende Pause eine Geltung zu geben, die es sonst nicht hat.

2. Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt.

(Rückert, Gedichte. Frankfurt, 1847. S. 141. — Gesammelte Gedichte. 5. Aufl. Erlangen, 1840. I. 485. — Lüben und Nacke, Lesebuch, II. Nr. 115.)

In einem Alter von 24 Jahren (1813) dichtete Rückert „Fünf Märlein zum Einschläfern für's Schwesterlein", nämlich: 1. Vom Büblein, das überall mitgenommen hat sein wollen. 2. Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt. 3. Vom Bäumlein, das spazieren ging. 4. Der Spielmann. 5. Das Männlein in der Gans. Alle fünf sind längst Gemeingut des deutschen Volkes und die Freude der Kinderwelt geworden. Durch ihre köstliche Naivetät gehören sie zum Besten, was die deutsche Poesie in dieser Dichtungsart für Kinder aufzuweisen hat. Eine tiefere Tendenz liegt ihnen wohl schwerlich zu Grunde; der Dichter selbst sagt zum Schluß des letzten Märleins:

„Das Märlein ist aus.
Was ist denn das?
Ein Weihnachts-Spaß."

Ganz richtig sagt Kellner mit Rücksicht hierauf: „Alle fünf sind eben Märchen, eine Geburt kindlich heiterer Phantasie, wie sie der Moment wohl einem Kinderfreunde eingiebt, und wir dürfen deshalb eben so wenig darin noch etwas Anderes suchen, als es einem Kinde einfallen würde, altklug nach einer Erklärung derselben oder nach der daraus fließenden Moral zu forschen."

Der Tendenzlosigkeit ungeachtet, drängt sich übrigens beim ersten Lesen des zweiten Märchens selbst Kindern der Spruch als Grundgedanke auf: „Sei mit deinem Loose zufrieden und beneide Niemand um das seinige", daher man ihn denn auch als solchen festhalten möge. Ohnehin ist er es werth, frühzeitig von den Kindern erkannt und befolgt zu werden.

Das dritte dieser Märchen erinnert übrigens an Förster's schönes Gedicht: „Blau-Veilchen." S. den 3. Theil unseres Lesebuches, Nr. 8.

Rückert scheint das „Schwesterlein“, für welches er diesen schönen Märchenkranz wand, früh verloren zu haben; wenigstens ist „Röschens Engelgruß“ (Gedichte p. 33) seinem Inhalte nach der Gruß eines verstorbenen Kindes an seine zurückgelassenen Geschwister. Noch im höheren Lebensalter (1835) erinnert der Dichter sich derselben mit den schönen Worten:

„Einst hab' ich Märchen zum Einschläfern Dir gesungen,
Nun haben Dich in Schlaf gesungen die Engelzungen.
Um zu erwachen dort, bist Du hier eingeschlafen,
Fahr' wohl! Im Sturm sind wir noch, Du im Hafen!“

Wollte man dem Gedicht eine Ueberschrift geben, die seinen Inhalt ausdrückte, so könnte sie lauten: „Bestrafte Unzufriedenheit mit dem von Gott beschiedenen Loose“, oder: „Beschämte Unzufriedenheit.“

3. Mailiedchen.

(Rückert, Gesammelte Gedichte. Erlangen, 1839. III. 23. — Lüben und Nacke, Lesebuch, III. Nr. 26.)

Die beiden letzten Strophen beantworten die in der ersten aufgeworfene Frage. Die gegenseitige Liebe macht die Vögel froh, erzeugt ein harmloses gemeinsames Leben und treibt zu emsiger Thätigkeit für die zu erwartenden Jungen an. Ein treffliches Bild häuslichen Glückes.

Die drei letzten Strophen sind im Lesebuche weggelassen worden.

4. Kletter-Unterricht.

(Rückert, Gedichte. Frankfurt, 1847. S. 517. — Gesammelte Gedichte. Erlangen, 1838. V. 100. — Lüben und Nacke, Lesebuch, III. Nr. 76.)

Der Dichter zeigt sich hier als echter Kinderfreund, fern von aller griesgrämigen Pedanterie. Er verwehrt seinen Knaben das Klettern nicht, möchte sie aber vor Unglück bewahren und giebt ihnen deshalb trefflichen, aus der Natur des Körpers und Baumes entnommenen Unterricht darin. Mag er es auch zunächst wirklich nur auf eine bündige Anweisung zum Klettern abgesehen haben, so steht doch überall noch so viel zwischen den Zeilen, daß es sich der Mühe verlohnt, den Blick der gereifteren Schüler darauf zu lenken.

Str. 5. Gieb das Gewisse nicht für das Ungewisse hin.

Str. 6. Dem Lebensfrischen, nicht dem Ueberlebten schließ dich an, widme deine Kraft.

Str. 7 u. 8. Schöpfe deine Erkenntniß möglichst aus den Quellen, nicht aus abgeleiteten Schriften, deine Religion z. B. aus der Bibel, weniger aus abgeleiteten Büchern.

Str. 10. Erwirb dir mehr als einen Freund und Gönner.

Str. 11. Wende dich überall an die rechten Helfer, laß aber übrigens Keinen unbeachtet; auch der Schwache kann dir nützlich werden.

Str. 12. Einigkeit macht stark.

Str. 13. Verfolge dein Ziel mit rechtem Ernst, wende nicht zwecklose Künsteleien an, wo tüchtige Anstrengung nöthig ist.

5. Der Regenbogen.

(Rückert, Gedichte. Frankfurt, 1847. S. 15. – Gesammelte Gedichte. Erlangen, 1839. III. 30. — Lüben und Nacke, Lesebuch, III. Nr. 93.)

Eben so sinnig und zart, wie „der Ursprung der Rose." Mit dem goldenen Himmelswein deutet der Dichter überhaupt auf die himmlischen, göttlichen Gaben hin, die überall und in jedem Menschen Schönes erzeugen, wie hier den herrlichen Regenbogen; wem sie zu Theil werden, dessen Sehnsucht ist gestillt. Wer ihnen aber nicht in rechter Weise, in kindlicher Hingebung, nachgeht, erlangt sie nicht. Je lebhafter aber unser Verlangen nach himmlischer Erkenntniß und Freude ist, desto ernstlicher streben wir nach Erlangung derselben, desto mehr richten wir unser Augenmerk auf den Himmel. Jesus sprach: „Wer an mich glaubet, den wird nimmermehr dürsten." Joh. 6, 35.

6. Der Sonnenpalast.

(Rückert, Gesammelte Gedichte. Erlangen, 1838. V. 119. — Lüben und Nacke, Lesebuch, III. Nr. 102.)

Die Gedanken dieses schönen, vollkommen verständlichen Gedichtes wird man mit Vortheil in die naturhistorische Betrachtung der Sonnenblume verweben und dann dasselbe zum Schluß lesen und lernen lassen können. Das Verlangen nach der Sonne kann auch ohne Zwang als Sehnsucht nach Licht, d. h. nach höherer, himmlischer Erkenntniß gedeutet werden.

Mit dem „goldgezackten Thurme" ist natürlich die Sonnenblume mit ihren schönen goldgelben Strahlenblumen gemeint. „Wurm" steht für kleines, unbedeutendes Thier.

7. Der Maulwurf.

(Rückert, Weisheit des Brahmanen. Leipzig, 1838. — Lüben und Nacke, Lesebuch, III. Thl. Nr. 136.)

Der Maulwurf erscheint in Bezug auf seine winzig kleinen, fast unbrauchbaren Augen im Vergleich zu andern Säugethieren als beeinträchtigt und daher beklagenswerth. Der Dichter zeigt, daß das gar nicht der Fall sei, indem der Maulwurf alle seine Bedürfnisse vollkommen ohne Augen befriedigen könne. Auch mit dem kleinen „Augensterne“ hält er ihn für fähig, den „Himmel“ wahrzunehmen und sich seiner selbst im Dunkel der Erde zu freuen.

Es ist empfehlenswerth, bei der naturhistorischen Betrachtung des Maulwurfs die Gedanken dieses Gedichts mit zur Anschauung zu bringen, und dann dasselbe lesen und lernen zu lassen.

8. Des fremden Kindes heil'ger Christ.

(Rückert, Gedichte. Frankfurt, 1847. S. 229. — Gesammelte Gedichte. Erlangen, 1840. I. 75. — Lüben und Nacke, Lesebuch, III. Thl. Nr. 59.)

Dies wunderbar schöne und ergreifende Gedicht ist eine Legende (christliche Sage), in der die Kinder unter den unmittelbaren Schutz des Himmels, des Heilandes selbst gestellt sind, der mit Liebe auf die verlassenen Waisen herniederschaut. Eine Erklärung desselben ist vollkommen überflüssig. Zu rechter Zeit und in rechter Weise mitgetheilt, darf man versichert sein, daß es einen tiefen Eindruck auf das kindliche Gemüth machen wird.

9. Die Espe.

(Rückert, Gesammelte Gedichte. Erlangen, 1837. IV. 304. — Lüben und Nacke, Lesebuch, III. Thl. Nr. 184.)

Ebenfalls eine schöne christliche Sage, die recht nachdrücklich bei denen anklopft, die den Kreuzestod Jesu für etwas ihrer Beachtung Unwerthes halten. Die Deutung des Zitterns ist äußerst sinnvoll.

Für den Lehrer sei bemerkt, daß die sprüchwörtliche Beweglichkeit der Espenblätter darin begründet ist, daß die Blattstiele am Grunde von oben nach unten, gegen die Spitze zu aber seitlich zusammengedrückt sind.

Verwandten Inhalts ist das Märchen von Andersen „der Buchweizen", welches im II. Theile unseres Lesebuches unter Nr. 137 enthalten ist.

10. Das Distelstöckchen.

(Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl. Nr. 10.)

Auch das als Unkraut verachtete und oft sehr ungern gesehene Distelstöckchen ist zu Etwas gut.

11. Barbarossa.

(Rückert, Gedichte. Frankfurt, 1847. S. 171. — Gesammelte Gedichte. Erlangen, 1839. III. 319. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl. Nr. 91.)

1. Geschichte.

Der deutsche Kaiser Friedrich I. (1152—1189), den die Italiener von der Farbe seines Bartes Barbarossa, d. h. Rothbart, nannten, suchte der Kaisermacht wieder das Ansehen zu verleihen, das sie unter den Ottonen besessen hatte. Er wurde hoch verehrt, und diese Verehrung hat sich, vom Patriotismus getragen, traditionell fortgepflanzt, so daß noch heut die patriotischen Dichter Deutschlands ihre Träume von Nationalität, Reichsmacht und Reichseinheit an den Namen Barbarossa knüpfen. Im späten Lebensalter stellte er sich an die Spitze eines Kreuzzuges. Nach langem, sehr beschwerlichem Zuge und einer erfolgreichen Schlacht kam das Heer glücklich zur Stadt Seleucia an dem reißenden Bergstrom Saleph. Der Uebergang über die schmale Brücke erfolgte langsam. Des Zögerns müde, beschloß der Kaiser, den Strom mit seinem Rosse zu durchschwimmen. Die Wogen desselben waren jedoch zu mächtig und trieben ihn unaufhaltsam in einen heftigen Strudel, aus dem ein nacheilender Ritter ihn als Leiche zurückbrachte (1189). Ueber alle Beschreibung war die Trauer und Bestürzung des Heeres. Jeder glaubte in dem Kaiser seinen Vater verloren zu haben.

In Deutschland konnte man lange nicht glauben, daß der Schirmherr des Reiches wirklich gestorben sei; darum bildete man die Sage, daß er noch in Thüringen in der Burg Kyffhausen, deren Trümmer noch jetzt zu sehen sind, versetzt worden wäre und von dort einst wiederkommen werde.

Diese Sage von der einstigen Wiederkehr des mächtigen Hohenstaufen hat Rückert zu der trefflichen Ballade „Barbarossa" benutzt.

2. Erläuterungen.

Str. 5, V. 2. „Feuersgluth", feuerroth, daher eben der Name Barbarossa.

Str. 6. „zwinkt." Zwinken oder gewöhnlicher zwinkern bezeichnet das wiederholte Schließen und Oeffnen der Augenlider. — V. 3. „je", allemal wieder. „Raum" steht für Zeitraum.

3. Form der Darstellung.

Das Metrum eignet sich trefflich für das ernstromantische Märchen. Die Verse bestehen aus dreifüßigen Jamben; die erste und dritte haben eine überflüssige Silbe. Die Reime sind abwechselnd weiblich und männlich. Strophe 2, V. 1 und 3 hat statt des Reimes Assonanzen, ebenso die 8. Strophe, in der zugleich das a in „alten Raben" von guter Wirkung ist. Die Assonanz darf um so eher die Stelle des Reimes vertreten, je voller und gedehnter die Vocale der assonirenden Silben sind, daher die Assonanz in Raben und schlafen in der letzten Strophe den Mangel des Reims kaum fühlen läßt. Uebrigens ist in der Volkspoesie die Assonanz am ehesten statthaft. Die Gedichte, die aus dem Volke selbst hervorgehen, haben sehr häufig Assonanzen statt des Reimes.

Ganz angemessen der Volkspoesie ist auch der Parallelismus im Ausdrucke in der 4. Strophe.

Die Sprache ist, wie sich in der Volkssage geziemt, höchst einfach und ungekünstelt.

Der Dichter hat sich übrigens ganz an die Sage gehalten und darin eben den ächten Dichtergeist beurkundet, der nur da umgestaltet, wo der gegebene Stoff mangelhaft oder unpoetisch ist. Die größte Schönheit der Sage liegt aber in dem Ahnungsvollen, das der Dichter in seine Bearbeitung mit großem Glücke übertragen hat, so wie in der majestätischen Ruhe, die den großartigen Charakter des alten Helden so meisterhaft zeichnet. Wie das Volk auf ihn hofft und vertraut, so vertraut und hofft auch er auf das Volk. Zwar fliegen die alten Raben noch um den Berg, die ihn gebannt und sein Reich zerfleischt haben; aber es kommt eine Zeit, wo auch sie einem mächtigeren Zauber werden weichen müssen. Ein schöner Zug der Sage, den der Dichter mit seinem wahren Gefühl auch beibehalten hat, ist, daß der alte Kaiser nicht auf die Vergangenheit zurückschaut, sondern nur an die Zukunft denkt.

4. Grundgedanke.

Den Grundgedanken der Sage und des Gedichts bildet die 3. Strophe:

„Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit,
Und wird einst wiederkommen,
Mit ihr, zu seiner Zeit.“

Es giebt eine größere Anzahl verwandter Sagen; in allen aber bildet derselbe Gedanke den Mittelpunkt. Unterdrückte Völker hoffen überall auf Befreiung.

Dieselbe Sage hat auch Em. Geibel mit großem Geschick bearbeitet. Vergl. dessen „Gedichte“, 34. Aufl. S. 164, dann: „Barbarossa's Erwachen“, S. 353.

12. Der betrogene Teufel.

(Rückert, Gesammelte Gedichte. Erlangen, 1840. I. 57. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl. Nr. 124.)

„Die Araber aber sind Füchse von Haus“, sind von Natur schlau wie der Fuchs.

Sonst ist in der hübschen Sage Alles verständlich.

13. Bestrafte Ungenügsamkeit.

(Rückert, Gesammelte Gedichte. Erlangen, 1839. III. 479. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl. Nr. 146.)

Usedom, große Insel vor der Odermündung.

„Gnade Strom“, Fülle seiner Gnade.

Die beiden ersten Verse jeder Strophe sind jambisch und haben in der Mitte einen Einschnitt. Der erste Abschnitt dieser Verse hat eine überzählige Silbe. Der in allen Strophen gleichlautende Schlußvers ist aus zwei Daktylen und einem Trochäus zusammengesetzt und hat einen Vorschlag; er bringt sowohl durch das Versmaß, als auch durch die Wiederholung eine ganz vorzügliche Wirkung hervor.

Die Erzählung versinnlicht die in der Ueberschrift ausgedrückte Wahrheit: Ungenügsamkeit bestraft sich selbst.

14. Salomon und der Sämann.

(Rückert, Gesammelte Gedichte. Erlangen, 1840. I. 54. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl. Nr. 162.)

Diese Parabel versinnlicht in einfachster, anschaulichster Weise die Wahrheit, daß Gott zu unserem Thun seinen Segen

geben, d. h. das Beste hinzuthun muß, wenn es gelingen soll. Claudius drückt in seinem „Lied der Landleute zur Saatzeit“ denselben Gedanken mit den Worten aus:

„Wir pflügen und wir streuen
Den Samen auf das Land;
Doch Wachsthum und Gedeihen
Steht in des Höchsten Hand.“

15. Chidher.

(Rückert, Gedichte. Frankfurt, 1847. S. 365. — Gesammelte Gedichte. Erlangen, 1840. I. 56. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl. Nr. 163.)

Chidher ist ein indischer Gott, zu dessen Vorzügen ewige Jugend gehört. Er besucht alle fünfhundert Jahre einen und denselben Ort auf der Erde; einmal findet er da eine Stadt, dann eine Weide, einen Meerbusen, einen Wald, und wieder eine Stadt. Er fragt jedesmal die Menschen, seit wann die Gegend in diesem Zustande sei, und bekommt jedesmal ungefähr zur Antwort: „So ging es ewig an diesem Ort, und so wird es gehen ewig fort.“

Der Dichter entwickelt in dieser Parabel die Wahrheit, daß im Verlaufe von Jahrhunderten sehr bedeutende Veränderungen auf der Erdoberfläche stattfinden.

Die beste Gelegenheit, sich hiervon im Sinne Rückert's zu überzeugen, bieten die Küsten der Nord- und Ostsee dar. Zur Benutzung ist zu empfehlen: Th. v. Kobbe, Wanderungen an der Nord- und Ostsee. Ein ausreichender Abschnitt daraus findet sich in Grube's „Geographischen Charakterbildern“, III. Thl. S. 24. Wer sich noch tiefere Einsicht über die Veränderungen verschaffen will, welche die Erde während der langen Dauer ihres Bestehens erlitten hat, dem ist das Studium eines geologischen Werkes zu empfehlen, z. B. der „Geologischen Bilder“ von B. Cotta. Leipzig, Weber.

Die Antworten, welche Chidher auf seine Fragen erhält, zeugen sämmtlich von der Unkenntniß der Gefragten in geologischen Dingen. Wir befinden uns noch heut mitten in solcher Unwissenheit.

Wie die Erde, so verändern sich natürlich auch die Zustände der Menschen, ihre Anschauungs- und Denkweise im Verlaufe der Jahrhunderte, was der Dichter wohl auch hat andeuten wollen.

16. Die Eintagsfliege am Johannistage.

(Rückert, Gedichte. Frankfurt, 1847. S. 229. — Gesammelte Gedichte. Erlangen, 1837. IV. 62. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Thl. Nr. 17.)

Die Eintagsfliege (Ephemera) gehört nicht zu den Fliegen (Zweiflüglern), sondern zu den Netzflüglern und ist am nächsten mit den Libellen oder Wasserjungfern verwandt. Der Name bezeichnet übrigens nicht eine bestimmte Art, sondern eine ziemlich artenreiche Gattung. Ihre Larven leben 2—3 Jahre lang im Wasser, das vollkommene Thier dagegen auf dem Lande, in der Nähe der Gewässer, manche Arten oft in unglaublicher Menge. Die meisten Arten leben nur sehr kurze Zeit, häufig nur einen Tag.

Wegen dieser kurzen Lebensdauer wünscht der Dichter in gemüthlicher Theilnahme, daß sie den längsten Tag im Jahre in ungetrübtester Heiterkeit und ohne Verfolgung genießen mögen. Diesen zarten, ehrenden Sinn in der Jugend zu wecken, muß nicht bloß Aufgabe der Poesie, sondern auch des naturhistorischen Unterrichts sein.

17. Roland zu Bremen.

(Ist in Rückert's Gedichten nicht enthalten. Vergl. aber: Lüben, Auswahl charakteristischer Dichtungen. Leipzig, 1864. III. Thl. Nr. 15. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Thl. Nr. 53.)

1. Geschichtliches.

Auf dem Reichstage zu Paderborn erschienen einst zwei maurische Emire vor Karl dem Großen und erbaten sich von ihm Hülfe gegen ihren Unterdrücker, den Khalifen Abderrhaman. Karl, von solchem Zutrauen geschmeichelt, und zugleich erfreut über diese Gelegenheit, sich jenseit der Pyrenäen furchtbar zu machen, sagte die erbetene Hülfe um so mehr zu, als die Sachsen ihm so eben Ruhe versprochen hatten. Kaum war deshalb der Reichstag beendet, als Karl zwei große Heere sammelte und mit denselben (778) über die Pyrenäen drang. Pampeluna, Saragossa und Huesca fielen nach kurzem Kampfe in seine Hände; einige andere Besitzungen folgten, so daß Karl das spanische Land zwischen den Pyrenäen und dem Ebro unter dem Namen der spanischen Mark (778) dem fränkischen Reiche einverleiben konnte. Aber der Siegeslaufbahn des großen Kriegers sollte hier schnell ein Ziel gesteckt werden. Wittekind war mit den Sachsen wieder in's fränkische Gebiet gedrungen und dort überall

siegreich gewesen. Mit der Schnelle des Gedankens erhob sich Karl der Gr. zum Aufbruch aus Spanien, um die wortbrüchigen Sachsen zu züchtigen. Aber noch ehe er den spanischen Boden verließ, fiel der Kern seines Heeres und die Blüthe seiner Ritterschaft neuem Verrathe zum Opfer. Lupus, ein Herzog von Vasconen, der nur gezwungen das fränkische Joch getragen hatte, glaubte die Gelegenheit zur Abwerfung desselben gekommen, als das fränkische Heer (779) die wilden Schluchten des Thales von Ronceval durchzog. Er überfiel dasselbe mit solchem Ungestüm, daß ein großer Theil der fränkischen Macht und viele ihrer edelsten Häupter, unter ihnen Rutland oder Roland, Statthalter der Bretagne, den Untergang fanden.

Roland war der Sohn von Karls d. Gr. Schwester Bertha. Seine äußere Gestalt und seine Tapferkeit machten ihn zum ausgezeichnetsten Ritter im Gefolge Karls d. Gr. Deshalb hat ihn sich auch die Rittermythe des christlichen Mittelalters zum Helden auserwählt und seine Thaten auf das Mannigfaltigste ausgeschmückt, namentlich dadurch, daß man alle früheren Thaten christlicher Helden auf ihn übertrug.

Die ursprüngliche Heimath der Sagen, welche gegenwärtig das Rolandslied bilden, war das westliche Frankreich. Dort wurden sie von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt und endlich aufgezeichnet, wie sich später ergeben hat, von mehreren Dichtern.

Auf den Wunsch seiner Gemahlin Mathilde beauftragte der große Welfenfürst, Herzog Heinrich der Löwe, den Pfaffen Konrad, wie er sich selbst nennt, eins dieser altfranzösischen Gedichte, welches die Kriegszüge Karls des Großen in Spanien und die Heldenthaten Rolands, so wie seinen Tod in der Roncevalschlacht darstellten, in's Deutsche zu übertragen. Konrad unterzog sich dieser Arbeit, übersetzte das Gedicht jedoch zuerst in's Lateinische und brachte es dann aus dieser Sprache in deutsche Verse. Das von ihm benutzte Original scheint verloren gegangen zu sein. Er versichert nämlich, dem französischen Gedichte Nichts hinzugefügt, noch Etwas von demselben ausgelassen zu haben. Die vorhandenen französischen Gedichte weichen aber so auffallend von seiner Arbeit ab, daß sie ihm nicht zu Vorlagen gedient haben können.

Die Darstellung ist in der deutschen Uebersetzung steif und trocken, mehr chronikartig berichtend, als mit poetischer Lebendigkeit entwickelnd. Nur selten bricht eine innige Theilnahme des Dichters an seinem Gegenstande durch. „Den größten Werth von Konrads „Rolands Lied", sagt Kurz in seiner Geschichte der deutschen Literatur, erblicken wir aber darin, daß es eines der wenigen aus der mittelhochdeutschen Zeit ist, in welchem sich — wir wollen nicht sagen eine höhere Gesinnung — aber doch eine

Idee ausspricht. Das Gedicht stellt nicht bloß den Kampf des Christenthums gegen das Heidenthum dar, sondern es will auch jenes verherrlichen und dessen Göttlichkeit im Gegensatze zu den übrigen Religionen zur Anschauung bringen. Daher erscheinen auch die Helden des Gedichts, wie W. Grimm vortrefflich bemerkt, ohne die Begierden und Leidenschaften, welche sonst das Menschenherz bewegen; oder wenn sie sich auch hie und da zeigen, so sind sie doch der höheren Idee, die ihre Seele erfüllt, völlig untergeordnet, und alle ihre Gedanken und alle ihre Handlungen haben stets nur den Einen Zweck, den Sieg des Christenthums zu fördern, welchem sie mit frommer Ergebung in den Willen Gottes Gut und Blut zu opfern stets bereit sind. Freilich erhält das Gedicht hierdurch eine gewisse Härte und Eintönigkeit; es hat diese ihre Berechtigung aber in dem kräftigen Hervortreten des erwähnten Grundgedankens; und wenn es allerdings ungeeignet ist, die Darstellung Konrads mit dem begeisterten Stile der Psalmen zu vergleichen, so kann man die Auffassung des Stoffes und dessen Entwickelung mit vollem Rechte denjenigen Büchern der Bibel zur Seite stellen, in welchen die Kämpfe des Judenthums gegen das Heidenthum geschildert werden."

2. Inhalt des Rolandsliedes.

Zur Kenntnißnahme für den Lehrer theilen wir nachstehenden Inhalt des Rolandsliedes noch kurz mit. Etwas ausführlicher und darum anschaulicher ist die Sage in dem „Deutschen Literaturbuche" von Vernaleken erzählt. Auch Grube hat sie im 2. Theile seiner „Charakterbilder aus der Geschichte und Sage." Ausführlich verbreitet sich Gervinus im I. Theile seiner „Geschichte der deutschen Dichtung", S. 231 u. f. (4. Aufl.), über das ganze Gedicht. Vgl. W. Grimm, Rolandes liet. 1838.

Kaiser Karl zieht auf die Mahnung eines Engels mit seinem Heere und den zwölf Fürsten (Pairs) nach Spanien gegen die Heiden. In kurzer Zeit unterwirft er sich das ganze Reich bis Sarraguz (Saragossa), wo König Marsilie herrschte. Doch wird auch dieser hart bedrängt; um dem drohenden Untergang zu entgehen, heuchelt er Unterwerfung, um nach dem Abzuge Karls die zurückgebliebenen Christen leichter bewältigen und vernichten zu können. Roland, Olivier, Turpin und Rainers durchschauen Trug, Ganelun dagegen giebt den Rath, mit den Heiden in Unterhandlung zu treten. Karl läßt sich überreden, und Ganelun wird zu Marsilie gesandt, um ihm des Kaisers Willen kund zu thun. Der heidnische König geräth über die ihm vorgeschlagenen Bedingungen in heftigen Zorn (er sollte sich nämlich

taufen lassen, die Hälfte von Spanien als Lehen von Karl annehmen, widrigenfalls er nur Schmach und Tod zu erwarten habe); er will sich dafür an Ganelon rächen, doch wird er endlich besänftigt; Ganelon aber giebt ihm den Rath, sich scheinbar zu unterwerfen und nach Karls Abzug über den zurückgelassenen Roland herzufallen und ihn zu erschlagen. Ganelon kehrt zurück, berichtet, daß Marsilie die ihm gestellten Bedingungen angenommen, und giebt den Rath, Roland mit der andern Hälfte von Spanien zu belehnen. Dies geschieht, und Roland wird mit den zwölf Fürsten und einem Heer zurückgelassen. Kaum ist jedoch Karl abgezogen, als die Christen angegriffen werden; Olivier fordert Roland auf, sein Horn Olivant zu blasen, dessen Schall bis zu Kaiser Karl dringen würde, jener aber weigert sich, weil er den Feind verachtet. Die Christen, in der Hitze vom himmlischen Thau gekühlt, siegen überall, die Feinde werden vernichtet; nur Einer entkömmt, welcher dem König Marsilie die Nachricht von der verlorenen Schlacht bringt. Noch zwei Heere, welche der heidnische König aussendet, werden geschlagen; endlich zieht Marsilie selbst mit einem vierten herbei. Durch so viele Kämpfe erschöpft, gerathen die Christen in große Bedrängniß. Da läßt Roland endlich sein Horn erschallen, Karl hört es und zieht ihm zu Hülfe, obgleich es Ganelon zu verhindern sucht. Der Kaiser ahnt dessen Verrath, er läßt ihn binden und gefangen fortführen. Unterdessen werden die Heiden vollständig geschlagen und Marsilie selbst von Roland verwundet; allein es rückt schon wieder ein frisches Heer heran, das der Mohrenkönig Algarich von Karthago und Aethiopien gegen die Christen führt, von denen nur noch zwei und sechzig am Leben sind. Olivier, Walther und Turpin unterliegen ihren zahlreichen Wunden, nachdem die Feinde zurückgeschlagen worden waren. Auch Roland ist auf den Tod verwundet; er setzt sich an einen Baum; ein Heide, der ihn für todt hält, will ihm sein Horn und sein ebenso berühmtes Schwert (Durendart) nehmen, Roland aber schlägt ihn mit dem Horne nieder, welches dabei zerspringt. Jetzt will er auch Durendart vernichten, er haut damit auf einen Stein, aber vergeblich: das herrliche Schwert bleibt unversehrt. Er redet es an, gedenkt der Feinde, die er damit bezwungen, dann zieht er den Handschuh aus und hält ihn gen Himmel: ein Engel nimmt ihn ab, Roland betet und stirbt, und es geschehen Zeichen und Wunder. Jetzt langt Karl mit seinem Heere von den Bergen in dem Thal zu Ronceval an; er findet die Todten und beklagt sie. Sogleich werden die fliehenden Feinde verfolgt, die alle in einem ausgetretenen Flusse ertrinken. Nun rückt aber Palizan, König von Persien und Marsilie's Oberherr, mit zwei und vierzig Königen und einem zahllosen Heer den Heiden zu Hülfe, während

Karl für ehrenvolle Bestattung der gefallenen Christen sorgt. Seine Trauer ist so groß, daß er Blut weint; der Stein, auf dem er saß, ist noch heutigen Tages naß. Die heranziehenden Heiden werden von den Christen vernichtet; Karl zieht vor Saraguz, wo Marsilie vor Schmerz gestorben war; dessen Gemahlin Brachmunda öffnet dem Kaiser die Thore und empfängt dann die Taufe. Hierauf kehrt Karl nach Aachen zurück, wo er Gericht über den Verräther Ganelon hält, welcher eingesteht, daß er den Tod der Zwölfe gewünscht habe. Die Karlinge möchten ihm das Leben retten; Binabel kämpft für ihn gegen Tirrich und stellt dreißig Geiseln, welchen das Haupt abgeschlagen wird, als Binabel im Kampfe besiegt wird. Ganelon aber wird wilden Pferden an den Schweif gebunden, durch Dornen geschleift und zerrissen.

3. Erläuterungen.

Str. 1. In mehreren alten Städten Deutschlands befinden sich, meistens in der Nähe des Rathhauses, Standbilder, die riesenhafte, mit Waffen geschmückte Männergestalten und den Namen Roland (Rolandssäule, steinerner Roland) führen. Der berühmteste dieser Rolande ist der in Bremen. Er steht mitten auf dem Markte, hält, wie die übrigen, mit der Rechten das Schwert empor, und deckt mit der Linken mittelst des Schildes die Brust. Diese Standbilder haben bei uns das Andenken an den Helden Roland erhalten, ungeachtet sie ursprünglich wohl nur die Bestimmung hatten, das Recht und die Pflege Karls des Großen zu versinnlichen.

Str. 3. „Die Mark", die spanische Mark, deren Statthalter Roland war.

Str. 4. „Welsche" bezeichnet oft ganz allgemein Ausländer und steht für Spanier (Araber), die dem Kaiser Karl die spanische Mark streitig machten.

Str. 5. „Werfen in Nacht", seinen Ruhm durch Ueberwindung verdunkeln.

Str. 6. „Lehnet an langer Lanz' er und lacht", spottet in ruhiger Stellung ihres vergeblichen Versuches, ihn zu besiegen.

4. Form der Darstellung.

Rückert wendet in diesem Gedicht den Vorgänger des Reims, die Alliteration, an. Der Regel gemäß, fangen in zwei auf einander folgenden Versen drei betonte Wörter mit gleichen Buchstaben an, von denen zwei, die Beistaben, im ersten Verse stehen, eins, die Hauptstaben, im zweiten.

Schon früher (Band I. S. 9) haben wir darauf hingewiesen, daß die Versuche, die Alliteration wieder anzuwenden, als vergebliche bezeichnet werden müssen. Unser Ohr hat sich zu lange an den wohlklingenden Reim gewöhnt, als daß es noch Wohlgefallen an der harten Consonantenhäufung finden könnte.

18. Auf die Schlacht bei Leipzig.

(Rückert, Gesammelte Gedichte. Erlangen 1839. II. 28. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Thl. Nr. 53.)

Dem Dichter war es versagt, persönlich an dem deutschen Unabhängigkeitskriege Theil zu nehmen; darum empfand er aber die damaligen Leiden des Vaterlandes nicht weniger tief, als andere edle Männer. Um nach Kräften für die Befreiung desselben von der Fremdherrschaft mit zu wirken, schloß er sich den begeisterten Sängern Arndt, Schenkendorf und Körner an und dichtete Kriegs- und Vaterlandslieder, von denen die meisten mit Freuden aufgenommen wurden.

In dem Gedicht „Schlacht bei Leipzig" drückt der Dichter unverholen seine Freude aus über den außerordentlichen Sieg der Deutschen über die Franzosen. Die durch frühere Niederlagen erlittene Schmach ist durch diese Schlacht wieder getilgt; man hat Abrechnung gehalten und Alles mit den Franzosen „ins Gleiche" gebracht.

Die Sprache ist kräftig, ganz dem Inhalte angemessen.

19. Parabel.

Der Mann mit dem Kameel.

(Rückert, Gedichte. Frankfurt, 1847. S. 385. — Gesammelte Gedichte. Erlangen, 1840. I. 51. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Thl. Nr. 112.)

Eine unübertreffliche Parabel, die in anschaulichster und eindringlichster Weise zeigt, daß dem Menschen der Sinnengenuß über Alles geht und er darüber nur zu oft sein wahres Ziel vergißt.

Das Gedicht kann als eine freie Uebertragung einer Erzählung betrachtet werden, die sich in der im Mittelalter (1220—23) von Rudolf von Ems ins Deutsche übertragene Legende von der Bekehrung des heidnischen Königs Barlaam durch den Jüngling Josaphat findet. Vgl. „Barlaam und Josaphat" von Rudolf von Ems. Herausgegeben von Franz Pfeifer. Leipzig, 1843, Spalte 116, Vers 12 bis Sp. 120, V. 12. Das verfolgende Thier ist im Original ein Einhorn („das war ein einhürne groß").

V. 22. „Aufgähnen mit entsperrtem Rachen", so viel als geöffnet.

20. Geharnischte Sonette.

(Rückert, Gedichte, Frankfurt, 1847. S. 136 u. 141. — Gesammelte Gedichte. Erlangen, 1839. II. 4 u. 14. — Lüben und Nacke, Lesebuch, VI. Thl. Nr. 109.)

Die „geharnischten Sonette" sind Jedem ohne Erklärung verständlich, der sein Vaterland liebt und Kenntniß von der Schmach hat, die Deutschland durch Napoleon erduldete. Rückert bot dieselben 1813 dem Volke in dem Werke: „Deutsche Gedichte" (Heidelberg, 1814), dar und nannte sich auf dem Titel Freimund Raimar. Alle Urtheilsfähigen, auch diejenigen, die sonst Manches an Rückert zu tadeln haben, erkennen einstimmig an, daß dieselben zu den vorzüglichsten Erzeugnissen der Poesie gehören, die wir überhaupt besitzen. Sie sind voll Leben und Kraft und tönen wie Sturmglocken in das bedrängte Vaterland hinein. Darum riefen sie aber auch eine außerordentliche Begeisterung für den Freiheitskampf hervor, eine Begeisterung, die der Kühnheit der Sonetten entsprach.

21. Der Baum des Lebens.

(Rückert, Gesammelte Gedichte. Erlangen, 1840. I. 61. — Lüben und Nacke, Lesebuch. VI. Thl. Nr. 110.)

Unter dem „Baum des Lebens" versteht der Dichter den wahren Glauben an Gott.

Das Gedicht gehört zur didaktischen Poesie, in welcher Gattung Rückert sich vielfach versucht hat und stark ist. Nach dem übereinstimmenden Urtheil der bedeutendsten Aesthetiker verdienen Lehrgedichte kaum, zu den Poesien gezählt zu werden, da bei ihrer Hervorbringung der Verstand thätiger ist, als die Phantasie, eine vollkommene Durchdringung von Inhalt und Form daher auch unmöglich ist.

Für die Richtigkeit dieses Urtheils spricht „der Baum des Lebens", an dem weder Idee noch Ausführung vollkommen befriedigen.

22. Die Seel' im All.

(Rückert, Gesammelte Gedichte. Erlangen, 1839. II. 424. — Lüben und Nacke, Lesebuch, VI. Nr. 105.)

Die „Seel' im All" ist der Alles belebende und leitende Gottesgeist.

Die Aufzählung aller möglichen Verhältnisse und die Beziehung derselben auf den einzigen Satz: „ich bin die Seel' im All", hat etwas Ermüdendes.

Seiner Form nach gehört das Gedicht zu den Gaselen, die Rückert 1819 einführte. Das Gedicht, aus dem der Abschnitt entlehnt ist, führt den Titel: Mewlana Dschelaleddin Rumi. In dem ersten Abschnitt desselben sagt der Dichter:

Dschelaleddin nennt sich das Licht im Ost,
Deß Widerschein euch zeiget mein Gedicht.

23. Die Weisheit des Brahmanen.

(Rückert, Die Weisheit des Brahmanen, ein Lehrgedicht in Bruchstücken. 6 Bändchen. Leipzig, 1838.)

1. Der Sterne Deutung.
B. I. S. 29. — Lüben und Nacke, Lesebuch, VI. Nr. 112. 2.
2. Der Ursprung der Rose.
B. I. S. 252. — Lüben und Nacke, Lesebuch, III. Nr. 40.
3. Freude über alles Schöne und Gute.
B. II. S. 219. — Lüben und Nacke, Lesebuch, VI. Nr. 112. 1.
4. Deutung der Hülfszeitwörter.
B. II. S. 47.
5. Sprachkunde.
B. II. S. 180.

„Die Weisheit des Brahmanen" ist ein indisches Lehrgedicht, das aus gnomenartigen Sprüchen, gleichsam philosophischen Epigrammen besteht und sich, den höchsten Interessen des Menschen zuwendend, über Gott und Welt, Geist und Natur, praktische Weisheit und goldene Lebensregeln ꝛc. ausspricht. Es enthält viele treffliche Gedanken.

24. Räthsel.

1. Die Räthsel der Elfen.

(Rückert, Gesammelte Gedichte. Erlangen, 1839. III. 189. — Lüben und Nacke, Lesebuch, III. Nr. 89.)

2. Die Hagelwolke.

(Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Nr. 20.)

„Des Hauptes wirres Haar", zerrissene Wolken.

„Die Augen funkeln jähe Gluth", Bezeichnung der Blitze, welche gewöhnlich die Hagelwolken durchzucken.

„Sein Odem", der Sturm.

„Mantel", Wolke.

„Saat", Hagelkörner.

3. Der Sporn.

(Rückert, Gesammelte Gedichte. Erlangen, 1838. V. 205. — Lüben und Nacke, Lesebuch, III. Nr. 89.)

Leben und Charakteristik Fr. Rückert's.

I.

Friedrich Rückert wurde am 16. Mai 1788 zu Schweinfurt geboren. Er ist der Sohn eines baierischen Rentamtmanns. Nach harmlos verlebter Jugend, die er später in seinen „Erinnerungen aus dem Knabenalter eines Dorfamtmannssohnes“ erzählt, besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt und später die Universität Jena, um Jurisprudenz zu studiren. Dies trockene Studium behagte jedoch seinem phantasiereichen Geiste nicht; er gab es daher auf und folgte seiner Neigung zu den Sprachen und zur schönen Literatur. 1809 wollte er in die österreichische Armee eintreten. Als er aber nach Dresden kam, da wurde der Friede schon verkündet. Beim Wiederausbruch des Krieges gegen Frankreich hielten ihn nur die dringendsten Bitten und Vorstellungen seiner Eltern und endlich die Ueberzeugung: seine vom Studiren geschwächte Gesundheit werde durch die Strapazen eines anstrengenden Feldzugs vollends zu Grunde gerichtet, von der persönlichen Theilnahme am Kampfe für Deutschlands Freiheit zurück. Nachdem er einige Zeit (1811) Privatdocent in Jena gewesen war, übernahm er in Stuttgart mit Haug die Redaction des Morgenblattes, führte dieselbe jedoch nur ein Jahr (1816). Ein Jahr später machte er eine Reise nach Italien. Hier schenkte er dem Volksgesange große Aufmerksamkeit. Die welthistorischen Erinnerungen schienen nicht besonders anregend auf ihn zu wirken, und er, der sich einst so sehr nach dem Lande der Kunst gesehnt hatte, fühlte bald, wie das Heimweh sein Herz beschlich und ihn zur deutschen Flur zurückzog. Der Umgang mit den in Rom zahlreich anwesenden Künstlern, zu denen er sich mehr hingezogen fühlte, als zu den Gelehrten, wirkte indeß doch vortheilhaft auf seine Vervollkommnung ein.

Gegen Ende des Jahres 1818 verließ Rückert Rom und begab sich zunächst nach Wien. Während seines kurzen Aufenthalts in dieser Stadt machte er die Bekanntschaft des berühmten Orientalisten J. v. Hammer, und dieser lenkte zuerst das Auge des Dichters und Sprachforschers auf die Literatur des Morgenlandes hin. Rückert ergriff um so freudiger den Gedanken, als er sich ganz alles Gegenwärtigen (es trat damals in Deutschland die Zeit ein, wo die öffentliche Meinung unterdrückt und Mancher, der sich unumwunden aussprach, als Demagog verfolgt und eingekerkert wurde) entschlagen mochte, und

betrat so eine Bahn, die zu einem für ihn so ruhmvollen, als für die Wissenschaft gewinnreichen Ziele führen sollte. Obschon fast ohne alle literarischen Hülfsmittel, warf er sich mit Eifer auf das Studium des Persischen. Fast durch bloße Combination stellte er sich ein Wörterbuch zusammen, bis er später durch einflußreiche Bekanntschaft aus England wichtige Werke über jene Literatur, besonders den Sanskrit, erhielt.

Mit entschiedener Vorliebe verweilte er fortan, während er zu Coburg, wohin ihn der Ruf der dortigen Bibliothek gezogen, privatisirte, bei diesen Studien und versetzte sich auch in seinen eigenen Productionen, die „Oestlichen Rosen", ganz in die blühenden poesiereichen Gefilde des Orients. Schon 1826 trug man ihm die Professur der morgenländischen Sprachen an der Universität Erlangen an. Rückert kam dies um so erwünschter, als er in Coburg eine Lebensgefährtin gefunden und sich bereits mit ihr vermählt hatte. In Erlangen wuchs sein Ruhm als Dichter und als Gelehrter, wuchs sein häusliches Glück: gesunde, hoffnungsvolle Kinder umblühten die Eltern. Er blieb daselbst bis 1841, in welchem Jahre ihn König Friedrich Wilhelm IV. in einem ehrenvollen Handschreiben als Geheimrath und Professor nach Berlin berief. Nach mehrfachen Unterhandlungen nahm Rückert den Ruf an, lebte jedoch, einer besondern Begünstigung zufolge, nur im Winter in Berlin, während die Sommermonate ihm zu beliebiger Verfügung standen. Ganz wohl scheint Rückert sich in Berlin niemals gefühlt zu haben, und als ihm die Ereignisse des Jahres 1848 einen schicklichen Anlaß gaben, um seine Entlassung einzukommen, säumte er nicht, ihn zu ergreifen. Sie wurde ihm gewährt. Seitdem lebt Rückert im Schooße seiner Familie auf seinem anmuthigen Landsitze Neuseß bei Coburg, wo er seine Zeit zwischen der Poesie, den Wissenschaften und den Freuden der Gartenkultur theilt. Alle, welche ihn in seinem stets gastlich geöffneten Hause besuchen, nehmen das Bild ihres berühmten Wirthes mit den langen gescheitelten Haaren und dem ernst-milden, geistvollen Angesicht, mit dem ungezwungenen Aeußern, der liebenswürdigen Laune und dem reichbegabten Geiste als theure Erinnerung hinweg.

II.

Rückert hat sich, wie wir bereits aus den besprochenen Proben ersehen, auf den verschiedensten Gebieten der Dichtkunst versucht.

Seinem bis in's Alter ihm gebliebenen offenen Sinn für den heimathlichen Herd, für ein stilles Familienglück folgend, versuchte er sich zuerst in Gedichten, welche sich auf die eigene Jugend oder überhaupt auf die Kinderwelt beziehen. Ein Theil

derselben ist in den „Gedichten" unter dem Titel: „Jugendlieder" mitgetheilt und durch gute Lesebücher bereits Eigenthum der Jugend geworden und wird derselben dauernd verbleiben. Rückert ist unter den klassischen Poeten unserer Zeit derjenige, welcher am meisten für die Kinderwelt und aus der Kinderwelt gesungen hat. Aus diesem Grunde ist er uns Lehrern ganz besonders interessant. (Vgl. „Rückert in seiner Bedeutung als Jugenddichter" in Kellner's „Pädagogischen Mittheilungen. Fortsetzung." Essen, 1854.)

Eine wahre Freude gewährt es, den Dichter über das Glück reden zu hören, welches ihm durch seine treffliche Gattin erblüht ist. In fünf „Sträußchen", von denen die „Gedichte" drei und einen „Nachtrag" enthalten, hat er seinen „Liebesfrühling" besungen und ihm auch diesen Titel gegeben. Schenkel sagt in seiner „Deutschen Dichterhalle": „Rückert's Liebesfrühling ist epochemachend, ist eine poetische That, denn seit Goethe hat die deutsche Lyrik nichts mehr so Herzliches, anmuthig Lyrisches, so Zartes und Inniges in seelenschöner Liebeseinfalt und sonniger Klarheit gesungen. In fast zahllosen Bildern spiegelt sich des Dichters innerstes Geistes- und Seelenleben, das Leben seines stillen Hauses, wie das Leben großer Völkerfamilien im ungetrübtesten Glanze." Wir empfehlen den „Liebesfrühling" dem Leser zur eigenen Herzenserquickung.

Wie zum Herd, so fühlt sich Rückert auch zur Natur hingezogen. Eine Reihe der schönsten Gedichte, unter denen das hymnenartige „Frühlingslied" vielleicht obenan steht, beweisen, daß er die Natur sinnig zu betrachten und zu deuten versteht und daß dieselbe vernehmlich zu ihm redet. Auch sein „Abendlied": „Ich stand auf Berges Halde, als heim die Sonne ging", ist vortrefflich und stellt namentlich „der Erde Frieden", „der Schöpfung Stille" und den süßen Schlummer derselben ausgezeichnet dar.

In den Tagen der glorreichen Erhebung unseres Volkes schloß Rückert sich, wie schon oben erwähnt wurde, den für die Freiheit begeisterten Dichtern an. Die besten Gedichte jener Periode sind in seinen „Gedichten" unter der Ueberschrift „Zeitgedichte" mit den „Geharnischten Sonetten" zu einem schönen Kranze vereinigt. Der unerwartete Umschlag, der bald nach Beendung der Freiheitskriege erfolgte, und die Liebe zur Wissenschaft bewirkte jedoch, daß er sich nicht weiter um die Weltbegebenheiten bekümmerte und deshalb gänzlich unterließ, Etwas zu dichten, was Bezug auf Politik hatte.

In späteren Jahren machte die Frische der Bilder und die poetische Blumenfülle oft einer ernsten Betrachtung, einer beschaulichen Einfachheit, der Vorliebe zum Verständigen und Lehrhaften

Platz, dem wir in dem schon oben erwähnten indischen Lehrgedicht: „Die Weisheit des Brahmanen", begegneten.

Auch im religiösen Liede hat Rückert sich versucht, jedoch nicht mit besonderem Glück. Als wirklich gelungen in dieser Gattung kann sein „Adventslied": „Dein König kommt in niedern Hütten" und „Bethlehem und Golgatha" bezeichnet werden.

Mit noch geringerem Erfolge hat Rückert das Gebiet der Dramatik betreten. Sein „Saul und David" und „Herodes der Große" sind schön „geversete und gereimte" lyrisch-epische Bibelversionen, denen ebenso wie „Kaiser Heinrich IV." und „Christoforo Colombo" die psychologische und historische Begründung und die innere organische Gliederung, wie die dramatische Handlung fehlen. Rückert ist Lyriker, nicht Dramatiker.*)

In Folge seiner umfassenden Sprachkenntnisse besitzt Rückert eine außerordentliche Meisterschaft in der Kunst, arabische, persische, indische und chinesische Dichtungen uns Deutschen zugänglich zu machen. Um die zerstreuten Glieder der Menschheit ans europäische Herz zu versammeln und ein neues Paradies zu gründen, deutet er seinem Volke fremdes Leben, und „wohin er seine Wünschelruthe trägt, da fördert er gediegenes Gold zu Tage" und fühlt sich durch die ihn begrüßenden Dichterstimmen zum poetischen Wettkampfe herausgefordert. Er ist in allen Zonen zu Hause und lauscht der poetischen Stimme aller Völker. „Schi-King", das liebliche Liederbuch der Chinesen, „Nal und Damajanti", eine Episode aus dem hindostanischen Heldengedichte

---

*) Der württembergische Staatsminister von Wangenheim, berühmt durch seine edle, deutsche Gesinnung und seine hohe Bildung, in den vierziger Jahren der tägliche Gast Rückerts, äußerte sich einst folgendermaßen über dessen Dramen: „Die Leute verstehen ihn nicht, weil sie blos an's Theater denken, nach dem Rückert ja gar nicht ausgeschaut hat. Er hat die Form des Drama gewählt, um dem Volke Geschichtsbilder zu malen mit lebendig hervortretenden Gestalten, und zwar nur die größten Bilder aus den Wendepunkten des Ganges der Weltgeschichte. Da nehmen Sie „Saul und David", es zeichnet die Blüthezeit des ersten Culturvolks, dem alle Anderen den Grund und Boden aller Cultur, den Glauben an einen Gott, zu verdanken haben Darauf der „Herodes" mit Christus und der ganzen neuen Welt, die er geschaffen. Und in „Heinrich IV." sehen wir die christliche Priestergewalt auf ihrer höchsten Spitze, von der sie niedersteigen muß, und endlich den „Columbus", der mit der Entdeckung von Amerika eine neue Weltordnung heraufbeschworen hat, in deren Entfaltung wir noch mitten drin stehen. Die Leute sollten diese Sachen nur recht fleißig lesen, sie würden daraus mehr mit fortnehmen, als aus Hunderten ihrer landüblichen Theaterabende."

(Gartenlaube 1863. Nr. 6.)

„Mahabharata", die Rückert in eine deutschnationale Dichtung umgeschaffen hat, ferner „Rostem und Suhrab", eine poetische Heldengeschichte, die sowohl durch schöne Darstellung, als auch durch Heroismus und liebliche Naivetät anzieht und entzückt, „die Verwandlungen des Abu Seid" oder die „Makamen des Hariri" aus dem Arabischen, die durch ungemeine Sprachgefügigkeit sich auszeichnen: diese und noch manches Andere hat Rückert auf deutschen Boden verpflanzt und dadurch gezeigt, daß er Alles, was ihm bei seinen Forschungen begegnet, mit wunderbarer Treue wieder zu geben vermag. Eine solche lyrische Vielseitigkeit wie Rückert hat kein Dichter in keiner Nation bis jetzt gezeigt. Rückert ist ein Crösus von Poesie; ein ganzes Meer poetischer Gedanken wogt und wallt in seiner tiefen Dichterbrust und wirft mit größter Freigebigkeit seine kostbaren Schätze von allen Formen und in allen Stoffen fast überreich den Menschen zu, ohne sich zu erschöpfen; denn

„Je mehr die Liebe giebt, je mehr empfängt sie wieder;
Darum versiegen nie des echten Dichters Lieder."

Alles, was ihm Leben und Studium bringen, verwandelt er in ein Gedicht, und weil er kaum anders denkt als in Versen, so ist ihm das Leben selbst zum ununterbrochenen Gedicht geworden:

„Was mir nicht gesungen ist, ist mir nicht gelebet" oder
„Mehr als Blumen im Gefilde sprossen Lieder täglich unter meiner Feder."

Sehr treffend bemerkt der echt deutsche Sänger und Meister nationalklassischer Lyrik weiter:

„Ein denkendes Gefühl, ein innerlicher Sang,
Ist Alles, was ich bin, was mir zu sein gelang.

Und so, was an mir ist, send ich zum Gruß dir nieder,
Das Echo meiner Brust, den Spiegel meiner Lieder."

Rückert ist sonach ein Dichter, der das Priesterkleid nie ablegt, während andere, und deshalb nicht minder große Dichter, wie Uhland, nur „bei außerordentlichen Fällen im vollen Schmuck in's Allerheiligste treten" und der gebietenden Stunde gehorchen, in welcher Gott sie anrührt. Rückert schafft im Bewußtsein seiner Dichterkraft, er gebietet selbst über die Stunde der Stimmung, und sein Leben ist ein ewiger Frühling, ein ewiger Sonn- und Festtag.

Obgleich Rückert auch viele Gedichte von höchstem musikalischen Wohllaut geschaffen hat und Platen, dem „poetischen Architekten", gegenüber auch der „poetische Tonkünstler" genannt

wird, so sind doch im Allgemeinen weniger der Sänger und Musiker, als der Sprachbaukünstler, die formelle plastische Bildungslust, bei ihm thätig. Er hat nicht bloß den Kreis der poetischen Welt erweitert, sondern auch die Sprache der Dichtung, und sie mit dem ihm geistes- und heimathverwandten Platen zur höchsten Vollkommenheit zu bringen gewußt. So wenig ein trefflich gemaltes Bild die Echtheit und Reinheit der Farben, eine kunstgerecht gemeißelte Statue der edeln Gestalt des Stoffes entbehren kann: so wenig kann ein schönes, in sich vollendetes Gedicht der meisterhaften Form entbehren. Wie sehr Rückert auf die Form sieht, davon zeugen nicht nur seine Gedichte, sondern ein eigener darauf bezüglicher Ausspruch:

„Maß und Maß nur macht den Dichter;
Grundstein zwar ist der Gehalt,
Doch der Schlußstein die Gestalt. —
Gebet ihr aus euern Schachten
Edelsteine mir und Gold,
Wenn ihr's roh mir geben wollt,
Werd ich's nur als Stoff betrachten.
Gebt's in Form, so werd ich's achten;
Denn das muß ich gelten lassen,
Was ich nicht kann besser fassen."

Den Reim handhabt Rückert mit einer unerreichbaren Virtuosität. Unsere ganze Literatur hat keinen Sänger mehr, der in diesem Betracht ihm zur Seite steht. Was nur der Reim sein kann und soll, alle Künste und Schönheiten, ebenso aber auch alle Fehler und Verirrungen desselben zeigt Rückert bis zum Uebermaß. Es ließe sich aus seinen Gedichten eine vollständige Theorie des Reims aufstellen.

Wir schließen diese Charakteristik mit einem Urtheile Hillebrand's. Er sagt: „Im Allgemeinen zu sprechen, hat Rückert im Reiche der Lyrik schönste Melodien gesungen, welche fortleben werden, so lange es Menschen gibt, sie zu empfinden. Auf seiner Leier tönen die Gedanken und Weisheitssprüche wunderbar leicht und frei zusammen, mit den zartesten, innigsten Gefühlen verschlingen sich Lust und Schmerz, Zweifel und Vertrauen, Glaube und Hoffnung, Naturempfindungen und Geistestriebe zu einem schönen Akkorde ineinander. Niemand hat nächst Goethe die Betrachtung ungezwungener in den Mittelpunkt des Gesanges hingestellt, Niemand den Gedanken sinnreicher mit der Anschauung, die Idee freundlicher mit dem Bilde vermählt, die Natur reiner und gefälliger in das Menschenleben eingeführt, als er, und das idyllische Heimweh hat sich kaum sonstwo so mildlächelnd um die große weite Welt gelegt, als in seinen Liedern."

Literatur.

A. Schriften des Dichters.

Deutsche Gedichte (darin die geharnischten Sonnete). Heidelberg, 1814. 12½ Sgr.
Kranz der Zeit. Stuttgart, 1817. 1⅔ Thlr.
Oestliche Rosen. Leipzig, 1822. 3 Thlr.
Die Verwandlungen des Abu Seid von Serug oder die Makamen des Hariri. 3. Aufl. Stuttgart, 1844. 4. Aufl. 1864. 1 Thlr. 24 Sgr.
Nal und Damajanti, eine indische Geschichte. 3. Aufl. Frankfurt, 1845. 4. Aufl. 1862. 1½ Thlr.
Schi-King, chinesisches Liederbuch, gesammelt von Confucius, dem Deutschen angeeignet. Altona, 1833. 2¼ Thlr.
Gesammelte Gedichte. 6 Bände. Erlangen, 1834—1838. 3 Bände. Frankfurt, 1834. 4 Thlr. Auswahl, 2 Bde. Frankfurt, 1846. Gedichte (Auswahl) in 1 Bande. Neue Aufl. Frankfurt. 1847. 12. Aufl. 1860. (1¾ Thlr.) (Recht empfehlenswerth für Lehrer.)
Liebesfrühling. Prachtausgabe mit 6 Farbendruckblättern und 70 Holzschnitten. 2. Aufl. gr. 4. 1861. 8 Thlr. Gebunden 10 u. 12 Thlr.
Dasselbe in Miniatur-Ausg. 5. Aufl. 1863. Sauber geb. 1½ Thlr.
Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenlande. 2 Bände. Berlin, 1837. 1⅓ Thlr.
Die Weisheit des Brahmanen, ein Lehrgedicht in Bruchstücken. 6 Bände. Leipzig, 1836—1839. Neue Ausg. in 1 Bande. Dass., 1843. 5. Aufl. 1863. 2 Thlr.
Sieben Bücher morgenländischer Sagen und Geschichten. 2 Bde. Stuttgart, 1837. 3 Thlr.
Rostem und Suhrab, eine Heldengeschichte in zwölf Büchern. Stuttgart, 1846. 1⅓ Thlr.
Leben Jesu, Evangelienharmonie in gebundener Rede. Stuttgart, 1839. 1⅔ Thlr.
Saul und David, ein Drama der heiligen Geschichte. Erlangen, 1843. 1½ Thlr.
Amrilkais, der Dichter und König; sein Leben dargestellt in seinen Liedern, aus dem Arabischen übertragen. Stuttgart, 1843. 1 Thlr.
Herodes der Große. 2 Bde. Stuttgart, 1844. 2⅙ Thlr.
Kaiser Heinrich IV. 2 Bde. Frankfurt, 1844. 2 Thlr.

Christoforo Colombo. Geschichtsdrama. 2 Bde. Dass., 1845. 2⅙ Thlr.
Hamasa, oder die ältesten arabischen Volkslieder, gesammelt von Abu Temmâm, übersetzt und erläutert. 2 Thle. Stuttgart, 1846. à 2½ Thlr.

B. Schriften über Rückert.

Uhland und Rückert. Ein kritischer Versuch von Gustav Pfizer. Stuttgart und Tübingen, 1837.
Friedrich Rückert als Lyriker. Von J. E. Braun. (Supplement zu Rückerts Gedichten.) Bingen und Wiesbaden, 1844.
Deutsche Dichter der Gegenwart. Erläutert von Rodnagel. 2. Heft. Darmstadt, 1842.
Deutsche Dichter der Gegenwart. Erläuternde und kritische Betrachtungen von Hense. 2 Bände. Zweite Ausgabe. Hamburg, 1852.

LXX. Ludwig Uhland.

I. Lieder.

1. Der Schmied.

1812.

Ich hör' meinen Schatz,
Den Hammer er schwinget,
Das rauschet, das klinget,
Das dringt in die Weite,
Wie Glockengeläute,
Durch Gassen und Platz.

Am schwarzen Kamin,
Da sitzet mein Lieber,
Doch geh' ich vorüber,
Die Bälge dann sausen,
Die Flammen aufbrausen
Und lodern um ihn. (Gedichte, S. 31.)

Dies hübsche, einfache Lied schildert in treffender Weise die muntere, weithin hörbare Thätigkeit in der Schmiede, welche die vorübergehende Liebste des Schmieds durch müßiges Stehenbleiben nicht zu unterbrechen wagt.

Die Sprache ist dem Zwecke der Darstellung überall angemessen; ebenso sind es die kurzen, aus Daktylen und Trochäen gebildeten, die hüpfende Schnelligkeit der Arbeit bezeichnenden Verse. Bei der Kürze der Zeilen hört man auch noch den Reim ausreichend stark, den die sonst weit auseinander liegenden Anfangs- und Endverse der Strophen bilden.

In unserem Lesebuche (1. Thl.) steht das Gedicht in einer von einem uns unbekannten Schriftsteller herrührenden Abänderung, die den Zweck hat, den Anstoß zu verhüten, den die Kleinen am „Schatz" nehmen könnten. Gereifteren Schülern wird natürlich das Gedicht so mitgetheilt, wie es vom Dichter ausgegangen und hier abgedruckt ist.

2. Einkehr.

1813.

(Uhland, Gedichte, wohlfeile Ausgabe, 2. Aufl., Stuttgart, 1858. S. 60. Lüben und Nacke, Lesebuch, II. Thl. Nr. 184.)

1. Erläuterungen.

Str. 1. „wundermild", mildthätig, freigebig zum Verwundern. „goldner Apfel", goldgelb von der Reife.

Str. 2. „frischer Schaum", Saft, der den Durst löscht.

Str. 3. „leichtbeschwingte Gäste", Vögel, die mit ihren Schwingen (Flügeln) sich leicht hin und her bewegen können.

2. Inhaltsangabe.

Der Dichter vergleicht einen Apfelbaum, bei dem er unlängst eingekehrt, mit einem Wirthe. Derselbe hat ihn mit Speise und Trank genährt, durch den Gesang zahlreicher schmausender Vögel erfreut, ein Rasenbett mit kühler Schattendecke ihm gewährt und für alle diese Gaben Nichts verlangt. Der Dichter segnet dafür den Apfelbaum.

3. Vergleichungspunkte.

a. Der Apfelbaum ladet durch seine goldgelben Früchte ein, wie der Wirth die Gäste durch das über seiner Thür glänzende Schild herbeiruft.

b. Der Apfelbaum erquickt die Eingeladenen mit Speise und Trank, gleichwie der Wirth die Gäste mit Speise und Trank bewirthet.

c. In das Haus eines Gastwirthes kommen viele Fremde. Sie gehen ein und aus. So kommen auch die leichtbeschwingten

Vögel, hüpfen ein und aus, und singen, gleich fröhlichen Gästen im Wirthshause.

d. Wie der Wirth seine Gäste nicht bloß mit Speise und Trank erquickt, sondern ihnen auch ein Nachtlager nach ermüdender Reise gewährt, so betten wir uns auch gern am Fuße des Apfelbaumes, der uns mit seinem Schatten gegen der Sonne brennende Strahlen schützt.

e. Nur in Einem unterscheidet sich der Apfelbaum gar sehr vom Gastwirthe. Er erquickt uns, ohne Vergeltung zu verlangen; er übt Gastfreundschaft in der freundlichen Weise und Sitte des Morgenlandes. (Kellner, Materialien für den Unterricht im Gedankenausdruck.)

4. Absicht des Dichters.

Der Dichter will den tief empfundenen Segen des Apfelbaumes auf eine leicht anschauliche und gemüthliche Weise zum Bewußtsein bringen und dadurch zur Pflege der Bäume anreizen.

Mit Rücksicht hierauf hätte Uhland dem Gedicht die Ueberschrift geben können: „Der Apfelbaum als wohlthätiger Wirth."

5. Form der Darstellung.

Die „Einkehr" gehört zu einer Reihe von neun kurzen Gedichten, welche die gemeinsame Ueberschrift „Wanderlieder" haben. Alle zeichnen sich durch Einfachheit aus und befriedigen in hohem Grade durch die Innigkeit und Natürlichkeit der darin ausgesprochenen Gefühle.

In der „Einkehr" erzählt der Dichter eine kleine Begebenheit seines Wanderlebens in der bereits oben angegebenen Absicht.

Das Versmaß ist jambisch. Die letzte Zeile der 5. Strophe hat eine Silbe mehr, als die Schlußzeilen der übrigen Strophen. Die Reime sind verschlungen, abwechselnd männlich und weiblich, in letzteren nicht überall ganz rein („eingekehret — wohl genähret"; „Gäste — Beste").

6. Vergleichung der „Einkehr" mit dem „Kirschbaum" von Hebel.

Der „Kirschbaum" von Hebel ist im III. Theil unseres Lesebuches enthalten.

Die Aehnlichkeit beider Gedichte besteht darin, daß der Inhalt einen Obstbaum zum Gegenstande hat, der seine reichen Gaben Andern in großer Freigebigkeit spendet.

Eine weitere Vergleichung beider Gedichte ergiebt folgende Unterschiede.

Hebel macht den Segen des Kirschbaums zum Gegenstand der Betrachtung, Uhland den des Apfelbaums. Ersterer führt alle Veränderungen vor, welche der Kirschbaum vom Frühjahr bis zum Herbst erleidet, Letzterer zeigt den Apfelbaum bloß im Fruchtschmuck. Bei Hebel leuchtet durch, daß alle Gaben des Kirschbaums von Gott kommen; Uhland deutet darauf nicht besonders hin. Der Kirschbaum bietet seine Gaben auf den Befehl Gottes im Verlauf der verschiedenen Jahreszeiten dar, der Apfelbaum ohne diesen directen Anlaß und nur zur Fruchtreife. Der Kirschbaum läßt seine Gaben ausschließlich Thieren zu Theil werden, der Apfelbaum vorzugsweise den Menschen, die durch den Dichter repräsentirt werden, nur nebenbei den Vögeln. In der „Einkehr" verkehrt der Dichter unmittelbar mit dem Apfelbaum wie mit einer Person.

Diese Verschiedenheiten zeigen zugleich, daß beide Dichter auch verschiedene Absichten mit ihren Gedichten hatten. Während nämlich Uhland nur den tief empfundenen Segen des Baumes zum Bewußtsein bringen und indirect zur Pflege der Bäume anreizen will, benutzt Hebel die mancherlei Veränderungen, welche der Kirschbaum erleidet, um daran Gottes Weltordnung und Regierung zu zeigen.

3. Des Knaben Berglied.

1808.

(**Uhland**, Gedichte, S. 50. — **Lüben und Nacke**, Lesebuch, III. Thl. Nr. 30.)

1. Erläuterungen.

Str. 2. „des Stromes Mutterhaus", schöner Ausdruck für Ursprung oder Quelle des Stromes.

„Ich fang' ihn mit den Armen auf" bezeichnet vortrefflich die Kleinheit des Quells im Gegensatz zu der Größe des Stroms in seinem weitern Verlauf, namentlich im untern Theile.

Str. 4. „rufe zu". Hier ist ihnen in Gedanken zu ergänzen. Das Wort war dem Dichter des Versmaßes wegen unbequem.

Str. 5. „die Sturmglock'", welche die Landesnoth (nicht Feuersgefahr) anzeigt, die dann durch angezündete Feuer weiter verkündet wird, wie zu Tells Zeit in der Schweiz.

2. Denkweise des Knaben.

„Der Knabe fühlt sich erhaben über die stolzen Schlösser da unten, er genießt der Sonne am frühesten und am längsten,

er trinkt den felsengebornen Trunk in der ursprünglichsten Frische, ja er kann sich noch in den Kampf wagen gegen den eben hier hervorsprudelnden Quell des künftig so mächtigen Stromes, er überbietet den Sturm mit lautschallender Stimme, er sieht stolz die Gewitter unter sich hinziehen, die an seine Höhe nicht hinanreichen, und immer schließt er in jugendlich flammendem Selbstgefühl: „Ich bin der Knab' vom Berge!“ Aber berechtigt wird diese bis zur Ueberhebung gehende Erhebung der Seele durch den tieferen Gehalt, der als Schlußempfindung hervortritt: er, sonst zu stolz zu jeder Gemeinschaft, und doch sogleich dazu bereit, wenn künftig einmal dem Vaterlande Gefahr droht, der spröde Trieb nach Selbstständigkeit und Unabhängigkeit weiß doch nichts von kaltem Egoismus.“ (Hiecke, in Löw's Pädag. Monatsschr. III. Jahrg. 1849, S. 73. — Gesammelte Aufsätze zur deutschen Literatur. S. 7.)

3. Form der Darstellung.

„Wenn man dies Gedicht liest, gleich wird einem zu Muthe, als würde man aus der Leib und Seele niederdrückenden Stubenluft mit einem Schlage hinaus entrückt auf die kühle, alle Sinne und Kräfte neu belebende Bergeshöhe. So frisch, so leicht, so hoch ist der Ton, so klar und sicher ausgeprägt die Gestalt des Burschen da droben, daß wir auf einmal dicht bei ihm stehen und dem unbefangenen Uebermuthe seines Liedes unverwandt lauschen.“ (Hiecke, ebendas.)

Die Verse sind aus vierfüßigen Jamben gebildet; der Schlußzeile fehlt im vierten Jambus die Hebung. Die Reime sind männlich, nicht überall ganz rein, indem hier und da auf eine lang gesprochene Silbe eine kurze folgt („Hirtenknab' — herab“; Eigenthum — herum“), oder die Vocale der Reimwörter nur ähnlich, nicht gleich sind („Süd — Lied“). Die Schlußzeile reimt sich mit keiner vorhergehenden.

Diese Reimmängel sind aber bei einem sonst so vortrefflichen Gedichte unbedeutende Kleinigkeiten.

Das Lied erinnert durch seinen Inhalt, am directesten durch seine Schlußstrophe, an das „Lied eines deutschen Knaben“ von Fr. L. Stollberg (II. Theil, Seite 215). Der Unterschied zwischen beiden Gedichten besteht der Hauptsache nach darin, daß der Hirtenknabe nur bereit ist, am künftigen nationalen Kampfe, der nicht ausbleiben wird, Theil zu nehmen, während der Sohn eines alten adeligen Geschlechts sich nach dem Kampfe sehnt und den Vater um die Ehre des Schwertes bittet. Der Hirtenknabe ist außerdem reich an großen Naturanschauungen und hat seine Kraft und seinen Muth durch den täglichen Kampf mit den Ele-

menten bis zu einem hohen Grade gesteigert; der Edelknabe hat sich, angereizt durch die Kriegstapferkeit seines Vaters und seiner Ahnen, in das Kriegsleben so hineingespielt, daß er sich wachend und schlafend damit beschäftigt und den Augenblick herbeisehnt und für das höchste Glück seines Lebens erachtet, wo er in den Krieg wird gehen können.

4. Frühlingsglaube.

1813.

(Uhland, Gedichte, S. 35. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl. Nr. 174.)

Unter der allgemeinen Ueberschrift „Frühlingslieder" hat Uhland acht kurze Gedichte zu einer lieblichen Gruppe zusammengestellt, die sich durch Tiefe und Innigkeit des Gefühls und Einfachheit im Ausdruck auszeichnen. Das zweite hiervon führt die Ueberschrift „Frühlingsglaube."

Das Gedicht besteht aus zwei Strophen. In beiden schildern die vier ersten Verse das Frühlingsleben in so wahrer und zugleich erschöpfender Weise, daß die längste Abhandlung über den Gegenstand schwerlich eine bessere Anschauung davon gewähren und die Gefühle des Lesers lebhafter erregen würde. Der Dichter geht von dem allen lebenden Wesen zuerst sich bemerklich machenden Kennzeichen des Frühlings, von den „linden Lüften", aus, weist dann auf ihr Tag und Nacht andauerndes Wirken („weben", „schaffen") hin, zeigt, wie die Folgen desselben mit jedem Tage schöner hervortreten, in größter Ueppigkeit endlich Alles erfüllen, selbst „das fernste, tiefste Thal", und bleibt dann bei dem Gedanken stehen, daß es fast den Anschein gewinne, als „wolle das Blühen nicht enden."

In den beiden letzten Versen jeder Strophe stellt der Dichter den Menschen in Beziehung zu den beglückenden Frühlingserscheinungen und zwar ein „armes Herz", also einen gequälten, durch tiefen Seelenschmerz hoffnungslos gestimmten Menschen. Das „arme Herz" soll für sich aus den herrlichen Veränderungen, welche die linden Frühlingslüfte in der Natur hervorgerufen haben, Hoffnung schöpfen und glauben, daß „nun sich Alles, Alles wenden müsse", was dasselbe quäle. Die Verse: „die Welt wird schöner mit jedem Tag" und „das Blühen will nicht enden", haben wohl vorzugsweise die Bestimmung, das bange, noch besorgte Herz in seiner Hoffnung auf Besserung fest zu machen. Die Innigkeit, mit der diese Hoffnung ausgesprochen wird, läßt beinahe vermuthen, daß der Dichter das eigene gequälte Herz

ermunternd anrede. Möglicherweise schöpfte der Dichter aus den durch den Frühling herbeigeführten Veränderungen auch Hoffnung auf eine Aenderung der drückenden Zustände der menschlichen Gesellschaft im Allgemeinen, wofür wenigstens die vier ersten Verse der zweiten Strophe sprechen. Seine Begeisterung für Einrichtungen, welche eine freie Entwickelung des deutschen Volkes möglich machen, hat er stets unverhohlen ausgesprochen, selbst den Fürsten gegenüber. In dem Gedicht „Wanderung" (S. 103) zeigt er, daß die zu einem erfreulichen Gedeihen erforderliche Freiheit allen Lebensverhältnissen fehle und schließt es mit der Strophe:

Als ich mir Das entnommen,
Kehrt' ich den Stab nach Haus;
Wann einst das Heil gekommen,
Dann reis' ich wieder aus:
Wohl werd' ich's nicht erleben,
Doch an der Sehnsucht Hand
Als Schatten noch durchschweben
Mein freies Vaterland.

Die funfzehn „Vaterländischen Gedichte", zu denen das eben genannte gehört, sprechen sämmtlich diese Gesinnung und diese Sehnsucht nach bessern Zuständen aus. Als der Dichter mit andern edeldenkenden Männern nach den betrübenden Erscheinungen des Jahres 1816 alle Hoffnung auf bessere Zustände schwinden sah, sagte ein „Neujahrswunsch 1817":

Und mit dem bang ersehnten Korne,
Und mit dem bang ersehnten Wein,
Bring' uns dies Jahr in seinem Horne
Das alte, gute Recht herein!

und:

Denn soll der Mensch im Leibe leben,
So brauchet er sein täglich Brot,
Und soll er sich zum Geist erheben,
So ist ihm seine Freiheit noth.

In dem Gedichte: „Württemberg" lautet die Schlußstrophe:

Du Land des Korns und Weines,
Du segenreich Geschlecht,
Was fehlt dir? — All und Eines:
Das alte, gute Recht.

5. Schäfers Sonntagslied.

1805.

(Uhland, Gedichte, S. 18. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl. Nr. 188.)

Ein Schäfer findet sich am Sonntag Morgen ganz allein auf weiter Flur. Der Glockenklang der umliegenden Dörfer ertönt und stimmt ihn so zur Andacht, daß er mitten in der schönen Natur anbetend niederkniet, ganz in sich versinkt, die Nähe des allmächtigen Gottesgeistes lebhaft empfindet und sich nicht nur mit den Kirchengängern, sondern mit einer noch größern, unsichtbaren Gottesgemeinde in Gemeinschaft fühlt. Die Natur selbst feiert den „Tag des Herrn" mit und hat ihn durch ungewöhnliche Himmelsklarheit ausgezeichnet.

Der Dichter wollte in diesem trefflichen Gedicht den Gedanken aussprechen, daß auch in der schönen, überall zur Erbauung auffordernden Gottesnatur ein rechter Gottesdienst möglich sei, wenn man, wie der Schäfer, durch Berufsgeschäfte von der erbaulichen Kirchengemeinschaft abgehalten werde.

Von ganz besonderer Wirkung ist es unfehlbar, daß der Dichter diesen Gedanken in dem Gemüth eines schlichten unscheinbaren Mannes entspringen läßt. Der Dichter hat gewiß oft Gelegenheit gehabt, zu sehen, daß die einfachen, unverdorbenen, ihr ganzes Leben hindurch mit der Natur verkehrenden Menschen den in ihr so sichtbar waltenden Gottesgeist richtiger fühlen und erkennen, als diejenigen, welche ihren Kopf mit allerlei, oft naturwidriger Gelehrsamkeit erfüllt haben.

6. Lied eines Armen.

1805.

(Uhland, Gedichte, S. 9.)

Ein armer Mann fühlt sich einsam und verlassen und von Kummer erfüllt, seit er seine Eltern verloren hat. Nur einmal möchte er noch so frohen Muthes sein, wie er es als Kind im Elternhause war. Der Anblick der blühenden Gärten und goldnen Staaten der Reichen läßt ihn seine Armuth doppelt fühlen. Sein stilles Weh und seine Noth haben ihn aber nicht zum Menschenfeind gemacht; er weilt vielmehr gern unter frohen Menschen und wünscht Jedem von Herzen einen guten Tag. Auch benei-

det er die Glücklicheren nicht, tröstet und erhebt sich vielmehr ihnen gegenüber mit dem Gedanken, daß Gott auch ihn nicht ganz freudenleer gelassen, da er sich mit allen Andern des himmlischen Trostes erfreue, mit ihnen gemeinsam Gott im „heiligen Hause" verehren könne, Sonne, Mond und Sterne auch ihm leuchteten, daß er nach vollbrachtem Tagewerk mit Gott reden dürfe und nach diesem Leben in enger Gemeinschaft mit allen Guten sein und keine Noth mehr haben werde.

Die Neidlosigkeit des Armen ist ein herrlicher Zug des Gedichts, den man um so lebhafter empfindet, je öfter man in unseren Tagen sittlicher Verwilderung begegnet.

7. Die Kapelle.

1805.

(Uhland, Gedichte, S. 13. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl. Nr. 189.)

Der unabänderliche Wechsel des menschlichen Lebens zwischen Lust und Weh, frohem Leben und Sterben ist der Gegenstand dieses trefflichen Gedichts.

Wie im ganzen Gedicht, so treten auch in jeder einzelnen Strophe diese Gegensätze mehr oder weniger hervor, am stärksten in der ersten und letzten. Die mittlere Strophe ist ganz der Trauer gewidmet; mit dem Todtenglöcklein und dem Leichenchor verstummen auch die frohen Lieder, „und der Knabe lauscht empor."

Die Meisterschaft des Dichters, mit wenigen Strichen ein großes Naturbild zu zeichnen, zeigt sich auch in diesem Gedicht. Die vier kurzen Zeilen der ersten Strophe zaubern uns ein liebliches Gebirgsthal mit blühender Wiese, murmelndem Quell, weidender Heerde und fröhlich singendem Hirtenknaben vor, in welches eine einsam stehende Bergkapelle still und ernst hinunter schaut, und dient dabei doch auch zugleich dem Hauptzwecke des Gedichts, die oben bezeichneten Gegensätze hervor zu heben. Das liebliche Schwaben, dem der gemüthliche Dichter angehört, bietet vielfach so schöne Landschaftsbilder dar. Als der Ort, welcher zu diesem Gedicht Anlaß gegeben, wird die bekannte, auch von Lenau, Schwab und Karl Mayer besungene Wurmlinger Kapelle in der Umgegend Tübingens bezeichnet.

Das Gedicht erinnert durch seine Form an die Ballade, wird jedoch von Einigen auch als Elegie bezeichnet.

II. Epische Dichtungen.

a. Romanzen.

8. Der weiße Hirsch.

1815.

(Uhland, Gedichte, S. 301. — Lüben und Nacke, Lesebuch, II. Thl. Nr. 195.)

„Der weiße Hirsch ist sehr selten, es ist daher für den Jäger eine Ehre und ein Glück, einen weißen Hirsch zu schießen. Denn wer das Seltene findet, hat Glück, und wer's gewinnt, dem ist's eine Ehre. Unsere drei Jäger ziehen aus, um den weißen Hirsch zu erjagen. Denn wie heißt es? — Es muß sich also einer in der Gegend gezeigt haben. Aber im Walde, unter dem Tannenbaume liegt und träumt sich's gut, wenn die helle Sonne in den Zweigen webt. Unsere drei Jäger haben einen seltsamen Traum. Daß sie vom weißen Hirsche träumen, der ihnen im Sinne liegt, ist eigentlich natürlich. Aber es ist seltsam, daß ihre Träume so hübsch zu einander passen. Denn was träumt der erste? — Und was der zweite? — Und was der dritte? — Wie sie sich ihren Glückstraum gemüthlich erzählen, saust plötzlich der weiße Hirsch an ihnen vorüber, und ehe sie sich besinnen, ist er über Berg und Thal davon. Unsere Glücksträumer haben das Nachsehen, und der weiße Hirsch wird ihnen zum zweiten Male nicht so nahe kommen. Von ihrem Traume ist bloß das „Husch, husch" eingetroffen, nicht aber das „Piff, paff", und noch weniger das „Trara." Wenn aber noch wirklich Einer den weißen Hirsch erjagt, so wird es Einer sein, der nicht träumt und plaudert, sondern wacht und schweigt, und seine fünf Sinne zusammen nimmt. (Deinhardt, in Löw's „Pädagog. Monatsschr. 9. Jahrg., 1855, S. 200.)

Man versäume nicht, von Letzterem (dem gesperrt gedruckten) eine nützliche Anwendung auf die Kinder zu machen, und zeige ihnen kurz, daß auch sie, wie überhaupt jeder Mensch, darnach zu streben haben, den weißen Hirsch, d. h. die höchsten geistigen Güter, zu erlangen.

Das Gedicht ist eine sagenhafte Romanze. Es besteht aus vierfüßigen Reimpaaren mit aus Jamben und Anapästen gemischtem Metrum. Die alleinstehende Schlußzeile drückt prächtig den gutmüthigen Spott aus, den die Träumer verdienen. Die Reime sind männlich.

b. Balladen.

9. Die Rache.

1815.

(Uhland, Gedichte, S. 328. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl. Nr. 137.)

1. Inhaltsangabe.

Ein Knecht hat seinen Herrn im dunkeln Hain erstochen, den Leichnam in den Rhein versenkt, sich die Rüstung angelegt und auf das Roß gesetzt. Als er über die Brücke springen will, stutzt das Roß und bäumt sich zurück. Der Knecht spornt es, wird vom Rosse in den Strom geworfen und so vom Panzer niedergezogen, daß er ertrinkt.

2. Die Personen des Gedichts.

a. Der Herr. Der Gemordete wird gleich in der ersten Zeile als „edler Herr“ bezeichnet. Dies einzige Wort ist hinreichend, um im Leser eine Stimmung für den Todten hervorzurufen. Von selbst folgt hieraus, daß der Herr seinem Knecht keinen Anlaß gegeben hatte zu der bösen That.

b. Der Knecht wird mit keinem charakterisirenden Beiworte bezeichnet, weil seine That und ihr Motiv es ausreichend thun. Der Knecht wollte den Ritter spielen, die blanke Rüstung, die goldnen Sporen sind sein Verlangen, und darum hat er sie nach vollbrachter That sogleich angelegt. Es ist also ein gemeiner, roher Sinn, der das Verbrechen hervortreibt. Der Mörder ist aber zugleich feig: er hat den Herrn im dunkeln Hain erstochen und den Leib in den Fluß versenkt. Böse Thaten scheuen das Licht. Nach vollbrachter That erwacht das Gewissen im Mörder; es läßt ihm keine Ruhe an dem Ort, der Zeuge seiner blutigen That geworden, der die Spuren derselben noch trägt. Seine Unruhe steigt mit jedem Augenblicke. Als das treue, edle Thier nicht von dem theuern Orte will, wendet er in seiner Angst und Verzweiflung Gewalt an und wird in Folge derselben in die Wogen geschleudert.

3. Das Motiv der Handlung.

Der Dichter giebt den Beweggrund zu der bösen That gleich in der zweiten Zeile mit den Worten an: „Der Knecht wär' sel-

der ein Ritter gern." Also das Streben, mehr sein zu wollen, als ihm gebührt, gemeiner Ehrgeiz, verführt ihn dazu.

4. Die Rache.

Nicht durch Menschen, sondern durch das sprachlose, treue Thier wird die Rache begonnen und durch die blanke Rüstung und die güldenen Sporen, die Gegenstände des Verlangens, vollendet. Die beiden Zeilen: „Hat angelegt die Rüstung blank" und „Der schwere Panzer ihn niederzwang", entsprechen daher einander, indem sie den innern Zusammenhang zwischen Schuld und Strafe bezeichnen.

5. Die Idee des Gedichts.

Die Idee des Gedichts ist in der Ueberschrift angedeutet und lautet: keine Frevelthat bleibt ungerochen, die Strafe erreicht den Schuldigen unabwendbar.

6. Form der Darstellung.

Das Gedicht gehört zu den Balladen. Die Erzählung ist fast nur angedeutet, was dem Ganzen etwas Geheimnißvolles giebt. Diesem Ton entspricht die äußere Form: in Allem zeigt sich der Charakter unruhiger Erregtheit, gedrängter Kürze. Das ganze Gedicht besteht aus lauter kurzen, meist selbstständigen Sätzen; die Verse sind nur vierfüßig: das jambische Versmaß wechselt mit Anapästen ab; die Reime sind alle männlich und folgen ununterbrochen auf einander, da die Strophen nur zweizeilig sind.

„frank" wird gewöhnlich alliterirend mit frei zusammen gebraucht: „frei und frank." Es drückt hier sehr gut aus, daß der Knecht sich im Gefühl eines Herrn, frei und frank, auf's Roß geschwungen habe.

Auch aus diesem Gedichte ersieht man wieder, wie trefflich Uhland es versteht, Form und Inhalt in Uebereinstimmung zu bringen.

10. Das Glück von Edenhall.

1834.

(Uhland, Gedichte, S. 352. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Thl. Nr. 104.)

1. Erläuterungen.

1. Str. „Lord" bedeutet ursprünglich so viel wie Brotherr, Besitzer, Gebieter, Herr. In England dient das Wort zur

Bezeichnung des hohen Adels, der im Besitz weitläufiger Ländereien sich befindet.

Das Wort „Edenhall“ weist ebenfalls auf England hin. Hall heißt noch jetzt im Englischen die Halle, der Wohnsitz eines Gutsbesitzers. Nimmt man Eden in der Bedeutung von lieblich, Lustgefilde, Paradies, dann würde Edenhall „liebliche Wohnung“, „Schönburg“ bedeuten, was dem Inhalte des Gedichts entspricht; es giebt aber in England auch ein am westlichen Abhange des Peak-Gebirges entspringendes Flüßchen, was den Namen Eden führt, Edenhall könnte demnach auch „Wohnsitz am Eden“ heißen.

„Bord“ bedeutet hier so viel als Rand, bezeichnet jedoch sonst eine in die Höhe stehende Einfassung, so namentlich bei Schiffen, wo die linke Seite Backbord, die rechte Steuerbord heißt.

„Schwall“, von Schwellen (ahd. sual von suëlan, aufbrodeln), bedeutet eigentlich das Aufwogen des Wassers, eine Menge sich wellenförmig bewegender Dinge und endlich eine große Menge ohne Ordnung. Letztere Bedeutung gilt für unser Gedicht und deutet treffend auf die Unordnung der trunkenen Gäste. Man gebraucht das Wort besonders in der Redensart: Ein Schwall von Worten. Schiller sagt: Des Wassers sprudelnder Schwall.

„Glück von Edenhall.“ Hierunter versteht der Dichter nicht bloß den Becher, welchen die Fee, nach Strophe 4, schenkte, sondern überhaupt das Glück (den Glückswechsel) des ganzen Hauses von Edenhall.

2. Str. „Schenk“ heißt der Diener eines vornehmen Herren, namentlich der Fürsten, welchem das Geschäft obliegt, bei Tafel die Getränke zu besorgen und namentlich dem Herren einzuschenken, auch wohl selbst erst davon zu kosten und dadurch zu beweisen, daß der Trank unvergiftet sei.

„Zögernd“, da er hofft, sein Herr werde sich noch eines Bessern besinnen.

„Vasall“, Lehnsmann, Lehnsträger, Dienstmann; hier wohl nur so viel als Diener. „Des Hauses ältester Vasall“ muß man als Beifügesatz zwischen „Schenk und vernimmt“ denken.

„Krystall“ bezeichnet im Allgemeinen ein Individuum der unorganischen Natur mit regelmäßigen Flächen, Kanten und Ecken. Eine Quarzart, welche wasserhell und sehr hart ist, sechsseitige, am freien Ende zugespitzte Säulen bildet, heißt Bergkrystall. Er findet sich besonders häufig in Höhlen der Schweizergebirge und wird geschliffen zu Kronleuchtern, Ringsteinen, Petschaften, Trinkgeschirren und dgl. verarbeitet. Früher hatte er größeren Werth als jetzt.

3. Str. „Darauf der Lord.“ Dieser kurze, prägnante Uebergang bildet einen Gegensatz zu den gebräuchlicheren längeren Uebergangsformen wie: „Lächelnd versetzte darauf der alte würdige Richter.“ (Goethe.)

„Dem Glas zum Preis“, zu Ehren des Glases.

„Mit Händezittern“ soll nicht die Schwäche des Greises bezeichnen, sondern die Angst seiner Seele und die Furcht vor einem Unglück.

„Und purpurn Licht.“ Diese neue Eigenschaft offenbart das Glas, weil es so vortrefflich geschliffen ist; es strahlt die Farbe des Weins wieder.

4. Str. „Ahn“, Vorfahr, Voreltern, Ahnherr, Ahnfrau, Urahn.

„Fee (zweisilbig) oder Fei“ heißen nach früherem Glauben weibliche Geister, eine Art Schicksalsgöttinnen, die entweder guter oder böser Art sein konnten, an Quellen, in Wäldern, Höhlen 2c. wohnten und nach der Meinung früherer Zeiten bedeutenden Einfluß besonders auf das Geschick wichtiger, hochstehender Personen ausübten. Ihr Wissen und ihre Macht waren nicht unbeschränkt, es fand unter ihnen in dieser Beziehung eine Rangordnung statt, vermöge welcher die eine unter dem Einflusse anderer stand und sie sich oft entgegenwirkten. Sie sind anzusehen als ein Product des Versuches, das ewige Räthsel wunderbarer und widersprechender Begebenheiten des Lebens und das räthselvolle Walten der Natur zu lösen. — „Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.“ — Das Vaterland dieser Feensagen ist das poetische Arabien, von wo sie durch Spanien nach Europa kamen und Eingang besonders bei Franzosen, Italienern, Deutschen und Engländern fanden. Feenmärchen wurden besonders im letzten Viertel des 17ten Jahrhunderts Mode und namentlich von italienischen Dichtern producirt. Im Mittelhochdeutschen heißt das Wort feie, vom französischen fée, im italienischen und spanischen fata, vom lateinischen fatuus, a, um, weissagerisch, begeistert.

In der alten nordischen Mythologie entsprechen den Feen die Elfen, worüber wir im II. Thl. S. 68 das Nöthige mitgetheilt haben.

„Am Quell“, vielleicht Hinweisung auf die Quelle des Flusses, an dem das Schloß lag.

„Fahr wohl!“ Eine gebräuchliche euphemistische Redensart für den Begriff des Unterganges und Verderbens. So Schiller im Taucher:

„Hochherziger Jüngling, fahre wohl!“

5. Str. „zum Loos“, zur Schicksalsbestimmung; „mit Fug“, mit Recht, auch in der Zusammenstellung „mit Fug und

Recht." Fug von fügen, was sich fügt, das paßt, das ist recht und richtig.

„Dem freudigen Stamm"; ein Geschlecht, das Freude genießt und gern bereitet, hier: was die Freude liebt, froh, fröhlich ist.

Die Ausdrücke: „wir schlürfen gern", „wir läuten gern" bezeichnen, worin die Familie Freude gefunden, nämlich im Weintrinken, allgemeiner: in Festgelagen. „Schlürfen" heißt eigentlich: mit Geräusch einsaugen, bezeichnet aber hier das behagliche Trinken des Feinschmeckers.

6. Str. „Geroll", ein wiederholtes, in einander klingendes Rollen, in welchem der einzelne Ton nicht mehr zu unterscheiden ist.

7. Str. „Zum Hort", zum Schutz, Schützer, verwandt mit Hirt. — Hort heißt im Altdeutschen auch so viel als Schatz. Nibelungen Hort = Schatz der Nibelungen.

„Prall", heftiger Stoß.

„versuchen", auf die Probe stellen.

2. Inhaltsangabe.

Der junge Lord von Edenhall, reichlich vom Glücke, wie alle seine Vorfahren, gesegnet, giebt ein festliches, schwelgerisches Mahl. Trunken, wie die übrigen Gäste, fordert er vom Schenk, des Hauses ältestem Diener, den krystallenen Pocal, genannt „das Glück von Edenhall." Ungern und zögernd bringt dieser ihn. Der Becher war nach alter Sage dem Stammvater des Hauses von einer gütigen Fee mit der Weisung geschenkt worden, daß an dessen Erhaltung auch die Dauer des Glückes seiner Nachkommen geknüpft sein solle. Der Pocal galt daher in der Familie stets als Heiligthum, dafür redet schon dessen sorgliche Aufbewahrung. Der Lord mißbraucht in trunkener Rohheit dieses Familienkleinod, welches in der Gesellschaft warnend erklingt, und fordert endlich in vermessenen Reden das Glück seines Hauses kühn heraus, nicht ohne Spott, daß seine Ahnherren den zerbrechlichen Pocal zu dessen Schutze und Zeichen erwählten. Frevelnd stößt er heftig mit dem Krystallglase an, um, wie er spottend sagt, das Glück von Edenhall zu versuchen.

Da zerspringt der Pocal gellend wie Wehegeschrei, und in diesem Augenblicke berstet auch das Saalgewölbe. Flammen schlagen durch den Riß; ein die Nacht und den Festtaumel benutzender Feind dringt mit Mord und Brand in's Schloß, und die zitternden, untreuen Gäste fliehen. Der Lord fällt unter den Schwertern der Feinde, die Scherben des verhängnißvollen Bechers noch in der Hand.

Nur Trümmer sind am andern Morgen von dem herrlichen Schlosse zu sehen, und auf diesen irrt der alte Schenk des Hauses, um des jungen Herrn Leiche und die Scherben des zerbrochenen Pocals zu suchen. Er spricht ernste Gedanken aus, und mit diesen schließt das Gedicht.

3. Die Personen des Gedichts.

Es treten uns in diesem Gedicht zwei handelnde Personen entgegen, der Lord und des Hauses ältester Vasall, der Schenk. Letzterer greift nicht in den Gang der Begebenheiten ein, dient aber dazu, den Charakter des Lords, seinen moralischen Unwerth, mehr hervorzuheben und dem Leser vorzuführen. Er ist im Stücke die Vernunft, welche von der Leidenschaft (dem Lord) zurückgewiesen wird; man könnte auch sagen, er repräsentire die Ahnherren des Lords. Wie der Schenk des Hauses Fall und seines Herrn Tod überlebt, so sollte das edlere Selbst, die moralische Vernunft, stets die Leidenschaft überwinden und überdauern; so wird aber auch allemal der letzteren Werk das der ersteren überleben. Die ruhige, ernste Erscheinung des Schenken in den letzten Strophen unseres Gedichtes macht einen überaus guten Effect und sänftigt die aufgeregten Gefühle des Lesers.

4. Grundgedanke.

Den Grundgedanken des Gedichts legte der Dichter in der letzten Strophe dem greisen Schenk in den Mund: „Glas ist der Erde Stolz und Glück ꝛc.“ Es ist das Salomonische: „Alles ist eitel!“ — Hierin findet der Greis einen Trost über das grause Unglück seines jungen Herrn. Diesen ereilte ja nur das unerbittliche, Alle und Alles treffende Geschick, wenn auch früh und plötzlich.

Es fragt sich nun, in welchem Verhältnisse zum Ganzen der krystallene Pocal, das Geschenk einer gütigen Fee, steht. Der obige Grundgedanke ließe sich anschaulich darstellen auch ohne den geheimnißvollen Becher, und beide stehen demnach nicht in unmittelbarer Verbindung. Ebenso kann auch die geschilderte Katastrophe im Schicksale des Lords ohne den Becher gedacht werden, das traurige Ereigniß konnte geschehen ohne des Pocals Dazwischentreten. Man kann daher nicht behaupten, daß der schreckliche Abend zum Becher in dem Verhältnisse der Wirkung zur Ursache stehe.

Wollten wir Letzteres annehmen, so müßte zugegeben werden, daß die Fee alle Ereignisse des unglücklichen Abends vorausgewußt und demnach es so veranstaltet habe, daß mit dem Zersprengen des Pocals ein den Frevel rächender Feind erscheint. Der

zerschmetterte Becher ruft dann den Mord und Brand herbei, ist die Losung zu der schrecklichen Katastrophe, und die Fee rächt die Verachtung ihres Geschenkes. Anstatt die Verblendung des jungen Lords zu beklagen und den Sturz des Hauses zu bedauern, verwandelt sich ihre Natur, und sie wird eine Rachegöttin.

Im Falle dieser Annahme würde der ausdrücklich vom Dichter in der letzten Strophe ausgesprochene Grundgedanke des Stückes aber ein anderer sein müssen. Wer freventlich auf sein Glück trotzend dieses oder die es ihm verleihende Gottheit herausfordert (also der Demuth und dem Geber Hohn spricht), fällt dem Verderben anheim. Das, oder mit Schiller zu sagen, der Mensch versuche die Götter nicht! wäre dann der Hauptgedanke.

Das Geschenk der wohlthätigen Fee, der krystallene Pocal, hat im Verhältnisse zu dem in der letzten Strophe niedergelegten Grundgedanken demnach eine andere Bestimmung. Es soll „das Glück von Edenhall" (der Becher) dazu dienen, dem Leser die Gesinnung, den moralischen Werth des jungen Lords zu enthüllen und demnach den später folgenden Glückswechsel zugleich als Handlung göttlicher Strafgerechtigkeit darstellen. Die ganze Episode mit dem Becher hat versöhnende Tendenz. Die Wahrheit: „Alles ist vergänglich", würde zu zermalmend, zu tief ergreifend auf den Leser einwirken, ja diesem als Grausamkeit erscheinen, wenn der junge Held des Stückes ein schuldloser, bescheidener Jüngling wäre. Das Ganze wäre dann eine unaufgelöste Dissonanz.

So aber dient der Becher, uns des Lords moralischen Unwerth zu zeigen, die Möglichkeit eines so unerhörten schnellen Glückswechsels zu begründen und dessen Eintritt vor unserem moralischen Gefühle zu rechtfertigen. — Begründet ist durch den Pocal die Katastrophe, denn ein sinnlicher, ernste Warnung verhöhnender junger Mann, der in grenzenlosem Hochmuthe den alten Glauben seiner Ahnherren verspottet und in keckem Selbstvertrauen das Glück herausfordert, muß unfehlbar viel Feinde haben, und es ist natürlich, daß diese ein solch' bachantisches Fest benutzen, den Lord zu überfallen und manche Beleidigung zu rächen. — Der Dichter stellt uns demnach das gerechte Walten der Vorsehung dar, weil sein Gefühl die Disharmonie nicht ertragen kann, welche in einem zufälligen, blind hereinbrechenden Geschicke an den Tag träte.

5. Form der Darstellung.

Das Gedicht ist eine Ballade, deren Sage in englischem Boden wurzelt und vom Dichter wahrscheinlich aus englischen

Volkssagen geschöpft wurde. Die Verse sind Jamben, in der Schlußzeile jeder Strophe wechselnd mit Anapästen (◡ ◡ —). Die Reime sind alle männlich; die zweite und vierte Zeile reimen sich nicht nur untereinander, sondern auch noch mit der Schlußzeile.

Eine Eigenthümlichkeit des Gedichts ist der Refrain, d. h. die regelmäßige Wiederkehr der Ueberschrift am Schlusse jeder Strophe. Dieser durch alle Strophen sich gleich bleibende Schlußreim: „Das Glück von Edenhall", ist volksthümlich und in so fern passend, als er immer einen Hauptgegenstand des Gedichtes dem Leser vor die Seele führt. Wir finden den Refrain in den Producten vieler unserer Dichter, z. B. in Goethe's Ballade: „Der vertriebene und zurückkehrende Graf" („die Kinder, sie hören es gerne"), wo er freilich keinen besonderen Zweck in Bezug auf logisches Verständniß des Gedichtes hat, — und in Chamisso's: „Die Sonne bringt es an den Tag", wo er passend den Grundgedanken des Stückes ausspricht und wiederholt.

c. Rhapsodien.

11. Schwäbische Kunde.

1815.

(Uhland, Gedichte, S. 326. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl. Nr. 138.)

1. Einleitung.

In den mittleren Zeiten des Mittelalters kam das ganze christliche Europa in Bewegung, um das heilige Grab zu Jerusalem und wo möglich ganz Paläſtina den Händen der Ungläubigen zu entreißen. Das war keineswegs eine leichte Aufgabe. Denn sowohl die aus ihren südlichen Wüsten hervorgedrungenen Araber, wie die aus den nördlichen Steppen herabgekommenen türkischen Stämme waren kriegerische Völker, tapfere und gewandte Reiterschaaren, mit der Natur des Landes und des Klima's vertraut, während die Franzosen, Engländer und Deutschen, aus denen die Kreuzheere vorzugsweise bestanden, nicht nur mit dem Feinde, an dessen Kampfart sie nicht gewöhnt waren, sondern auch mit eben so ungewohnten Entbehrungen und Beschwerlichkeiten, die sich aus der Beschaffenheit des Landes ergaben, zu kämpfen hatten. Dazu kam die unter den Christen immer wieder ausbrechende Uneinigkeit, das eifersüchtige Hadern um die

größere Ehre und den größeren Besitz, so daß das schon Gewonnene zuletzt doch wieder verloren ging.

1189 entschloß sich auch der deutsche Kaiser Friedrich I., mit dem Beinamen Rothbart (vgl. Rückert's „Barbarossa"), nach dem heiligen Lande zu ziehen. Da das Stammland des hohenstaufischen Geschlechts, aus dem der Kaiser entsprossen, Schwaben war, so ist anzunehmen, daß den Kaiser auf seinem Zuge besonders viele schwäbische Ritter begleiteten. Die Schwaben haben, wie jedes andere Volk, ihre Eigenthümlichkeiten, und zeichnen sich namentlich dadurch aus, daß sie recht still in sich gekehrt sein können, nicht viel Wesens machen, ruhig und gelassen ihres Wegs gehen, ohne Andere zu stören und ohne sich selbst durch kleine Störungen aus der Ruhe bringen zu lassen. Dieser löblichen Eigenschaften ungeachtet, haben die Schwaben von jeher viel Sticheleien von den andern deutschen Völkern ertragen müssen. Der Schwabe, heißt es, wird nie klug, oder — nach einem milderen Ausspruch — vor dem vierzigsten Jahre nicht klug. Ferner: Welches Land liefen die Schwaben nicht aus. Macht Jemand einen unüberlegten, von Geistesbeschränktheit zeugenden Streich, so heißt es überall: Das ist ein „Schwabenstreich". Aber ungeachtet dieser weit verbreiteten Redensarten hat Schwaben (die Gegend zwischen dem obern Rhein und dem Lech) nicht nur eine große Reihe der gewaltigsten Helden und Kaiser, sondern auch der tiefsinnigsten Philosophen und der herrlichsten Dichter hervorgebracht, wie in letzterer Beziehung die Namen: Wieland, Schiller, Hölderlin, Just. Kerner, Gust. Schwab, Ed. Mörike, Gust. Pfizer und Uhland beweisen. Vielleicht giebt es keinen deutschen Stamm mehr, der den Grundtypus des deutschen Wesens so rein erhalten hat, wie der schwäbische. Der allezeit schlagfertige Volkswitz läßt sich aber durch solche Thatsachen doch nicht irre machen, und die Schwaben werden sich die spottenden Redensarten wohl noch eine Weile müssen gefallen lassen. Indessen mag sich doch Jeder hüten, dem Schwaben zu arg mitzuspielen, da er, wie wir aus unserm Gedicht sehen, die gar zu kecke Dreistigkeit auf das Kräftigste zu züchtigen weiß.

Uhland hat nicht die Absicht, in seinem Gedichte das Vorhandensein von „Schwabenstreichen" in seinem Vaterlande abzuleugnen, sondern gesteht sie zu; aber indem er dies thut und selbst Kunde von einem solchen Streiche giebt, hebt er neben der schlimmen Seite der Schwabenstreiche, auf welche man gewöhnlich alles Gewicht legt, auch die gute Seite derselben hervor, und namentlich um so eindringlicher, als er sich gar nicht über die Schwabenstreiche ausspricht, sondern nur seinen unbedachten Schwaben im Mißverständniß der kaiserlichen Frage als Schwabenstreich bezeichnen läßt, was — obgleich es seiner Tollkühnheit

nach ein solcher ist — doch schwerlich ein Anderer je so bezeichnet hätte.

Den Stoff zu dem Gedicht scheint folgende Stelle aus dem Tractat Abraham's a Santa Clara (vergleiche Band I, S. 316): Auff, auff Ihr Christen! (Wien, 1683) geliefert zu haben:

„Ruhmwürdig ist die Courage, welche jener deutsche Soldat gehabt, in dem Kriegs-Heer Barbarossae: dieser tapfere Allemann und Schwab könte wegen seines abgematten Pferdes der Armee nicht folgen, hatte also ziemlich weit nach derselben seinen müden Schimmel an dem Zaum geführt, gantz alleinig, deme aber fünffzig starcke Türken begegneten, vor welchen er sich allein gantz nicht entsetzt, sondern mit einer Hand sein Roß gehalten, mit der andern also gefochten, und einen solchen Streich geführt, daß er einen Türken vom Kopf hinab den ganzen Leib auch durch den Sattel biß auf die Haut des Pferdes von einander zerspalten, ob welchen die andern der Gestalten erschrocken, daß sie eilends die Flucht genommen: Dergleichen tapfere Courage gebühren einem rechtschaffenen Soldaten."

Während Santa Clara seinen Tractat als „ein beweglich Anfrischung der christlichen Waffen wider die Türckischen Bluet-Egel" bezeichnet und die That des Schwaben als aufmunterndes, der Nacheiferung würdiges Beispiel „tapferer Courage" anführt, wird der Umstand, daß der Soldat ein Schwabe ist, für Uhland zur Hauptsache, den er zur Verherrlichung und zum Ruhme seiner verspotteten Landsleute benutzt, zur Widerlegung der spottenden Sprüchwörter über die Schwaben.

2. Erläuterungen.

„Kunde" gebraucht der Dichter, weil die Geschichte vor sehr langer Zeit sich ereignet hat.

1. Vers. „lobesam" oder lobesan war ehedem für löblich, lobenswürdig üblich, ist jetzt aber veraltet und wird nur noch von Dichtern gebraucht, die es dann nach Art der vorigen Jahrhunderte gern hinter das Hauptwort zu setzen pflegen.

Faust redet bei Goethe den Mephistopheles spottend an:

Mein Herr Magister lobesan,
Laß er mich mit dem Gesetz in Frieden.

und Bürger in den „Weibern von Weinsberg" sagt: „Ein junges Weibchen lobesan."

3. Vers. „Fromm" könnte das Heer allenfalls mit Rücksicht auf seinen Zweck genannt werden, schwerlich aber an und für sich. Hält man aber mit diesem Ausdruck die 7. und 8. Zeile zusammen:

„Und mancher deutsche Reitersmann
Hat dort den Trunk sich abgethan."

so erkennt man leicht, daß er eine feine Ironie sein soll. Die Deutschen, namentlich aber die Soldaten früherer Zeit, standen immer in dem Rufe, starke Zecher zu sein. „Abgethan" hat zunächst wohl nur die Bedeutung von abgewöhnt, abgelegt, kann jedoch auch den Tod bezeichnen, da ein unersättlicher Trinker sich Alles eher abgewöhnt, als das Trinken. Die große Noth, die das Heer im „Gebirge wüst und leer" (V. 4 u. 5) zu ertragen hatte, hat gewiß Vielen den Tod gebracht, wie ja die Geschichte auch berichtet.

V. 7. „Viel Steine" bezeichnet zwar das Gebirge, das vorher schon „wüst und leer" genannt wird, zunächst als steinig, unfruchtbar und unwegsam, dem Heere große Beschwerden darbietend, ist aber auch als Gegensatz zu „wenig Brot" zu fassen, ganz wie in Luc. 11, 11: „Wo bittet unter euch ein Sohn den Vater um Brot, der ihm einen Stein dafür biete."

V. 9, 10 u. 13. Pferde, Mähre, Rößlein. Warum diese Abwechslung? Vers 9 werden die Pferde ganz allgemein bezeichnet und daher der zur Bezeichnung des ganzen Geschlechts gebräuchliche Name angewandt; da sie aber von den Anstrengungen des Weges und dem Hunger abgemagert und hinfällig geworden, so daß sie kaum noch aus der Stelle können, heißen sie Mähren, d. h. schlechte, elende Pferde. Rößlein bezeichnet das Pferd hier nicht als kleines — denn wie hätte „ein Herr aus Schwabenland, von hohem Wuchs und starker Hand" ein solches gebrauchen können — sondern ist nur Ausdruck der Traulichkeit und Zärtlichkeit, sagt nur, daß das Pferd seinem Herrn besonders lieb war. Roß wird überhaupt gebraucht, wenn ein Pferd edlerer Art bezeichnet werden soll.

V. 19. „in die Quer", quer über den Weg des Schwaben.

V. 23. „forcht sich nit", Volksdialekt, durch den der Dichter in anmuthigster Weise an seine Heimath und die Tendenz des Gedichts erinnert.

V. 24—26 bezeichnen trefflich die oben als charakteristisch bezeichnete Ruhe des Schwaben. „Spicken" stellt das Unternehmen der Türken sehr treffend als komisch dar, während „Und thät nur spöttlich um sich blicken" eine leichte Verachtung ihres Treibens ausdrückt; ein spöttischer Blick würde auf die Thätigkeit der Feinde schon zu viel Gewicht zu legen scheinen. Spöttlich und spöttisch unterscheiden sich ungefähr wie die Zeitwörter spötteln und spotten, so daß also jenes den leichtern Spott und darin oft, wie hier, das Schimpfliche bezeichnet. Spöttlich ist übrigens nicht sehr üblich.

V. 28 u. 34. Säbel, Schwert. Der Säbel hat eine gekrümmte Klinge, das Schwert der alten Deutschen war gerade. Die Beifügung „krumm" zu Säbel erscheint demnach überflüssig, und der Dichter würde sie gewiß nicht gebraucht haben, hätte er nicht den Unterschied zwischen dem durch seine starke Krümmung sich auszeichnenden Türkensäbel und dem Schwert des Deutschen besonders hervorheben wollen. Schwert wird aber überhaupt gern gebraucht, wo besonders auf das Durchhauen und Durchdringen gesehen wird, wie hier; außerdem wendet man es in ernster und feierlicher Rede an. Z. B. „Die Obrigkeit trägt das Schwert nicht umsonst."

Das Wort „erst" bedeutet, daß der erste Streich, womit der Schwabe dem Pferde des Türken beide Vorderfüße abgehauen hatte, noch nicht aus voller Macht geführt worden war.

V. 41—44. Der Anblick des in zwei Hälften gespaltenen Kameraden hat die andern mit Grauen erfüllt, so daß jeder dasselbe schreckliche Schicksal zu erdulden fürchtet, ja schon erfahren zu haben wähnt und in Angst und Entsetzen davon flieht.

V. 47 u. 53. „Der Unterschied in dem Wesen des Schwaben und der Anderen hat der Dichter sehr glücklich und treffend mit wenig Worten in diesen Zeilen ausgedrückt. In Aufwallung des Blutes (V. 29) hat der Herr aus Schwabenland, ein einzelner Mann, unbekümmert um die Zahl der feindlichen Reiter, seinen Streich geführt, so daß, von kaltem Graus gepackt, vor dem einen Mann die Feinde in alle Welt hinaus geflohen. Der Held hat seinen Streich geführt, wie es ihm die Aufwallung seines Blutes geboten; erst die später zu ihm stoßende Schaar anderer Kreuzfahrer sah dann „mit gutem Bedacht, was Arbeit unser Held gemacht." Da haben wir also die bedachtsamen Nichtschwaben, die schwerlich sich in einen so unbedachtsamen, tollkühnen Kampf würden eingelassen haben, die aber nun das von dem Tollkopf vollbrachte Wagestück mit gutem Bedacht betrachten und anstaunen. Ohne diese hätte auch schwerlich der Kaiser, noch irgend ein Anderer, etwas von der That unseres Schwaben erfahren. So aber blieb die Heldenthat dem Kaiser nicht verborgen; er bescheidet den Ritter vor sich, um von ihm zu erfahren, wer ihn solche Streiche gelehrt, mit denen man einen Reiter in zwei Hälften theilt. Aber da haben wir nun wieder den unbedachten Schwaben vor uns: „Der Held bedacht' sich nicht zu lang." Ohne die Frage des Kaisers recht zu erwägen, ebenso wie er sich nicht lange bedacht, ehe er jenen mörderischen Streich auf den türkischen Reiter geführt, platzt er mit seiner Antwort heraus, zu solchen Streichen habe er keines Lehrmeisters bedurft, die lägen einmal im schwäbischen Blut; dergleichen seien in seiner Heimath im Schwange, und sein in

Zorneswuth tollkühn geführter Streich sei eben ein Schwabenstreich, wie sie im ganzen deutschen Reiche bekannt seien." (Dr. J. Sanders, in Körner's „prakt. Schulm." II. Bd., S. 220.) Vergleiche den Schluß unserer nachfolgenden Charakteristik des Ritters.

V. 48. „Was Arbeit", was für Arbeit.

V. 56. „halt", in einigen Gegenden halter, scheint für halt ich, d. i. wie ich dafür halte, zu stehen, wird aber auch sehr oft als ein bloßes Flickwort und ohne Bedeutung gebraucht.

3. Inhaltsangabe.

Kaiser Rothbart mußte auf seinem Kreuzzuge durch ein wüstes, unfruchtbares Gebirge ziehen. Mangel an Nahrung, verbunden mit großer Anstrengung, erzeugten eine Noth, der Viele erlagen; selbst die Pferde wurden zuletzt so matt, daß sie kaum noch die Reiter zu tragen vermochten. — Liebe zu seinem Thiere bewog einen schwäbischen Ritter, abzusteigen und es langsam zu führen. In Folge dessen blieb er weit hinter dem Heere zurück. Plötzlich kamen fünfzig türkische Reiter auf ihn zugesprengt, schossen nach ihm und warfen mit ihren Spießen nach ihm. Der wackere Schwabe ließ sich aber dadurch nicht in Furcht bringen, ging vielmehr ruhig seines Weges fort und blickte sich nur zuweilen spöttisch um. Als aber endlich ein Türke sogar seinen Säbel auf ihn schwang, kam sein Blut in Wallung; mit einem Streich hieb er dem Pferde des Türken beide Vorderbeine ab, mit einem andern spaltete er den Reiter selbst derart, daß er halbirt zur Rechten und Linken herabsank und das Schwert noch tief in den Rücken des Pferdes eindrang. Die übrigen Türken ergriffen, als sie das sahen, in größter Angst die Flucht. — Bald darauf kam eine ebenfalls zurückgebliebene Schaar des Kreuzheeres, sah voll Erstaunen die That des Schwaben und erzählte sie dem Kaiser. Dieser ließ den Schwaben zu sich kommen und fragte ihn, wer ihn denn gelehrt habe, solche Streiche zu führen. Ohne sich lange zu bedenken, gab derselbe zur Antwort, daß dergleichen Streiche im Schwabenlande nichts Besonderes und als Schwabenstreiche überall bekannt seien.

4. Gliederung des Gedichts.

Das Gedicht besteht aus sieben Abschnitten. Der erste Abschnitt, Zeile 1—10, schildert die Mühseligkeiten der Kreuzfahrer. Dann folgt von Zeile 11—16 eine kurze Beschreibung des schwäbischen Herrn, wobei seiner großen Liebe zu seinem Rosse gedacht

wird. Von Zeile 17—28 wird der Angriff der türkischen Reiter und das ruhige Verhalten des Ritters erzählt. Darauf werden in Vers 29—40 die beiden Schwertstreiche des Ritters beschrieben. In Zeile 41—44 wird mit wenig Worten gesagt, wie den andern Türken dabei zu Muthe geworden und sie das Weite gesucht haben. Zeile 45—49 erzählt, daß eine zurückgebliebene Christenschaar hinzugekommen, sich über die That sehr verwundert und sie darauf dem Kaiser mitgetheilt habe. Zeile 50—56 endlich theilt das Gespräch zwischen dem Kaiser und dem schwäbischen Ritter mit.

5. Charakteristik des schwäbischen Ritters.

Der schwäbische Ritter ist ein stattlicher Herr von schlankem Wuchs und kräftigem Gliederbau. Zu seinem Rosse hat er eine so große Liebe, daß er, als es durch Futtermangel und Anstrengungen heruntergekommen ist, ihm nicht mehr zumuthet, ihn zu tragen. Da er das Thier unmöglich im Stiche lassen kann, so bleibt er mit demselben zurück, ungeachtet ihm die Gefahr, die ihm hieraus erwachsen konnte, nicht unbekannt war. Sein treues Thier und er sind so sehr Eins mit einander, daß er eher sein Leben, als das Roß Preis gegeben hätte. Das ist ein edler Zug unseres Schwaben. Wer seine Thiere treu pflegt, kann kein schlechter Mensch sein. Aus dem Zurückbleiben des Ritters und seinem Verhalten gegen die angreifenden Türken ersehen wir zugleich, daß er frei von aller Furcht ist und eine Kaltblütigkeit besitzt, die jedem Kriegsmann zu großer Ehre gereichen würde. Als das verächtlich von ihm behandelte Gesindel es ihm aber zu arg macht, wird sein Zorn erregt, und er legt einen Muth an den Tag, der den Türken Grauen erregt und sie zur Flucht bringt. Bei der Unterredung mit dem Kaiser legt er kernhaften, schlagenden Witz und mit diesem zugleich die rechte Bescheidenheit und den rechten Stolz an den Tag.

6. Zweck des Gedichts.

Der Zweck des Gedichts ist, die naive Tüchtigkeit des schwäbischen Ritterthums zu charakterisiren und dadurch zugleich das allgemein verbreitete Vorurtheil von der Beschränktheit und Unbedachtsamkeit der Schwaben überhaupt zu entkräften.

7. Darstellungsweise.

a. Die Anekdote, welche dem Gedicht zu Grunde liegt, ist an und für sich ohne allen poetischen Gehalt. Ein bloßer

Schlagetodt kann uns unmöglich interessiren. Die physische Kraft und Gewandtheit, selbst der darauf sich stützende Muth, wenngleich wir mit letzterem dem sittlichen Gebiete schon näher treten, ist für sich allein noch nicht poetisch. Um aus dieser Anekdote ein Gedicht zu schaffen, und zwar ein so vortreffliches, war es nöthig, uns für den Ritter zu interessiren, ihn unserer menschlichen Theilnahme näher zu rücken, was dadurch geschieht, daß er denselben auch in sittlicher und geistiger Beziehung tüchtig ausstattet.

„Sollte der Ritter", sagt Hiecke (Gesammelte Aufsätze, S. 23), „recht heldenmüthig und furchtlos erscheinen, so mußte er beim Andrang vieler Feinde kaltblütig und gelassen bleiben, sollten aber die vielen Feinde an ihn herankommen können, so mußte er getrennt sein von seinen Kameraden. Dies war möglich auf doppelte Weise. Er konnte in ungestümem Muthe vorausgesprengt sein; dies gäbe einen andern Charakter, ein anderes Gedicht, jedenfalls kein so originelles; oder er konnte zurückgeblieben sein. Aber weshalb zurückgeblieben? Nicht ohne Grund beginnt das Gedicht mit einer Schilderung des Mangels, welchen das Kreuzheer leidet. Natürlich ist diese Schilderung nicht in lamentablem, sentimentalem Tone gehalten, sondern sie ist dem Charakter eines tüchtigen Schwankes gemäß launig und durch einen übrigens nicht bös gemeinten Seitenhieb auf die Trunkliebe der edlen deutschen Ritter leicht gewürzt. Damit ist nun das Nachfolgende vortrefflich eingeleitet. Denn was wäre wohl mehr aus der Seele eines echten tüchtigen Reiters heraus zu ersinnen, als das hier angewandte Motiv?" Das vom Dichter angewandte Motiv ist nun Mitleid und Liebe zu seinem Rosse, und zwar in einer Stärke, wie sie Vers 15 und 16 ausgedrückt ist:

Er hätt' es nimmer aufgegeben,
Und kostet's ihm das eigne Leben.

Die geistige Tüchtigkeit des Ritters, abgesehen von dem schon erwähnten Heldenmuthe und der Kaltblütigkeit, zeigt der Dichter vorzugsweise in dem Gespräch mit dem Kaiser, was wir schon in der Charakteristik hervorgehoben haben.

b. Das Gedicht entbehrt der strophischen Eintheilung, doch bemerkt man bei genauerer Betrachtung leicht, daß die zwei sich reimenden Verse fast durchgängig ein strophenartiges Ganzes bilden.

Die Verse sind von ganz ungleicher Silbenzahl, haben aber sämmtlich vier Hebungen (Betonungen); Senkungen hat der Dichter so viel eingemischt, als der Wohlklang wünschenswerth machte, wie die nachfolgenden Proben zeigen:

Als Kaiser Rothbart lobesam.

Fast mußt der Reiter die Mähre tragen.

Hinter dem Heereszug zurück.

Fünfzig türkische Reiter daher u. s. w.

Man gehe das ganze Gedicht nach dieser Beziehung durch.

Der Dichter hat sich übrigens der Freiheit, die Senkungen in beliebiger Anzahl anwenden zu dürfen, nicht häufig in unserm Gedichte bedient, und zwar offenbar aus dem Grunde, weil eine gewisse Gleichförmigkeit des Rhythmus dem Charakter des Gedichts, der im Allgemeinen der ruhige Gang der Erzählung ist, ganz entspricht; nur an zwei Stellen (V. 18 u. 20) beginnt der Vers ohne den regelmäßigen Vorschlag (Auftakt) einer tonlosen Silbe, der sich nur an einer Stelle bis zu einem zweisilbigen steigert (V. 40):

Einen halben Türken herunter sinken.

Sonst erstreckt sich die Gleichförmigkeit selbst so weit, daß mit Ausnahme von V. 5:

Daselbst erhub sich große Noth,

überall den Vorschlag ein einsilbiges Wort bildet. — Selten sind auch nur im Verse selbst mehrere tonlose Silben zusammengestellt. Um so bedeutsamer treten nun aber auch die wenigen Stellen hervor, wo der Rhythmus von dem sonst so gleichförmigen Gang abweicht; so die zusammenstoßenden Hebungen in je zwei auf einander folgenden Versen (V. 17—20):

So blieb er bald ein gutes Stück hinter dem Heereszug zurück.

Da sprengten plötzlich in die Quer fünfzig türkische Reiter daher,

und zwar malt der daktylische Fall des letzten Verses sehr schön, nach der Pause zwischen jenen beiden Hebungen, das plötzliche rasche Einhersprengen; „in den auf einmal geflügelten Worten hört man“, wie Hiecke bemerkt, „gleichsam das Getrappel der heransprengenden Pferde, während sonst das Gedicht, wie unser Held selbst, sich gelassen vorwärts bewegt.“ — Ebenso ist auch der raschere Fall in V. 40 sehr bedeutsam:

Zur Rechten sieht man, wie zur Linken,

Einen halben Türken herunter sinken.

Es ist ferner der Gang der ruhigen Erzählung, nirgends ein eigentliches Satzgefüge zu entwickeln, vielmehr kleine höchst übersichtliche Sätze, meist bloße Hauptsätze oder einen Hauptsatz mit einem Nebensatze hinzustellen. Dieser Forderung ist der Dichter so weit nachgekommen, daß er eigentliche (logische) Nebensätze in der Form von Hauptsätzen hingestellt hat, wie V. 15:

Er hätt' es nimmer aufgegeben,
Und kostet's ihm das eigne Leben.

= Und wenn es ihm das eigene Leben gekostet hätte.

V. 10: Den Pferden war's so schwach im Magen,
Fast mußt' der Reiter die Mähre tragen.

= Daß der Reiter fast die Mähre tragen mußte.

V. 14. Das Rößlein war so krank und schwach,
Er zog es nur am Zaume nach.

= Daß er es nur am Zaume nachzog. Vergleiche auch V. 39 = Er hieb so, daß man zur Rechten wie zur Linken einen halben Türken heruntersinken sah.

Wie diesen gleichförmigen, neuverbundenen Sätzen der monotone Rhythmus entspricht, so stimmt auch die Reimfolge, durch welche immer nur je zwei auf einander folgende Verse zu einer höchst übersichtlichen strophischen Einheit verbunden sind, zu der klaren Uebersichtlichkeit und ruhigen Darstellung des Ganzen. Durch dies Alles gewinnt das Gedicht einen unaussprechlich treuherzigen, naiven Ton, der noch gesteigert wird durch einige alterthümliche Wendungen und Stellungen, so daß er etwas Chronikenartiges hat. Dahin gehört die Nachstellung des attributiven Adjektivs; so gleich im Anfang: Kaiser Rothbart lobesam, wo das alterthümliche Wort und die Stellung gleich von vorn herein in dem Hörer den richtigen Ton anklingen läßt. Dem entsprechend ist V. 4: „Durch ein Gebirge wüst und leer." Ferner V. 51: „mein Ritter werth."

Hierher gehört ferner auch der Gebrauch des Hülfswortes thät V. 26: „Und thät nur spöttlich um sich blicken", und V. 48 die Auslassung des für: „Was Arbeit unser Held gemacht."

Die erwähnten alterthümlichen, theilweise auch noch dialektisch gebräuchlichen Wendungen in dem Uhland'schen Gedichte sind feine Pinselstriche, womit der Künstler den charakteristischen Ton des Gemäldes bewirkt. Diesen vollendet in dem meister-

haften Genrebild der höchst bezeichnend an zwei Stellen hervortretende schwäbische Dialekt, V. 23:

Der wackre Schwabe forcht sich nit,

und in der letzten Zeile:

Man nennt sie halt nur Schwabenstreiche.

Besondere Bedeutung verdient das weise Maßhalten in dem Gebrauch des Dialects, der sich gleichsam wie ein Anhauch des Hochdeutschen in dem Gedicht zeigt. Es ist gerade so viel in dem Ganzen, der Färbung desselben die richtige Nüance zu geben. Und in diesem Treffen des rechten Maßes zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig zeigt sich gerade der vollendete Meister.

Schließlich noch die Bemerkung, daß Uhland in diesem Gedicht den Hans Sachse'schen Knittelvers nachahmt.

8. Vortrag des Gedichts.

„Das Tempo ist beim Lesen ja nicht zu schnell zu nehmen. Ein läßliches Wesen, ein gesundes Phlegma muß aus dem ganzen Vortrage hervorleuchten. Ja nichts Erhitztes, kein Rennen und Jagen! Ein tüchtiger Schritt, mäßig schnell sich wiederholend, bringt schon auch zum Ziele. — Mehrfach findet sich Aufforderung zur Malerei in der Stimme. Dem Kunstgedicht liegt solche Malerei ferner, weil sie aus dem Affect hervorgeht, der auf den Höhen der Kunstpoesie zwar nicht ausgetilgt, aber doch sehr gedämpft und gemäßigt ist. Das Volk erzählt viel leidenschaftlicher; in Gesten, Geberden und Modulation der Stimme malt sich bei ihm unwillkürlich der subjectivere Antheil am Erzählen, der aber, insofern er aus der vollen Hingabe an den Gegenstand hervorgeht, doch wieder objectiven Charakter an sich trägt; das Volk dramatisirt das Vorgetragene, ohne es zu wissen und zu wollen. Also wird bei recht volksmäßigen Gedichten ein ähnliches Verfahren ganz an der Stelle sein, natürlich ohne daß es zur Carricatur ausarten darf. So wird also in den Versen: „Und mancher deutsche Reitersmann hat dort den Trunk sich abgethan", eine ironische Beimischung dem Vortrage nicht fehlen dürfen; aber natürlich muß sie ohne alle Bitterkeit sein, denn der Dichter erkennt in diesen trunkliebenden Reitersleuten doch immer seine Landsleute; diese Trunkliebe gilt ihm als eine Schwäche, nicht aber als ein Fehler. Belebter wird der Vortrag bei dem Dahertraben der türkischen Reiter und deren Plänkeln und Neckerei; aber sofort stimmt er sich wieder zur Gemächlichkeit herab bei der Schilderung der Gleichgültigkeit des Ritters

gegen das Gesindel; auch etwas Geringschätziges nimmt der Ton der Stimme an bei den Worten: „und thät nur spöttlich um sich blicken"; dann aber hebt sie sich wieder, wie wenn Einem die Geduld ausgeht, ohne daß es doch zum eigentlichen Zorne kommt. Endlich muß sich ein Grausen ausdrücken bei der Schilderung des furchtbaren Hiebes, gleich als ob man selber davon etwas mit abbekommen könnte. Nachher wieder der läßliche Ton, der den Grundcharakter des Ganzen bildet; der Schluß muß zugleich treuherzige Schalkhaftigkeit und behagliches Selbstbewußtsein verrathen." (Hiecke, in Löw's Monatsschr., 1849, und: Gesammelte Aufsätze. S. 26.)

12. Der gute Kamerad.

1812.

(Uhland, Gedichte. S. 246. — Lüben und Nacke, Lesebuch, III. Nr. 82.)

Dies Gedicht bedarf keines Commentars; es findet überall selbst den Weg zum Herzen der Jugend wie der Erwachsenen. Durch die ansprechende Melodie von Silcher (s. „Schulgesänge", von Lüben und Brandt, I. Heft) ist es ohnehin längst Eigenthum der Kinder geworden, namentlich der Knaben, die niemals aufhören mögen, es zu singen.

Das völlige Einssein der beiden Kameraden drängt sich in jeder Zeile auf, namentlich in den Versen:

Er ging an meiner Seite
In gleichem Schritt und Tritt.

dann besonders in der zweiten Strophe:

Eine Kugel kam geflogen,
Gilt's mir oder gilt es dir?
Ihn hat es weggerissen,
Er liegt vor meinen Füßen,
Als wär's ein Stück von mir.

Aber so innig die Freundschaft auch ist, das Vaterland darf darunter doch nicht leiden; daher auf die dargereichte Hand des Sterbenden die Erwiderung:

Kann dir die Hand nicht geben.

Die vollkommen gewisse Ueberzeugung, daß der sterbende Kamerad ebenso handeln würde, läßt den Gedanken, daß derselbe ihm deshalb noch in der Todesstunde zürnen könne, gar nicht in ihm aufkommen.

Die Verse sind in ähnlicher Weise gebildet, wie im vorhergehenden Gedicht, haben aber nur drei Hebungen. Der erste Vers reimt sich mit keinem der folgenden. Der zweite und letzte Vers jeder Strophe haben männliche Reime, die übrigen weibliche.

13. Siegfried's Schwert.

1812.

(Uhland, Gedichte, S. 330. — Lüben und Nacke, Lesebuch, III. Nr. 81.)

1. Einleitung.

Der in diesem Gedicht genannte Siegfried ist der Held des „Nibelungenliedes", von dem bereits im ersten Theile dieses Werkes die Rede war. Nach einer Sage, die nicht mit in das Nibelungenlied aufgenommen worden ist *), verließ Siegfried noch als Knabe seine Eltern, kam in einem Walde zu einer Schmiede, lernte hier Schwerter schmieden, verfertigte sich dann selbst ein solches, tödtete damit einen Drachen und badete sich im Blute desselben, wodurch seine Haut hart wie Horn wurde und Veranlassung gab zu dem Namen „hörnerner Siegfried."

Diese Sage nun liegt dem oben genannten Uhland'schen Gedicht zu Grunde. Es ist zweckmäßig, die Kinder mit derselben vor der Besprechung des Gedichts bekannt zu machen.

2. Charakteristik Siegfried's.

„Trotziges Ungestüm, noch unklarer und verworrener Thatendrang (wer fühlt sich nicht gleich an Schiller erinnert?) treibt ihn weg von Vaters Haus; erst allmählich wird er sich klar, was er eigentlich will. In äußerlichen Gestalten tritt ihm sein Wunsch und Phantasiebild entgegen, deutlicher und doch noch undeutlich; die begegnenden Ritter mit den mächtigen Schwertern verleiden ihm seinen Stecken; er möchte ein Schwert — nicht besitzen, so weit versteigt er sich in seinen Wünschen noch nicht, nein nur machen lernen. Träumerisch geht er weiter, er fürchtet sich nicht vor dem finstern Walde. In diesem trifft er auf eine Schmiede. Wie locket ihn die Menge Eisen und Stahl und das lustige, Flammen schlagende Feuer! Hier kann man gute Schwerter machen lernen. Er begiebt sich in den schweren Dienst. Aber da

*) Sie steht im IV. Theile unseres Lesebuches.

erweist sich in ihm übermenschliche Kraft zugleich mit der tollen Lust dieses Kraftgefühls. Nur die letzte Eisenstange, während er sonst alle in Stücken zerschlägt, wird geschont, aus ihr schmiedet er sich ein Schwert (der Dichter malt die Größe gleichsam mit den Händen messend) so breit und lang. Und jetzt fühlt er sich jedem andern Helden gleich und fühlt sich mit vollster Sicherheit, wie sie, als Sieger über die Ungethüme, welche als Feinde dem gegenüberstehen, was in jener Zeit Cultur heißen darf." (Hiecke, in Löw's Monatsschr., 1849, S. 78 und: Gesammelte Aufsätze, S. 13.)

3. Absicht des Dichters.

In der früheren epischen Poesie unseres Volkes begegnen wir nicht selten jungen Helden, die als vollkommen unerfahren und unaufgeklärt über sich dargestellt werden; zufällige, von ihnen nicht berechnete und herbeigeführte Umstände und Verhältnisse bringen ihnen aber plötzlich die in ihnen wohnende Kraft zum Bewußtsein und bilden dann den Ausgangspunkt ihres Heldenthums. Diesen eigenthümlichen nordischen Tiefsinn, dieses schwere Sichzurechtfinden einer hochbegabten Natur, des Helden Siegfried, stellt Uhland in seinem trefflichen Gedichte dar.

4. Darstellungsweise.

„Der Ton ist vortrefflich, ganz den unbändigen Herrentrotz malend, in Sprache und Versmaß knapp, kurz angebunden, schroff, in Allem ein kecker und sicherer Dichtergriff. Wie schön das vorausgestellte Verbum: „Begegnet ihm manch Ritter werth!" Und wie prächtig steht dem Gedichte die trutzige Form: „Siegfried den Hammer wohl schwingen kunnt", gleichsam wie einem alten Schwerte ein ehrwürdiger Rostfleck." (Hiecke, ebendaselbst.)

Die Strophen sind zweizeilig, die Verse von der Bildung wie in der „Schwäbischen Kunde", nämlich Knittelverse mit vier Hebungen, die Reime alle männlich.

Zu dem Worte „Ritter", das zweimal in dem Gedicht vorkommt, bemerkt Hiecke, daß es „historisch falsch und doch poetisch richtig" sei. „Nach einer optischen Täuschung des Geistes werden den Epikern des Mittelalters, denen sich hier Uhland zugesellt, Helden aus einer frühern Zeit, welche noch kein eigentliches Ritterthum kennt, zu Rittern."

14. Klein Roland.

Vor 1810.

(Uhland, Gedichte, S. 331. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Nr. 86.)

1. Erläuterungen.

„Klein Roland“ und der Rückert'sche „Roland zu Bremen“ sind ein und dieselbe Person; die unserm Gedicht zu Grunde liegende Sage gehört also zum Kreise der Karls-Sagen. Wahrscheinlich hat Uhland den Stoff aus den spanischen Novellen der Donna Mariana de Caravajal y Saavedra genommen. Es wird in der Sage angenommen, daß Bertha's Verbindung mit Milon heimlich geschehen, daß Karl darüber ergrimmt gewesen und seine Schwester verstoßen, daß Milon endlich seinen Tod in den Wellen gefunden habe.

3. Str. „Die ich um Liebe Alles ließ, nun läßt die Liebe mich.“ Aus Liebe zu Milon verließ Bertha die Ihrigen; jetzt ist sie von denen verlassen, auf deren Liebe sie Anspruch hat. Die gewöhnliche Satzstellung würde sein: Mich, die um Liebe Alles ließ, läßt nun die Liebe.

10. Str. „Farb“ war im Altdeutschen (und ist im Oberdeutschen noch) Adjectiv, ist jedoch im Neuhochdeutschen durch farbig und farben verdrängt worden.

12. Str. Der ältere Ausdruck „sondrer Brauch“ hat vor dem neuern: besondrer oder sonderbarer Gebrauch die Kürze voraus.

14. Str. Statt „Heida!“ ist Heda! gebräuchlicher.

16. Str. „Meines rothen Weines Schaum“, meinen schäumenden rothen Wein.

18. Str. „berühmst“, prahlst, groß thust. Dies ist die ältere Bedeutung von rühmen, so wie Ruhm vorzugsweise Prahlerei bedeutet. Der Dichter braucht hier berühmen, weil sich darin der ältere Sinn erhalten hat; indeß kömmt berühmen in älterer und neuerer Sprache nur als Mittelwort vor, so daß es heißen müßte: „wie du dich berühmst.“

„lustsam“, reizend, lieblich. Eigentlich heißt das Wort lussam; es ist abgeleitet von Luse, d. i. Behaglichkeit, Ergötzung, in der Schweiz noch allgemein gebräuchlich.

19. Str. „Truchseß“, der Hofbeamte, welcher die Speisen auffetzte.

20. Str. „allstund“, immerdar, zu jeder Zeit. Natürlich bezieht sich allstund auf „sind ihre Wächter“, nicht auf blau.

„wer ist ihr Sänger frei?“ Frei ist hier wohl in der Bedeutung von froh, sorgenfrei gebraucht.

21. Str. „Livrei“, Hoffarbe. Das Wort ist aus dem mittellateinischen liberia oder liberata; denn die Hofkleider wurden vom Fürsten freigegeben, zum Geschenk gesendet. Jetzt ist Livrei nur noch vom Bedientenkleide gewöhnlich.

22. Str. „Wat“, altd. für Gewand und zwar in jedem Sinne, sowohl als Kleid denn als Zeug.

30. Str. „Oehm“, Oheim.

33. Str. Die beiden letzten Zeilen enthalten eine Anspielung auf Roland's buntes Gewand. Wie er die Knaben der Stadt bezwang, so soll er manches Reich bezwingen und sein Schild und Wappen immer bunter werden. So soll auch das, was er an der Tafel gethan, Vorbedeutung sein für künftige Thaten. Daher denn auch Str. 34, Z. 4 Mutterland statt Vaterland. Wie er seine seufzende Mutter wieder zu frischen Ehren brachte, so künftig sein Mutterland.

2. Inhaltsangabe.

Frau Bertha war von ihrem Bruder, Karl dem Großen, verstoßen worden, weil sie wider seinen Willen sich mit Milon vermählt hatte. Nachdem dieser seinen Tod in den Wellen gefunden, lebte sie mit ihrem Sohne, dem nun einzigen Gegenstande ihrer Liebe, in abgelegener Felsenkluft und beklagte ihr bittres Loos. Roland empfand die Härte dieser Lage noch nicht, war daher stets frohen Muthes und kam der Aufforderung der Mutter, zur Stadt zu gehen und die Leute um Speise und Trank zu bitten, gern nach.

Eines Tages hielt Karl große Tafel im reich geschmückten Rittersaale. Alles war vollauf da, auch Musik fehlte nicht. Im Hofe saßen viel Bettler und labten sich an dem, was übrig blieb. Roland drängte sich durch dieselben, trat in den Saal, nahm, ohne ein Wort zu sagen, eine Schüssel mit Speise vom Tische und entfernte sich damit, kehrte dann nach kurzer Zeit zurück und erfaßte in gleicher Weise und Absicht den Pokal des Königs. Der König verhinderte dies durch einen ernsten Zuruf, ließ sich aber lächelnd mit dem Knaben in ein Gespräch ein, in dem er dessen Mutter wegen ihrer Armuth verspottet, den Knaben selbst aber der guten Dienste halber lobt, die er seiner Mutter erweist.

Neugierig, die Mutter des Knaben zu sehen, fordert der König drei Damen und drei Herren aus seiner Umgebung auf, dieselbe sofort zu holen. Nach kurzer Frist kehren sie mit ihr zurück. Schon von fern erkennt Karl in der Verspotteten seine Schwester und wird durch ihre bleiche Gestalt und ihr graues

Pilgergewand wehmüthig und zum Mitleid gestimmt. Als sie ihm aber zu Füßen fällt, regt sich plötzlich in ihm der alte Grimm wieder, wird jedoch durch das offene Wesen des Knaben wieder verdrängt. Er verzeiht der Schwester um ihres lieben Sohnes willen, und diese verspricht, Roland solle ihm einst vergelten, was er jetzt Gutes an ihr thue, solle ein Held werden, wie der König, solle manches Reich erobern und sein Mutterland in Ehre bringen.

3. Gedankengang und Gliederung.

Die Hauptperson des Gedichts ist der kleine Roland. Der Dichter führt uns jedoch zuerst die Mutter desselben vor. Klagend über ihr bitteres Loos tritt sie auf und macht uns dadurch bekannt mit ihren Schicksalen und den Anlässen dazu. Des Sohnes wird dabei nur so weit gedacht, als erforderlich ist, um zu zeigen, daß die Leiden der Mutter nicht nachtheilig auf ihn eingewirkt haben, er vielmehr noch ein vollkommen sorgloses, unbefangenes und fröhliches Kind ist. Der durch die Verhältnisse bedingte Gegensatz zwischen Mutter und Sohn tritt dadurch deutlich hervor.

Mit der 6. Strophe hebt ein neuer Abschnitt an: die Schilderung des Prunkes und Ueberflusses, der an Karl's Hofe herrscht. Sie hat den Zweck, den Gegensatz zwischen Bertha und ihrem Bruder noch mehr hervorzuheben und ganz zum Bewußtsein zu bringen. Am deutlichsten ausgesprochen sind diese Gegensätze in folgenden Versen:

Frau Bertha saß in der Felsenkluft —
Der König Karl zur Tafel saß
im goldnen Rittersaal —
Klein Roland geht zur Stadt hinab,
zu bitten um eine Gab'.
und: Die Diener liefen ohn' Unterlaß
mit Schüssel und Pokal.
Ferner: Von Flöten, Saitenspiel, Gesang
ward jedes Herz erweicht.
und: Sie klagt ihr bittres Loos.

Gegen den Schluß des Abschnittes wird auch der Bettler gedacht. Sie bilden ein Seitenstück zu Bertha, die ja auch ihr Kind muß betteln schicken, und lassen uns von Neuem ihr bitteres Loos empfinden, zeigen aber auch zugleich, in welchem Maße der König zürnt. Denn obwohl die Bettler gemeinen Sinnes sind („sie laben sich an Speis' und Trank mehr, als am Sai-

tenspiel"), so haben sie es doch besser, als die Königsschwester. Die Bettler geben dem Dichter aber zugleich Gelegenheit, zu zeigen, wie sich die Bettler mit Bettlersinn von dem bettelnden Knaben mit dem edlen, mit dem höheren Sinn unterscheiden. Denn es wird ausdrücklich bemerkt, daß er nicht verweilt bei der Bettlerschaar, daß er vielmehr in den Saal tritt, „als wär's sein eigen Haus."

Von nun an tritt Roland in den Vordergrund. Ueber sein Aeußeres sagt der Dichter Nichts; nur auf das „vierfach zusammengestückte" Kleid macht er aufmerksam, weil ihm dies später als Beweis für des Knaben Heldenmuth und als eine symbolische Deutung für seine zukünftige Wirksamkeit dienen muß. Desto mehr bemüht er sich aber, des Knaben geistige Eigenschaften, seine kecke, offene Naivetät, sein Selbstgefühl, welches auf dem dunkeln Bewußtsein von der höhern Abstammung seiner Mutter und auf seinem Rechte beruhe, hervortreten zu lassen. Das Gespräch des Königs mit dem Knaben ist das passende Mittel hierzu. Zugleich dient die Unterhaltung dazu, den alten Grimm des Königs gegen die Schwester so weit zu schwächen, daß er später, wo er noch einmal auflodert, für immer erlischt. Die Stimme der Natur, des eigenen Blutes, spricht zu stark in dem Knaben, als daß der Oheim sie überhören, ihr widerstehen könnte. Ebenso wird durch die achtungsvolle Behandlung, welche die Mutter vom Sohne erfährt, die Achtung Karl's gegen die ohne ausreichenden Grund verstoßene Schwester wieder hergestellt.

Durch das Alles ist der letzte Akt, die Einführung der Schwester und Karl's Versöhnung mit derselben trefflich vorbereitet und innerlich begründet. Die tief gebeugte Bertha vergißt die traurige Vergangenheit und lenkt voll Hoffnung und Dankbarkeit den Blick auf die Zukunft. Wie „Klein Roland" die Farben der zinspflichtig gemachten Knaben an sich trägt, so soll er künftig die Farbe manches bezwungenen Reiches in seinem Schilde führen; wie er jetzt ohne Umstände in des Königs Tisch gegriffen, so soll er künftig mit Königen auf's Dreisteste verfahren. Aber mit all' dieser Kühnheit soll er nicht einem bloßen und zwecklosen Triebe Befriedigung verschaffen, sondern sein wohl einmal in so wilden Zeiten hülflos seufzendes Mutterland wieder zu Ehren bringen, wie er jetzt seine arme Mutter zu Ehren gebracht hat. Gelingt ihm dies Alles, wird er einmal ein hohes Heldenbild, so wird er damit doch nur, wie es vorher heißt, „seinem Könige gleich", — eine ebenso schlichte, als feine Anerkennung des großen Bruders, worin überdieß der treue Dienst gegen denselben angedeutet ist.

Uebersicht der Gliederung.

I. Klein Roland und Frau Bertha. Str. 1—5.
II. König Karl und sein Hof. Str. 6—10.
III. König Karl, mit seinem Hofe, und Klein Roland. Str. 11—26.
IV. König Karl, Klein Roland und Frau Bertha. Str. 27—31.
V. Frau Bertha allein sprechend. Str. 32—34.

4. Charakteristik Klein Roland's.

„Er ist knabenhaft fröhlich, ohne von der Sorge der Mutter irgend berührt zu werden, aber gehorsam eilt er sogleich zur Stadt. Doch der mütterlichen Ermahnung zur Bescheidenheit im Bitten und zur Zufriedenheit auch mit einer kleinen Gabe, hat er sofort vergessen. Geborner Fürst und Held eilt er mit dem Instinkt berechtigten Selbstgefühls, statt mit der Bettlerschaar vor dem Palaste des Königs zu verweilen, in den Saal selbst hinein und nimmt mit naiver Keckheit eine Schüssel von des Tisches Mitte hinweg für seine Mutter, für die das Beste nicht zu gut ist; ja, nach kurzer Frist wiederkehrend, faßt er sogar des Königs eignen Pokal und läßt sich auch von dessen zürnendem Anrufe nicht schrecken. Als nun aber der König, von der anfänglichen Ueberraschung und Befremdung und dem darauf folgenden Unwillen zur Geringschätzung des dreisten Burschen, dem man den gänzlichen Mangel an Sitte nicht so übel nehmen könne, übergehend, ihn spöttisch zur Rede setzt, so bietet sich diesem damit die Gelegenheit, nun auch im geistigen Kampfe, wie früher mit seinen Altersgenossen im leiblichen, sich als Helden zu erweisen. Nichts vermag ihn zu irren und einzuschüchtern. Die Vergleichung mit einem Bauernjungen weist er zurück, den Spott über die muthmaßliche Dürftigkeit seiner von ihm gerühmten Mutter weiß er mit treffendem Witz und edlem, wohlbegründetem Selbstgefühle zu beantworten. Alle diese Pracht und stattliche Umgebung der Königsmacht, welche einen andern befangen machen würde, — sie will, sagt ihm eine wahrhaft fürstliche Empfindung, doch nichts bedeuten gegen die wirkliche Tüchtigkeit: alle jene mancherlei Aemter vereinigt er in seiner eigenen Person. Und als der König endlich durch die kränkende Mahnung an die bettelhafte Aermlichkeit seines Anzuges ihn ganz sicher zu demüthigen und zu Boden zu drücken meint, da schlägt dieser Hohn vielmehr erst recht zu einem Triumph für ihn aus, indem er mit vollster innerer Befriedigung diese vielfarbigen Lappen als eben so viele Zeichen verlangter Siege über andere Knaben rühmen darf.“ (Hiecke, in Löw's Monatsschr., 1849, S. 325 und: Gesammelte Aufsätze, S. 17.)

5. Zweck des Gedichts.

Die Sage, welche dem Gedicht zu Grunde liegt, stellt Klein Roland so dar, daß man im Knaben schon die künftige Heldengröße ahnt. Diesem Grundzuge gemäß, legt es auch Uhland darauf an, das heldenmäßige Wesen des Knaben zur Anschauung zu bringen und ahnen zu lassen, zu welchen Hoffnungen derselbe in dieser Beziehung berechtige.

Wahre Heldengröße ist nur möglich, wo sich mit der nöthigen physischen Kraft Ueberlegenheit des Geistes verbindet; erstere vermag für sich so gut wie Nichts. Dies richtig erkennend, erwähnt zwar Uhland, daß Klein Roland acht Knaben bezwungen habe, verbreitet sich aber nicht ausführlich darüber; dagegen zeigt er umständlich, wie derselbe alle geistigen Angriffe des Königs tapfer zurückweist und läßt uns dabei den Knaben als reich mit Mutterwitz*) ausgestattet erkennen.

Dies ist der Gesichtspunkt, von dem aus das ganze Gedicht betrachtet werden muß.

Gewissermaßen als Ergänzung zu diesem Gedicht ist „Roland Schildträger“, S. 337 der Gedichte, zu betrachten, in dem „Jung Roland, Sohn des Milon“, als Jünglings-Held dargestellt wird. Es ist zweckmäßig, dasselbe den Schülern vorzulesen und mit dem schon besprochenen „Siegfried's Schwert“ vergleichen zu lassen.

Den männlichen Helden hat uns Uhland in den „Schwabenstreichen“ und in „König Karl's Meerfahrt“ dargestellt.

6. Darstellungsweise.

Wie die vorhergehenden Gedichte Uhland's, so zeichnet sich auch dies durch große Einfachheit der Satzbildung aus; fast nirgends kommen darin periodische Satzverbindungen vor. So entspricht die Darstellung vollkommen der Einfachheit der Sage. Die drei Haupttheile der Erzählung sind nur leise aneinander gereiht, der erste und zweite ohne ausdrücklichen Uebergang zusammen-

*) „Wir geben dem Witze, wenn er, entfernt von aller selbstgefälligen Absichtlichkeit, ohne Anspruch auf besonderen Geist, durch einen Angriff herausgefordert, als reine Naturgabe hervorbricht und so recht den Nagel auf den Kopf trifft, sehr bezeichnend den Namen Mutterwitz; genau betrachtet, ist es von intellectueller Seite Genialität in der allereinfachsten und unscheinbarsten Gestalt, und von moralischer Seite angesehen, ist es Geistesgegenwart und Tapferkeit bei einem Angriffe geistiger Art, bei dem sich der Angegriffene unerwartet mit Glück seiner Haut zu wehren weiß.“ Hiecke a. a. O. S. 16.

gestellt, wenn man nicht etwa die erst später folgenden beiden letzten Zeilen der siebenten Strophe:

> Doch reichte nicht der helle Klang
> Zu Bertha's Einsamkeit.

als Brücke betrachten will. Aber was jedem Andern zum Verderben gereicht haben würde, wird bei Uhland zur weitern Schönheit; denn gerade dadurch wird es erst recht klar, wie kräftig die innere poetische Einheit des Gedichts ist, die alles Einzelne, auch ohne sichtbaren Verband so sicher zusammenhält.

Die Sprache hat durch häufige Anwendung alter Wörter, Wortformen und Wendungen eine alterthümliche Färbung erhalten, die mit der alterthümlichen Sage trefflich harmonirt. Hier und da führt jedoch der Dichter Ausdrücke ein, die ohne gelehrte Erörterungen nicht verständlich sind, wie das Wort Wat, was nicht volle Billigung verdient, in diesem Falle um so weniger, da das gebräuchliche Wort Gewand ganz dasselbe sagt.

Nicht ganz der einfachen Darstellungsweise entsprechen Fügungen wie „von Tisches Mitt', von Königs Tisch, rothen Weines Schaum". Schiller sagt zwar auch „von Nordes Hauch, mit Feuers Kraft, der Flotte Glück"; aber bei ihm gehören diese Wendungen seiner Sprache durch und durch an, während sie bei Uhland nicht aus seinem, die höchste Einfachheit anstrebenden Stile hervorgehen, vielmehr, wie deutlich zu erkennen, nur des Colorits wegen gebraucht werden.

Der Gebrauch des unveränderten Adjectivs hinter dem Substantiv drängt sich in Klein Roland fast etwas zu stark hervor und erinnert an die Schwachheiten der romantischen Schule. Man gestattet solche Constructionsweisen jetzt eigentlich nur, wenn der Nachdruck darauf liegt oder wenn das Adjectiv äußerlich einen größern Umfang einnimmt, wie z. B. in den Verbindungen: ein Pilgermädel jung und schön; wo seid ihr Augen blau und klar, ihr Wangen rosenroth? In solchen Fällen erscheint das Adjectiv mehr als Apposition, als Anlage zu einem besondern Satze.

Neben den alterthümlichen Wendungen und Wörtern treten in unserm Gedicht auch eine ziemliche Anzahl von neu-schwäbischen Provinzialismen auf, die wenigstens dem norddeutschen Ohr nicht besonders klingen, wie Ehr', Speis', Gab', Meng', Mitt', Weil', Eil', Dam'. Der durchgehend männliche Reim hat den Dichter zu diesen Kürzungen wohl ebenso verleitet, wie zu dem unveränderten Adjectiv hinter dem Hauptworte.

Vortheilhaft zeichnet sich das Gedicht aus durch einen Anstrich von heiterer Laune, die sich durch das ganze Gedicht hinzieht, und eine leise Ironie, womit das Ganze gleichsam überflogen ist; beide, Laune und Ironie, erinnern an so manche an-

muthige Erzeugnisse des Mittelalters und an Ariost. Es zeigt sich hier recht der Unterschied zwischen heiterer Laune und komischer Darstellung, zwei Dinge, die so Manche verwechseln. Die Laune und Ironie tritt in verschiedenen Gedichten Uhland's auf erfreuliche Weise auf.

Wir schließen diese Besprechung mit einem Urtheile Hiecke's über dies Gedicht. Er sagt: „Dieses Gedicht wird kaum in irgend einem von den zahllosen Lesebüchern fehlen, darf auch nirgends fehlen. Es macht unglaubliches Glück bei den Kindern und ist in der Regel von fähigern nach mehrmaligem Vorlesen und verweilendem Durchgehen auch schon so ziemlich auswendig gelernt. Und in der That vereinigen sich darin spannender und doch faßlicher Inhalt und Gang, entsprechende Charaktere, naiver Ton, leicht in das Ohr fallendes Versmaß, endlich eine höchst geschickte Vertheilung des Stoffes nach Strophen und Zeilen zur glücklichsten Gesammtwirkung.

15. Der Schenk von Limburg.

1820.

(Uhland, Gedichte, S. 368. — Lüben und Nacke, Lesebuch. V. Thl. Nr. 103.)

1. Erläuterungen.

1. Str. Das Schloß Limburg lag in der Nähe von Schwäbisch-Hall. Die Grafen von Limburg besaßen das Erbschenken-Amt des heiligen römischen Reichs und hießen daher die Schenken von Limburg; 1713 sind sie ausgestorben. Man unterschied die Erzämter, deren Inhaber die Kurfürsten waren, und die Erbämter, welche auf vier gräflichen Familien ruhten, und deren Inhaber bei der Kaiserkrönung das Amt wirklich versahen. Erzschenk war der König von Böhmen, Erbschenk der älteste Graf von Limburg, später der älteste Graf von Althan.

2. Str. „wilden Feder", Federn von wilden Vögeln. „Buchs", Buchsbaumholz.

3. Str. „Troß", Gefolge von unbedeutenden Personen, hier: „Knecht und Mannen".

4. Str. Die Burg Hohenstaufen lag am Remser Thal; die Rems ist ein Nebenfluß des Neckar.

„mit hellen Haufen", mit großer Menge.

„eine Hinde" oder Hindin, eine Hirschkuh.

5. Str. „Hagen", sing. Hag, Gebüsch, auch Wald.

7. Str. „ohn' alle Fährde", ohne Gefahr, ohne Hinterlist zu fürchten.

„Ich nehm' ihn mir zu Haft", als Unterpfand.

8. Str. „Gewälde", für Waldung.

„Hof und Feld", in der Umgebung, im Rathe des Kaisers und im Kriege.

10. Str. „Gesell" drückt hier die nahe Beziehung aus, in der der Kaiser und der Graf zu einander stehen.

„Und gieb mir Eins zu bürsten", zu trinken, in welcher Bedeutung das Wort noch jetzt in der Schweiz und in Schwaben gebräuchlich ist.

2. Hauptinhalt der einzelnen Strophen.

1. Str. Wohnort und Lebensweise des Grafen.
2. Str. Anzug und Gestalt desselben.
3. Str. Der Graf liebt es, allein auf die Jagd zu gehen.
4. Str. Der deutsche Kaiser verirrt sich auf der Jagd.
5. Str. Zusammentreffen desselben mit dem Grafen bei einer Quelle.
6. Str. Der Kaiser macht dem Grafen Wohlwollen ausdrückende Vorwürfe.

7. u. 8. Str. Versuch des Kaisers, den Grafen für seine Dienste zu Hof und Feld zu gewinnen.

9. Str. Der Graf schlägt den Antrag des Kaisers aus.

10.—12. Str. Die List des Kaisers, durch welche er den Grafen gewinnt.

3. Inhalt des ganzen Gedichts.

Ein edler Graf von Limburg liebte die Jagd so sehr, daß er sich mehr in den Wäldern, als in seinem Schlosse aufhielt. Er war von hohem Wuchs und konnte gewaltig schreiten, kleidete sich einfach wie ein Jäger und trug an der Seite ein Trinkgefäß von Buchs. Ein starker, langer Jagdspieß diente ihm, um sich über breite Waldströme zu schwingen. Sonst nahm er aber weder ein Roß, noch Dienerschaft mit.

Einst hielt der deutsche Kaiser, der in der Nachbarschaft des Grafen auf Hohenstaufen residirte, in großer Begleitung Jagd. Beim hastigen Verfolgen einer Hirschkuh verirrte er sich, machte endlich an einer kühlen Quelle Halt und wollte sich zum Mittagschlaf niederlegen. Unvermuthet kam auch der Graf dorthin. In freundlichem Tone machte der Kaiser ihm Vorwürfe darüber, daß er sich nie bei Hofe sehen lasse und daß man seiner nur im Walde habhaft werden könne. Als darauf der Graf sich ohne Arg neben dem Kaiser niedersetzte und seine Jagdstange in die Erde stieß, ergriff der Kaiser diese und versuchte diese günstige

Lage zu benutzen, um den Grafen für seinen Dienst zu gewinnen. Aber weder das als Ersatz für die Jagdstange dargebotene Pferd, noch das dem Grafen gespendete Lob brachte die gewünschte Wirkung hervor; er lehnte Alles ab. Darauf forderte der Kaiser den Grafen auf, ihm in seinem Holzgefäß einen Trunk Wasser aus dem Quell zu reichen. Als dies geschehen war und der Kaiser mit Wohlbehagen getrunken hatte, erklärte derselbe den Grafen in Folge dieses Dienstes zum Schenk des deutschen Reichs und gewann ihn dadurch für sich und seinen Dienst.

4. Charakteristik des Grafen.

Der Graf von Limburg war von hoher, männlicher Gestalt und besaß eine ungewöhnliche Körperkraft. Sein Lieblingsvergnügen war die Jagd. Abgehärtet durch das beständige Umherschweifen, bot er jeder Witterung Trotz. Das Bewußtsein von seiner körperlichen Kraft, die er oft genug erprobt hatte, verlieh ihm in den schwierigsten Lagen eine beherzte Kühnheit und einen unerschrockenen Muth. Dabei war er höchst anspruchslos. Seine Kleidung war schlicht, seine Nahrung einfach, Ehrgeiz ihm fremd. Den Hof mied er. Das Leben an demselben schien ihm zu weichlich und war ihm zu gebunden. Seiner etwas derben Männlichkeit fehlte aber keineswegs ein gutmüthiges Herz, so daß er für Sachen zu gewinnen war, gegen die er entschiedene Abneigung gezeigt hatte. — In seiner neuen Stellung zeigt uns das Gedicht den Grafen nicht. Die mitgetheilten Züge jedoch reichen hin, keine Zweifel über seine Brauchbarkeit und Tüchtigkeit in der neuen Sphäre aufkommen zu lassen.

„Nicht schweifen im Gewälde
Darf mir ein solcher Mann,
Der mir zu Hof und Felde
Viel besser dienen kann," —

sagt der Kaiser. Diese Worte geben den Elementen, aus denen das Gedicht construirt ist, ihre höhere Einheit, enthalten den Beziehungspunkt des Ganzen und fordern zu einer Beurtheilung der angeführten Charakterzüge des Grafen im Hinblick auf den Dienst bei Hof und zu Feld auf.

a. Bei Hofe. Schon das schlichte, gerade Wesen des Grafen mußte einen vortheilhaften Einfluß auf die Umgebung des Kaisers üben. Seine Dienste wird er ohne Eigennutz geübt, des Reiches Wohl ihm mehr am Herzen gelegen haben, als eitler Ruhm. Ehrsucht und Eitelkeit, die beiden schlechtesten Rathgeber des Menschen, haben Andere eben so wenig zu fürchten, als er ihren Neid. Kleinlichen Eifersüchteleien wird er nicht zugänglich

gewesen sein, und wer einmal seine Freundschaft gewonnen, der besaß sie auch auf die Dauer.

b. Im Felde. Den Strapazen gewachsen und sie liebend, hat er sicherlich alle Anstrengungen mit den Kriegern getheilt und dadurch schon die Liebe derselben gewonnen. Im Gefecht wird ihn eiserne Ruhe und kühne Entschlossenheit, ein rascher, klarer Blick und große Kaltblütigkeit ausgezeichnet haben. Bei kühnen Unternehmungen ist er gewiß nicht der Letzte gewesen.

Von diesem Allem steht zwar nichts direct im Gedichte, aber indirect ist es darin enthalten, und hätte der Graf sich nicht also bei Hofe und zu Feld bewährt, die Dichtung würde ihn nicht verherrlicht haben. (Gude, in Löw's Monatsschrift, 1853, S. 334 ff.)

5. Form der Darstellung.

Aus der Zerlegung der Nibelungenstrophe in acht Verse mit gekreuzten Reimen ging eine im 15. Jahrhundert herrschende und bis auf unsere Tage herab viel gebrauchte Strophe hervor, der — nach dem beim Volke immer vorzugsweise beliebt gebliebenen Hildebrandsliede — sogenannte Hildebrandston. Diesen Strophenbau hat Uhland hier angewandt.

6. Anlaß und Absicht des Gedichts.

Während Uhland zu den vorhergehenden Gedichten Sagen benutzte, gab zu diesem wahrscheinlich ein Gemälde Veranlassung, das in einer Kirche der Grafschaft Limburg hängt. Das Erzählte ist durchaus Erfindung des Dichters und streng genommen nichts weiter als eine Anekdote, die Uhland's Dichterkraft zu einer Rhapsodie gestaltete.

Nächster Zweck des Gedichts war offenbar die poetische Deutung eines historischen Namens, des Namens Schenk. Die Ueberschrift deutet dies, wenn auch nur versteckt, an.

16. Des Sängers Fluch.

1815.

Uhland, Gedichte, S. 388. — Lüben und Nacke, Lesebuch, VI. Thl. Nr. 107.)

1. Erläuterungen.

1. Str. „Hoch und hehr.“ Hoch bezieht sich auf die Oertlichkeit, auf die Lage und sagt so viel als hochgelegen, hehr dagegen mehr auf das imposante Aeußere, bezeichnet das

Großartige des Baues. Hehr bedeutet ursprünglich so viel als leuchtend, dann hoch, erhaben.

„Frische Brunnen in Regenbogenglanz“, Springbrunnen, in deren herabfallenden, in Tropfen aufgelösten Strahlen die Lichtstrahlen sich brechen und die Regenbogenfarben zeigen.

2. Str. „Geißel“, Werkzeug zum Schlagen. „Und was er spricht, ist Geißel“ = ist Strafe. — „was er schreibt, ist Blut“ = Todesurtheil.

4. Str. „Denk' unsrer tiefsten Lieder“, der Lieder voll Tiefe der Gedanken, Lieder, in denen heiliger Ernst lebt. —

„stimm an den vollsten Ton“, nicht im gewöhnlichen Sinne als einzelner Ton zu fassen, sondern im ältern Sinne, wonach es die Versart mit der Melodie bezeichnete.

„Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz“. Mit diesen Worten sind die Quellen bezeichnet, aus welcher ein Lied (Gedicht) entspringen kann. Der indifferente gleichgültige Zustand wird nie Veranlassung zu irgend einer Dichtung oder einem Kunstwerke werden. Wie das Lied, was der Sänger nun vorträgt, aus der Lust oder dem Schmerz hervorgegangen ist, so wird es auch wiederum in der Seele des Hörers Lust oder Schmerz hervorrufen und diesen dadurch bewegen. Der Eine wird mehr durch Klänge der Freude, der Andere, je nach seiner Individualität und Gemüthsstimmung, mehr durch ernste oder wehmüthige Lieder, welche den Geist der Sehnsucht athmen, erregt. Die Sänger wollen Beides versuchen, um jedenfalls einzuwirken.

5. Str. „als blickte Vollmond drein.“ Der Ausdruck „Vollmond“ hat hier nicht die Bedeutung wie in dem Bürger'schen Gedicht: Der Kaiser und der Abt, sondern bezeichnet nur das sanfte Licht des Mondes, im Gegensatz zu dem blutigen Nordlichtschein. An die Form des Mondes zu erinnern (was im Grunde durch den nicht ganz passend gewählten Ausdruck „Vollmond“ geschieht), konnte nicht Absicht des Dichters sein.

8. Str. „sie beugen sich vor Gott“, vor dem Göttlichen, was aus dem Gesange sprach.

„Auf das weiche Herz der Königin wirken die Lieder der Freude und des Schmerzes gleich stark. Sie ist daher zerflossen in „Wehmuth und in Lust.“ Der Lohn, welchen sie den Sängern zu Theil werden läßt, besteht in einer Rose, die noch dadurch höheren Werth erhält, daß sie zum einfachen Schmucke der Geberin diente. Die Rose, von welcher ein Dichter singt:

Kennst du die Blume, die schönste der Flur?
Wenige Monden verherrlicht sie nur,
Haucht in das linde Gesäusel der Luft
Götter und Menschen entzückenden Duft, —

ist ein schönes Sinnbild der Empfindungen, welche das Herz der Königin bestürmen, und diesen ganz entsprechend. Die Rose hat ja auch Dornen, und so sind die Lust und auch der Schmerz durch sie dargestellt. — Die Rose ist zugleich in der Blumensprache das Sinnbild der Liebe, und ein Charakter, wie der des Königs, konnte daher in dem Geschenke eine Ursache zum Zorn finden." (Kellner.)

9. Str. In der ersten Zeile werden die beiden Synonyme verführen und verlocken neben einander gebraucht. — Beide drücken aus, daß Jemand durch einen Andern bestimmt wird, Etwas zu thun, was er nicht thun wollte oder sollte. Verführen heißt, Jemand durch unmittelbare Einwirkung zu einem Thun bewegen, das etwas Uebles ist oder er als etwas Uebles ansieht oder überhaupt als Etwas, was er nicht hätte thun sollen. Z. B.:

„Ich habe menschlich, jugendlich gefehlt,
Die Macht verführte mich." (Schiller, Mar. St. III. 4.)

Jemand verlocken heißt, ihn durch Etwas, was angenehmen sinnlichen Eindruck macht, bewegen, daß er herbei und anderswo hinkommt. Z. B.:

„Was lockst du meine Brut
Mit Menschenwitz und Menschenlist
Hinauf in Todesgluth? (Goethe im Fischer.)

Wenn nun der König sich des Ausdruckes „verlocken" bedient, so giebt er damit zu erkennen, daß er Musik und Poesie nur als Sinnenreize auffaßt und von ihrer hohen Wirkung auf Geist und Herz des Menschen keine Ahnung hat.

Man wird übrigens durch diese Strophe unmittelbar an König Saul und den Jüngling David erinnert.

11. Str. „sie, aller Harfen Preis", die vortrefflichste der Harfen. — Die Ursache, warum der Alte die Leiche auf dem Rosse aufrecht festbindet, ist in der 13. Strophe angegeben.

13. Str. „Euch zeig' ich dieses Todten entstelltes Angesicht, daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt ꝛc." — Diese erschütternde Rede des Alten erinnert an die Wirkungen des Hauptes der Medusa, einer der drei Gorgonen. Perseus tödtete die Medusa, und mit Hülfe ihres Alles versteinernden Hauptes verwandelte er den afrikanischen König Atlas in einen Felsen und raubte die goldenen Früchte seiner Gärten.

14. Str. „in leere Luft verhaucht." Der Klang deines Namens soll, wie dein letztes Röcheln, in leere Luft verschweben, von keinem Ohre aufgefaßt.

16. Str. „Heldenbuch." Das eigentliche Heldenbuch

umfaßt eine Reihe von Dichtungen aus dem Zeitalter der Minnesänger, worin die Helden der Vorzeit verherrlicht werden. Zu den Hauptdichtungen gehören: Gudrun, Otnit und Laurin.

2. Inhaltsangabe.

Ein edles Sängerpaar (Vater und Sohn), der eine im Schmucke greiser Locken, der andere noch in schönster Jugendblüthe, pilgern nach dem Schlosse eines mächtigen, aber wegen seiner Tyrannei gefürchteten Königs, um dort ihre Lieder ertönen zu lassen. Der finstere Herrscher empfängt sie an der Seite seiner gefühlvollen Gemahlin, welche durch die Milde und Sanftmuth ihres Wesens die Schrecken einflößenden Züge des Gatten noch mehr hervorhebt. — Um das „steinerne Herz" des Königs zu rühren, bieten sie alle ihre Kunst auf. In echter Begeisterung singen Beide ihre schönsten Lieder, Lieder, deren Inhalt Freundschaft und Liebe, Freiheit und Männerwürde, kurz alles Schöne, was eines Menschen Brust erheben kann, umfaßt.

Die Wirkung bleibt nicht aus. Selbst die Höflinge, welche, gleich ihrem Herrn, sanfteren Regungen fremd sind, empfinden eine Ahnung des Göttlichen, vor allen aber wird die Königin tief ergriffen; Wehmuth und Lust erfüllen ihr Herz; im Gefühl der Dankbarkeit nimmt sie die Rose von ihrer Brust und wirft sie den Sängern zum Lohne hin.

Nur der König bleibt kalt. Die Rührung, welche er an seiner Umgebung bemerkt, und die sanften Thränen seiner Gemahlin machen keinen erhebenden, bessernden Eindruck, sondern lassen es ihn erst recht empfinden, wie kalt und leer sein Herz, wie abgestumpft gegen alles Edlere es ist. Da ergreift ihn teuflische Wuth, und in dem Augenblicke, wo seine Gattin die Sänger mit dem Geschenke jener Rose lohnt, wirft er das Schwert in des Jünglings Brust, daß dieser blutend zu Boden sinkt.

Erschrocken zerstiebt der Höflinge Schwarm; der greise Vater jedoch setzt in stummem Schmerze den Sohn aufrecht auf's Roß und verläßt mit der Leiche die blutigen Hallen. Vor deren Pforten wird sein Schmerz erst laut. Da zerschellt er die Harfe an den Säulen des Portals und flucht den Gärten, dem Palaste, dem gekrönten Mörder. Fruchtlos solle sein Streben nach blutigem Ruhme, sein Name vergessen sein und sein Andenken von ihm der Nachwelt verbleiben. Der schreckliche Fluch ging in Erfüllung. Die Gärten und der Palast sind verschwunden; eine öde Heide trat an ihre Stelle, und des Königs blutbefleckter Name ging im Strome der Zeit unter.

3. Gedankengang und Gliederung.

Das Gedicht zerfällt in vier Abtheilungen.

Die erste Abtheilung umfaßt die Strophen 1 und 2 und schildert die Macht und den Reichthum des Königs (Str. 1), jedoch auch seinen grausamen, finstern Charakter (Str. 2), wodurch eben das Folgende passend vorbereitet wird.

Die zweite Abtheilung (Str. 3 und 4) schildert das Sängerpaar bei seinem Einzuge ins Schloß, und macht in der Rede des Alten darauf aufmerksam, daß des Königs Menschenhaß und Tyrannei wohl bekannt sind. Hierdurch wird abermals die Wahl der Gesänge (Str. 7) motivirt, weil der wahre Künstler ergreifen, bessern will.

Die dritte Abtheilung umfaßt die Strophen 5—9 und schildert nicht bloß die Sänger in der Ausübung ihrer hohen Kunst, sondern auch die Persönlichkeit des Herrschers und seiner Gemahlin. Sie schildert ferner (Str. 8) die Wirkung des Gesanges auf die Herzen des bessern Theiles der Zuhörer und die Rührung der Königin, auf deren Erguß die schreckliche Katastrophe des Mordes (Str. 9) folgt.

Die vierte Abtheilung, Str. 10 bis 16, enthält neben der Erzählung dessen, was der Greis mit der Leiche des Ermordeten thut, besonders den Fluch, welcher nicht bloß den gekrönten Mörder, sondern auch das Schloß und dessen Umgebungen trifft. Die Schlußstrophen des Ganzen (Str. 15 und 16) schreiten, was ihren Inhalt anlangt, der Zeit voraus und melden kurz die Erfüllung des Fluches.

Sondert man die Erfüllung des Fluches von der vierten Abtheilung ab, so erhält man folgende fünf:

I. Das Schloß und der König, Str. 1 und 2.
II. Die Sänger, Str. 3 und 4.
III. Die Sänger im Palaste, Str. 5 bis 9.
IV. Des Sängers Fluch, Str. 10 bis 14.
V. Die Erfüllung des Fluches, Str. 15 und 16.

4. Grundgedanke.

a. Obwohl in diesem Gedichte die Macht des Gesanges auf die Höflingsschaar, die Krieger und die Königin sich deutlich zeigt, so scheitert sie doch vollkommen an dem steinernen Herzen des Königs. Es kann daher nicht Absicht des Dichters gewesen sein, wie einige Ausleger meinen, in seinem Gedichte einen recht schlagenden Beweis von der unwiderstehlichen Macht des Gesanges geben zu wollen; vielmehr bezweckt er, wie Löw treffend bemerkt, „den Conflict der idealen Weltanschauung und

Lebensrichtung mit der selbstsüchtigen, der Idealität feindseligen" zu zeigen. Das ist der Grundgedanke des Gedichts, dessen weitere Auseinanderlegung Löw in seiner Monatsschrift (1851, S. 437 u. f.) mit folgenden Worten giebt:

„Die ganze Fülle äußerer Güter, Macht, Ruhm, Glanz, Lieblichkeit und Fülle zeigen sich in dem in der ersten Strophe enthaltenen Bilde; aber Macht, Ruhm, Glanz, Lieblichkeit und Fülle sind ein todtes Capital, ein Leib ohne Seele, so lange ihnen nicht ein höheres, sittliches, ein ächt menschliches Bewußtsein Leben, Bedeutung, Existenz für die echte Menschheit verleiht. Das ist hier nicht der Fall, denn auf dem Throne sitzt ein Unmensch (Str. 2), ohne Bewußtsein von Liebe, Freiheit, Männerwürde, Treue und Heiligkeit (Str. 7), ohne Idealität (— „seel'ger, goldner Zeit"). Es gilt nun hier die Probe, ob dieses steinerne Herz (Str. 4) für die Welt der Ideale zu gewinnen, ob es zu rühren ist. Als die Träger der sittlichen Ideale treten die Sänger auf, der alte für die hohe Würde, der junge für die zarte Lieblichkeit derselben. Die Probe mißlingt vollständig, denn daß die Höflingsschaar den Spott verlernt, daß die trotzigen Krieger sich vor Gott beugen, daß die Königin in Wehmuth und Lust zerfließt, das ist kein Gelingen, auch nicht ein halbes Gelingen, denn das Absehen der Sänger war einzig und allein darauf gerichtet, „zu rühren des Königs steinern Herz." Höflinge, Krieger, Königin dienen vielmehr nur dazu, die völlige Verstocktheit des Königs in das grellste Licht zu setzen, und um dieses Gegensatzes willen muß auch der höchste Grad der Hingabe an das Prinzip der idealen Menschlichkeit das letzte in der Reihe dieser Bilder sein. Die Königin „wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust", die Rose, das zarteste, köstlichste, am Herzen geborgene Gut aus der Fülle aller sie umgebenden Güter, die Repräsentantin der ganzen sie umgebenden Güterfülle wirft sie den Sängern hin zum Zeichen und weihet so sich mit ihrem ganzen Sein und Haben der durch die Sänger vertretenen Idee.

Das steinerne Herz des Königs hat keinen Zugang für diese Ideen, ihr siegreiches Auftreten in seinen Lebenskreisen reizt ihn vielmehr zu zerstörender Feindseligkeit, in dem Jünglinge trifft er die Idee, deren Träger derselbe ist.

Aber der mit dem sittlichen Ideale verfeindete Mensch ist vergeblich bemüht, sich zu seiner Befriedigung eine Welt nach seinem Sinne zu gestalten, seine Säulen brechen, seine Hallen veröden, seine Quellen versiegen, seine Kränze verwelken. Versunken und vergessen! Das ist der Fluch des verleugneten Ideals."

Eine ausführliche, sehr treffliche Darlegung und Begründung des „Ideengehalts" unseres Gedichts hat Hiecke in dem „Jahres-

bericht über das Domgymnasium zu Merseburg" von 1838 gegeben (jetzt abgedruckt in: Gesammelte Aufsätze, S. 55 ff.), die wir allen Freunden gründlicher Studien bestens empfehlen. Unsern Zwecken liegt es fern, eine so tief eingehende Motivirung aller Ideen des Gedichts zu geben.

b. Zu den verschiedenen Deutungen des Ideengehaltes dieser Ballade ist jetzt noch eine neue, angeblich vom Dichter selbst herrührende gekommen, die sich in Notters „Ludwig Uhland" (S. 161 ff.) findet und die wir mit des Verfassers (Notters) Kritik nachstehend mittheilen. Notter sagt: „Wahrhaft nothwendig zur Würdigung der Ballade Des Sängers Fluch ist die Erklärung, welche ihr Verfasser selbst einem befragenden Freunde über deren Entstehen gegeben. Wir bekennen offen, daß uns dieses Gedicht bis in die neueste Zeit minder angesprochen, ja in mancher Hinsicht geradezu zurückgestoßen hat, und wirklich glauben wir die große Beliebtheit, in welcher es steht, mehr auf Rechnung der vortrefflichen Komposition, die es zum Gesangstück erhoben, als des innern Gehaltes, so weit derselbe bis jetzt bekannt war, setzen zu dürfen. Ein so toller, unvernünftiger Wütherich, der auf keine Weise höheres Interesse erregt, wie der König in genannter Ballade, ist kein würdiger Vorwurf für die Dichterkraft, und muß auch der Schlußgedanke

Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch:
Versunken und vergessen! Das ist des Sängers Fluch.

vortrefflich genannt werden, so hätte es doch zu Darstellung desselben keiner so langen, blutigen Geschichte bedurft, in welche der Gesang „von allem Süßen, was Menschenbrust durchlebt" und „allem Hohen, was Menschenbrust erhebt", etwas unmotivirter und gleichsam nur, damit das Ungethüm Anlaß habe über einen so edlen Stoff in Wuth zu gerathen, hereingezogen wird; nichts davon zu sagen, daß die Wirkung der Schlußworte durch die geringe Wahrscheinlichkeit, als habe der Name des Fürsten', von welchem man doch eine so umständliche Geschichte weiß, je vergessen werden können, bedeutenden Eintrag erleidet. Alle hier an eführten Mißstände aber verschwinden, und die Ballade erhält eine hohe Bedeutung, wenn man, was uns erst nach Uhlands Tode aus dem Munde des erwähnten Freundes mitgetheilt wurde, erfährt, daß jene zur Zeit von Deutschlands Knechtung entstandene Dichtung unter dem König, der „an Land und Siegen reich, auf seinem Thron gesessen so finster und so bleich", den damaligen französischen Kaiser, in dem jungen Sänger die von Jenem unterdrückte Freiheit, in dem alten Sänger — dem Meister des Jünglings — das Volk habe bezeichnen wollen. Indem so auf bestimmte, furchtbare Verhältnisse hinge-

wiesen wird (man denke sich z. B. die Entstehung des Gedichts etwa nach der Erschießung Palms!), bekommt die vorher ganz unmotivirt dagestandene und daher fast auf einen noch etwas knabenhaften Darsteller deutende Atrocität (Grausamkeit) des Tyrannen ein ganz anderes Aussehen. Die etwaige Uebertreibung wird dem Dichter, der im Namen seines zertretenen Vaterlandes spricht, nachgesehen; die Wahl des hohen Gegenstandes, von welchem die beiden Sänger singen, bekommt eine sehr nahe liegende Begründung; der auf Napoleon nicht passende Zug der Eifersucht auf die Königin erhält als Vorkehr, um die Augen der französischen Spürerei abzulenken, Entschuldigung, und scheint es endlich bei alle dem, dem Dichter sei das, was ursprünglich nur Allegorie sein sollte, unter der Hand doch zu einem wenigstens halb und halb selbstständigen Gedicht geworden, so bleibt gleichwohl jener großartige Grundzug immer stehen und verleiht dem Ganzen eine besondere Weihe. Denkt man z. B. daran, daß Napoleon sich heiß nach einem ihn feiernden Dichter seines Volkes sehnte, einen solchen aber unter dem jeden Geistesschwung lähmenden Despotismus auf keine Weise zu erlangen vermochte, so werden folgende Strophen besonders bedeutungsvoll und passen sehr in den Mund eines Sängers deutscher Nation, für welche damals, dem riesigen Glück jenes Mannes gegenüber, fast nichts übrig gelassen war, — nichts als der zürnende Glaube an eine Zukunft, wie sie hier verkündet wird:

Weh euch, ihr stolzen Hallen, nie töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang!
Nein! Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sklavenschritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!

Weh dir, verruchter Mörder, du Fluch des Sängerthums,
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms!
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!"

Es ist uns nicht wahrscheinlich, daß Notter Viele für seine Ansicht gewinnen wird. Vergl. z. B. Weismann, Uhland's dramatische Dichtungen, S. XI.

5. Die Personen des Gedichts.

Handelnd treten in dem Gedicht vier Personen auf: der König, seine Gemahlin und die beiden Sänger; die Höflingsschaar und die Krieger verhalten sich passiv.

a. Der **König** liebt die äußere Pracht in höchstem Maße. Sein Schloß glänzt herrlich in weite Fernen und ist im Innern prachtvoll eingerichtet, mit hohen, weiten, von Säulen getragenen Sälen und andern Prunkgemächern versehen. Rings um dasselbe finden sich die schönsten Gärten, erfüllt mit duftenden Blüthen und kostbaren Springbrunnen. Der Pracht des Schlosses entspricht die Kleidung des Königs. Um ein schlichtes Sängerpaar zu hören, legt er den Purpurmantel an („blut'ger Nordlichtschein") und setzt sich auf den Thron, den die Herrscher in der Regel nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten benutzen.

Aus dieser Pracht blickt ein bleiches, finsteres, Furcht und Schrecken einflößendes Antlitz heraus, der Spiegel seiner finstern Seele. Getrieben von Herrsch- und Habsucht hat er mit den Nachbarfürsten blutige Kriege geführt, sie in zahlreichen Schlachten besiegt und ihre Güter an sich gerissen, wie einst Napoleon I. es gethan. Neben sich noch Jemand anzuerkennen, vermag er nicht.

Auch für seine Unterthanen hat er keine Liebe. Allen mißtraut er. Wer von ihnen es wagt, ein freies Wort zu reden, mit männlichem Muthe seiner Willkür entgegen zu treten oder in irgend einer andern Beziehung sein Mißfallen erregt, wird mit unerhörter Strenge behandelt, wenn es ihm nöthig erscheint, sofort vernichtet. Sich zu beherrschen, ist er nicht im Stande, liegt auch gar nicht in seiner Absicht. Sein ganzes Dichten und Trachten ist darauf gerichtet, Furcht und Schrecken um sich her zu verbreiten. Er öffnet den Mund nur, um zu strafen, schreibt nur, um Todesurtheile zu vollziehen. Die Treue bricht er, so oft sie ihm unbequem ist, wäre sie auch mit den heiligsten Eiden beschworen worden.

Ein solches Gemüth kann natürlich auch keine Freude empfinden über das wahrhaft Schöne, wie Musik und Poesie. Was Andere entzündet und erhebt, läßt ihn kalt; ja er vermag nicht einmal zu begreifen, daß das Schöne und Erhabene einen Menschen ganz ergreifen, daß Lieder im Stande sind, alle Gefühle zu erregen, die Wehmuth und die Lust.

Der König ist das vollendete Bild eines gefühllosen, leidenschaftlichen und grausamen Despoten.

b. Die **Königin** ist in ihrer ganzen Erscheinung das Gegentheil von ihrem Gemahl, weshalb der Dichter ihren Blick auch mit dem milden, sanften Lichte des Mondes vergleicht. Die Pracht und Herrlichkeit, welche ihr geboten wird, befriedigt sie nicht; ihr Sinn ist auf das Edle und Schöne gerichtet und findet nur darin wahrhafte Befriedigung. Musik und Poesie, die zum Herzen sprechen, erregen ihre Gefühle lebhaft und gelten ihr mehr als alle Kostbarkeiten. Darum drückt sie ihre Dankbarkeit für

den Hochgenuß, den das edle Sängerpaar ihr bereitet hat, auch nicht durch Gold und Silber aus, sondern durch das Herrlichste, was ihr zarter Sinn in der Natur als Symbol des Liebenswerthesten sie hat auffinden lassen: — „sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.“

c. Die beiden Sänger haben sich ganz dem Schönen, dem Idealen gewidmet. Sie wollen es aber nicht bloß für sich genießen, sondern auch Andere damit erfreuen und dafür gewinnen. Das Reich des Idealen zu erweitern, ist ihr schöner Beruf. Der Jüngling besitzt eine herrliche Stimme; seine Lieder trägt er mit Begeisterung vor und versetzt darum auch die empfänglichen Zuhörer in die gewünschte Stimmung. Der Greis ist des Jünglings erfahrener Meister, wie man aus seinen Aufforderungen an denselben ersieht. Das Saitenspiel wie den Gesang beherrscht er vollständig. Sein Blick zeigt von tiefem Ernst und männlicher Entschlossenheit. Mit aller Kraft strebt er, dem Ideellen Raum in der Wirklichkeit zu verschaffen. Er scheut in diesem Dienste weder Mühe noch Gefahr. Als er alle Kunst und Anstrengung an der Leidenschaft und dem Egoismus des despotischen Königs scheitern sieht, da erfaßt ihn der Unmuth. In heiligem Eifer für sein edles Werk verflucht er den „verruchten Mörder“, den „Fluch des Sängerthums“ mit allen Werken seiner Herrschergier, mit Allem, was an ihn erinnern könnte. Der Tod des edlen, hoffnungsvollen Jünglings hat ihn so ergriffen, daß er Musik und Poesie für immer aufgiebt.

d. Die Höflingsschaar besteht aus einer Gesellschaft von feilen Sclavenseelen, in denen sich nicht eine Spur von höherem, edlerem Streben findet. Sie scheinen die eintretenden Sänger mit spöttischem Blick gemustert zu haben. Der Gesang verfehlt aber seine Wirkung nicht ganz auf sie. Wirklich ergriffen werden sie zwar nicht, weil ihnen solche Empfindungen gar zu fremd sind; aber sie verlernen doch den Spott, wagen es nicht mehr, sich schamlos in ihrer ganzen Gemeinheit zu zeigen.

e. Die Krieger des Königs stehen etwas höher. Ihr rauhes Handwerk hat ihnen eine gewisse mannhafte Selbstständigkeit und Kraft im Denken und Fühlen gelassen, und wenn auch ihr Herz zu tieferen, milderen Erregungen nicht kommt, so werden sie doch hingerissen von der göttlichen Gewalt, die in des Liedes Zauber sich verkündet; sie haben noch einen natürlichen Sinn für Freiheit, Männerwürde, für Treu' und Heiligkeit; darum legen sie ihren Trotz ab und „beugen sich vor Gott.“

6. Darstellungsweise.

Nach dem Urtheil aller Kenner wahrer Poesie gehört dies Gedicht zu den vorzüglichsten, die wir in dieser Gattung besitzen.

So oft man dasselbe auch liest, immer freut man sich seiner von Neuem. Es geht uns damit gerade, wie mit schönen Melodien, die man auch unzählige Male wiederholen kann, ehe das Gefühl ihren Zauber erschöpft. Der Grund hiervon liegt weder allein in der Wahl des Stoffes, noch allein in der Behandlungsweise, Sprache und dem Strophenbau, sondern darin, daß dies Alles meisterhaft und harmonisch zu einem Ganzen, man könnte sagen: zu einem schönen Organismus verbunden ist.

a. Die Thatsachen des Gedichts sind sämmtlich in ruhiger epischer Folge vor unsern Augen entrollt und so glücklich gewählt und so geschickt behandelt, daß sie sich ganz von selbst zu Bildern gestalten, die von einem geistreichen Maler ohne große Schwierigkeit in ansprechenden Gemälden dargestellt werden könnten *). Alles ist anschaulich; nicht bloß die einzelnen Personen treten in sicherer Individualität hervor, auch die Scenerie ist zu einem sichern und festen Bilde gestaltet, ungeachtet dazu verhältnißmäßig nur wenig Worte oder Zeilen verwendet sind. Hauptursache dieses Gelingens ist die überaus glückliche Anwendung des Contrastes und die geschickte Zusammenstellung verschiedenartiger Erscheinungen, z. B. in Str. 1, 3, 5, 6, 7 u. a. m. Die ansprechende, den raschen Gang des Ganzen fördernde Kürze ist vorzüglich dadurch erreicht worden, daß alle unwesentlichen Mittelglieder in der Aufeinanderfolge der Begebenheiten weggeblieben sind, ohne dadurch der Verständlichkeit auch nur im Entferntesten Eintrag zu thun.

b. Der Satzbau unseres Gedichtes ist äußerst einfach und übersichtlich, wie wir das bisher bei allen Uhland'schen Poesien gefunden haben. Die Sprache der Poesie nähert sich dadurch der Sprache des ungebildeten Volkes; beide verschmähen verwickelte Satzgefüge, ziehen also die Beiordnung der Gedanken der Unterordnung derselben vor. Die Gründe für diese Erscheinung sind beim Volke und Dichter natürlich nicht dieselben. Das ungebildete Volk spricht in nebengeordneten Hauptsätzen, weil es vermöge seines ungeübten Verstandes, seiner mangelhaften Erkenntniß nicht fähig ist, die oft feinen und complicirten Beziehungen, welche mehrere Summen von Vorstellungen zu einander haben, aufzufassen und sprachrichtig wiederzugeben. Im Dichter ist die Thätigkeit der Phantasie und der Empfindung in dem Maße vorherrschend, daß die Verstandesthätigkeit zurückgedrängt wird. Was also beim Ungebildeten Folge eines Mangels ist, entsteht beim Dichter aus einseitiger Geistesthätigkeit.

---

*) Kellner giebt in seinen „Vorbereitungen" rc. S. 164 u. f. zu vier solchen Bildern passende Andeutungen.

Unbemerkt darf hierbei aber nicht bleiben, daß Balladen und Rhapsodien, die meistens durch die ihnen zu Grunde liegenden Sagen im Volksleben wurzeln, an und für sich schon eine einfachere Darstellung fordern, daß also jeder mit Bewußtsein arbeitende Dichter auch dieserhalb Einfachheit der Darstellung anstreben wird und muß.

c. Der epischen Ruhe, mit welcher die Begebenheiten des Gedichts fortschreiten, entspricht der gewählte Strophenbau ganz vortrefflich. Jede Strophe besteht aus vier Versen, jeder Vers aus sechs Hebungen. Nach der dritten Hebung folgt eine überzählige Silbe und nach dieser eine Cäsur. Wegen der großen Aehnlichkeit dieser Strophe mit der Nibelungenstrophe wird sie die neue Nibelungenstrophe genannt.

d. An dem Reime dieses Gedichtes ist auch nicht das Geringste zu tadeln. Er ist allenthalben vollkommen rein und echt, großentheils neu, reich an mannigfachem Lautwechsel, aus vollen, gewichtigen Klängen bestehend, und, worauf besonders zu achten ist, von ausgezeichneter relativer Schönheit. Welche Bezeichnungskraft liegt z. B. in den Reimen: Meer, hehr, (Str. 1); Wuth, Blut (Str. 2); wundervoll, schwoll (Str. 6); durchdringt, springt (Str. 9); zerschellt, gellt (Str. 11); Schritt, Tritt (Str. 12).

e. Hohe relative Schönheit, Angemessenheit der Sprachlaute zum dargestellten Gegenstande findet sich aber in dieser Ballade (Rhapsodie) nicht bloß im Reime, sondern durch die ganze Darstellung. Leider sind wir hier noch in dem Falle, an das Gefühl eines jeden Lesers appelliren zu müssen, statt die Befolgung fester Regeln nachzuweisen. Die Versuche, die mannichfache bezeichnende Kraft der verschiedenen Sprachelemente auf feste Gesetze zurückzuführen, sind bis jetzt ohne entschiedenen Erfolg geblieben. Die wirkliche Existenz bezeichnender Kraft in dem reinmateriellen Theil der Sprache kann indeß Keinem zweifelhaft bleiben, der Verse, wie die folgenden, mit Aufmerksamkeit liest:

Der König furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein,
Die Königin süß und milde, als blickte Vollmond drein.

Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit.

Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt.

Nein! Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sclavenschritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt.

Aber auch an absolutem Wohllaut ist die Sprache der hier in Rede stehenden Ballade (Rhapsodie) reich. Alles was dieser verlangt, steten Wechsel der Vocale, das Vorherrschen der

vollen, klangreichen Vocale a, o, u, ä vor dem farblosen, schwachen e und dem dünnen i, wohllautende Consonantenverbindungen, finden wir überall, wo nicht relative Schönheit eine Abweichung von diesen Gesetzen motivirt." (Viehoff, Ausgewählte Stücke, I. S. 259.)

7. Vortrag des Gedichts.

Der richtige, wirklich schöne Vortrag dieses Gedichtes ist eine schwierige, nur von Geübteren zu lösende Aufgabe. Wie das Ganze rhapsodisch durchgeführt ist, so wechselt auch oft die Betonung, die Melodie der Stimme und der Rhythmus. Die Str. 1, welche den Hörer zum Schauplatze führt und diesen schildert, fordert den ruhigen, erzählenden Ton; wie aber die Person wichtiger ist, als der Ort, wo sie sich befindet, so verlangt auch Str. 2 einen gehobeneren Ausdruck, namentlich sind die prädicativen Verhältnisse: „Schrecken — Wuth — Geißel — Blut" stark hervorzuheben, aber kurz auszusprechen. — Strophe 3 fordert dieselbe Declamation wie Str. 1. — Str. 4 führt die dem Sohne geltende Rede des Alten an, daher sie in dem Tone aufmunternden Ernstes mit Hervorhebung der Gegensätze: „Lust und Schmerz" vorzutragen ist.

Die Strophen 5, 6, 7 und 8 referiren bloß Geschehenes und fordern wieder mehr den erzählenden Ton, jedoch ist Einzelnes, wie z. B. das schöne Bild in Str. 5 mehr hervorzuheben. Nach Str. 8 wird der Leser oder Declamator erst etwas inne halten, um gleichsam auf die nun folgende Katastrophe hinzuleiten. Dies muß auch schon durch erhöhteren Ton und größere Innigkeit der Diction von Str. 8 geschehen sein.

Der wahnsinnige Ausruf des erzürnten Königs in Str. 9 muß mit dem Ausdrucke lang verhaltener, plötzlich losbrechender Wuth kurz hervorgestoßen werden, worauf aber das Folgende wieder im Tone lebhafter Erzählung zu halten ist. — Ruhiger noch, gleichsam eine Pause nach so überraschenden Eindrücken gewährend, ist die 10. Strophe zu declamiren, bis in den beiden letzten Zeilen der 11. Strophe die Stimme sich allmählich wieder hebt, und so auf den Fluch des Sängers vorbereitet. — Dieser macht den Inhalt von Str. 12 bis 14 aus. Das „Wehe", womit jede dieser Strophen beginnt, ist besonders stark hervorzuheben, und die Diction in dynamischer Hinsicht allmählich bis Str. 14 zu steigern, wo sie den Theil des Fluches, welche den königlichen Mörder selbst trifft, am stärksten hervorheben muß.

Mit Str. 15 beginnt wieder der erzählende Ton, welcher ruhig und Genugthuung ausdrückend fortschreitet bis zum Schlusse, wo die Worte: „Versunken und vergessen", nochmals zu

markiren sind. An sie schließt sich nach kurzer Pause der bedeutungsvolle Schluß: Das ist des Sängers Fluch. (Kellner, Vorbereitungen, S. 164.)

8. Gegensatz zu dem Gedicht.

Einen Gegensatz zum Schluß unseres Gedichts, namentlich zu Str. 14 bis 15, bildet „Des Sängers Wiederkehr" von Uhland. Während nämlich „Des Sängers Fluch" zeigt, daß der Name derer, die sich feindselig gegen das Ideale stellen und es frevelnd zu zerstören suchen, ewiger Vergessenheit verfällt, wird in diesem Gedicht ausgesprochen, daß der Name des Sängers ewig fortlebt. Der Vergleichung wegen setzen wir es her und machen namentlich auf die beiden Schlußstrophen aufmerksam.

Des Sängers Wiederkehr.

1820.

Dort liegt der Sänger auf der Bahre,
Deß bleicher Mund kein Lied beginnt,
Es kränzen Daphnes falbe Haare
Die Stirne, die nichts mehr ersinnt.

Man legt zu ihm in schmucken Rollen
Die letzten Lieder, die er sang;
Die Leier, die so hell erschollen,
Liegt ihm in Armen, sonder Klang.

So schlummert er den tiefen Schlummer
Sein Lied umweht noch jedes Ohr,
Doch nährt er stets den herben Kummer,
Daß man den Herrlichen verlor.

Wohl Monden, Jahre sind verschwunden,
Cypressen wuchsen um sein Grab;
Die seinen Tod so herb empfunden,
Sie sanken alle selbst hinab.

Doch, wie der Frühling wiederkehret
Mit frischer Kraft und Regsamkeit,
So wandelt jetzt, verjüngt, verkläret,
Der Sänger in der neuen Zeit.

Er ist den Lebenden vereinet,
Vom Hauch des Grabes keine Spur!
Die Vorwelt, die ihn todt gemeinet,
Lebt selbst in seinem Liede nur.

17. Graf Eberhard der Rauschebart.

1815.

(Uhland, Gedichte, S. 355 u. f. — Lüben und Nacke, Lesebuch, VI. Thl. Nr. 114.)

„Graf Eberhard II. von Württemberg regierte von 1344 bis 1392 gemeinschaftlich mit seinem Bruder Ulrich IV., der in diesem Jahre ohne Erben starb. Den Beinamen Greiner oder Gräner, so viel als Zänker, Händelsucher, erhielt er vermuthlich von seinen Feinden. Seine Regierung fiel in eine äußerst unruhige Zeit. Auf der einen Seite wollten sich die schwäbischen Städte, ermuthigt durch die Erfolge der Schweizer, völlig frei und unabhängig machen, auf der andern Seite der niedere Adel seine Lehnsverpflichtungen gegen den höhern aufgehoben wissen. Die damals regierenden Kaiser, Karl IV., Wenzeslaus und Ruprecht, hatten wenig Ansehen im Reiche; Herzoge von Schwaben gab es gar nicht mehr, und so bestand in diesem Lande ein Krieg Aller gegen Alle. Die Grafen von Württemberg waren die angesehensten Großen in Schwaben und überdies mit der Landvogtei über dasselbe belehnt, und hatten daher doppelte Verpflichtungen, auf Ordnung zu sehen." (Götzinger.)

Die nachstehenden drei Strophen, die eine Art Einleitung zu den vier Rhapsodien bilden, haben wir in unserm Lesebuche weggelassen. Des Lehrers wegen nehmen wir sie hier auf und fügen (nach Götzinger) folgende Erläuterung hinzu.

Ist denn im Schwabenlande verschollen aller Sang,
Wo einst so hell vom Staufen die Ritterharfe klang?
Und wenn er nicht verschollen, warum vergißt er ganz
Der tapfern Väter Thaten, der alten Waffen Glanz?

Man lispelt leichte Liedchen, man spitzt manch Sinngedicht,
Man höhnt die holden Frauen, des alten Liedes Licht;
Wo rüstig Heldenleben längst auf Beschwörung lauscht,
Da trippelt man vorüber und schauert, wenn es rauscht.

Brich denn aus deinem Sarge, steig aus dem düstern Chor
Mit deinem Heldensohne, du Rauschebart, hervor;
Du schlugst dich unverwüstlich noch greise Jahr' entlang,
Brich auch durch unsre Zeiten mit hellem Schwertesklang!

1. Str., 2. Vers. „Staufen", Hohenstaufen. Unter diesen Herrschern blühte bekanntlich die deutsche Dichtung, die meisten waren selbst Dichter.

„Die ganze Einleitung ist gegen die damaligen schwäbischen Dichter gewandt, als deren Vertreter Friedrich Haug (starb 1829) und Friedrich Weißer (st. 1836) anzusehen sind. Diesem galt, wie einem großen Theile jener Zeit, Wieland als Vorbild eines Dichters; beide beschäftigten sich mit derjenigen Poesie, die man sehr passend die Schnitzelpoesie genannt hat und welche aus einer Verbindung von Witz und Reimfertigkeit hervorgeht, aber ganz unfähig ist, bedeutendere menschliche Zustände zu gestalten. Haug machte sich besonders durch Epigramme bekannt (denn auch seine Lieder sind Epigramme), Weißer durch eigentliche Satyren, deren Gegenstand oft die Frauen sind. Weißer hatte einen besondern Ingrimm gegen die Romantiker und natürlich auch gegen die schwäbischen Landsleute, welche sich der neuen Schule anschlossen. In Verbindung mit Baggesen gab er 1810 den Klingklingelalmanach heraus, worin die Sonettendichterei verspottet wurde. Ein Greuel war für Weißer die Erweckung der alten Sage und Heldendichtung, und er ließ es nicht an Satyren gegen alle diese Richtungen fehlen."

2. Str. Die Alliterationen der ersten und zweiten Zeilen sind von vortrefflicher Wirkung, namentlich wird der beabsichtigte Spott durch „lispelt leichte Liedchen" sehr gut ausgedrückt.

V. 2. „Des alten Liedes Licht" ist Zusatz zu Frauen. Diese Zeilen sind gegen Chr. Fr. Weißer, den Bekämpfer der romantischen Schule, gerichtet. Er ließ sich gern als Frauenspötter vernehmen und lud deshalb, wie billig, den Zorn des jungen Sängers auf sich.

V. 3. „auf Beschwörung lauscht." Der Dichter soll als ein Zauberer die Todten wieder lebendig machen und die vergangene Zeit wieder vergegenwärtigen.

3. Str. Graf Eberhard und sein Sohn Ulrich liegen im Chor der Stiftskirche zu Stuttgart begraben. In dem Beiworte „düster" spricht sich ein leiser Unwille des Dichters aus; denn der schöne Chor war ganz verbaut worden, um eine Orgel anbringen zu können. Jetzt ist er wieder völlig frei und heiter.

1. Der Ueberfall im Wildbad.

1. Einleitung.

„Diese Begebenheit fällt in's Jahr 1367. Ein großer Theil des schwäbischen Adels hatte sich in eine Gesellschaft vereinigt, besonders um sich der wachsenden Macht der Städte und der Grafen von Württemberg zu widersetzen. Man nannte sie Schlegler oder Martinsvögel. Jenen Namen führten sie

nach der gewöhnlichen Meinung von den silbernen Keulen oder Schlägeln, womit sie bewaffnet waren, den Namen Martinsvögel aber von dem Stiftungstage ihrer Gesellschaft. Die Hauptleute des Bundes waren die beiden Grafen Wolf und Wilhelm von Eberstein und Wolf von Wunnenstein, den man seiner glänzenden Rüstung wegen den gleißenden Wolf nannte. Wolf von Eberstein war ein berüchtigter Landfriedenbrecher und Straßenräuber, weshalb schon 1357 Graf Eberhard seine Veste Alt-Eberstein in kaiserlichem Auftrage zerstört hatte. Die beiden Wolfe nun überfielen in Verbindung mit andern Edeln den Grafen von Württemberg, als er mit seinem Sohne Ulrich sich im Wildbad' befand. Die Einwohner der Stadt mußten das Entwischen Eberhard's schwer büßen, denn die Verbündeten verwüsteten den ganzen Ort." (Götzinger.)

2. Erläuterungen.

2. Str. „Wildbad", ein berühmtes Bad im Schwarzwalde, 12 bis 13 Stunden von Stuttgart. Den Namen soll es von einem Wildschwein haben, welches dort den Boden aufwühlte und dadurch das Hervorsprudeln der Quelle bewirkte.

3. Str. „Hirsau", ein ehemaliges Benedictinerkloster, nicht weit von der Stadt Calw. 1692 wurde es von den Franzosen zerstört.

6. Str. „Recke." Vergl. den I. Theil, S. 26.

7. u. 9. Str. Wildbad liegt in dem engen Thale der Enz, und von dem Städtchen aus unterscheidet man nun das obere und das untere Thal.

3. Inhaltsangabe.

Ohne Helm und Panzer, in Begleitung von wenigen Edelknechten, ritt Graf Eberhard der Greiner von Stuttgart aus nach Wildbad im Enzthal. Auf dem Wege dahin erfrischte er sich im Kloster zu Hirsau durch ein Glas Wein und setzte dann die Reise durch den Schwarzwald fort nach Wildbad.

Im Städtchen Wildbad wohnte er in einem stattlichen Hause am Markte. Täglich besuchte er von hier aus den Quell und badete sich, nachdem er vorher sein Gebet gesprochen, im heißesten Strudel desselben, um seinen narbenvollen Körper zu stärken.

Als der Graf sich eines Tages mit seinem Sohne Ulrich im Bade befand, wurde er von den Schleglern überfallen. Graf Wolf von Eberstein rückte mit seiner Mannschaft vom obern Thale her an, Graf Wolf von Wunnenstein vom untern. Sein

jüngster Edelknabe und ein armer Hirt benachrichtigten den Grafen von der drohenden Gefahr.

Unvorbereitet zum Kampfe, folgte Graf Eberhard dem Rathe des Hirten und entfloh, so sehr das auch seinem Heldenmuthe widerstrebte, auf geheimen, unbetretenen Wegen. Die Beschwerlichkeit des Weges und die Hitze der Mittagssonne erschöpften den Grafen fast ganz. Als der Hirt das sah, bot er ihm seinen Rücken dar und trug ihn, bis er sich wieder erholt hatte. Lebhaft erkannte der Graf in diesem Liebesdienst den Werth des Volkes und empfand, wie unrecht es sei, demselben sein altes, gutes Recht zu verkümmern. Nachdem er glücklich in Stuttgart angekommen war, ließ er zum Andenken an diese Rettung aus großer Gefahr eine Münze prägen und beschenkte den Hirten reichlich damit, verehrte auch manchem Herrn vom Schlegel ein Stück davon zum Hohn. Um das Wildbad aber ließ er Mauern errichten, damit künftig jeder Sieche es ungefährdet zu seiner Stärkung benutzen könne.

4. Gliederung.

I. Reise des Grafen nach Wildbad. 1.—3. Str.
II. Aufenthalt in Wildbad und Benutzung des Sprudels; Sage über dessen Auffinden. 4.—6. Str.
III. Ueberfall der Schlegler. 7.—11. Str.
IV. Flucht des Grafen. 12.—14. Str.
V. Denkmünze, Befestigung des Badeortes. 15. u. 16. Str.

2. Die drei Könige zu Heimsen.

1. Einleitung.

„Der Dichter ist hier den Annalen des Abts Tritheim von Hirsau gefolgt, worin dieser Vorfall in das Jahr 1367 verlegt wird. Die Ueberlieferung hatte hier verschiedene Vorfälle vermuthlich verwechselt. Da die Landfriedenbrecher der Ladung vor Gericht nicht folgten, so schaffte sich Eberhard mit Zustimmung des Kaisers selbst Recht. Er zerstörte die Burgen Höfingen, Berneck und Straubenhard, deren Besitzer bei dem Ueberfall im Wildbad betheiligt waren; Berneck, wohin sich die Edeln von Höfingen, Göltlingen und Straubenhard, drei Häupter des Bundes, geworfen, wurde niedergebrannt und die drei Genossen gefangen genommen. Die Zerstörung von Heimsheim (bei Weyl) wird von den meisten württembergischen Geschichtschreibern weit später gesetzt, nämlich in's Jahr 1395 unter

des Greiners Enkel, Eberhard III., und als die drei Könige von Heimsen kommen hier der Wolf von Stein, Reinhard und Friedrich von Enzberg. So viel ist gewiß, daß eine Menge Lehnsleute von Württemberg sich in den Schleglerbund begeben hatten, und daß dieser mehrere Oberhäupter wählte, die sich Könige nannten." (Götzinger.)

2. Erläuterung.

2. Str. „Schlich", Schleichweg.

3. Str., Vers 3. Um diese Zeit hatte Kaiser Karl IV. einen Landfrieden in Schwaben gegeben, dem zufolge alle Zwiste vor bestimmten Richtern ausgemacht werden sollten. Graf Ludwig von Ortlingen war Landfriedensrichter.

„Lehndienst." Viele Edle, welche frei auf ihren Gütern saßen, waren gezwungen worden, ihr Erbe von mächtigeren Herren als Lehn zu nehmen und mußten die Fehden derselben mit auskämpfen helfen.

6. Str. „Morgenstern", Keulen, die am obern kolbigen Ende mit eisernen Spitzen und Stacheln besetzt waren. Sie sollen in den Schweizerkriegen als Waffe des Landsturmes aufgekommen sein.

11. Str., V. 2. „die Augen unter sich", abwärts gerichtet.

3. Inhaltsangabe.

Drei Häupter der Schlegelbrüderschaft, die sich, um ihrer Sache ein größeres Ansehen zu geben, Könige nannten, waren zu Heimsen versammelt, um zu berathschlagen, wie man des Grafen Eberhard am besten habhaft werden und ihn nöthigen könne, das lästige Lehnsverhältniß aufzuheben. Am frühen Morgen erweckte sie unerwartet das Wächterhorn und verkündete Sturm. Während der dunkeln Nacht hatte der alte Rauschebart durch die Bauern rings um das Schloß her getheertes Holz und Stroh aufhäufen lassen und sich dann gewaffnet mit den Seinen aufgestellt. Als die Schlegler versuchten, Schloß und Stadt zu vertheidigen, ließ Eberhard glühende Pfeile in das Stroh schießen und feurige Pechkränze darauf werfen und steckte es so in Brand. Rüstige Bauern schürten das Feuer an und trugen so lange von allen Seiten Brennmaterial hinzu, bis die Flamme das Dach der Thürme erreichte. Ein einziges Thor hatte der Graf frei gelassen. Als die Schlegler einsahen, daß Gegenwehr vergeblich und endlich unmöglich sei, öffneten sie die Riegel dieses Thores, zogen zu Fuß aus demselben, die drei Könige an der Spitze, und un-

terwarfen sich in Demuth dem Grafen, der sie in etwas höhnischer Weise bewillkommnet und nur bedauert, daß der Wunnensteiner fehle. Auch die Bauern freuen sich der Gefangennehmung; ein an seinem Spieße lehnender vergleicht die Häupter des Bundes spottweise mit Karten-Königen.

4. Gliederung.

I. Berathung der Schlegler auf dem Schlosse zu Heimsen. 1.—3. Str.
II. Der Wächterruf. 4. Str.
III. Heranrücken der Belagerer. 5. u. 6. Str.
IV. Gegenwehr der Schlegler. 7. Str.
V. Vorkehrungen der Belagerer. 8. u. 9. Str.
VI. Unterwerfung der Schlegler.

3. Die Schlacht bei Reutlingen.

(Den 11. Mai 1377.)

1. Einleitung.

Mit den schwäbischen Reichsstädten hatte Eberhard schon oft Streit gehabt; i. J. 1376 brach dieser von Neuem aus. Während er selbst vor Ulm stand, sollte sein Sohn Ulrich Reutlingen belagern, in dessen Nähe die Burg Achalm liegt.

2. Erläuterungen.

2. Str. „Urach“, Stadt und Feste an der Erms, östlich von Reutlingen.

3. Str. „In eure Stadt soll kommen kein Huf und auch kein Horn!“ Niemand von Euch soll wieder lebend zurückkehren, Roß und Reiter, Heerden und Hirten sollen dem Schwerte erliegen.

Vers 4. „zuthal“, ein altes, von Uhland zuerst wieder gebrauchtes Adverb, was so viel wie niederwärts heißt.

7. Str. „Zwinger“, den Raum zwischen der äußern und innern Mauer.

8. Str. Reutlingen ist durch seine Gerbereien und Färbereien berühmt.

11. Str. „Zu den Zeiten Kaiser Konrad's, 1006, lebten die Brüder Egino und Rudolf, die Wiedererbauer der Burg Achalm. Von diesen soll sie den Namen haben. Denn als Rudolf seinen sterbenden Bruder fragte, wie die Burg heißen sollte, rief dieser aus: Ach Allm — Er wollte sagen: Ach Allmächtiger! aber er starb plötzlich, und Rudolf nannte nun zum

Andenken an den letzten Laut seines Bruders die Burg Achalm. — So die Sage; die Wahrheit ist, daß Achalm so viel heißt als: Wasseralp." (Götzinger.)

16. Str. „Schildesamt", Kriegsdienst.

Vers 2. Pfalzgraf Ulrich von Tübingen, Friedrich von Zollern und Johann von Schwarzenberg.

Vers 4. Von den Grafen von Zollern stammen bekanntlich die jetzigen Könige von Preußen.

17. Str. „in Lilien und Mohn", Wappenzeichen der von Sachsenheim.

20. Str. „er hat nicht sehr geeilt", weil er wegen der Flucht Vorwürfe fürchtete.

21. Str. „Und schneidet zwischen beiden das Tafeltuch entzwei." Dieser Gebrauch kommt als Ehrenstrafe für Ritter und Edelleute auch sonst im Mittelalter vor. Einem Ritter, der sich gröblich vergangen, zerschnitt man das Tischtuch und legte ihm das Brot verkehrt.

3. Inhaltsangabe.

Graf Ulrich, Sohn des Greiners, beunruhigte mit seiner Ritterschaar von der Burg Achalm aus wiederholt die Stadt Reutlingen und fügte ihr großen Schaden zu. Plötzlich erhoben sich aber die Städter einst zur Nachtzeit, zogen nach der Burg und verwüsteten Alles im Urachthale, was dem Grafen gehörte. Ulrich schwur Rache dafür, wappnete sich mit seinen Rittern und rückte den Städtern entgegen. Auf einem Anger kam es zu einem heftigen Kampfe. Die Ritter wurden durch zahlreiche Bürgerhaufen von allen Seiten gedrängt und bis auf eine kleine Schaar, die nach vollster Ermüdung endlich auf die Burg floh, niedergehauen. Auch Ulrich entkam auf diese Weise halb todt und schwer verwundet.

Am andern Morgen gingen die Knappen der gefallenen Ritter nach Reutlingen, um die Leichname ihrer Herren zu waschen und abzuholen. Dumpf ertönten die Glocken, als der lange Leichenzug durch die Stadt zog. Götz Weißenheim, der mit dem Banner des Grafen in der Hand gefallen war, eröffnete den Zug; ihm folgten die im Kriege bewährten Grafen von Tübingen, von Zollern und von Schwarzenberg, Ritter Sachsenheim mit seinem Sohne und viele Andere, deren Namen und Wappenschilder auf den Rathhausfenstern verewigt worden sind.

Als Graf Ulrich wieder hergestellt war, ritt er nach Stuttgart. Er traf den Vater gerade beim Mittagsmahle. Kein Wort der Freude tönte ihm entgegen. Nachdem er sich mit niedergeschlagenen Augen zu Tische gesetzt hatte, schnitt Eberhard schwei-

gend zwischen ihnen beiden das Tischtuch entzwei, um ihn zu strafen für die Flucht.

4. Gliederung.

I. Beunruhigung der Reutlinger durch Ulrich. 1. Str.
II. Rache der Reutlinger. 2. Str.
III. Vorrücken beider Parteien im Urachthale. 3.—5. Str.
IV. Kampf auf dem Anger bei der St. Leonhardts-Kirche. 6.—9. Str.
V. Flucht der übrig gebliebenen Ritter auf die Burg Achalm. 10. u. 11. Str.
VI. Abholen der erschlagenen Ritter vom Rathhause in Reutlingen durch die Knappen. 12.—19. Str.
VII. Ankunft und Ehrenstrafe des Grafen Ulrich in Stuttgart. 20. u. 21. Str.

4. Die Schlacht bei Döffingen.

1. Einleitung.

„Die Verbindungen der Reichsstädte untereinander bewogen die Fürsten und Edlen ebenfalls, sich näher zu vereinigen, und so entstanden mehrere geschlossene Gesellschaften. Die wichtigste war der Löwenbund, der sich durch Schwaben und Franken und die überrheinischen Länder ausbreitete und in mehrere Kreise getheilt wurde, deren jeder seine Hauptleute hatte. Eberhard's Sohn, Graf Ulrich, war einer der Hauptleute des schwäbischen Kreises.

Nachdem die Schweizer den Erzherzog Leopold — den Schwager Graf Ulrichs — bei Sempach erschlagen hatten, wurden die schwäbischen Reichsstädte immer übermüthiger gegen die Fürsten und besonders gegen Eberhard, dessen Völker auch mit bei Sempach gefochten hatten. Neunundzwanzig Städte fielen in's württembergische Gebiet ein. Weit und breit zerstörten und verheerten sie Alles und belagerten nun, 4000 Mann stark, den starkbefestigten Kirchhof zu Döffingen, einem Dorfe des Neckarkreises, wohin die württembergischen Landleute ihre Habe geflüchtet hatten. Graf Eberhard zog ihnen mit den Hülfsvölkern vieler Mitglieder des Löwenbundes entgegen, und am 23. Aug. 1388 kam es zur Schlacht. Den Sieg schrieb Eberhard vorzüglich dem Wolf von Wunnenstein zu; nachdem er dessen Räuberei (Str. 8) nur belächelt hatte, kam es zwischen beiden zur Aussöhnung, und Eberhard gewann an Wolf einen beständigen Freund.

Graf Ulrich war Eberhard's einziger Sohn. Von diesem hatte er einen Enkel, der nach seinem Großvater Eberhard hieß und auch dessen Nachfolger war. Dieser Eberhard III. oder der Milde war vermählt mit Antonie, Prinzessin von Mailand, welche ihm am Tage der Schlacht bei Döffingen jenen Sohn gebar, der später als Eberhard IV. seinem Vater folgte. Ulrich muß folglich ein in Jahren vorgerückter Mann gewesen sein, da er schon Großvater war oder wurde, als er starb." (Götzinger.)

2. Erläuterungen.

4. Str. „reis'ger Bote", gewaffneter Reiter.

Vers 4: „Die ich ihm einst verehrt", nämlich nach dem mißlungenen Ueberfall im Wildbad.

17. Str. Zuffenhausen, ein Dorf, westlich von Ludwigsburg.

18. Str. „Nächt", vergangene Nacht; dann vergangener Abend; auch vergangener Tag, gestern. — „Trieb" bezeichnet sowohl den Ort, wohin das Vieh getrieben wird (Trift), als die Gesammtheit des Viehes: ein Trieb Kühe, Schafe.

3. Inhaltsangabe.

Die Städter hatten Eberhard's Bauern angegriffen und kämpften mit ihnen im Dorf Döffingen. Auf die Kunde davon eilte der Graf den Seinen mit den besten Rittern vom Löwenbunde zu Hülfe. Auch der Wolf von Wunnenstein bot ihm seine Dienste dazu an, wurde jedoch stolz zurückgewiesen.

Lebhaft fühlte jetzt Ulrich, daß er durch seine frühere Flucht den Uebermuth der Städter hervorgerufen habe; darum gelobte er sich und dem Vater, heut die alte Schuld zu zahlen. Wüthend stürzten Alle auf die Feinde, am wüthendsten Ulrich. Nicht lange währte es, so trug man ihn sterbend aus dem Kampfe. Eberhard ließ sich durch diesen schweren Verlust nicht erschüttern, ermunterte vielmehr die Seinen zu neuem Kampfe und rief mit Donnerstimme dazwischen: die Feinde fliehen! Diese List hatte die Folge, daß der Feind wirklich floh. In diesem Augenblicke griff der Wunnensteiner die Städter an, jagte sie in wilde Flucht und entschied den Sieg. Das Schlachtfeld war bedeckt von Todten und Waffen aller Art. Der Greiner reichte dem Wolf die Rechte, dankte ihm für die Hülfe und lud ihn zur Siegesfeier in sein Haus. Die kurz vorher erfahrene Zurückweisung vergeltend, lehnte der Wolf aber diese Einladung lachend ab,

versichernd, nur aus Haß gegen die Städter gekämpft zu haben, und jagte mit den Seinen von dannen.

Graf Eberhard brachte in tiefer Trauer die Nacht bei der Leiche seines Sohnes zu und ritt dann am Morgen zurück nach Stuttgart. Auf dem Wege kam ihm der Hirt von Zuffenhausen mit betrübtem Gesicht entgegen und klagte, daß der Wunnensteiner in der Nacht Vieh aus der Heerde mitgenommen habe. Eingedenk des guten Dienstes, wurde der Greiner darüber nicht ungehalten, sondern nahm es für einen derben Scherz. Kurz vor Stuttgart kam den Rückkehrenden ein froh aussehender Edelknabe entgegengeritten und verkündete die Geburt eines Urenkels, was den alten Rauschebart zu freudigem Danke gegen Gott stimmte.

4. Gliederung.

I. Kampf der Städter mit Eberhard's Bauern in Döffingen. 1. und 2. Str.
II. Eberhard eilt zu Hülfe. 3. Str.
III. Der Wunnensteiner bietet seine Dienste an, wird aber von Eberhard zurückgewiesen. 4. Str.
IV. Die Schlacht. 5.—13. Str.
  1. Ulrichs Vorsatz. 5. u. 6. Str.
  2. Der Kampf. 7. Str.
  3. Ulrichs Tod. 8. Str.
  4. Flucht der Städter. 9. u. 10. Str.
  5. Des Wunnensteiners Hülfe. 11. Str.
  6. Blick auf das Schlachtfeld. 12. u. 13. Str.
V. Versöhnung Eberhard's mit dem Wolf. 14. u. 15. Str.
VI. Eberhard bei der Leiche seines Ulrich. 16. Str.
VII. Rückreise nach Stuttgart. 17.—20. Str.
  1. Kunde des Hirten und Eberhard's Verhalten dabei. 17. u. 18. Str.
  2. Kunde des Edelknechts und Eberhard's Dank dafür. 19. u. 20. Str.

Die Beschäftigung mit den alten Heldenliedern und Reimchroniken erweckte in dem Dichter den Gedanken, einen Abschnitt aus der Geschichte seiner engern Heimath darzustellen, aber nicht im Sinne des sogenannten historischen Gedichtes, sondern in Form der Ballade, welche jedoch dadurch einen so eigenthümlichen Ton bekam, daß sie Muster einer neuen Dichtungsart, der Rhapsodie, wurde. Die hervorragendsten Züge aus dem Leben des Grafen

Eberhard sind darin mit historischer Treue zu einem Gesammtbilde verbunden, das uns die lebendigste Anschauung der kräftigen Persönlichkeit des alten Helden gewährt. Es weht darin der ungetrübteste Hauch der alten Heldendichtung, wie wir sie im Nibelungenliede oder im Homer bewundern. Wie in diesen Meisterwerken der epischen Kunst, lebt auch hier die vollendetste Objectivität; der Dichter ist zum treuen Spiegel der Geschichte geworden, seine Eigenthümlichkeit tritt ganz zurück; nur da, wo die dargestellten Empfindungen auch die seinigen sind, brechen sie in kunstloser Naivität hervor, z. B. wenn er seine eigene Freudigkeit am Kampfgetümmel nicht bemeistern kann (Nr. 3, Str. 9, Nr. 4, Str. 8, 12 u. a. m.). Aber auch dann ist es nicht störend, der Dichter erscheint vielmehr als begeisterter Zuschauer, ja beinahe als Theilnehmer der dargestellten Begebenheit, so daß im Gegentheil die Anschauung nur noch lebendiger wird. — Das ganze Gedicht schließt sich treu an die historischen Thatsachen an; keine ist von dem Dichter erfunden, aber er weiß sie mit solcher Kunst zusammenzustellen, zu motiviren und zu entfalten, er weiß überall das poetische Leben derselben so sicher hervortreten zu lassen, daß wir demungeachtet keine bloße Erzählung, sondern in der That ein poetisches Kunstwerk vor uns haben. Darstellung und Versbau sind gleich meisterhaft. Die Sprache zeichnet sich durch edle Einfachheit und reiche Mannigfaltigkeit aus; die oft wiederkehrende Alliteration schließt sich durchaus naturgemäß an die dargestellten Situationen oder Empfindungen an, so daß sie als Nothwendigkeit, nicht als eine absichtlich zur Hebung des poetischen Colorits gewählte Form erscheint.

Wie in „Des Sängers Fluch“, so hat Uhland auch hier die neue Nibelungenstrophe angewandt.

Ueber die Rhapsodie.

Die unter Nr. 11 bis 17 erläuterten Dichtungen stellen sämmtlich Begebenheiten dar, deren Hauptpersonen der vaterländischen historischen Welt angehören und sich durch kühne Thaten, durch Tapferkeit auszeichnen. Kleinere epische Dichtungen solchen Inhalts nennt man (nach Echtermeyer) Mären oder Rhapsodien. Sie sind mit der Ballade und Romanze verwandt. Wie aber die Ballade mehr dem Epos aus dem mythischen Kreise und die Romanze mehr dem Kunstepos oder der romantischen Epopöe des Klerus entspricht, so schließt sich die Rhapsodie mehr an das heroische oder Heldenepos an. Von der Romanze unterscheidet sich die Rhapsodie hauptsächlich dadurch, daß sie sich vorzugsweise an die Geschichte des Volkes, in dem sie entsteht, anschließt, also

ein heimathliches Gepräge hat und darum vorzugsweise geeignet ist, das Gemüth patriotisch zu erregen.

Die Rhapsodie erfordert, da sie die Begebenheit nur ihrer selbst willen, ohne alle Nebenrücksicht und Beziehung vorträgt, eine durchaus einfache, schlichte Darstellung. Die rhythmische Sprache ist nur in so fern nothwendig, als sie überhaupt Sprache der Poesie ist; dagegen wird die Rhapsodie alle Kunstmittel, welche der Ballade oder Romanze so ganz unentbehrlich sind, eher vermeiden, als aufsuchen, denn es soll alle Wirkung in der dargestellten Begebenheit selbst und in ihrer poetischen Auffassung oder in der Composition des Ganzen liegen. Gerade deswegen aber verlangt die Rhapsodie ein überwiegend poetisches Talent, dessen innerer Reichthum alle äußern Kunstmittel entbehrlich machen kann. Uhland steht als Rhapsodiendichter unübertroffen da.

III. Dramatische Dichtungen.

18. Ernst, Herzog von Schwaben.

Trauerspiel in fünf Aufzügen.

1817.

(Uhland, Dramatische Dichtungen. Heidelberg, Winter. — Der kurze Abschnitt, welcher sich im VI. Theile unseres Lesebuches, Nr. 109, findet, ist aus dem ersten Aufzuge, Seite 36—39.)

1. Einleitung.

Konrad II., der Salier (1024—1039), war mehr auf Erweiterung des Reichs und Erwerbung kriegerischer Ehre und ritterlichen Ruhms, als auf eine ruhige und friedliche Regierung bedacht. Nachdem er die wankelmüthigen Italiener zur Anerkennung seiner Oberhoheit gezwungen und in Rom die Kaiserkrone empfangen, nöthigte er den kinderlosen König Rudolf von Burgund, die Anwartschaft des Reichs auf das arelatische Königreich (die südöstlichen Provinzen Frankreichs, die westliche Schweiz und Savoyen) anzuerkennen und setzte sich dann nach dessen Tode die burgundische Königskrone auf's Haupt. Dies verwickelte ihn in viele Fehden, theils mit den burgundischen Edelleuten und Bischöfen, die sich als unabhängige Landesfürsten betrachteten, theils mit seinem Stiefsohne Ernst von Schwaben, der nähere Rechte auf das Königreich geltend machte und in Verbindung mit seinem Freunde Werner von Kiburg in Süddeutschland die Fahne der Empörung aufpflanzte. Beide erlagen nach tapferem Kampfe, und die Thaten und Schicksale des ritterlichen Herzogs Ernst gingen in die Volkssage und Dichtung über.

Was die Volkssage aus der ganzen Begebenheit gemacht, ist in den Volksbüchern aufgezeichnet und kann in Schwab's „Schönsten Geschichten und Sagen“ (II. B. S. 205 u. f.), oder in Simrock's „Deutschen Volksbüchern“ nachgelesen werden. Uhland hat in seinem Drama die Nebelsphäre der Sage ganz verlassen und seinem Stoffe durchaus feste historische Umrisse gegeben, obwohl er wiederholt auf die Dichtungen der Sage hinweist.

2. Inhalt des Drama's.*)

1. Der erste Act (Aufzug) versetzt uns unmittelbar in einen Augenblick hoher geschichtlicher Bedeutung und feierlicher Erhebung. In Aachen ist Kunrad im Begriff, seinem jungen Sohne Heinrich die Kaiserkrone aufsetzen zu lassen,

„damit der sal'sche Frankenstamm
Begründet sei als Deutschlands Herrscherhaus.“

und der Knabe hat sich seines Lehrers Bruno Worte wohl eingeprägt, daß er berufen sei, „neu aufzurichten Karl's des Großen Reich.“ So steht des Königs umfassendes Herrscherstreben deutlich vor uns, und indem nun Gisela, Kunrad's Gemahlin, einst Wittwe Ernst's von Schwaben, hinzutritt und den feierlichen Moment benutzt, um für ihren Sohn erster Ehe Ernst um Gnade zu bitten, der wegen wiederholter Empörung drei Jahre auf dem Giebichenstein (bei Halle) gefangen gesessen, führt uns der Dichter sofort in den Gang der eigentlichen Handlung hinein. Wir erfahren Ernst's frühere Geschichte; er hat seine wohlbegründeten Ansprüche auf Burgund denen des Stiefvaters nicht opfern wollen und deshalb wiederholt zu den Waffen gegriffen. Kunrad zeigt sich erbötig, ihn zu begnadigen; doch läßt er Gisela schwören: wenn Ernst nun sich wiederum den nothwendigen Bedingungen widersetze, die das Reich ihm vorschreiben werde, dann wolle sie ihm nicht zu Hülfe sein und nicht rächen, was an ihm geschehen müsse. So ist der Keim weiterer Verwickelung gelegt. Unmittelbar darauf erfolgt eine ergreifende Scene des Widersehens zwischen der Mutter und dem Sohne, den Kunrad, um dem Wunsche seiner Gemahlin zuvorzukommen, schon vorher herbeschieden hat. Aber es lagert sich doch mit der Erscheinung des frühgealterten, bleichen, schwermüthigen Ernst ein unheimlicher Schatten über diese Versöhnung; an eine wirkliche und dauernde Lösung des alten Zwistes glauben wir noch nicht.

Die zweite Scene führt uns in den Saal der Reichsversammlung. Der feierlichen Belehnung Ernst's mit seinem alten Herzogthume geht ein Gespräch des Grafen Mangold und sei-

*) Nach Dr. Wendt. Herrig's Archiv für neuere Sprachen. Bd. XV.

nes Oheims, Bischofs Warmann, voraus, dem der Kaiser einstweilen die Verwaltung Schwabens übertragen hat. Jener ist einer der schwäbischen Großen, die Ernst auf dem Tage zu Ulm im Stich gelassen und sich dem König unterworfen haben. Durch diesen Treubruch gegen den Herzog (denn so faßt es Mangold selbst auf) ist er hoch in Kunrad's Gunst gestiegen und sieht sich nun in seinen Hoffnungen auf die Erlangung der Herzogswürde getäuscht. Aber der kältere, weltkluge Prälat beruhigt ihn. Er durchschaut die Sachlage tiefer und weiß, daß die plötzliche Versöhnung den klaffenden Gegensatz der Prinzipien nicht verwischen kann;

„Des Kaisers Herrschsucht und der Stände Trutz
Sind ein uralter, nie versöhnter Zwist."

Hierauf baut er. Die über Ernst schwebende Gefahr gestaltet sich so für den Zuschauer immer bestimmter. Da erscheint der Kaiser mit den Ständen; in feierlicher Versammlung verkündet er vom Thron, daß er Ernst neu mit Schwaben belehnen wolle. Er macht dies aber von Bedingungen abhängig; eine davon ist, daß er den geächteten Grafen Werner von Kiburg, der ihn zum Aufruhr gereizt, nicht in seinem Herzogthume dulde und ihn, wenn er sich dort zeige, greifen lasse. Dies weist Ernst zurück. Ergreifend sind seine Bitten, ihm nur das zu erlassen. Rührend schildert er, wie Werner, als Alle von ihm abgefallen, treu zu ihm gestanden. Aber Kunrad besteht auf seinem Willen; für ihn ist Werner der bitterste Feind, denn er ist der Träger der Ideen, welche der Königsmacht im Wege stehen, und von ihm ist aller Widerstand gegen diese ausgegangen. Da Ernst fest bleibt, kündigt der Kaiser ihm unvermeidliche Acht an; Warmann fügt Androhung des Kirchenbanns hinzu. Ernst erklärt, wohl sei er durch die lange Haft mürbe geworden, doch noch nicht so herabgekommen, „daß er den verriethe, der ihm einzig Treue hielt"; und nun spricht Kunrad die furchtbare Formel der Reichsacht aus, in welche die versammelten Fürsten einstimmen, Warmann mit den Bischöfen schleudert gegen den Geächteten die noch entsetzlicheren Flüche des Kirchenbanns. (Beides in unserm Lesebuche enthalten.) Ernst schließt mit den Worten:

„Hin fahr' ich, ein zwiefach Geächteter,
An meine Ferse heftet sich der Tod,
Und unter Flüchen krachet mein Genick,
Vom Werner lass' ich nicht!"

2. Im zweiten Act finden wir Ernst bereits als umherirrenden Bettler; tief beugt ihn das Unheil. Zunächst sucht er Hülfe bei seinem Vetter, Graf Odo von der Champagne; denn

Ernst's Ansprüche auf Burgund sind auch die seinigen. Aber Odo, so bereit er zum Aufstand gegen Kunrad wäre, stößt den Unglücklichen schnöde von sich. Denn er hat ihn an Heeresspitze in Burgund erwartet, der hülflos Geächtete ist ihm gleichgültig. Auf's Tiefste verletzt, wendet sich Ernst noch an Graf Hugo, Odo's Begleiter. Dessen Tochter war ihm einst verlobt, und nun hat er seit Jahren Nichts von ihr vernommen. Außerordentlich innig sind seine Worte:

„Nicht will ich die Bewerbung jetzt erfreu'n,
Ich wär' ein unglücksel'ger Bräutigam.

— — — — — — — —

Nur Eines bitt' ich, sag' es mir zum Trost:
Hat deine Tochter, wenn einmal von mir,
Von meinem Mißgeschick die Rede war,
Hat sie, ich meine nicht, um mich geweint,
Nein! ob das Aug' ihr flüchtig überlief,
Nur wie ein leichter Hauch den Spiegel trübt?
Ob sie, geseufzt nicht, nein! ob tiefer nur
Geathmet, wie man oft im Traume pflegt?"

Nun hört er, daß sie treu die Erinnerung an ihn bewahrt habe, aber in ein Kloster gegangen sei, als er in die Acht verfallen. So ist denn dem Unglücklichen auch dieser Stern hinabgesunken. „Durch sie", sagt er, „hätt' ich genesen können, —

— Nun muß ich wandern meinen rauhen Pfad,
Einsam, umnachtet, ewig herberglos."

Mächtig ergreifend ist es, daß in diesem Augenblick tiefster Entmuthigung Werner den Freund findet, den er lange gesucht. Das Wiedersehen belebt den eben noch Verzweifelnden neu. Mit dem Erscheinen Werner's, des markigsten, lebendigsten Charakters des Stückes, weht über Ernst ein neuer Geist rüstiger Kraft. Dieser Dualismus bleibt nun in der Tragödie, daß Ernst, der eigentliche Held des Drama's, mehr eine leidende und von Werner abhängige Rolle spielt, während dieser als der eigentlich Mächtige von der Idee beseelt erscheint. Ernst ist „der Unglückliche, der sich nach Frieden gesehnt hat und nun so unendlich friedlos sein muß", eine mehr lyrische, als dramatische Gestalt, Werner dagegen fühlt sich nicht elend, denn ihn treibt die Gluth, die er an jenem Tage eingesogen, wo sich bei der letzten Kaiserwahl des Volkes Freiheit und Majestät in der feierlichen Bethätigung seiner Gewalt so herrlich zeigte. Es folgt die schöne Erzählung, welche durch Gedichtsammlungen längst bekannt geworden ist, in dem Zusammenhange des Stückes aber doch den Fortschritt der Handlung etwas verzögert. So richtet Werner den Gebeugten

noch auf. Er weiß wohl, daß jenes schöne Bild der Volksfreiheit angehört, daß Kunrad seitdem als Gewaltherrscher aufgetreten ist; aber er verzweifelt nicht. Alle Kraft, den letzten Hauch will er daransetzen, um dem Freunde zu dienen, der ihm so herrlich die Treue gehalten; er hofft, daß auch in des Schwarzwalds dichten Schatten, in die sie nun fliehen, treue Gemüther noch für ihren Herzog ein Gedächtniß haben.

3. Die dort unmittelbar folgenden Ereignisse führt uns der Dichter nicht vor, der dritte Act spielt wieder am Hofe des Kaisers. Gisela's edle Gestalt fesselt hier vorzugsweise unsere Aufmerksamkeit. Ihr Herz schlägt warm für ihren unglücklichen Sohn, und doch hat sie geschworen, ihn nicht zu unterstützen. Daher giebt sie dem Grafen Hugo, den Kunrad in jene Gegend sendet, den Auftrag, überall die gährenden Vasallen zu besänftigen und zu verhüten, daß ihr Sohn neuen Anhang wirbt; so meint sie auch nach echt weiblicher Art sein Ziel am besten zu fördern, wenn sie erst die Ruhe herstellen helfe: dann werde auch der Kaiser geneigter sein, die Acht von seinem Haupte zu nehmen. Aber nun kommt neue Botschaft aus Schwaben. Mangold berichtet dem König, wie Ernst und Werner mit kleinem Anhange im Schwarzwalde hausen, wie schon die Sage die Gestalt des unstet umherschweifenden Herzogs umrankt, das Volk die drei Jahre seiner Gefangenschaft mit allerlei wunderbaren Abenteuern erfüllt, und Gisela weiß die Sage sinnig zu deuten:

„Wohl fuhr mein Sohn durch einen finstern Berg,
Ein furchtbar Schicksal rafft' ihn durch die Luft,
Die Nägel seines Schiffes lösten sich,
Die ungetreuen, daß es scheiterte,
Und auf den Scheitern treibt er noch umher."

Mangold erhält von Kunrad sofort den Auftrag, den Aufstand in Schwaben mit Kriegsmacht zu unterdrücken und zwar so schnell als möglich, da im Rücken die Ungarn drängen und die Empörer ihren Angriff zu nutzen hoffen. So zieht sich das Verderben über Ernst zusammen. Gisela aber betrachtet sich Mangold's Schwert, das nun gegen ihren Sohn gezückt werden soll, und erfleht in tiefstem Seelenschmerz von der Gottesmutter Rettung für ihn. Durch ihre Betrübniß zu mildem Erbarmen gestimmt, ruft sie einen sich zeigenden Pilger herbei, und so naht ihr Graf Adalbert von Falkenstein. Seine Erscheinung ist im Vorhergehenden nicht recht motivirt, wird aber für den weiteren Verlauf und den inneren Zusammenhang des Drama's bedeutungsvoll. Er ist nämlich der Mörder von Gisela's erstem Manne, Ernst's Vater. Auf der Jagd hat er ihn aus Neid erschossen und von dem Sterbenden noch den Auftrag erhalten, der

Gattin seinen letzten Willen zu überbringen, daß sie ihr Wittwenthum bewahren solle. Das hat Adalbert zwar ausgerichtet, aber er hat keinen Frieden gefunden; nun meint er, der Gemordete lasse ihm so lange keine Ruhe, als vergessen bleibe, was er sterbend befahl. Das hat ihn an den Hof geführt. Somit sehen wir, daß Gisela eine Schuld auf sich geladen hat. Der Verstorbene hat zu seinem Wunsche triftige Gründe gehabt; die unseligen Früchte ihrer zweiten Ehe sind ja inzwischen herangereift. Dies hält ihr nun Adalbert vor, ja er verlangt von ihr, sie solle noch jetzt diesem Ehebund entsagen. Aber das ist zu viel. Sie ist sich bewußt, ihre Schuld durch milde Thaten aller Art tausendfältig gebüßt zu haben, und mit edelster Beredtsamkeit weist sie darauf hin, wie sie als Vermittlerin, Fürbitterin an der Seite des Kaisers Segen zu schaffen wisse. So entkräftet sie seine Vorwürfe, und dann reichen wenige Worte von ihr aus, ihm anzudeuten, wie er den Fluch, der ihn verfolge, sühnen könne. Kaum hat sie ihn verlassen, da ist sein Entschluß reif, durch Wohlthaten an dem unglücklichen Sohne den Mord des Vaters zu versöhnen, und so ist denn dem Geächteten ein neuer Bundesgenoß geworden. Alles drängt nun dem entscheidenden Kampfe zu.

4. Der vierte Act spielt im Schwarzwalde. Am Fuße der Burg Falkenstein schläft Ernst in des Freundes Arm. Da tritt Adalbert hinzu und eröffnet dem Obdachlosen seine Burg. Obwohl widerstrebend, nimmt Ernst seine Zuflucht zum Mörder des eigenen Vaters. Alsbald kommt von anderer Seite neue Hülfe. Die Krieger, welche Ernst's Bruder Hermann, statt seiner Herzog von Schwaben, in Kunrads Auftrag nach Italien geführt, suchen den rechtmäßigen Herzog auf. Denn Hermann ist nach glänzender Kriegsthat an einer Seuche gestorben und hat sie nun gesandt, dem unglücklichen Bruder das Banner zu überbringen, das er nur für ihn genommen, bewahrt und mit Ruhm bekränzt habe. Sie bitten um schnellen Kampf, da auch in ihnen vielleicht der Keim der Pest schläft. Ernst erhält dadurch nicht nur Verstärkung; auch sein gutes Recht bekommt eine neue Stütze. Aber düster und unglückverheißend ist diese Hülfe, er spricht:

„O herrlich tret' ich in mein Herzogthum!
Des Vaters Mörder öffnet mir das Thor,
Des Bruders Leichenzug ist mein Gefolg.
Komm, Adalbert, mich schrecket nicht der Mord,
Ich scheue nicht die Pest!

Die zweite Scene führt uns in Mangolds Lager. Er hat Ernst bereits eingeschlossen, und der klug vorschauende

Warmann berechnet schon, daß nun nach Hermanns Tode seinem Neffen die Herzogswürde zufallen müsse. Da wird ein fremder Kriegsmann gemeldet, und mitten im feindlichen Lager erscheint Werner. Mit höchster Kühnheit hat er sich hierher gewagt, um in dem abtrünnigen Mangold, seinem Verwandten, das schlummernde Gewissen zu wecken. Feurig und schlagend hält er ihm vor, wie er die Pflicht der Treue gegen seinen Herzog verrathen und die stolze Unabhängigkeit seines früheren Lebens jetzt mit dem Herrendienste vertauscht habe. Diese Scene gehört zu den lebendigsten und wirksamsten des Stückes. Die Worte des Geächteten treffen den Andern so, daß er, der Mächtige, nicht mehr zu antworten vermag und schamgeröthet Jenem nicht ins Angesicht zu sehen wagt. Immer dringender ruft ihm Werner zu:

wenn du nicht den Feinden Ernst's
Mit Leib und Seele schon verfangen bist,
Wenn dir zur Ehre noch die Rückkehr blieb,
So tritt zurück, aufrichtig, ohne Scheu!
Die Lehn, die dich verpflichten, gieb sie heim!
Die eitle Gnadenkette, wirf sie ab!
— — — — — —
Der Dienst der Freiheit ist ein strenger Dienst,
Er trägt nicht Gold, er trägt nicht Fürstengunst,
Er bringt Verbannung, Hunger, Schmach und Tod;
Und doch ist dieser Dienst der höchste Dienst,
Ihm haben unsre Väter sich geweiht,
Ihm hab' auch ich mein Leben angelobt,
Er hat mich viel gemühet, nie gereut.
Für diesen Dienst, Graf Mangold, werb' ich dich.

Aber es ist zu spät; Mangold kann nicht mehr zurück. Werner verläßt ihn, nachdem er noch einer Pflicht genügt hat, mit den Worten:

wenn dem Aar
Der Seinen Eines aus den Lüften fällt,
So schießt er nieder und vertilgt's. Wenn du
Mir in der Schlacht begegnest, sieh dich vor!

Mit frischem Aufschwung endet dieser Act. Ernst und der schnell zurückgeeilte Werner feuern ihre Schaaren zum entscheidenden Kampfe an, der nun in einem Ausfall gewagt werden soll. Der greise Adalbert führt dem Herzog seinen einzigen Sohn als Kämpfer zu, bekleidet Ernst mit dem herzoglichen Mantel seines Vaters, der seit jenem Mordtage noch auf der Burg bewahrt ist, und mit muthigem Zurufe begrüßen ihn die Krieger als ihren Herzog.

5. Von schneller, spannender Handlung ist der **fünfte Act.** Die Darstellung von Kampfesscenen ist dem Dichter überhaupt besonders geglückt. Auch in Ludwig dem Baier zeichnet sich der dritte Act (die Schlacht von Ampfing) durch Lebendigkeit aus. **Mangold** vermag nichts auszurichten, so lange die Feinde sich in dem engen Felsenthale halten. Und doch ist schon der Kaiser angekommen, um die Entscheidung zu beschleunigen, weil ihn im Osten die Ungarn drängen und im Westen Odo nach der italienischen Krone greift. Da kommt die erwünschte Nachricht von dem Ausfall der Eingeschlossenen. Wüthend dringen Ernst's Krieger vor. Mangold zieht sich zurück, um sie an geeigneter Stelle sicher zu vernichten. In kühner Begeisterung weiht sich Jeder zu Sieg oder Tod. Ernst gedenkt seiner **Edelgard**:

„O Edelgard, geliebte Gottesbraut,
Aus deinen Schleiern blick' auf mich herab,
Dein ernstes Bild begeistre mich zum Tod!"

Werner ruft:

„Allmächt'ger Gott des Friedens und des Zornes!
Der du den Bach anschwellen kannst zum Meer,
Die stille Luft erregen zum Orkan:
Laß jetzt auch unsre, dieser Männer, Kraft
So riesenhaft anwachsen und erschwellen,
Daß uns das Ungeheure möglich sei! —
Hinein! — Für Herzog Ernst!

Dann stürmen sie fort, dem Feinde entgegen. **Adalbert** bleibt auf der Warte zurück und erschaut von da aus den weitern Verlauf des Kampfes. Mit ungeheurer Gewalt durchbricht Ernst mit seinen Treuen das erste Glied. Das zweite tritt vor. Wie ein Todesengel ragt Werner voraus Allen, „sein blitzend Schwert fährt aus den Wolken; nicht den einzelnen Mann schlägt er, er schlägt die ganze Schaar." **Mangold** wird verwundet. Er rafft sich wieder auf und führt das dritte Glied heran. Kurze Rast stärkt Ernst's stark geschmolzene Schaaren zu neuem Andrang. Werner steht vor seinem Trupp,

„Wie mit gespreizten Fittigen der Aar
Die Brut umschirmt, wenn über seinem Haupt
Ein fremder Vogel kampfandrohend schwebt;"

da werden sie umzingelt, auf einen Knäul gerollt; Werner stemmt sich

„wie ein Mann,
Den eine Riesenschlang' umflochten hält."

Noch einmal brechen sie durch, aber Werner ist getroffen. Alsbald erscheint er, von Ernst geführt, und stirbt mit den Worten:

„Gelobt sei Gott, ich sterbe frei.
Ernst, rette dich.“ —

Mit ihm ist ein Theil von Ernst's eigenem Ich gestorben, und den Zurückbleibenden fesselt nun kein Band mehr an das Leben; bei der Leiche seines Freundes bleibt er wie festgewurzelt und erwartet den Tod. Nun zieht sich der Kampf auf die Bühne. Mangold ruft den Uebriggebliebenen zu, sich zu ergeben; jetzt könne der Kaiser auch Ernst verzeihen, da Werner todt sei. Aber nun ist es zu spät. Ernst erwiedert:

„Nein, wenn der Letzte fällt, ich fechte fort.
War ich sonst träge, jetzt bin ich ein Held.
Hier muß ich sterben, bei den Todten hier.
Hier haft' ich, hier ist meines Lebens Ziel,
Hier ist der Markstein meiner Tage, hier
Ist meine Heimath, hier mein Haus und Hof,
Mein Erbgut, meine Blutsverwandtschaft, hier
Mein Wappenschild und hier mein Herzogthum.“

Er wirft Schild und Herzogsmantel auf den todten Freund und erneuert den Kampf. Mangold fällt, bald auch Ernst. Nachdem die Leichen entfernt sind, erscheint Kunrad mit Gisela. Die Ueberlebenden berichten das Geschehene. Als Gisela nach Ernst fragt, erwiedert ihr Adalbert:

„Er schläft in Freundesarm.“

— — — —

„Er starb den Heldentod, den Freundestod,
Der Werner starb für ihn, für Werner er.
Er wich von seines Freundes Leiche nicht,
Bis er als Leiche selbst darniedersank.“

Unmittelbar darauf überbringt Graf Hugo dem König das Haupt Odo's, ein Geschenk des Herzogs von Lothringen. So feiert Kunrad einen völligen Triumph. Aber es ist ein schwerer, sauer errungener Sieg, und indem Kunrad dies selbst anerkennen muß, fehlt dem Schluß des Trauerspiels die versöhnende Gerechtigkeit nicht. Diese spricht sich auch in Gisela's Worten aus:

„Das also, dieser Reif und dieser Stab.
(die eben überbrachten Reichskleinodien)
Das sind die hohen Dinge, derenthalb
So edles Leben hingeblutet ist!

O Kaiser, staunen wird die Folgezeit,
Wenn sie vernimmt vom Aufschwung deiner Macht,
Von deines Herrscherarmes Festigkeit;
Doch rühren wird es spät noch manches Herz,
Wenn man die Kunde singet oder sagt
Von Herzog Ernst und Werner, seinem Freund,
Von ihrer Treue, die der Tod bewährt."

3. Die Personen des Drama's.

Die Personen des Drama's sind sämmtlich sehr bestimmt gezeichnet, selbst diejenigen, welche nur vorübergehend auftreten, und alle tragen den Charakter ihrer Zeit.

1. Ernst, der Held des Stückes, Sohn Herzogs Ernst I. von Schwaben, war nach dem Tode seines Vaters durch Kaiser Heinrich II. noch ganz unmündig zum Herzog von Schwaben ernannt worden. Seine Mutter Gisela und sein Oheim Poppo, der 1016 Erzbischof von Trier wurde, verwalteten sein Herzogthum vormundschaftlich. Kaiser Konrad, Ernst's Stiefvater, der darauf bedacht war, die kaiserliche Macht zu erweitern, suchte ihn um sein Herzogthum zu bringen. Diesem ungerechten Verfahren trat Ernst mit gewaffneter Hand entgegen, erlag aber der kaiserlichen Gewalt. Für seine offene Auflehnung verdient er keinen Tadel; denn er war rechtmäßiger Erbe des Herzogthums. Seine dreijährige Einkerkerung war daher ebenso widerrechtlich, als die Forderung, eidlich seinem Freunde Werner zu entsagen, unbillig.

Der Dichter führt Ernst erst ein, nachdem er eben das Gefängniß verlassen hat. Er ist eine gebrochene Gestalt und nun bereit, sich dem Mächtigeren zu fügen. Als der Kaiser aber beschworen haben will, daß er den geächteten Grafen Werner nie in den Grenzen seines Herzogthums dulden, vielmehr ihn im Betretungsfalle zur Haft bringen wolle, da entsagt er dem zeitlichen Glücke, um dem Freunde das Kleinod der Treue zu bewahren.

Die Luft des Kerkers, die ich lang gehaucht,
Hat abgespannt die Sehnen meiner Kraft.
Wohl bin ich mürbe worden, doch nicht so
Bin ich herabgekommen, nicht so ganz
Zerbrochen und zernichtet, daß ich den
Verriethe, der mir einzig Treue hielt.

Diese Treue und Freundesliebe ist der Grundzug seines Herzens.

Die Treue sei des deutschen Volkes Ruhm,
So hört' ich sagen, und ich glaub' es fest.

Obwohl Werner die Ursache seiner Verbannung ist, so bleibt er ihm doch stets freundlich und macht ihm nie auch nur den leisesten Vorwurf. Als der letzte entscheidende Kampf losbricht, stürmt er hinab in die Feinde, und als der Freund für ihn gefallen, da kann Niemand ihn bewegen, sich zu retten; nun will auch er sterben.

Hier muß ich sterben, bei dem Todten hier.
Hier haft' ich, hier ist meines Lebens Ziel,
Hier ist der Markstein meiner Tage, hier
Ist meine Heimath, hier mein Haus und Hof,
Mein Erbgut, meine Blutsverwandtschaft, hier
Mein Wappenschild und hier mein Herzogthum.
Mit diesem Mann hab' ich mein Lebenlang
Geeifert und gewettet in der Treu,
Der Tod nur hat dem Wettkampf noch gefehlt:
Jetzt stürzt er in die Schlacht und stirbt für mich,
Nicht lass' ich ihm den Preis, sterb' ich für ihn,
Dann greifen beide nach dem Siegeskranz.

Ernst stirbt mit den Worten:

Die Welt hat uns verworfen,
Der Himmel nimmt uns auf. Mein Werner!

2. Werner, Graf von Kiburg, ist der Einzige, der Herzog Ernst treu blieb, als seine ganze Schaar von ihm abfiel und er in die Gefangenschaft geführt wurde.

In jener Noth, in jener tiefen Schmach
Blieb einzig nur Graf Werner mir getreu,
Der meiner Jugend Freund und Führer war.

Er ist ein wilder Kriegsmann, „die Fackel und das Heerhorn alles Streits", der die Freiheit über Alles liebt.

Der Dienst der Freiheit ist ein strenger Dienst,
Er trägt nicht Gold, er trägt nicht Fürstengunst,
Er bringt Verbannung, Hunger, Schmach und Tod;
Und doch ist dieser Dienst der höchste Dienst,
Ihm haben unsre Väter sich geweiht,
Ihm hab' auch ich mein Leben angelobt,
Er hat mich viel gemühet, nie gereut.

Aber er erkennt die Größe seines Herzogs und beugt sich willig dem Seelenadel des Freundes, und das adelt ihn selbst und macht uns ihn werth. Den Handschuh, den der Kaiser bei der Achterklärung seines Sohnes zu Boden geschleudert, trägt er auf seinem Herzen; und mit dem letzten Schlag des Herzens endet die

Treue, die für des Herzogs Ehre einsteht. In seinem Schooße birgt er den müden Freund, an seiner Brust stählt er seinen Muth. Als Adalbert dem Herzog Ernst auch den Sohn zum Dienst darbringt, da bedauert Werner innig, daß er ihm nicht mehr bieten könne, ruft ihm aber begeistert zu:

In meines Lebens ungeschwächter Kraft,
Im Stolz der Freiheit, in des Herzens Gluth,
Im Klirren dieser Waffen, werf' ich mich
Dir in die Arme, dein bis in den Tod!

Und noch im Todeskampfe ist sein letzter Ruf: „Ich sterbe frei! Ernst, rette Dich!"

3. Gisela nimmt eine schwierige Stelle zwischen ihrem Gemahl und ihrem Sohne Ernst ein, den sie liebt wie ihr eigen Leben. Aber sie behauptet sich mit Würde darin. Der Kaiser schätzt sie hoch und nennt sie „die weiseste der deutschen Frauen", die schon oft Vermittlerin von Zwiespalt war, der unversöhnlich schien. Wo ihr Noth bekannt wird, da tritt sie helfend ein. Darum darf sie auch dem in unfruchtbarer Selbstquälerei umherschleichenden Adalbert ohne Erröthen entgegnen:

Es segnet mich mein Haus, es segnet mich
Das Volk, soweit man deutsche Zunge spricht.
Der Andacht bau' ich hohe Tempel auf,
Der Krankheit weih' ich Pflegehäuser ein,
Der Armuth spend' ich meiner Kammer Schatz,
Allwärts entblühet Segen meiner Spur:
Und thront der Kaiser mit dem Schwert des Rechts,
So thron' ich mit der Gnade Palmenzweig;
Vermittlerin bin ich, Fürbitterin,
Wie meinen Kindern, so dem ganzen Volk.

Dennoch tritt Gisela nicht als Kaiserin in der Dichtung auf, sondern vorzugsweise als Mutter, als duldende Mutter. Sie leidet durch die Kälte, mit der ihr Gemahl ihren geliebten Sohn verfolgt, durch all das Unglück, was diesen trifft; aber sie verliert den Muth nicht. Und als ihr Gemahl ihr durch Erinnerung an ihren Eid die Bitte für den unglücklichen Sohn abschneidet, da wendet sie sich in ihrer Seelenangst an die, welche den Mutterschmerz einst in seiner ganzen Tiefe empfunden.

O gnadenreiche Mutter, der ein Schwert
Durch's Herz gegangen, als du thränenvoll
Aufblicktest zu dem Kreuze deines Sohns:
Dich fleh' ich an, gestatte du es nicht,
Daß dieser kalte Mordstrahl meinem Kind
Die Brust durchbohre, und die meine mit!

Gisela ist eine edle, gewinnende Gestalt, eine treffliche Schöpfung des Dichters, würdig ihres edlen Sohnes und seines treuen Freundes.

Um diese drei Personen dreht sich Alles in der Dichtung.

4. Konrad zeigt sich vor Allem als Herrscher, der keinen Widerspruch duldet, dessen Streben auf Befestigung seines Thrones, auf Erblichkeit desselben gerichtet ist. Letzteres giebt er deutlich zu erkennen, als er zu seinem Sohne Heinrich sagt:

Erbe sollst du heißen
Des Thrones, der vor allen herrlich steht.

Aeußerlich bewahrt er die Gerechtigkeit. Als Ernst den Eid verweigert, wird er heftig. Sonst ist er aber voll Liebe und Rücksicht und auch gegen den geächteten Stiefsohn nicht ohne Theilnahme, beim Anblick seiner Leiche selbst bewegt. Es scheint, als habe er sich zu Zeiten selbst Vorwürfe über sein Streben nach Machtvergrößerung gemacht.

O Knabe, wüßtest du, wie sauer mir
Die Frucht geworden, die du spielend pflückst!

Sein Wesen und Wirken wird mehr durch das geschildert, was Andre von ihm sagen, als durch seine eignen Worte.

5. Adalbert von Falkenstein hat sich aus leidenschaftlicher Jagdlust mit einem Morde belastet. Fünfzehn Jahre lang hat er in Gebet und Bußübungen und Wallfahrten umsonst Ruhe gesucht für das geängstete Herz; da klammert er sich in thörichtem und frevelhaftem Wahn an den Gedanken, die Schuld seines Unglücks liege an Gisela, weil sie durch ihre Wiederverheirathung den Wunsch ihres sterbenden Gemahls unbeachtet gelassen. Seine Worte an Gisela sind kränkend, haben aber nicht nur zur Folge, daß Gisela Gelegenheit erhält, sich glänzend zu rechtfertigen, sondern daß er zur Erkenntniß seines verkehrten Thuns kommt und den Entschluß faßt, sein Vergehen durch Thaten für Herzog Ernst zu sühnen. Von nun an benimmt er sich durchaus ehrenwerth.

6. Mangold von Veringen, Graf in Schwaben, war auf den Rath des schlauen Priesters Warmann von Herzog Ernst abgefallen und zum Kaiser übergegangen, um durch ihn empor zu steigen. Er wurde dazu aber ebenso sehr von seinem schlauen Oheim getrieben, als von seinem Ehrgeiz. Sonst ist er kein unlauterer Charakter. Ernst's jammervoller Anblick beim Krönungsfeste, sein vorwurfsvoller Blick treffen den bessern Menschen schwer in ihm; aber der jähe Wechsel der Geschicke reißt ihn fort auf der unredlichen Bahn. Auch Werner tritt noch einmal ernst mahnend an

ihn heran und fordert ihn zur Umkehr auf; aber es ist zu spät; der Kampf bricht los; seinem Herzog den Tod gebend, stirbt er selbst von dessen Hand, unbeklagt ein Opfer der Ehrsucht.

7. Odo, Graf von Champagne, ist herrschsüchtig und bringt dieser Leidenschaft Alles zum Opfer. Kein Vertrag, kein Eid hält ihn vom Kampf um Burgund zurück. Mit dem wieder eingesetzten Herzog Ernst hofft er Burgund dem Kaiser zu entreißen, und glühender Haß ergreift ihn, als Ernst, um einem elenden Vasallen Treue zu halten, sein Herzogthum verscherzt. Sein maßloser Ehrgeiz, der jede Vermittlung zurückstößt, zeigt sich Hugo gegenüber, sein gemeiner Egoismus, der keiner edlen Herzensregung fähig ist, giebt sich in dem Gespräch mit Ernst kund. Obwohl Odo nur einmal auftritt, so hat ihn der Dichter doch meisterhaft charakterisirt.

8. Hugo von Egisheim, Graf im Elsaß, ist ein würdiger Greis. Er steht dem Kaiser treu zur Seite und bemüht sich, schlimme Verhältnisse möglichst zu vermitteln, tritt daher mehrfach handelnd ein. Den eigenen Kummer trägt er mit Fassung. Durch seine Einführung hat sich der Dichter die zartsinnige Schilderung der Liebe Ernst's ermöglicht.

9. Ein schönes Bild ist auch der Hauptmann Warin. Den Auftrag des sterbenden Hermann richtet er in der Stunde der höchsten Gefahr treu aus. Den Todeskeim im Busen, lebt er wieder auf, als der Herzog ihn und die Seinigen annimmt. Den Trauerflor reißt er von der Fahne ab und geht muthig zum Kampfe; unverletzt das Banner bewahrend im heißesten Kampfe, pflanzt er, „ein treuer Fähnrich", es sterbend vor dem Zelte auf, in dem die todten Freunde Arm in Arm schlummern. Auch hier ist es dem Dichter gelungen, einen schönen Charakter mit wenigen Strichen zu zeichnen.

10. Warmann, Bischof von Konstanz, zeigt große Schlauheit in weltlichen Dingen. Um seinen Vetter Mangold zu heben und endlich auf den Herzogsthron zu bringen, gestattet er sich auch die Anwendung von Mitteln, die einem Geistlichen nicht ziemen. Als er Ernst als berufener Diener der Kirche „mütterlich" warnt, schürt er nur den Zorn des Kaisers und der Reichsversammlung. Daher ruft Gisela ihm zu: „Warnt eine Mutter so?" Der von ihm im Namen der Kirche ausgesprochene Bannfluch ist das Schrecklichste, was man hören kann.

Der Dichter hat Warmann die Rolle zuertheilt, welche viele höhere Geistliche jener Zeit wirklich spielten.

4. Idee und Beschaffenheit des Drama's.

Wahl und Behandlung des Stoffes lassen erkennen, daß der Dichter es darauf abgesehen hat, in seinem Drama Zweierlei darzulegen:

1. „Das Streben des aufblühenden salischen Kaiserhauses nach erblicher unumschränkter Gewalt, dem sich in den Herzögen die Liebe zur eignen Unabhängigkeit entgegenstemmt, gestützt auf den Ursprung des Kaiserthums aus der freien Wahl des Volkes;“

2. „Die Macht der Freundestreue als Zeichen jener Zeit und einer Eigenthümlichkeit unseres Volkslebens.“

Die Ausführlichkeit, mit der der Dichter die Wahl Kunrad's zum deutschen Kaiser behandelt, läßt die Annahme als gerechtfertigt erscheinen, daß er ein solches Verhältniß auch noch in unserer Zeit als ersprießlich zur Herstellung der Einheit Deutschlands erachtet, wie derselbe ja auch im Jahr 1848, als man den König von Preußen in Frankfurt zum deutschen Kaiser wählte, an den Tag gelegt hat.

Die Freundestreue anzuempfehlen, bedarf keiner Rechtfertigung; sie hat alle Zeit für etwas Großes, Nachahmungswürdiges gegolten. Der Conflict, in den die Freundestreue mit der Unterthanenpflicht geräth, macht die Niederlage der Gegner des nach „erblicher, unumschränkter Gewalt“ strebenden Kaisers zu einer tragischen. Im Nibelungenliede ist das Verhältniß in Bezug auf Rüdiger von Bechlarn ein umgekehrtes: die Mannentreue, als die ältere, behält vor der neuern Freundestreue das Recht. Vergl. Theil I, S. 65.

Wie alle Dichtungen Uhland's, so zeichnen sich auch seine dramatischen (außer Ernst von Schwaben haben wir noch von ihm: „Ludwig der Baier“, Schauspiel in fünf Aufzügen) durch große Einfachheit aus, daher sie auch nur durch edle, würdige Darstellung wirken können. Feurige Leidenschaftlichkeit liegt der dramatischen Muse Uhland's fern; ebenso geht dem Dichter die plastische, schlagende Ausprägung der Individualitäten ab, wie wir sie in Hinsicht auf Shakespeare im modernen Drama wünschen. Aber dafür ist Alles von wohlthätigster Wärme der Empfindung durchhaucht, aus jedem Verse klingt uns der volle Ton biederer Treuherzigkeit entgegen, und seinen Gestalten fehlt doch auch feste Bestimmtheit keineswegs. Die Mehrzahl unserer Literarhistoriker vermißt in Uhland's Dramen das eigentlich dramatische Leben, die Handlung, Vilmar die Individualisirung der untergeordneten Charaktere. Für Ludwig den Baier mögen diese Urtheile nicht ganz unbegründet sein, für Ernst von Schwaben aber wohl schwerlich. Wahrscheinlich ist es, daß Uhland's

Dramen darum weniger Beachtung gefunden haben, als sie verdienen, weil dem Volke die Gestalten unserer Geschichte zu fern stehen, seine eigene Vergangenheit ihm fast aus der Erinnerung verschwunden ist. „Die Deutschen haben keinen historischen Sinn und werden ihn am wenigsten durch ihre eigene Geschichte zu stählen lernen.“ (K. Gutzkow, Beiträge zur Geschichte der neueren Literatur.)

Leben und Charakteristik Uhland's.

I.

Ludwig Uhland wurde am 26. April 1787 zu Tübingen geboren. Sein Vater war Universitätssecretär. Frühzeitig übergab er den Sohn der dortigen lateinischen Schule, deren Unterricht geeignet war, auch seine dichterischen Anlagen zu wecken. Der Rector Kauffmann übte nämlich, wie es damals Sitte war, seine Schüler nicht bloß in der lateinischen Verskunst, sondern pflegte ihnen auch frei zu stellen, in welcher Sprache, lateinisch, griechisch oder deutsch, und in welcher Form sie ihre Aufgaben lösen wollten. In diesen Uebungen war Uhland so unermüdlich, daß er mehr „Geversel“ lieferte, als sein Lehrer corrigiren mochte. Er wurde aber durch diesen Fleiß der Liebling seines Lehrers. Ebenso entschiedenes Talent zeigte Uhland zum Zeichnen, so daß seine Jugend sich zwischen Poesie und Malerei theilte. Seine ganze geistige Entwickelung erfolgte rasch; er konnte daher schon im 15. Jahre (1802) zur Universität entlassen werden. Am liebsten würde er Philologie studirt haben; um aber ein eben erledigtes bedeutendes Stipendium zu erlangen, entschied er sich für die Rechtswissenschaften. Doch ließ er die Sprachkunde nie aus dem Auge. Schon auf der Universität wurde er mit mehreren mittelalterlichen deutschen Dichtungen bekannt und gewann Vorliebe für dieselben. Einige Strophen, die einst aus dem Nibelungenliede vorgelesen wurden, ergriffen ihn so, daß er sich sofort ernstlich und eingehend mit diesem Epos beschäftigte. Auch der eigenen Production überließ er sich fleißig; ein Theil seiner allgemein beliebten Lieder stammt aus seiner Universitätszeit. 1805 trieb er die Jurisprudenz ernstlich. Dem eigentlichen Studentenleben blieb er fern, war jedoch gern im Kreise gleichstrebender Freunde, von denen wir nur Karl Mayer und Justinus Kerner nennen. Studirende aller Facultäten, welche ein inniges Interesse für Literatur und Poesie mit einander verband, kamen wöchentlich zusammen, theilten sich gegenseitig eigene Arbeiten mit und unterhielten sich lebhaft über Wis-

senschaft und Poesie, wobei Uhland's Urtheil stets um so höher gehalten wurde, als es knapp und bestimmt gefaßt immer den Kern der Sache traf. Das Erscheinen der Sammlung von Volksliedern, welche Achim von Arnim und Clemens Brentano unter dem Titel Des Knaben Wunderhorn herausgaben, wurde von diesem Kreise, namentlich von Uhland freudig begrüßt. Als Cotta 1806 das Morgenblatt gründete und die Redaction dem Satiriker Chr. Fr. Weißer, dessen schon oben gedacht wurde, in der Absicht übergab, die Romantik zu vernichten, da gründeten auch die Freunde ein Sonntagsblatt, das jedoch nicht gedruckt, sondern nur geschrieben wurde. Kerner und Uhland lieferten Gedichte und Aufsätze dafür, Tritschler Compositionen, und K. Mayer zeichnete Carricaturen hinein. Uhland's Stellung zur Romantik ließ sich in dieser Thätigkeit schon deutlich erkennen. Im Gegentheil zu den echten Romantikern strebte er nach klarer, auf verstandesmäßigem Begreifen beruhender Einsicht und nach historischem Verständniß und erwartete Beides nur von ernsten wissenschaftlichen Forschungen. Darum blieb er auch unberührt von jenen beklagenswerthen Ueberspannungen im Glauben und in der Politik, wovon die Romantiker so bedauernswürdige Beispiele gegeben haben. Auch die Poesien dieser Romantiker entsprachen seinem Wesen nicht. Seitens der Dichter schrieb er Goethe den größten Einfluß auf sich zu. Auch Bürger wurde des volksmäßigen Tones wegen von ihm geschätzt. Gegen Schiller, dessen Poesie der Greis Uhland am Schillerfeste als eine große, weithallende Glocke pries, verhielt er sich mehr ablehnend, was hauptsächlich in dem philosophischen und rhetorischen Element der Schiller'schen Poesie seinen Grund hatte. Im Allgemeinen bedurfte Uhland der Anregungen von außen nicht sehr; er arbeitete sich vielmehr aus sich selbst heraus.

Im Jahre 1808 beendete Uhland seine juristischen Studien mit einem Examen, nach dem er das Zeugniß „vorzüglich gut" erhielt. Er suchte sich darauf als Advocat eine Praxis zu begründen, die ihm noch Muße zu poetischer Thätigkeit gewährte. Der Kreis seiner Universitätsfreunde fing an, sich zu verringern, und Uhland verlebte daher die nächsten Jahre ziemlich einsam. Da auch die juristische Beschäftigung ihn mehr, als er wünschte, in Anspruch nahm, so führte er einen schon früher gefaßten Plan aus: er unternahm im Mai 1810 eine Reise nach Paris. Hauptzweck dieser Reise war, sich mit dem französischen Recht und Gerichtsverfahren praktisch bekannt zu machen, da man erwarten durfte, unter dem Protector des Rheinbundes den Code Napoleon auch in Württemberg eingeführt zu sehen. Da der Zugang zu den französischen Gerichten nicht ganz leicht zu erlan-

gen war, von Uhland vielleicht auch nicht sehr ernstlich und dringend gesucht wurde, so wurde aus der Beschäftigung mit dem französischen Recht nicht allzuviel: desto gründlicher studirte er dafür die Schätze mittelalterlicher Volkspoesie, an denen die kaiserliche Bibliothek so reich ist. Dort war er täglich zu finden. War in den kalten Wintertagen die rechte Hand zum Schreiben untauglich geworden, so hielt er sie über ein Kohlenbecken und schrieb während dieser Zeit mit der linken weiter. Neidlos überließ er die so gefertigten Handschriften später Freunden zur Herausgabe. Im Februar 1811 kehrte er wieder nach Tübingen zurück. Auf der Rückreise besuchte er Kerner in Wildbad und verabredete mit ihm die Herausgabe des poetischen Almanachs für 1812, dem 1813 der deutsche Dichterwald folgte. In Tübingen trat Gustav Schwab, der dort Theologie studirte, in ein näheres Verhältniß zu ihm.

Um den Wünschen des Vaters nachzukommen, trat Uhland im December 1812 als Accessist in die Kanzlei des Justizministers von der Lühe unter der Zusicherung ein, nach Verlauf eines halben Jahres Gehalt oder ein mit Besoldung verbundenes Amt zu erhalten. Seine Aufgabe, die von den Richtercollegien gefällten Urtheile durch Berichte und Anträge an den König vorzubereiten, löste er vom Standpunkte des gerechten, freien Mannes aus trefflich, nicht aber immer von dem des Ministers. Er bekam deshalb weder Gehalt noch ein Amt mit Besoldung, was ihn bewog, diese aussichtslose Stellung im Sommer 1814 aufzugeben. Er blieb jedoch in Stuttgart und widmete sich der Advocatur. Seine Verhältnisse gestalteten sich angenehm, wozu der Umgang mit werthen Freunden wesentlich beitrug.

Nach langen vergeblichen Bemühungen gelang es ihm endlich auch, in Cotta einen Verleger seiner Gedichte zu bekommen. Die damaligen politischen Verhältnisse waren für die einfachen Dichtungen nicht sehr günstig; es folgte daher erst nach fünf Jahren eine zweite und nach weiteren sechs Jahren eine dritte Auflage; dann ging es rascher, und von der fünften Auflage (1831) an erschienen fast jährlich neue Auflagen; gegenwärtig liegt bereits die 46. vor. Zu dieser außerordentlichen Verbreitung hat sicher auch der Umstand mit beigetragen, daß ein namhafter Componist, Conrad Kreuzer, zu vielen Gedichten liebliche Melodien schuf. Uhland's Wanderlieder waren in den zwanziger Jahren in allen musikalischen Familien zu finden, und eben so gehören die vierstimmigen Lieder zu den beliebtesten der Männergesangvereine.

Um auch auf der Bühne den Preis dichterischer Kraft und Wirkung zu erringen, unternahm Uhland auch dramatische Arbeiten. Im Jahre 1817 wurde Ernst von Schwaben voll-

endet, im folgenden Ludwig der Bayer. So viel Schönheiten diese Dichtungen auch besitzen, so fehlt ihnen doch das dramatische Leben, welches solche Arbeiten zu Lieblingen der Bühne macht. Die Gestalten haben alle etwas Geknicktes. Bezeichnend für Uhland's Mannhaftigkeit, für seinen trefflichen Charakter ist es, daß in beiden die Treue das Grundmotiv ist, aus denen die Dichtungen entwickelt werden.

Im Jahre 1820 verheirathete sich Uhland mit Emilie Vischer aus Calw und erhielt in ihr eine Frau, die ihm nicht bloß mit inniger Liebe ergeben war, sondern sich auch durch Geist und Charakter sehr vortheilhaft auszeichnete. Ihre Mutter war die hochgeschätzte Emilie Pistorius, zu deren Erinnerung Rückert im Jahre 1816 seine elfte Sonette, „Rosen auf das Grab einer edelen Frau" gedichtet hat.

Ueber ein Jahrzehnt lang ist Uhland als württembergischer Abgeordneter thätig gewesen. Er gehörte zu den freisinnigsten Patrioten, die wirklich nur das Wohl des Vaterlandes im Auge hatten. Daraus erklärt es sich, daß er auch auf politischem Gebiete sich die allgemeinste Anerkennung aller wahren Vaterlandsfreunde erworben hat.

Im Jahre 1827 trug der Senat der Universität Tübingen einstimmig darauf an, die schon 1818 gegründete, aber nie besetzte Professur der deutschen Literatur Uhland zu übertragen. Die Regierung nahm Anstand, den freisinnigen, unabhängigen, ihr oft unbequem gewordenen Abgeordneten auf diese Weise auszuzeichnen, gab jedoch dem wiederholten Andrängen nach und ernannte ihn im December 1829 zum außerordentlichen Professor und Mitglied der philosophischen Facultät.

Im Jahre 1833 wurde Uhland abermals zum Abgeordneten der Hauptstadt Stuttgart gewählt. Als er sich den vorschriftsmäßigen Urlaub dazu erbat, wurde er ihm verweigert, weil „er für die Universität unentbehrlich sei." Das bestimmte Uhland, um seine Entlassung aus dem Amte nachzusuchen, und sie wurde ihm sogleich mit dem von allerhöchster Stelle anbefohlenen Zusatz „sehr gern" gewährt. Er hat bis 1838 als Abgeordneter gewirkt und manches Gute in dieser Zeit schaffen helfen. 1839 lehnte er die abermals auf ihn gefallene Wahl ab und widmete sich wissenschaftlichen Arbeiten. Von dieser Zeit an unternahm er in Begleitung seiner Frau öfters Reisen in Deutschland, die meistens die Durchforschung von Bibliotheken zum Zweck hatten.

Nach dem Jahre 1835 hat Uhland nur noch wenige Lieder gedichtet. Auf die Frage eines jungen Mannes, warum er seine Muse gar so lange ruhen lasse, erwiederte er lachend, daß nicht er die Muse, sondern die Muse ihn in Ruhe lasse.

Das Jahr 1848 rief ihn noch einmal in das öffentliche Leben zurück. Er wurde als Vertrauensmann nach Frankfurt gesandt und dann auch in das dortige Parlament berufen, das die Aufgabe hatte, eine Verfassung für Deutschland festzustellen.

Im November 1859 wohnte Uhland der Schillerfeier in Stuttgart bei und sprach sich in dem schon angedeuteten Sinne über Schiller's Poesie aus.

Im Februar 1862 war sein Freund Kerner gestorben. Der strengen Kälte ungeachtet, reiste er zum Begräbniß desselben. Hierbei zog er sich jedoch eine Erkältung zu, aus der sich eine Krankheit entwickelte, die langsam die Kräfte des Greises aufzehrte; er starb am 13. November 1862.

II.

Uhland's Poesien zeichnen sich, wie wir bereits gesehen, durch Einfachheit, Reinheit des Inhalts und der Form, Kraft und edle Gesinnung aus und entsprechen dadurch in erfreulicher Weise seiner einfachen, anspruchslosen, treuherzigen, biedern Persönlichkeit. Anregung zu seinen Dichtungen gaben ihm vorzugsweise die mit seltener Klarheit von ihm angeschaute und aufgefaßte heimische Natur, die Vorzeit mit ihren kräftigen Gestalten und ihren Dichtungen und die Zustände des engeren Vaterlandes (Württemberg) und Deutschlands. Seiner Anschauungsweise der Natur und seiner innigen Theilnahme an menschlichen Zuständen verdanken wir seine trefflichen Lieder, namentlich auch die patriotischen, seiner Liebe zum Mittelalter die epischen und dramatischen Dichtungen. Eigenthümlich ist ihm, daß er sich allezeit so tief in den Gegenstand seiner Poesie zu versenken weiß, daß seine Subjectivität ganz zurücktritt, seine Gedichte sich ganz von seiner Persönlichkeit loslösen. Die ritterliche Sage der Vorzeit dient daher dem Dichter nicht, um seiner Sehnsucht nach jener Vergangenheit Worte zu leihen, oder als Gegenbild zu den prosaischen Zuständen der Gegenwart, sondern um eine naive und harmlose, durchaus objective Darstellung des jugendlichen, empfindungsreichen Lebens der Menschheit, insbesondere des würtembergischen Volksstammes, zu geben. In demselben Sinne sind seine Naturlieder frei von widerlicher Empfindsamkeit und mystischem Dunkel, womit so manche Dichter der Gegenwart die ihrigen verunzieren. Oft beschränkt sich der Dichter darauf, den Gegenstand seines Gedichts nur zu zeichnen, ja nur zu skizziren, und dennoch regt er dadurch zu tiefer Empfindung an. Man lese nur das:

Lob des Frühlings.

Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amselschlag,
Sommerregen, linde Luft!
Wenn ich solche Worte singe,
Braucht es da noch großer Dinge,
Dich zu preisen, Frühlingstag?

In dieser Objectivität liegt der hohe Reiz von Uhland's Dichtungen, ihre klare Verständlichkeit und eindringliche Wirksamkeit. Die Dichterkrone, die er sich hierdurch erworben hat, wird eine unvergängliche sein, die keine Macht der Erde im Stande ist, ihm jemals zu entreißen.

Uhland hat sich in den meisten Gattungen der Dichtkunst versucht, im Liede, in der Ballade, Romanze und Rhapsodie aber das Vorzüglichste geleistet. In letzterer Dichtungsart steht er, wie wir schon oben bemerkten, unübertroffen da. Es hat das seinen Grund ohne Zweifel in seiner episch-lyrischen Natur, die sich in allen seinen Dichtungen bemerklich macht.

Varnhagen lernte Uhland 1808 in Tübingen kennen. Ende November dieses Jahres schrieb er über ihn: „Von Uhland brachte mir Kerner ein ganzes Päckchen handschriftlicher Gedichte. Da tauchte mir wirklich die Seele in frische Dichterfluth! Seine Lieder sind Goethisch; das heißt aber nicht Goethe nachgeahmt, sondern in gleichem Werthe mit dessen Liedern: eben so wahr und rein, so frisch und süß! Uhland behilft sich nie mit Worten und Redensarten; nur das Gefühl spricht und die Anschauung, daher ist sein Ausdruck immer echt. Die Natur, die ihn umgiebt, die Vorzeit, deren Sage er verhallen hört, bezeichnen den Kreis seiner Dichtung; aber sein Geist ist doch aus unserer Zeit, sein Gemüth umfaßt die ganze Bildung derselben, und so ist er der Auffassung und Wirkung nach durchaus modern. Seine gedrungene Kürze macht mich bisweilen aufjauchzen. Vaterlands- und Freiheitsliebe durchströmen ihn, und auch dies macht mir ihn werth."

Chamisso, der Uhland in Paris kennen lernte, schreibt in sehr bezeichnender Weise (Gesammelte Schriften, Bd. V.) über ihn: „Während Viele gar vortreffliche Gedichte verfertigen von der Art, wie Alle sie machen und Keiner sie liest, schreibt dieser welche, wie Keiner sie macht und Jeder sie liest. Er selbst ist klein, unscheinbar, dickrindig und schier klotzig."

Große Verdienste hat sich Uhland auch als Literarhistoriker erworben, indem er sowohl über fremde Literatur, als namentlich auch über unsere altdeutsche treffliche Abhandlungen und

reichhaltige Mittheilungen geliefert hat, die von jedem Unbefangenen als höchst bedeutsam anerkannt werden. Ihm gebührt mehr als einem Andern die Ehre, die vaterländische Sage neu belebt zu haben.

Literatur.

A. Uhland's Schriften.

Ueber nordfranzösische Poesie in den Musen von Fouqué. Berlin, 1812.
Gedichte. Stuttgart, Cotta, 1815. 45. Aufl. 1863. 1 Thlr.
Vaterländische Gedichte. Tübingen, 1817. ¼ Thlr.
Dramatische Dichtungen. Heidelberg, 1846. 1 Thlr. 24 Sgr.
Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter, geschildert. Stuttgart, 1822. 20 Sgr.
Sagenforschungen. I. Der Mythos von Thor, nach nordischen Quellen. Stuttgart, 1836. 1⅓ Thlr.
Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder mit Abhandlungen und Anmerkungen. Erster Band: Liedersammlung in 5 Büchern. Erste und zweite Abtheilung. Stuttgart, 1844—45. 3 Thlr. 12½ Sgr.
Platt hat sämmtliche Gedichte Uhland's in's Englische übersetzt. Leipzig, 1848. 2¼ Thlr.
Gedichte und Dramen. Volksausgabe. Stuttgart, 1863. 1⅓ Thlr.

B. Schriften über Uhland.

G. Liebert, Ludwig Uhland. Eine Skizze. Hamburg, 1857 und 1862. 10 Sgr.
Fr. Notter, Ludwig Uhland. Sein Leben und seine Dichtungen. Mit zahlreichen ungedruckten Poesien aus dessen Nachlaß und einer Auswahl von Briefen. Mit Uhland's photographischem Bilde. Stuttgart, 1863. 2 Thlr.
O. Jahn, Ludwig Uhland. Vortrag, gehalten bei der Uhlandfeier in Bonn am 11. Febr. 1863. Mit literarischen Beilagen. Bonn, 1863. 1 Thlr.
Joh. Gihr, Uhland's Leben. Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk. Stuttgart, 1863. 1 Thlr.
Jul. Schwenke, Schiller und Uhland. Eine Dichter-Parallele. Wien, 1859. 8 Sgr.
K. Meyer, Ludwig Uhland. Gedenkblätter. gr. 4. Nebst Photographie. Tübingen, 1863. ½ Thlr. Prachtausgabe 21 Sgr.

W. Petsch, Ludwig Uhland. Eine Jubelschrift zum 26. April 1862. 3 Sgr.
R. Foß, Ludwig Uhland. Ein öffentlicher Vortrag. Berlin, 1863. 6 Sgr.
H. Weismann, Ludwig Uhland's dramatische Dichtungen. Für Schule und Haus erläutert. Frankfurt a. M., 1863. 1½ Thlr.
F. Pfeiffer, Ludwig Uhland. Ein Nachruf.
Unsere Zeit. Leipzig, 1863. Heft 74 enthält eine Biographie Uhland's.
R. H. Hiecke, Gesammelte Aufsätze zur deutschen Literatur. Herausgegeben von Dr. G. Wendt. Hamm, 1864. 1¼ Thlr.
Darin sind 15 Uhland'sche Gedichte erklärt.

LXXI. Justinus Kerner.

1. Der reichste Fürst.

(J. Kerner, Dichtungen. 3. Aufl. Stuttgart, 1841. I. 46. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl. Nr. 147.)

1. Historische Einleitung.

„Graf Eberhard im Bart, geboren 1445, trat als Knabe von 11 Jahren unter der Vormundschaft Kaiser Maximilian's die Regierung über Württemberg an. Er versprach anfangs nicht viel und soll seine Jugend sehr unordentlich zugebracht haben. Später ward er einer der trefflichsten Regenten, so daß in Württemberg das Sprüchwort galt: „Wäre unser Herrgott nicht, so wäre Niemand billiger als unser Graf." Gewöhnlich rechnet man die Umkehr seines Lebens von seiner Wiederkunft aus Palästina her, wohin er im Jahre 1468 gezogen war. Er beschützte auch Künste und Wissenschaften sehr und stiftete 1477 die Universität Tübingen. Der 24. Februar d. J. 1496 ist sein Todestag." (Götzinger.)

Auf dem Reichstage zu Worms, auf dem Eberhard durch Kaiser Maximilian zum Herzog von Württemberg erhoben wurde, soll bei Tische das Gespräch vorgekommen sein, was in unserm Gedichte erzählt wird.

Die Anekdote scheint in Kerner's Bearbeitung spätern schwäbischen Dichtern nicht genügt zu haben; denn andere haben dieselben wieder vorgenommen: Karl Grüneisen (Lieder: 1823)

und W. Zimmermann (Gedichte: 1832). Auch A. Grün hat diesen Stoff poetisch bearbeitet.

2. Inhaltsangabe.

Als einst im Kaisersaale zu Worms viele deutsche Fürsten beisammen saßen, fingen sie an, den Werth und die besondern Vorzüge ihrer Länder hervorzuheben. Der Fürst von Sachsen rühmte seine Silberbergwerke, der Kurfürst vom Rhein seinen Reichthum und Wein, der Kurfürst von Baiern die großen Städte und reichen Klöster seines Landes. In ähnlicher Weise machten es die übrigen Fürsten. Zuletzt kam das Wort auch an Eberhard. Fast sich schämend, gestand er, daß sein Land Nichts von diesen gerühmten Herrlichkeiten aufzuweisen habe, dagegen aber Unterthanen enthalte, die ihm in so großer Liebe ergeben wären, daß er jedem derselben sich unbedingt anvertrauen könne, wenn er ihm einsam im Walde begegne. Einstimmig erklärten hierauf die Fürsten Eberhard für den Reichsten von ihnen.

3. Grundgedanke.

Treue Unterthanenliebe ist das höchste Kleinod eines Herrschers.

4. Form des Gedichts.

Das Gedicht besteht aus 7 vierversigen Strophen. Jeder Vers ist aus vier Trochäen gebildet; der zweite und vierte Vers hat eine Senkung zu wenig. Diese Verse haben darum männliche Reime. Der erste und dritte Vers reimen sich nicht. Die Reime sind in allen Strophen ohne Tadel.

Wie das folgende Gedicht, so gehört auch dies zu den Romanzen.

2. Der Wanderer in der Sägemühle.

(J. Kerner, Dichtungen. 3. Aufl. Stuttgart, 1841. I. 364. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl. Nr. 190.)

Inhaltsangabe.

Ein Wanderer sah in angenehmer Ruhe der Thätigkeit einer Sägemühle zu und richtete seinen Blick vorzugsweise auf die blanke, eine Tanne zu Brettern schneidende Säge. In Betrachtung versunken, erschien ihm die Tanne wie lebend, und er glaubte

von ihr die Worte zu vernehmen, daß er zu rechter Zeit hier eingekehrt sei, indem nach kurzer Wanderung aus ihrem Holze für ihn ein Schrein zur langen Ruhe im Schooße der Erde bereitet werden würde. Dem Wanderer ward darüber schwer um's Herz.

Der Anblick der Tanne scheint unsern Dichter öfter in solche Stimmung versetzt zu haben. In dem Gedichte: „Preis der Tanne", läßt derselbe dem Weinstock nach Verkündigung seines Ruhmes erwiedern:

Eines doch ist mir beschieden:
Mehr zu laben, als dein Wein,
Lebensmüde; — welchen Frieden
Schließen meine Bretter ein!

Leben und Charakteristik Kerner's.

I.

Justinus Andreas Kerner ist den 18. September 1786 zu Ludwigsburg in Württemberg geboren, wo sein Vater Regierungsrath und Oberamtmann war. Seinen ersten Unterricht genoß der Knabe in der lateinischen Schule seines Geburtsortes und später im Kloster zu Maulbronn, wohin sein Vater 1795 versetzt wurde. Hier trieb der Knabe in der freien Natur, in den Kreuzgängen und Hallen des Klosters sein Wesen; hier dichtete er auf den alten Grabsteinen der Mönche seine ersten Verse und wünschte sich sehnlichst die Begegnung eines Mönchsgeistes in schwarzweißer Kutte, mit langem Barte. Aber er hat nie einen gesehen. Große Freude gewährten ihm die römischen Schriftsteller. Cäsar, Sallust 2c. wurden seine Lieblingsbücher, und als er an die Dichter kam, namentlich an Ovid's Verwandlungen, da erwachte auch in ihm die Poesie immer mehr, und er lieferte dem Lehrer häufig seine Uebersetzungen in gebundener Sprache. Dabei wurde nun auch Französisch und Italienisch geübt und Vieles von Metastasio, Petrarca u. A. in Verse übersetzt. Später zog ihn die deutsche Volkspoesie mehr an, als alles Klassische. Da die Natur ihn besonders anzog, so erhielt er auch Unterricht in der Botanik; doch konnte er den Namenbestimmungen und den oberflächlichen Betrachtungen behufs der Einregistrirung in das Linné'sche System keinen Geschmack abgewinnen; die Blumen, deren Namen er nicht kannte, waren ihm viel wunderbarer und lieber, als solche, denen er in Folge der Zergliederung und des Zählens der Staubgefäße einen Namen zu geben wußte. An den Insecten war ihm besonders die

Verwandlung merkwürdig; er beobachtete sie genau und kam dadurch zu der Annahme, daß der Mensch nach dem Tode ebenso in einen Mittelzustand versetzt werde, wie es zwischen der Raupe und dem Schmetterlinge einen solchen giebt, den Puppenstand. In den Stunden, die nicht für Erlernung der alten Sprachen bestimmt waren, las er mit großer Lust naturhistorische Schriften und Reisebeschreibungen.

Der Knabe wuchs so schnell, daß er davon kränklich wurde und eine so große Reizbarkeit der Magennerven bekam, daß er alle Speisen wieder erbrach, auch die zahlreichen Arzneien, die man ihm verordnete. Beim Besuch eines Wunderdoctors in Heilbronn kam Kerner auch mit dem Magnetiseur Dr. Gmelin zusammen. Dieser magnetisirte ihn. Nach seiner eignen Versicherung behielt Kerner hiernach sein ganzes Leben hindurch voraussagende Träume, die ihm zu wahrer Qual wurden. Seine bekannte Vorliebe für das Nachtleben der Natur, für Magnetismus und Somnambulismus läßt sich hieraus vielleicht auch ableiten.

Im Jahr 1799 starb Kerner's Vater, viel zu früh für die Familie und den unmündigen Sohn. Die Mutter kehrte nun mit ihren Kindern wieder nach Ludwigsburg zurück, und Justinus wurde bald darauf von seinem ältern Bruder Georg zu einem Tischler gebracht, der ihn täglich zwei Stunden außer der Schulzeit in seiner Kunst unterrichten sollte. Hier sägte und hobelte er fleißig und konnte bald die gröbsten Möbel allein verfertigen; namentlich hat er viele Särge gemacht, woran ihn in spätern Jahren die Leichen seiner Praxis noch oft erinnerten. Damals verfertigte er auch den Tisch, an dem er bis zu seinem Lebensende gespeist hat. Zu den Bildern, die er malte, machte er sich bei dem Tischler selbst die Rahmen. Sein Bruder Georg lehrte ihn auch das Spiel auf der Maultrommel oder Mundharmonika. Justinus übte sich fleißig auf der Maultrommel, die sein Lieblingsinstrument blieb. Er erzählt selbst: „Ich brachte es so weit, daß ich mein tiefes Innere, mein ganzes Gemüth, meinen Kummer, jeden leisen, ungebornen Seufzer in die Töne dieses Instrumentes legen und in ihnen ausdrücken konnte. Es klang bei mir nicht, wie die Weisen der Tyroler, nicht zitherartig, mehr wie die Töne einer Aeolsharfe, die vor allen den tiefen Schmerz, der in der Natur liegt, ausdrücken. So konnte ich, wie die Natur in die Saiten einer Aeolsharfe, in die Zunge dieses Instruments all' die Trauer meines Herzens legen."

Als Kerner durch den damals in Ludwigsburg als Prediger lebenden Dichter Conz confirmirt war, sollte er ein Handwerk lernen, weil die höhere Ausbildung seiner drei Brüder schon zu viel gekostet hatte und die Mutter wegen ihres kleiner gewor-

denen Vermögens sich sehr einschränken mußte. Der Amtsschreiber Heuglin wollte einen Conditor aus ihm machen, weil er zeichnen, malen und Reime dichten könne. Kerner wandte sich voll Jammer in einem Briefe an seinen väterlichen Freund Conz — der inzwischen als Professor der Aesthetik nach Tübingen gekommen war — und dieser schrieb: „Nein, Conditor sollen Sie mir nicht werden." Auf den weitern Vorschlag, die Kaufmannschaft zu erlernen, ging Kerner endlich ein. Er kam 1802 in das Comtoir der herzoglichen Tuchfabrik zu Ludwigsburg, welche in einer Ummauerung mit dem Irren-, Zucht- und Waisenhause war. Hier mußte er im ersten Jahre vom Morgen bis tief in die Nacht auf der Tuchleiter sitzen, Säcke von farbiger Glanzleinwand zuschneiden und die Tuchballen hinein nähen. Während die Hände mechanisch fortarbeiteten, dichtete der Kopf Poesien aller Art, die dann mit Bleistift auf die unter Tücher versteckten Blätter geschrieben und in den Freistunden in's Reine gebracht wurden. Ein Lehrer des Waisenhauses, an den Kerner sich in dieser „geistigen Gefangenschaft", wie er selbst seinen Aufenthalt hier bezeichnet, anschloß, setzte manche dieser so entstandenen Lieder in Musik, was dem Dichter natürlich zur größten Freude gereichte. Auch ein Lustspiel in Jamben: „Die zwölf betrogenen württembergischen Pastoren", dem eine wahre Begebenheit aus damaliger Zeit zu Grunde lag, ist auf der Tuchleiter entstanden. Endlich schrieb er in Reimen ein Gemälde von Originalen, welche damals die weiten, menschenleeren Straßen Ludwigsburgs (Grasburg!) durchwandelten und am äußersten Horizonte einer solchen Straße wie ein Schattenspiel vorüberschwebten. Diese Originalspersonen (der Brunnenmacher Kämpf, der Perrückenmacher Fribolin, der Stiftungspfleger, der zu Fuß und in Gedanken seinen Spazierritt auf seinem Schweißfuchs machte, der Todtengräber, welcher im Todtenhause bei der Laterne an einer Flugmaschine arbeitete ꝛc.) fanden später eine Stelle in den „Reiseschatten", in denen sich Kerner selbst als Schattenspieler Luchs einführte, um bald „die bunten Narretheien des Lebens und der Menschen mit gesundestem Gelächter zu überschütten, bald durch Thränen lächelnd die Mysterien des Menschenherzens zu enthüllen."

Neben der Verskunst blieb das Studium der Natur für Kerner stets die liebste Beschäftigung, und er las oft am frühen Morgen und in späten Nächten naturgeschichtliche Bücher. Täglich wuchs bei ihm der Widerwille gegen den Kaufmannsstand. Er schrieb deshalb nach Tübingen an Conz und klagte ihm sein Leid. Dieser rieth ihm, sich nach Tübingen zu begeben, um zu studiren, weil seine Vorkenntnisse zur Beziehung der Universität genügten; auch versprach er ihm gegen billige Entschädigung

unter seinem eigenen Dache für Kost und Logis sorgen zu wollen. Im Herbste 1804 schied Kerner aus den Mauern jener Anstalt, deren Bewohner Fabrikarbeiter, Waisenkinder, Irre und Züchtlinge waren. „Mit Büchern und Zeug, erzählt er, war mein Ränzlein bepackt. Um jetzt schon das Sparen anzufangen und einzulernen, war ich unterwegs nirgends eingekehrt und hatte mich an ein paar Brunnen mit einem frischen Trunke gelabt. So kam ich im Mondscheine schwermüthig vor Tübingen an, in der Gegend, wo vor einem Armenspitale eine Bank stand. Auf diese ließ ich mich ermattet nieder und schlief unter dem Gesäusel der nahen Pappeln ein. In diesem Schlummer hatte ich zum erstenmale den Traum, den ich nachher während meines Studiums auf der Hochschule noch oft verfolgte. Es träumte mir, ich sitze zwischen einem Berge von Lehrbüchern und Handschriften in einem einsamen Stübchen, dessen einziges Fensterlein gegen eine Waldwiese sah. Ermüdet von vielem Lesen, heftete ich endlich meine Augen von den Büchern nach dem Grünen der Waldwiese, und da sah ich, daß aus dem Walde über die Wiese her ein Hirsch mit Storchfüßen schritt, der kam wie durch die Luft meinem Hause immer näher, und endlich stand er zu meinem Schrecken vor mir im Stübchen und befahl mir in den höhnendsten Ausdrücken: weil ich ein so emsiger Studiosus sei, ihn, der bisher vergessen worden, nach Linné in eine Klasse zu stellen. Ich durchblätterte all' meine Lehrbücher und Schriften, aber ich konnte von diesem Ungethüm Nichts geschrieben finden, ihm keinen Namen anweisen, und ich erwachte im Schweiße meines Angesichtes." Dieser Traum enthält den richtigen Gedanken, daß es schwierig, ja unmöglich ist, ein naturwissenschaftliches System aufzustellen, welches der Natur entspricht. Kerner hat diesen Traum in einer Dichtung „Die Heimathlosen" benutzt.

„Als ich aus jenem Traume erwachte", erzählt Kerner weiter, „wogten die Pappeln am Wege im heftigen Sturme hin und her, und Wolken flogen am Monde vorüber. Und als ich mich erhob, wehte der Luftzug mir ein beschriebenes Papier entgegen; ich haschte es mit der Hand, es war ein ärztliches Recept, das der Wind aus einem offen stehenden Fenster des Armenspitals getrieben hatte. Die Receptur hatte die Unterschrift des damaligen Oberamtsarztes Uhland, Oheim des Dichters. Wohl hatte ich mich beim Verlassen der Fabrik für's Studium der Naturwissenschaften entschlossen, aber noch nicht für das besondere der Medicin. Nun ja, sagte ich vor mich hin, dieses Blatt ist dir zum Zeichen deines künftigen Berufes gesandt, du sollst ein Arzt werden! In diesen Gedanken und mit diesem Vorsatze zog ich durch das Lustmauer-Thor in die mir ganz unbekannte Stadt der Musen ein." In Tübingen schloß Kerner innige Freundschaft

mit dem Dichter **Uhland**, der damals studirte. Nach fünfjährigem Studium verließ er (1809) die Universität und begab sich auf wissenschaftliche Reisen nach Hamburg, Berlin, Wien rc. Heimgekehrt, practicirte er an verschiedenen Orten, namentlich auch in **Wildbad**, trat gleichzeitig mit Uhland als Lyriker und in den „Reiseschatten" als Humorist auf. 1812 erschien die erste Sammlung seiner „**Gedichte**." Seit 1819 lebte er als Oberamtsarzt in **Weinsberg**, wo er sich am Fuße der Weibertreue sein Haus erbaute, das der Brennpunkt geworden ist, in dem die Strahlen des regsten geistigen Lebens zusammenströmten. Der edle Greis verstand Kranke zu heilen, köstliche Lieder zu dichten und mit Geistern zu verkehren. In den letzten Jahren litt er an einem Augenübel, das ihm Lesen und Schreiben sehr erschwerte, und später erblindete er fast völlig. König Ludwig von Baiern überraschte ihn einst mit einer eigenhändigen Zuschrift, worin ihm wegen vorgerückten Alters und Augenleidens, wie wegen Schätzung des Dichtertalents ein jährlicher „Bezug" von 400 fl. aus Königl. Cabinetscasse angewiesen wurde. Sein Sohn **Theobald** ist ebenfalls Arzt und Dichter und ließ eine Sammlung Gedichte erscheinen, die auch einzelne schöne Lieder enthält. „**Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit** rc." ist eins der letzten Werke von Kerner. Es enthält schmucklose, wahre Erlebnisse, ist vielfach so voll frischen Humors, wie die „Reiseschatten", und außerdem noch in mannigfacher Beziehung ein höchst interessantes und lesenswerthes Buch. Die oben eingereihten Zeilen sind daraus entlehnt.

Müde und lebenssatt starb der greise Dichter in der Nacht des 21. Februar 1862.

II.

Kerner steht mit Uhland und Schwab auf demselben Grunde der Dichtung. „Natur und wieder Natur, die Sehnsucht aus dem Diesseits zum Jenseits wiederholte sich bei Kerner bis zur vollen Sättigung. Obwohl er durch Reisen das große deutsche Vaterland kennen gelernt hat, schwebt seine Phantasie doch fast ausschließlich nur bei den Gefilden der Heimath und unter den Schatten der Vorwelt, die ihn dort umgeben. Nicht getragen wie Uhland von dem festen Boden antiker Plastik, giebt er sich der subjectiven Gefühlsseligkeit hin und flügelt sich in romantischer Willkür zu den leeren Höhen des Unendlichen auf, wo seine Anschauungen von dem Dufte unbestimmter Wolkengebilde umnebelt werden. Natur und Himmel wenden seinen Blick ab von der Menschen Thun und Leben, und so treibt sein Dichten in eine Sentimentalität hinüber, die zuletzt in weichlicher Schwäche

und in einförmiger Tonart sich absingt. Ohne alle Energie der That oder des Duldens spielt Kerner am liebsten mit seiner eigenen Wehmuth, seinem Seelenschmerze, und „Leichentuch und Grabesmoos“ sollen ihm Verband und Heilkraut sein für seine „Menschenwunden“. Seine Gedichte sind ihm Kinder „der Schwere des Lebens“, die an seinem „Herzen zieht“ und ihn zu Liedern treibt, „wie das Gewicht an der Uhr zieht, bis sie laut ein Liedchen tönt“. Bei solcher Entfremdung von der Wirklichkeit mag es nicht Wunder nehmen, wenn der traumfreundliche Mann sich, in der Schattenwelt der Geister und Gespenster, in den dunkeln Gängen alles möglichen Aberglaubens besser gefällt, als auf den hellen lichten Wegen der gegenwärtigen Wirklichkeit, und lieber den Phantastereien und Lügen der Somnambülen sein Ohr leiht (z. B. der Seherin von Prevorst), als den Wahrheiten einer vernünftigen Gedankenwelt. Angesiedelt unter den Trümmern der Burg von Weinsberg, hegt und pflegt er die Jenseitskrankheit, deren Schmerzen sogar die Scherze entsprangen, die er in seinen „Reiseschatten“ mit dem Anstriche des romantisirenden Humors vorträgt. Spricht er sich doch selbst dort also aus:

„Und solchen Schmerzen sind die Scherze, Possen,
Die hier ihr leset, einstens auch entsprungen,
— — — — — — — — —
Denn frühe schon ergriff mich tiefe Trauer
Und hat das Herz mir bis zum Tod durchdrungen.“

Wenn wir nun von Kerner's Muse eben keine besondere Erhebung zu erwarten haben, so redet uns doch manches seiner Lieder mit echtem Seelenworte an und erfreut durch die reinste Melodie der Seele. Die Elegie der Heimathssehnsucht ist ihm namentlich mehrfach gelungen. Seine Romanzen tönen wie Geisterstimmen; die Schauer der Dämmerung wehen aus ihnen. Sie harmoniren gewissermaßen mit „der Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur“ (1836), einer Schrift, worin Kerner das Hereinragen dunkler Lebensmächte in den Tag der Gegenwart unheimlich genug darstellt.“ (Hillebrand, deutsche Nationalliteratur.)

„Kerner ist ein Romantiker vom reinsten Wasser.“ (Scherr, Gesch. d. deutsch. Literatur.)

Zu den bessern Gedichten Kerner's gehören: Trost im Gesang. Sängers Trost. Frühlingsmorgen. Guter Rath. Stille Thränen. Todesprobe. Der todte Müller. Preis der Tanne. Der Wanderer in der Sägemühle. Lob des Flachses. Glück des Verlassenseins. Der schwere Traum. Graf Asper. Abschied. Ade. Ein Lied. Wanderlied („Wohl auf! noch getrunken“, dessen Melodie Volksmelodie geworden ist. Siehe: Schulgesänge

von Lüben und Brandt, 3. Heft, Nr. 25). Trinklied zum neuen Wein. Trinklied im Juni. Zwei Särge. Der reichste Fürst. Kaiser Rudolf's Ritt zum Grabe. Der Geiger zu Gmünd.

Literatur.

A. Kerner's Schriften.

Reiseschatten von dem Schattenspieler Luchs. Karlsruhe 1811.
Poetischer Almanach. Heidelberg, 1812. 1⅓ Thlr.
Deutscher Dichterwald (mit Beiträgen von Uhland, Schwab, Eichendorff u. A.). Tübingen, 1813. 1 Thlr.
Romantische Dichtungen. Karlsruhe, 1817. ⅚ Thlr.
Geschichte zweier Somnambülen. Karlsruhe, 1824. 1 5/12 Thlr.
Die Seherin von Prevorst. Stuttgart. 4. Aufl. 1846. 2½ Thlr.
Blätter aus Prevorst. Karlsruhe, 1831—38. 8 1/12 Thlr.
Dichtungen. 3. Aufl. Stuttgart, 1841. 2¼ Thlr. I. Band: Lyrische Dichtungen. II. Band: Die Reiseschatten, die Heimathlosen, ein ärztliches Spiel und die Bärenhäuter im Salzbade.
Lyrische Gedichte. 5. Aufl. Stuttgart, 1847. 2⅔ Thlr.
Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. Erinnerungen aus den Jahren 1786—1804. Braunschweig, 1850. 2 Thlr.
Der letzte Blüthenstrauß. Stuttgart, 1852. 1. Thlr. 6 Sgr.
Winterblüthen. Stuttgart, 1859. 1 Thlr.

B. Schriften über Kerner.

D. F. Strauß, Zwei friedliche Blätter. Altona, 1839. 1 Thlr.
A. Reinhard, Justinus Kerner und das Kernerhaus zu Weinsberg. Gedenkblätter aus des Dichters Leben. Mit drei artistischen Beilagen. Tübingen, 1862. ½ Thlr.

LXXII. Gustav Schwab.

1. Das hölzerne Pferd.

(Schwab, die schönsten Sagen des klassischen Alterthums. II. Thl. 3. Aufl. S. 369 u. f. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl. Nr. 72.)

Dies Stück ist in unserm Lesebuche zwar mit „G. Schwab" unterzeichnet, stammt aber in dieser Form nicht von diesem Dichter, sondern von Vernaleken, der es nach Schwab's eben genanntem Werke für sein „Geschichtliches Lesebuch" bearbeitet und namentlich sehr zusammengezogen hat.

2. Das Gewitter.

(Schwab, Geschichte. Stuttgart, 1828. II. 369. — 4. Aufl. 1857. S. 197. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl. Nr. 139.)

1. Erläuterungen.

1. Str. „Urahne", Urgroßmutter. — Die Stube kann durch die schwüle Gewitterluft, oder auch an sich dumpf sein. Letzteres ist hier das Wahrscheinlichste, denn die Familie ist arm, bewohnt also wohl nur ein kleines Zimmer. Die Bezeichnung ist sehr gut gewählt, weil dadurch die Sehnsucht trefflich begründet wird, welche nachher die Einen aussprechen, und die gedrückte Stimmung, welche aus den Reden der Andern herausklingt. „Nicht als ob jenes Verlangen und diese Stimmung durch die Dumpfheit der Stube hervorgerufen würden, aber die Zustände der Natur gehen mit denen des Geistes oder der Geister Hand in Hand und ergänzen, erklären sich gegenseitig."

2. Str. „Hag", Wald, Forst, Hain, auch Namen für einen lebendigen Zaun, weshalb man auch einhägen sagt. Die Zusammensetzungen Hagapfel, Hagebuche, Hagebutte, Hagedorn erklären sich hieraus. — „Anger", Grasplatz. — Ich bin ihm hold = ich bin ihm gut, ich liebe ihn. — „Der Donner grollt", d. h. er rollt leise, man hört bloß ein dumpfes Rollen.

3. Str. „Gelag", Schmaus. — „Ich rüste mein Feierkleid", mache es zurecht, setze es in Stand. — „Das Leben, es hat auch Lust nach Leid." Die Sorgen und Arbeiten während der Wochentage sind das Leid; die Ruhe und Erholung während des Sonntags sind die Lust. — „Dann scheint die Sonne wie Gold!" Sie scheint dann hell und freundlich, wie das Gold hell und freundlich schimmert.

5. Str. „Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?" d. h. einschlägt.

6. Str. „Sie hören's nicht, sie sehen's nicht." Mit dem den Zeitwörtern angehängten es ist das Donnern und Blitzen gemeint.

2. Die dem Gedicht zu Grunde liegende Thatsache.

Im Jahre 1828 wurde im „Schwäbischen Merkur" Folgendes mitgetheilt und von Schwab zu dem besprochenen Gedichte benutzt:

„Am 30. Juni 1828 schlug der Blitz in ein von zwei armen Familien bewohntes Haus der württembergischen Stadt Tuttlingen und tödtete von zehn Bewohnern desselben vier Personen weiblichen Geschlechts, Großmutter, Mutter, Tochter und Enkelin, die erste 71, die letztere 8 Jahre alt."

3. Inhaltsangabe.

An einem schwülen Sommertage waren zu Tuttlingen die weiblichen Glieder einer Familie, bestehend aus der Urahne, der Großmutter, der Mutter und ihrem Kinde, in der dumpfen Wohnstube beisammen. Jede dieser Personen war in ihrer Weise beschäftigt, und keine ahnete etwas Schlimmes. Das Kind freut sich auf den morgen kommenden Sonntag, an dem es im Freien spielen und Blumen pflücken will. Die Mutter theilt die Freude des Kindes, da der Sonntag ein besseres Gericht bringt, das Anlegen der Feierkleider erfordert und nach sechstägigem Arbeiten und Sorgen Ruhe und Freude gewährt. Die Großmutter erwartet keine Freude vom Feiertage, da sie an demselben die ihr obliegende Besorgung des Hauswesens auch übernehmen muß. Die altersschwache Urgroßmutter bedauert, nicht mehr sich freuen, nicht mehr sorgen und schaffen zu können und wünscht am liebsten morgen zu sterben.

Mittlerweile war ein schweres Gewitter heraufgezogen, dessen leise grollende Donner man überhört hatte. Plötzlich schlägt ein Blitz in die Stube und tödtet alle vier in einem Augenblick.

4. Charakteristik der Personen.

a. Das Kind spielt in der Stube und freut sich auf den Sonntag auch nur aus dem Grunde, weil es dann recht ungestört im Freien spielen, Blumen pflücken, Sträußchen und Kränze winden und durch Hag und Anger, Thal und Höhen springen kann. Diese zwecklose, heitere Thätigkeit ist dem kindlichen Alter eigenthümlich; die ganze äußere Welt nimmt es unbefangen in

sich auf, denkt und lebt nicht nach berechneten Zwecken und hat keinen Sinn für die Zukunft.

b. „Die Mutter schmückt sich, darin charakterisirt sich das Weib, welches nach äußerer Anmuth strebt und gefallen will; sie hat des Lebens Leid schon erfahren, aber noch ist es nicht so heftig und dauernd auf sie eingedrungen, daß sich Sinn und Herz für die Freude und den unbefangenen Genuß ihr verschlossen hätte, sie freut sich auf das fröhliche Gelag, welches sie morgen halten wollen, sie sucht also Freude und Genuß in der Gemeinschaft, und die noch jugendlich-heitere Phantasie malt ihr liebliche Bilder vor die Seele („dann scheint die Sonne wie Gold").

c. „Die Großmutter spinnt; in dieser Thätigkeit und den sie begleitenden Reden charakterisirt sich das Alter; seine Thätigkeit ist nicht mehr die unbefangene, freie, heitere des Kindes und der Jugend, sie wird „vom Nutzen regiert", des Lebens Anmuth, Freiheit und Lust ist für sie dahin („Großmutter hat keinen Feiertag"), nur was einen Nutzen hat, einen Gewinn bringt, hat in ihren Augen ein Recht, und das zu schaffen, nur dazu ist ihr noch Lust und Kraft geblieben. Aber dem Allem könnte ein gemeiner Sinn zu Grunde liegen, so soll's hier nicht sein, das würde zu dem Charakter der Gruppe nicht passen; was ihren Sinn adelt, ist der sittliche Ernst, der im Grunde ihrer Seele, nachdem Lust und Freude wie flüchtiger Schaum dahingeschwunden, zurückgeblieben ist („Wohl Dem, der that', was er sollt'!")."

d. „Die Urahne endlich sitzt hinter dem Ofen im Pfühl, gebückt, sie neigt sich dem Grabe entgegen, sie kann nicht mehr theilnehmen, weder an Lust, noch an Arbeit, sie sehnt sich hinweg aus dem Leben („was thu' ich noch auf der Welt")."

„So senkt sich die Schilderung immer mehr dem Ende zu, und die Sehnsucht nach dem Tode, welche die Urahne ausspricht, verknüpft mit dem Folgenden und bereitet vor auf den Schluß. Das Kind in naiver Freude am Leben, ohne seinen Ernst zu kennen und von seinem Leide berührt zu sein, die Mutter bekannt mit Leiden, aber dadurch der Lebenslust nicht entfremdet, die Großmutter von des Lebens heiterer Seite abgewendet und nur noch von Sinn für die sittliche Aufgabe, die Urahne endlich, wieder zurückweisend auf das Kind, stumpf und ohne Interesse am Leben." (Kriebitzsch, in Körner's prakt. Schulm. 1853.)

5. Grundgedanke.

Der Grundgedanke läßt sich mit dem auch als Ueberschrift für das Gedicht zu gebrauchenden Sprüchworte ausdrücken: „Der Mensch denkt, Gott lenkt."

Faßt man bloß die Schlußzeile des ganzen Gedichts in's Auge: „Und morgen ist's Feiertag", so wird der Grundgedanke etwa so lauten: Der Tod erlöset von irdischen Bürden und Sorgen und führt zum Genuß höherer Freuden.

Außerdem liegen noch folgende Gedanken so nahe, daß sie leicht in den Kindern angeregt werden.

„Heute roth, morgen todt."

„Der Tod verschont kein Alter."

„Der Tod macht allen Plänen für die Zukunft, ehe man's denkt, ein Ende."

6. Gedankenfolge.

Die erste Strophe führt den Leser auf den Schauplatz, macht ihn mit den Personen bekannt und charakterisirt diese kurz durch Angabe ihrer verschiedenen Beschäftigungen. Die vier folgenden Strophen vollenden die Schilderung, indem sie jede Person einzeln vorführen und reden lassen. Die letzte enthält endlich die schreckliche Katastrophe selbst. Auf diese, als auf etwas Außerordentliches, was da noch folgen wird, macht den Leser allemal die letzte Zeile der fünf vorhergehenden Strophen aufmerksam, und gleicherweise wiederholt sich zu Anfange der vier mittleren Strophen die Hindeutung auf den Feiertag. Durch diese Einrichtung wird auch der Hörer schon befähigt, die einzelnen Abschnitte des Ganzen deutlich zu unterscheiden.

7. Darstellungsweise.

„Offenbar hat den Dichter zunächst der Umstand angezogen, daß hier eine ganze Geschlechtsfolge plötzlich Raub des schnellsten Todes wurde; aber bewundernswerth ist es, wie entsprechend er diesen allerdings interessanten Umstand aufzufassen und zu behandeln wußte. Er hat sich nicht damit begnügt, die Thatsache in Versen zu erzählen und hierauf vielleicht mit einer erbaulichen Nutzanwendung zu schließen, sondern er hat vielmehr darnach gestrebt, die Sache lebensvoll darzustellen, so daß der Leser an den Personen höheres Interesse nimmt, deshalb zugleich auch tiefer gerührt wird. Er hält daher zwar das Beisammensein der vier Personen in engem Raume fest, will aber doch, daß sie uns denkend und handelnd entgegentreten und dadurch ein Gemüthsleben offenbaren, wie es den vier verschiedenen Altersstufen entspricht. Zu diesem Zwecke kam der Dichter auf den höchst glücklichen Gedanken, die Begebenheit, selbst auf den Vorabend eines Feiertages zu verlegen. Auf diesen letzteren sind nun Aller Gedanken hingerichtet, und indem sie sich, jede Person nach der ihrem Alter entsprechenden Eigenthümlichkeit, dar-

über bereden, schließen sie durch dem innersten Gemüthsleben entsprechende Aeußerungen jede Falte des Herzens auf, und es entrollt sich dem Leser ein Bild, welches in kurzen, aber kräftigen Zügen die verschiedenen Perioden des menschlichen Lebens mit ihren eigenthümlichen Wünschen und Hoffnungen treu darstellt. So sehen wir denn das Kind mit seinen kindlichen, nur dem Vergnügen geweihten Vorsätzen, — die lebensfrohe Mutter, — die sich aufopfernde, den Ernst des Daseins erkennende Großmutter, und die lebensmüde Urahne. Sie alle trifft ein Schlag, welcher Pläne vereitelt, Sorgen stillt und Wünsche erfüllt." (Kellner, „Uebungsstoffe.")

Die Sprache des Gedichts ist einfach und klar, fern von allem Prunk. Jede Strophe bildet ein Ganzes.

Die Verse sind alle paarweise und männlich gereimt, so daß jede Strophe in drei einander ähnliche Theile zu zerfallen und somit das ganze Gedicht für das Ohr nicht sowohl in sechs sechszeilige, als vielmehr in achtzehn zweizeilige Strophen sich zu zerlegen scheint. Daß dies aber nicht geschieht, hat seinen Grund 1) in der streng symmetrischen Gliederung des Stoffes (sechs ebenmäßige Gruppen), die der metrischen Form zu Hülfe kommt; 2) in dem Umstande, daß die beiden Schlußverse einer Strophe nur je drei Hebungen haben, während in den übrigen je vier vorkommen; 3) daß die meisten Strophen mit einem kräftig wirkenden refrainartigen Verse schließen, und daß endlich 4) die vier mittleren Strophen in ihrem ganzen Bau etwas durchaus Uebereinstimmendes haben. Nicht bloß die Endverse, auch die Anfangsverse derselben haben etwas Refrainartiges, so daß Anfang und Ende des strophischen Ganzen sich dem Ohre auf's Bestimmteste darstellen muß. Besonders schön in Bezug auf die Anordnung ist, daß jedesmal der Anfangsvers auf den Feiertag, der Schlußvers auf das Gewitter hinweist.

„Das Gewitter" gehört nach dem Gesagten ohne Frage zu den schönsten und wirkungsreichsten Gedichten G. Schwab's. Mit Rücksicht auf die Veranlassung, auf den Inhalt, muß es zu den poetischen Erzählungen gerechnet werden; die Sprache hat jedoch etwas vom Ton der Ballade, weshalb man das Gedicht auch wohl zu dieser Dichtungsart rechnet.

3. Der Reiter und der Bodensee.

(Schwab, Gedichte. Stuttgart, 1828. I. 364. — 4. Aufl. 1851. S. 402. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Thl. Nr. 105.)

1. Erläuterung.

7. „Bühl", eine Erdanschwellung, der etwas längliche und fast horizontal fortlaufende Hügel, allgemein: ein niedriger Berg.

Der Ausdruck Bühl ist zwar im Neuhochdeutschen nicht gewöhnlich, kommt aber doch bei mustergültigen Schriftstellern vor, bei Goethe z. B. in Joh. Sebus: „Zum Bühle da rettet euch!“

2. Inhaltsangabe.

Ein Reiter reitet zur Winterszeit in scharfem Trabe nach dem Bodensee zu, um sich noch vor Eintritt der Nacht mit dem Kahne überfahren zu lassen. Da der Schnee die Wege unkenntlich gemacht hat, so muß er feldein über Dorn und Stein reiten. Nach einiger Zeit kommt er aus den Bergen heraus in's ebene Land. Dorf und Stadt bleiben nach und nach hinter ihm, und der Schnee dehnt sich vor ihm aus wie ein weites Sandfeld. Er reitet mehrere Meilen, ohne Unebenheiten zu sehen oder zu fühlen, ohne einen andern Laut zu hören, als das Schreien der Schneegans und das Flattern des Wasserhuhns. Den See kann er nicht erspähen. Da bricht der Abend ein. Aus der Ferne blinkt ihm Lichtschein entgegen. Er sieht wieder Hügel und fühlt wieder unter sich die Unebenheiten des Bodens. Nach kurzem Ritt kommt er in ein Dorf und fragt in demselben ein Mägdlein nach der Entfernung bis zum Bodensee. Diese erstaunt über die Frage und versichert, daß der See bereits hinter ihm liege. Der Reiter schaudert, er ahnt, daß er über den See geritten ist. Voller Verwunderung schildert das Mägdlein die Gefahr, in der er geschwebt hat, und ruft die Dorfbewohner herbei, um das Unerhörte selbst zu vernehmen. Man wünscht dem Fremden Glück zu dem gethanen Ritt und ladet ihn ein, sich zu erquicken. Aber die grause Gefahr in der er gewesen, tritt ihm so lebhaft vor die Seele, daß er glaubt, sich noch in derselben zu befinden, und diese schreckliche Vorstellung tödtet ihn.

3. Grundlage.

Die Grundlage zu dieser Ballade bildet eine mündliche Sage am Bodensee. Gewöhnlich wird sie in's Jahr 1695 verlegt, wo der See am 5. Febr. ganz überfror. Der Schulmeister von Altnau bei Constanz machte mit seinen Schülern einen Spaziergang über das Eis nach Langenargen, wo sie alle vom Grafen von Oettingen gespeist wurden. Zu Arbon (Stadt am Bodensee) hielt man am 13. Febr. ein Freischießen auf dem See. Am 3. Febr. 1830 fror er wieder zu.

4. Gedankengang.

Der Dichter berichtet zuerst von einem Reiter, der zur Winterszeit eilend nach dem Bodensee reitet. Dann schildert er aus-

führlicher den Weg, den derselbe wegen des starken Schneefalls feldein nehmen muß, wobei der überfrorene Bodensee im Allgemeinen als eine weite Ebene, durch einige noch hinzugefügte Merkmale jedoch so bezeichnet wird, daß der Leser ahnet, was sich ereignet. Als Gegensatz zu dem langen Ritt durch die öde, menschenleere Ebene wird uns nun die Ankunft im Dorfe vorgeführt, was einen wohlthuenden Eindruck hervorbringt, der jedoch durch die zum Schluß eintretende Katastrophe wieder aufgehoben wird.

5. Darstellungsweise.

Diese Ballade ist dem Dichter ganz vorzüglich gelungen. Wären seine übrigen Gedichte dieser Gattung von derselben Schönheit, so müßte man Schwab neben Bürger und Goethe stellen.

Die Sprache ist einfach, kräftig und schön, ganz dem Gegenstande angemessen, die zweizeilige Strophenform volksmäßig und hier sehr wirkungsreich. Die Verse sind aus Jamben und Anapästen gebaut.

6. Idee des Gedichts.

Der Dichter stellt in dieser Ballade die vernichtende Macht poetisch dar, welche ein plötzlicher Schrecken noch nach glücklich überstandener Gefahr auf den Menschen ausübt. In welchem Maße ihm das gelungen, ersehen wir am besten aus der mächtigen Wirkung, welche das Lesen des Gedichts auf jeden fühlenden Menschen hervorbringt.

4. Johannes Kant.

(Schwab, Gedichte. 4. Aufl. Stuttgart, 1851. S. 287. — Lüben und Nacke, Lesebuch, VI. Thl. Nr. 116.)

1. Erläuterungen.

1. u. 2. Vers. Immanuel Kant, geb. den 22. April 1724, gest. den 12. Februar 1804, war einer der größten Denker Deutschlands. Er brach in der Philosophie eine ganz neue Bahn und begründete dadurch eine neue philosophische Schule. Seine bedeutendsten Werke sind die „Kritik der reinen Vernunft" und die „Kritik der praktischen Vernunft." Auf ihn bezieht sich, was der Dichter in den beiden ersten Versen sagt. Kant nannte die Vorstellung von einem Gesetz, welches den menschlichen Willen durch Nöthigung bestimmt, ein Gebot, und die in Worten ausge-

drückte Formel für ein solches Gebot einen Imperativ. Er unterschied nun Imperative der Geschicklichkeit, der Klugheit und der Sittlichkeit, je nachdem das Gebot eine Regel sei für einen besonders zu bewirkenden Zweck (z. B. in der Kunst), oder einen Rathschlag für Herbeischaffung und Erhaltung der eigenen Wohlfahrt, oder endlich eine unbedingte Richtschnur für alles moralische Handeln. Die Formel für das Gebot des sittlichen Handelns nannte er den kategorischen (entscheidenden) Imperativ. Derselbe lautet: „Handle immer nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, daß sie allgemeines Gesetz werde.“

38. V. „Riet“, Schloß und Haken, wodurch die beiden Deckel des Bandes zusammengehalten werden.

50. V. „ohne Halt“, ohne Halt zu machen.

2. Inhaltsangabe.

Was Immanuel Kant über den kategorischen Imperativ aufgestellt hat, übte lange vor ihm Joh. Kant, wie folgende Erzählung beweist.

Joh. Kant, Professor der Theologie in Krakau, beschloß noch in grauem Alter eine Reise nach Schlesien, seiner Heimath. Nachdem er sein Haus bestellt und sich reichlich mit Reisegeld versehen, trat er den langen Weg zu Pferde an. Er führte durch die dunkeln, einsamen polnischen Wälder. Kant achtete weder auf seine Umgebung, noch auf den Verlauf des Tages, sondern vertiefte sich in gewohnter Weise in Gegenstände seines Berufs. Darüber war es Abend geworden und sein Pferd im Dunkeln in eine finstere, unwegsame Schlucht gerathen. Plötzlich wird er von rohen Wegelagerern überfallen. Ohne recht zu wissen, was er thut, steigt er vom Rosse, giebt den vollen Reisebeutel und alle werthvollen Gegenstände hin, die er an sich trägt, selbst das mit Silberbeschlägen und Riet versehene Meßbuch. Nun fleht er um sein Leben. Der Hauptmann faßt und schüttelt ihn an der Brust und fragt in brüllendem Tone, ob er auch Alles hingegeben habe, Nichts mehr im Stiefel oder Gurt versteckt trage. Bis zum Tode erschrocken, betheuert er, daß dies nicht der Fall sei. Darauf stoßen die Räuber ihn fort in den schwarzen Wald. Ohne Halt zu machen, eilt er so schnell, als säße er noch auf dem Rosse. Unwillkürlich fährt er während des Gehens am vordern Saume seines Kleides hinab und entdeckt dabei die dort eingenähten Goldstücke. Dieser unerwartete Fund versetzt ihn in freudige Stimmung, er hofft, damit die Reise machen und mit seinen Freunden sich gütlich thun zu können. Aber plötzlich bleibt er stehen; die Stimme seines Gewissens ruft ihm zu, daß er vorhin den Räuberhauptmann belogen habe. Ohne zu säumen, kehrt er um

und geht schnellen Schrittes zurück zu den Räubern, die noch mit dem Theilen der Beute beschäftigt sind. Demüthig tritt er vor sie hin und erklärt, daß der Schreck ihn vorhin zum Lügner gemacht habe, und bittet dann um Verzeihung. Darauf reißt er den Kleidessaum auf und bietet den Räubern das eingenähete Gold dar. Da Keiner zugreift, bittet er beschämt und wiederholt, daß er das Gold böslich verleugnet habe. Diese aufrichtige Reue macht einen so starken Eindruck auf die verhärteten Gemüther der Räuber, daß sie sich plötzlich des Gebotes: „Du sollst nicht stehlen!" bewußt werden. Alle springen auf und werfen sich vor Kant auf's Knie. Nach einigen Augenblicken tiefen Schweigens regt sich die Schaar wieder und beeilt sich, dem Beraubten Alles wieder zurückzugeben und ihm auf's Pferd zu helfen. Sie segnend und ihnen gründliche Reue wünschend, scheidet er, von Neuem sich wiederholend, daß er im Grunde eben so schlecht gehandelt habe, wie die Räuber. Als er jedoch den finstern Wald hinter sich hat und das Morgenroth ihm wieder entgegen leuchtet, wird ihm wieder froh zu Muthe. Betend, daß der Wille Gottes im Himmel und auf Erden geschehen möge, eilt er froh der Heimath zu.

3. Darstellungsweise.

Das Gedicht gehört zu den Erzählungen, und zwar zu den lehrreichen, ist aber deßungeachtet reich an poetischem Gehalt. Der Dichter vergegenwärtigt uns einen merkwürdigen Charakter in einer merkwürdigen Lage, thut dies in sinnlich anschaulichster Darstellung und in einem einfachen Tone, der aber das bestimmteste Gepräge der Herzlichkeit trägt, in die sich eine leise Färbung von Schalkhaftigkeit mischt. Dieser Ton, so wie manches Andere, erinnern an die Idylle, und es fehlt nur der idyllische Rahmen, um es ganz in diese Gattung zu versetzen; denn das beschreibende Element ist durchaus vorherrschend und sehr glücklich durchgeführt, sowohl in Bezug auf die Natur, als auf die menschlichen Gruppen des Ereignisses.

Leben und Charakteristik G. Schwab's.

I.

Gustav Schwab wurde am 19. Juni 1792 zu Stuttgart geboren, wo sein Vater Oberstudien- und Consistorialrath war. Dieser ertheilte seinem Sohne den ersten Unterricht und schickte ihn dann in das Stuttgarter Gymnasium. Später besuchte er das berühmte Tübinger Stift, aus dem die Philosophen Hegel, Schelling, David Strauß, der Aesthetiker Frd. Theod. Vischer und die Dichter Hölderlin, Ed. Mörike und Herwegh her-

vorgingen. Von 1809—14 studirte Schwab Philosophie und Theologie. Schon als Student ließ er in Uhland's „Deutschem Dichterwalde" und in Kerner's „Schwäbischem Almanach" einige lyrische Gedichte abdrucken, wodurch er seinen poetischen Beruf beurkundete und die Aufmerksamkeit tüchtiger Männer auf sich lenkte. Goethe, Tieck, Novalis, A. W. Schlegel und Uhland übten großen Einfluß auf seine poetische Entwickelung aus. 1815 machte Schwab eine Reise nach Norddeutschland und wurde namentlich in Berlin durch Fouqué, Franz Horn, Chamisso, Schleiermacher, Neander u. A. sehr für die Dichtkunst begeistert. Von seiner Reise zurückgekehrt, kam er als Repetent an das theologische Seminar zu Tübingen, welche Stelle er zwei Jahr später (1817) mit einer Professur der alten Literatur am obern Gymnasium in Stuttgart vertauschte, wo er 20 Jahr lang wirkte. 1837 wurde er Landpfarrer in Gomaringen (bei Tübingen) am Fuße der schwäbischen Alp. Sein gastliches Haus daselbst war für jeden wandernden Dichter und Literaten geöffnet, so daß in der schönen Jahreszeit fast kein Tag verging, an welchem nicht Fremde an der stillen Pforte des Pfarrhauses anklopften und freundlichen Zutritt erhielten. Im Sommer 1841 machte Schwab eine Reise nach Norddeutschland und Skandinavien. Bei seiner Rückkehr in die Heimath fand er seine Ernennung zum Stadtpfarrer am St. Leonhard in seiner Vaterstadt und zum Amtsdekan der Diöcese Stuttgart vor. Im Herbst 1845 wurde er Oberconsistorialrath und Studienrath. Bei der Einweihung der neuen Universitätsaula in Tübingen erhielt er die theologische Doctorwürde. Das Gedicht: „Für Schleswig-Holstein", welches als Prolog in einem zum Besten der Schleswig-Holsteiner veranstalteten Concert in Stuttgart gesprochen wurde, war Schwab's Schwanengesang; denn wenige Tage darauf, in der Nacht vom 3. auf den 4. November 1850, starb er. „Lebt Alle wohl! Herr Jesus Christ!" waren die Worte, mit denen des Dichters Geist dem Irdischen entschwebte. Am 6. November Nachmittags 3 Uhr wurden Schwab's sterbliche Reste der Erde übergeben. Der greise Uhland warf die letzte Erdscholle in das Grab seines theuern Freundes.

II.

Schwab steht als Dichter Uhland am nächsten und kann wohl als Jünger desselben bezeichnet werden. In Bescheidenheit erklärt er sich in einer Strophe selbst für Uhland's ältesten Schüler.*)

*) Doch mich laß immer froh gestehen,
Daß ich Dein ält'ster Schüler bin:
Will Den in mir die Nachwelt sehen,
So zieht mein Schatten aufrecht hin.
Gedichte, I. S. X.

Er ist eine klare und gemüthvolle, begabte und empfängliche Natur, erreicht jedoch seinen Meister nicht, da er sich nicht in der Weise von der romantischen Schule losgemacht und einen selbstständigen Weg eingeschlagen hat, wie dieser.

Am meisten versucht hat sich Schwab in der Rhapsodie. Seine große Neigung zur Sagenforschung hat ihn indeß vielfach verleitet, alte Geschichten, die ohne poetische Grundlage sind, zu wählen, oder eine Darstellung derselben ohne alle höhere Auffassung zu geben. Dadurch sind viele seiner Rhapsodien zu bedeutungslosen Reimereien herabgesunken, wie wir sie von Minderbegabten in Ueberfluß haben. Höher als die Rhapsodien stehen Schwab's Balladen; auch die Legende hat er vielfach cultivirt. Am schwächsten und mit Uhland gar nicht zu vergleichen ist Schwab als Lyriker. Unter den wenigen Gedichten, die ihm in dieser Gattung gelungen sind, stehen oben an: „Bemooster Bursche zieh' ich aus" und „Die Wolke am Sternenhimmel."

In literarhistorischer Hinsicht ist Schwab vielfach thätig gewesen und hat sich ganz entschiedene Verdienste erworben theils durch Uebersetzungen, theils durch Ueberarbeitungen von antiken, besonders aber nationalen Sagen.

Literatur.

A. Schwab's Schriften.

I. Gedichte.

Romanzen aus dem Jugendleben des Herzogs Christoph von Württemberg. Stuttgart, 1819. 25 Sgr.

Die Legende von den heiligen drei Königen. Stuttgart, 1821. 1¼ Thlr.

Möringer, schwäbische Sage in vier Romanzen. Stuttgart, 1824.

Appenzeller Krieg in neun Romanzen. Stuttgart, 1825.

Gedichte. 2 Bde. Stuttgart, 1828—29. 3 Thlr. 10 Sgr.

Gedichte. Neue Auswahl. 1838. 1846. 1851. 2 Thlr. 20 Sgr.

II. Prosaische Schriften.

Buch der schönsten Geschichten und Sagen. 2 Bde. Stuttgart, 1836—37. 2. Aufl. 1843. 4. Aufl. 1858. 4 Thlr. 4 Sgr.

Auch unter dem Titel:

Die schönsten Sagen des klassischen Alterthums.

3 Bände. Stuttgart, 1838—40. 2. Aufl. 1846. 4. Aufl. 1857. 3 Thlr.

Schiller's Leben. Stuttgart, 1840. 2. Abdr. 1859. 1¾ Thlr.

Wegweiser durch die deutsche Literatur (mit Klüpfel). Leipzig, 1846. 2. Aufl. 1847. 1⅓ Thlr.

Die deutschen Volksbücher für Jung und Alt wieder erzählt. Mit 180 Illustr. Stuttgart, 1858. 3½ Thlr.

III. Reisehandbücher.

Die Neckarseite der schwäbischen Alp. Stuttgart, 1823. 1⅔ Thlr.

Der Bodensee. Stuttgart, 1827. 2. Aufl. 1840. 1 Thlr.

Wanderungen durch Schwaben. 3. Aufl. Leipzig, 1851. 1 Thlr. 12 Sgr.

Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern historisch dargestellt. 3 Bde. Chur, 1828—1839. 6¼ Thlr.

IV. Sammelwerke.

Erlesene Gedichte von Paul Fleming. Stuttgart, 1820. 1 Thlr.

Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte. Von Haller bis auf die neueste Zeit. Leipzig, 1835. 2. Aufl. 1840. 4. Aufl. 1857. 1½ Thlr.

Die deutsche Prosa von Mosheim bis auf unsere Tage. 2 Bde. Stuttgart, 1842. 3 Thlr.

V. Uebersetzungen.

Lamartine's poetische Gedanken, metrisch übersetzt. Stuttgart, 1826. 1⅓ Thlr.

Napoleon in Egypten, von Barthelemy und Mery, übersetzt. Stuttgart, 1829. 1 Thlr.

B. Schriften über Schwab.

Klüpfel, Gustav Schwab. Sein Leben und Wirken. Leipzig, 1858. 1 Thlr. 24 Sgr.

LXXIII. Wilhelm Müller.

1. Frühlingseinzug.

(W. Müller, Vermischte Schriften. Leipzig, 1830. I. 229. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl. Nr. 172.)

In den beiden ersten Strophen wird der in Eil und Angst sich zum Abzuge rüstende Winter treffend geschildert, in den übrigen dagegen Alles anschaulich vorgeführt, wodurch der Frühling sich ankündigt: Blumenknospen, Junker Morgenwind, Ritter Sonnenschein, der sanfte Schmeichler Blüthenhauch und die Nachtigall.

2. Die Forelle.

(W. Müller, Vermischte Schriften. Leipzig, 1830. I. 249. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl. Nr. 38.)

Das Gedicht ist eine naturgetreue Darstellung und sinnige Deutung der heitern Lebensweise einer Forelle. Der Dichter hat dem Treiben des muntern Thierchens mit Vergnügen zugesehen und mancherlei Betrachtungen dabei angestellt, die er in Form eines Wunsches für sich am Schlusse ausspricht.

Einer besondern Erklärung des Gedichts bedarf es nicht, besonders, wenn im Naturgeschichtsunterricht vorher von dem Thiere die Rede gewesen ist.

3. Der kleine Hydriot.

(W. Müller, Vermischte Schriften. Leipzig, 1830. II. 216. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl. Nr. 143.)

1. Erläuterung.

Das Wort „Hydriot" bezeichnet einen Seefahrer.

2. Inhaltsangabe.

Der kleine Hydriot erzählt uns in diesem Gedicht seine Erziehungsgeschichte. Als er noch ein kleiner Knabe war, nahm ihn der Vater schon mit auf's Meer und lehrte ihn das Schwimmen und Tauchen, zwei für seinen spätern Beruf unentbehrliche Geschicklichkeiten. Als Beweis für die erworbene Fertigkeit galt, ein ihm zum Lohne bestimmtes Silberstückchen dreimal vom Meeresgrunde herauf zu holen. Dann gab der Vater dem Knaben Anleitung zum Rudern und Führen eines kleinen Kahnes, und

als er dies vermochte, nahm er ihn mit auf's große Schiff. Sein erster Platz war hier der Mastkorb. Der Vater lehrte ihn, auf Alles achten, was für die Schifffahrt wichtig ist. Mehrfach ereignete es sich, daß der Sturm den Mast bis in die Fluth bog und die Wogen über den Mastkorb hinweg spritzten. In solchen Augenblicken sah der Vater dem Sohn prüfend in's Angesicht, wurde roth vor Freude, wenn er Unerschrockenheit und Muth wahrnahm, und wünschte ihm Glück zu dem gewählten Berufe. Endlich, als das Vaterland in Noth kommt, überreicht der Vater dem Sohne ein Schwert und weihet ihn zum Kämpfer für Gott und Vaterland. Mit festem Auge begegnet der Jüngling dem prüfenden Blicke des Vaters, streckt den Arm himmelwärts und fühlt sich hochgeehrt durch die Gabe und verpflichtet zum Kampf auf Tod und Leben. Beglückt durch den sich auch hier zeigenden edlen Mannessinn, wünscht der Vater dem Sohne auch zum Schwerte, und zwar wiederum mit vor Freude gerötheten Wangen, Glück.

3. Die Personen des Gedichts.

a. Der Vater ist Seefahrer. Da sein Sohn auch Neigung und Fähigkeit zu diesem Berufe zeigt, so erzieht er ihn sorgfältig dafür. Seine Erziehung ist einfach und hart, ganz auf die Entwickelung von Kraft, Muth, Geschicklichkeit und Einsicht dessen gerichtet, was ein Schiffer wissen muß, um den Kampf mit den Elementen besser bestehen, oder zu rechter Zeit der Gefahr ausweichen zu können. Die bei verschiedenen Gelegenheiten gemachte Wahrnehmung, daß seine auf die Erziehung des Sohnes verwandte Mühe von bestem Erfolg sei, erfüllt ihn mit großer Freude. Den Sohn belohnt er dafür mit einem Zufriedenheit ausdrückenden Blick und einem einfachen Glückwunsche. Die Noth des Vaterlandes geht ihm zu Herzen. Freiwillig verzichtet er auf die Beihülfe, welche der Sohn ihm in seinem Berufe gewährt, und weihet ihn dem Kampfe für die Freiheit desselben.

b. Der Sohn widmet sich mit ganzer Hingabe dem Berufe seines Vaters. So hart die Vorbereitungen dazu auch sind, so unterzieht er sich denselben doch gern und ohne Murren und strebt nach Erlangung der höchsten Fertigkeit dafür. In den so häufigen und großen Gefahren, die sein Beruf darbietet, legt er größte Unerschrockenheit und Kaltblütigkeit an den Tag und erfüllt so ganz die Wünsche und Hoffnungen seines sorgsamen Vaters. Das traurige Loos seines Vaterlandes (Griechenlands) reift den Knaben schnell zum Manne. Die Ueberreichung eines Schwertes durch den Vater weiht ihn zum Kampfe für dasselbe. Tief empfindet er, daß er sich der ihm hierdurch erwiesenen Ehre nur

durch Tapferkeit und Muth würdig erweisen kann. Das Schwert mit kräftigem Arme emporhaltend, gelobt er sich, sie treu bis in den Tod zu üben.

4. Darstellungsweise.

Das Gedicht gehört zu der Sammlung von wohlgelungenen Griechenliedern, zu denen der Dichter durch den sechsjährigen Heldenkampf (1821—27), in dem die Griechen das fast vierhundertjährige Joch der Türken abschüttelten, entflammt wurde. Die Darstellung ist markig und voll Feuer, das Metrum breit und daher dem sich im ganzen Gedichte aussprechenden Stolze sehr angemessen. Die Verse sind jambisch, in der Mitte mit Cäsur versehen und darum bei aller Länge nicht schleppend.

4. Der Guaraune.

Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Thl. Nr. 45.)

1. Erläuterungen.

Die Guaraunen oder Guaranos bewohnen das sumpfige Delta und Flußnetz des Orinoco und den Küstenstrich bis zum Essequibo hin. Ihre einfachen Wohnungen stehen nicht bloß zwischen, sondern zum Theil auf den dort häufig wachsenden Fächerpalmen. Walter Raleigh erzählt, daß er auf seiner zweiten Reise 1595 in der Mündung des Orinoco die Feuer der Guaraunen hoch auf Bäumen gesehen habe. Der bekannte neuere Reisende Robert Schomburgk bezweifelt die Richtigkeit dieser Beobachtung und glaubt, daß die Beleuchtung der hohen Palmenstämme von den tiefer liegenden Feuern hergerührt habe.

7. Vers. „Atlantis“, das atlantische Meer.

2. Inhalt.

Zurückgekehrt von der Jagd, begrüßt der Guaraune die Palmen seiner Heimath und führt auf, was er ihr verdankt. Hiernach erfreut die Palme ihn durch ihren schönen Wuchs, giebt ihm Wein, Brot, Feuerung, Material für Pfeil und Bogen und zur Barke, gewährt ihm Schatten gegen die glühenden Sonnenstrahlen, Wohnung, wenn der Regen die Steppe überschwemmt, und Schutz gegen andringende Feinde. Sonach verdankt der Guaraune der Palme Leben und Freiheit, und in diesem Bewußtsein nennt er sie einen heiligen Baum.

3. Veranlassung zum Gedicht.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Dichter die Anregung zu seinem Gedicht durch die nachstehende, treffliche Mittheilung Alex. v. Humboldt's über die Fächerpalme erhalten hat.

„Fast nur ihnen (nämlich den vorhergenannten Thieren) bewohnbar, hätte sie keine der nomadischen Völkerhorden, die ohnedies (nach asiatisch-indischer Art) die vegetabilische Nahrung vorziehen, fesseln können, stände nicht hier und da die Fächerpalme, Mauritia flexuosa, zerstreut umher. Weit berühmt sind die Vorzüge dieses wohlthätigen Lebensbaumes. Er allein ernährt am Ausflusse des Orinoco, nördlich von der Sierra Imataca, die unbezwungene Nation der Guaraunen. Als sie zahlreicher und zusammengedrängter waren, erhoben sie nicht bloß ihre Hütten auf abgehauene Palmenpfosten, die ein horizontales Tafelwerk als Fußboden trugen; sie spannten auch (so geht die Sage) Hängematten, aus den Blattstielen der Mauritia gewebt, künstlich von Stamm zu Stamm, um in der Regenzeit, wenn das Delta überschwemmt ist, nach Art der Affen auf den Bäumen zu leben. Diese schwebenden Hütten wurden theilweise mit Latten bedeckt. Auf der feuchten Unterlage schürten die Weiber zu häuslichem Bedürfniß Feuer an. Wer bei Nacht auf dem Flusse vorüberfuhr, sah die Flammen reihenweise auflodern, hoch in der Luft, von dem Boden getrennt. Die Guaraunen verdanken noch jetzt die Erhaltung ihrer physischen und vielleicht selbst moralischen Unabhängigkeit dem lockeren, halbflüssigen Moorboden, über den sie leichtfüßig fortlaufen, und ihrem Aufenthalt auf den Bäumen: einer hohen Freistatt, zu der religiöse Begeisterung wohl nie einen amerikanischen Styliten *) leiten wird.

Aber nicht bloß sichere Wohnung, auch mannigfaltige Speise gewährt die Mauritia. Ehe auf der männlichen Palme die zarte Blüthenscheide ausbricht, und nur in dieser Periode der Pflanzen-Metamorphose, enthält das Mark des Stammes ein sagoartiges Mehl, welches, wie das Mehl der Jatropha-Wurzel, in dünnen brotähnlichen Scheiben gedörrt wird. Der gegohrene Saft des Baumes ist der süße, berauschende Palmwein der Gua-

---

*) Der Stifter der Styliten-Secte, der fanatische Säulenheilige Simeon Sisanites, Sohn eines syrischen Hirten, soll 37 Jahre in heiliger Beschauung auf fünf Säulen von steigender Höhe zugebracht haben. Er starb um das Jahr 461. Die letzte Säule, die er bewohnte, war 40 Ellen hoch. Siebenhundert Jahre lang gab es Menschen, welche diese Lebensart nachahmten und Sancti columnares (Säulenheilige) hießen. Selbst in Deutschland, im Trierschen, versuchte man Luft-Klöster anzulegen; aber die Bischöfe widersetzten sich der gefahrvollen Unternehmung.

raunen. Die engschuppigen Früchte, welche röthlichen Tannenzapfen gleichen, geben, wie Pisang und fast alle Früchte der Tropenwelt, eine verschiedenartige Nahrung: je nachdem man sie nach völliger Entwickelung ihres Zuckerstoffes, oder früher, im mehlreichen Zustande, genießt. So finden wir auf der untersten Stufe menschlicher Geistesbildung (gleich dem Insect, das auf einzelne Blüthentheile beschränkt ist) die Existenz eines ganzen Völkerstammes an fast einen einzigen Baum gefesselt." (Ansichten der Natur, I. Band, S. 23—25 der 3. Auflage, S. 26—28 der 1. Auflage, S. 26—28 der 1. Auflage.)

4. Darstellungsweise.

Die Darstellung ist glänzend, den hervorgehobenen Erscheinungen des Tropenlandes ganz angemessen, die Empfindung der Dankbarkeit des Guaraunen lebhaft, wie die große Bedeutung des Baumes für ihn es erheischt. Das breite Versmaß ist beiden angemessen. Um den Singenden in recht würdiger Weise auftreten zu lassen, wird zuerst die ästhetische Seite des Gegenstandes zur Sprache gebracht, dann die nützliche. Ein schöner Fingerzeig für die richtige Auffassung der Natur überhaupt. Die nützlichen Menschen, d. h. die, welche z. B. die Pflanzenkunde in Unterricht über Gift-, Arznei- und Futterkunde verwandeln, können von unserm Dichter Viel lernen.

Die Verse sind aus Trochäen gebildet und haben in der Mitte einen Einschnitt. Die Reime sind weiblich und berühren sich (aa. bb.).

5. Der Glockenguß zu Breslau.

(W. Müller, Vermischte Schriften. Leipzig, 1830. I. 393. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Thl. Nr. 83.)

1. Grundlage zum Gedicht.

Diesem Gedicht liegt eine alte Sage zu Grunde, die wir mittheilen, wie sie Grimm in den „Deutschen Sagen" erzählt.

„Als die Glocke zu St. Maria Magdalena in Breslau gegossen werden sollte und Alles dazu fast fertig war, ging der Gießer zuvor zum Essen, verbot aber dem Lehrjungen bei Leib und Leben, den Hahn am Schmelzkessel anzurühren. Der Lehrling aber war vorwitzig und neugierig, wie das glühende Metall doch aussehen möge, und indem er so den Krahn bewegte und anregte, fuhr er ihm wider Willen ganz heraus, und das Metall rann und rann in die zubereitete Form. Höchst bestürzt, weiß

sich der arme Junge gar nicht zu helfen, endlich wagt er's doch und geht weinend in die Stube und bekennt es seinem Meister, den er um Gotteswillen um Verzeihung bittet. Der Meister aber wird vom Zorn ergriffen, zieht das Schwert und ersticht den Jungen auf der Stelle. Dann eilt er hinaus, will sehen, was noch vom Werke zu retten sei, und räumt nach der Verkühlung ab. Als er abgeräumt hatte, siehe, so war die ganze Glocke trefflich wohl ausgegossen und ohne Fehl; voll Freude kehrt der Meister in die Stube zurück und sah nun erst, was für Uebles er gethan hatte. Der Lehrling war verblichen, der Meister wurde eingezogen und von den Richtern zum Schwert verurtheilt. Inmittelst war auch die Glocke aufgezogen worden, da bat der Glockengießer flehentlich: ob sie nicht noch geläutet werden dürfte, er möchte ihren Resonanz auch wohl noch hören, da er sie doch zugerichtet hätte, wenn er die Ehr' vor seinem letzten End' noch haben könnte. Die Obrigkeit ließ ihn willfahren, und seit der Zeit wird mit dieser Glocke allen armen Sündern, wenn sie vom Rathhaus herunterkommen, geläutet. Die Glocke ist so schwer, daß, wenn man fünfzig Schläge gezogen hat, sie andere fünfzig von selbst gehet."

2. Darstellungsweise.

Der Dichter hat sich zwar eng an die Sage angeschlossen, dieselbe jedoch so weit erweitert und veredelt, als es für seinen Zweck passend schien. Hierzu gehört namentlich, daß er dem Glockengießer sich selbst dem Gericht überliefern läßt, während die Sage berichtet, daß er eingezogen worden sei. Dadurch wächst die Theilnahme für den Meister mindestens in dem Maße, wie sie durch den in Zorn vollbrachten Mord geschwächt wird. Ueberhaupt ist das Bild des Glockengießers gleich zu Anfange und dann gegen den Schluß hin trefflich gezeichnet und dadurch würdig zur Hauptfigur erhoben.

Die Sprache ist einfach, edel und für den Gegenstand gewinnend. Im 3. Verse der 11. Strophe ist sehr zweckmäßiger Gebrauch von der Alliteration gemacht („das **w**ogt und **w**allt und **w**irbelt"). Die Verse sind jambisch, dreifüßig; der zweite und vierte hat männliche Reime, der erste und dritte sind reimlos, endigen aber weiblich und haben dadurch eine überzählige Sylbe.

3. Grundgedanke.

Der Dichter zeigt, daß der beste Mensch sich durch den Zorn zu böser That kann hinreißen lassen.

6. Alexander Ypsilanti auf Munkacs.

(W. Müller, Vermischte Schriften. Leipzig, 1830. II. 207. — Lüben und Nacke, Lesebuch, VI. Thl. Nr. 117.)

1. Geschichtliches.

Alexander Ypsilanti, geboren 1791 zu Constantinopel, ältester Sohn des moldauischen Hospodars, trat 1805 in russische Kriegsdienste, wurde 1813 Rittmeister bei der Gardecavallerie und machte als solcher den Krieg gegen Napoleon mit. Er verlor in der Schlacht von Dresden die rechte Hand, wurde im folgenden Jahre Oberst und Adjutant des Kaisers Alexander und erwarb sich dessen Vertrauen und Gunst in so hohem Maße, daß er schon 1817, also in seinem 26. Lebensjahre, zum Generalmajor befördert wurde. Erfüllt mit Liebe zu seinem Vaterlande, trat er der Hetäria, d. h. dem Bunde der Freunde, bei, deren Zweck war, die künftige Befreiung Griechenlands vorzubereiten, und schloß sich eng an Capo d'Istrias, dem Haupte dieses Bundes, an. Als der in das Interesse gezogene Wallache Wladimiresko im Januar 1821 an seine Landsleute einen Aufruf zur Empörung erließ und sich mit den um sich versammelten Unzufriedenen der Hauptstadt Bucharest bemächtigte, begab sich Ypsilanti in Begleitung vieler Hetäristen nach Jassy, der Hauptstadt der Moldau, um die Leitung der Insurrection zu übernehmen. Hier erließ er denn im März 1821 einen Aufruf an alle Griechen im türkischen Reiche, sich für ihre Freiheit zu erheben, indem er sie dabei auf den sichern Beistand Rußlands verwies. Der Aufruf hatte in der Moldau einigen Erfolg, brachte aber doch nicht so viel streitbare Männer zusammen, als erforderlich waren, um sich gegen die Türken behaupten zu können. Kaiser Alexander, auf dessen Hülfe man nicht ohne guten Grund gerechnet hatte, mißbilligte den Aufstand und entließ Ypsilanti ungnädig aus dem russischen Staatsdienste. Sultan Mahmud II. nahm furchtbare Rache an den Empörern und gestattete, daß an einem Tage, am 19. April 1821, sämmtliche griechische Bewohner Constantinopels niedergemetzelt und auf seinen Befehl bald darauf die Rädelsführer, deren man sich bemächtigt hatte, hingerichtet wurden. Die Insurrection wurde dadurch bedeutend geschwächt, litt auch bald an Zwietracht. In dem Gefecht bei Dragaschan (19. Juni 1821) bekam sie den Todesstoß. Die Trümmer der kleinen Befreiungsarmee lösten sich nach heldenmüthigem Kampfe vollständig auf, und Ypsilanti suchte sein Heil in der Flucht durch das österreichische Gebiet. Kaum war er aber in Siebenbürgen angekommen, als er gegen

alles Völkerrecht im Namen des Kaisers von Oesterreich verhaftet und nach der ungarischen Festung Munkacs (Munkatsch) transportirt wurde. Hier brachte er zwei Jahre unter sehr harter Haft zu, bis seine Gesundheit so weit zerrüttet war, daß man ihn nach Theresienstadt in eine mildere Gefangenschaft versetzen mußte. Erst im December 1827, als der Krieg Rußlands gegen die Pforte bereits erklärt war, erhielt er auf Verlangen des Kaisers Nicolaus seine Freiheit wieder. Er starb aber schon zu Anfange des Jahres 1828 zu Wien in Folge der erlittenen Körper- und Seelenleiden.

2. Inhalt.

In den ersten 12 Zeilen spricht der Dichter die Sehnsucht des gefangenen Griechenfürsten nach seinem geliebten Vaterlande aus, in den letzten 12 dessen Freude über die durch Leonidas' Geist ihm überbrachte Nachricht vom endlichen Siege der Griechen und der Befreiung des Landes vom Joche der Türken.

3. Darstellungsweise.

Das Gedicht gehört mit zu den besten Griechenliedern Müller's. Ganz besonders wirksam ist, daß dem gefangenen Helden der endliche Sieg durch den berühmtesten Helden des alten Griechenlands, durch Leonidas, verkündet wird.

Das breite Versmaß entspricht der frohen Siegesnachricht eben so trefflich, wie die angewandten Trochäen. Die Verse haben, wie es bei solcher Länge nöthig ist, in der Mitte einen Einschnitt.

Leben und Charakteristik W. Müller's.

I.

Wilhelm Müller ward den 7. October 1794 zu Dessau geboren. Sein Vater war dort Schneider, besaß jedoch eine für seinen Stand recht gute Bildung und genoß daher allgemeine Achtung. Die Liebe der Eltern zu ihrem Sohne war so außerordentlich groß, daß er durchaus thun konnte, was er wollte; nie haben sie es über sich vermocht, ihn zu strafen. Die Wahl der Selbstbeschäftigung war daher dem Knaben gänzlich überlassen. Die Folge hiervon war, daß Müller noch als Jüngling bald Dies, bald Jenes trieb. Bei seiner Begabung wurde ihm dies Hin- und Herschwanken indeß doch nicht nachtheilig; vielmehr wurde dadurch das Gefühl von Unabhängigkeit erweckt

und genährt, das einen Grundton in W. Müller's Dichterleben ausmacht, und der Keim zu der Vielseitigkeit des wissenschaftlichen und künstlerischen Strebens in ihm gelegt, die in seiner schriftstellerischen Thätigkeit immer sichtbar war.

Sein Dichtertalent zeigte sich frühzeitig. In seinem 14. Jahre hatte er schon einen ganzen Band Elegien, Oden, kleine Lieder und ein nach einem Roman bearbeitetes Trauerspiel wie zum Drucke geordnet. Als Primaner schrieb er vor Beginn der Schulstunde oft die ganze Tafel voll Verse. In seinem 11. Jahre starb ihm die Mutter. Der Vater verheirathete sich nach einigen Jahren wieder mit einer vermöglichen Bürgersfrau und wurde dadurch in den Stand gesetzt, den Sohn studiren zu lassen.

Im Jahre 1812 bezog der achtzehnjährige Jüngling die Universität Berlin, um Philologie und Geschichte zu studiren, trat aber bald als Freiwilliger in's preußische Heer und nahm Theil am deutschen Freiheitskriege in den Schlachten bei Lützen, Bautzen, Hanau und Culm. 1814 kehrte er nach Berlin zurück, nahm seine Studien wieder auf und beschäftigte sich namentlich eifrig mit altdeutscher Sprache und Literatur. Eine Frucht dieser Studien war 1816 die „Blumenlese aus den Minnesängern."

Sein Aufenthalt in Berlin führte ihn auch mit Freunden der Poesie zusammen, und durch diese Vereinigung genährt und gefördert, trieb sein längst knospendes Talent die ersten Blüthen. Die Dichtung hatte im Sommer 1814 einige junge Männer verbunden, die während des Feldzuges einander befreundet worden und jetzt aus diesem heimgekehrt waren. Graf Friedrich von Kalckreuth, Graf Georg von Blankensee und Maler Wilhelm Hensel waren die ersten, die sich zusammengefunden. Später trat Wilhelm v. Studnitz und zuletzt Wilhelm Müller zu ihnen. Obgleich dieser Letzte der jüngste von allen an Jahren und Bestrebungen war, so erkannten die älteren Freunde doch bald in ihm das schönste Talent und betrachteten ihn als die Blüthe ihres Vereins. Diese Vorempfindung, so wie der Umstand, daß Müller den Studien ungetheilt angehören durfte, während die übrigen Freunde andern Berufspflichten obliegen mußten, veranlaßte den Grafen Kalckreuth, ihm die Leitung des kleinen Bundes als Ordner zuzuerkennen, und alle Freunde stimmten ihm bei. Die „Bundesblüthen", die im Jahre 1815 in Berlin bei Maurer erschienen, enthalten die Erstlinge der lyrischen Muse Müller's. Durch die Verbindung mit dem Grafen Kalckreuth wurde dieser in den literarischen Cirkel des Feldmarschalls, der der Vater des Freundes war, gezogen, und die Freunde lebten thätig und fröhlich beisammen, bis der Krieg sie im Frühjahr 1815 auf's Neue

auseinanderführte. Müller allein blieb in Berlin zurück und überholte bald in der Entwickelung seines schönen Talentes die Freunde in gleicher Weise, als er ihnen von Natur überlegen war.

Nach dem Schlusse seiner wissenschaftlichen Bildungszeit, im Jahre 1817, eröffnete sich unserm Dichter unerwartet eine glänzende Aussicht zur Ausbildung seines Talentes, wie überhaupt seines Geistes, durch's Leben und durch die Anschauung fremder Natur und Nationalität. Der Graf Sack unternahm 1817 zur Stärkung seiner Gesundheit eine Reise nach Aegypten. Um dieselbe zugleich für die Wissenschaft nützlich zu machen, veranlaßte er die Berliner Akademie, ihm einen Gelehrten auf seine Kosten mitzugeben. Die Wahl fiel auf Müller. Die Reise sollte über Wien und Konstantinopel gehen, allein nach zweimonatlichem Aufenthalte in Wien, den Müller hauptsächlich der Erlernung der neugriechischen Sprache widmete, änderte der Graf, dem Dichter zu Liebe, seinen Plan und nahm seinen Weg über Florenz, Venedig und Rom, also durch Italien, das gelobte Land der Dichter und Künstler. In Florenz traf Müller ganz unerwartet mit seinem Freunde, dem Grafen Kalckreuth zusammen. Hier und später in Rom schwelgten Beide in Kunstgenüssen, während der dafür weniger empfindliche Sack nur seiner Gesundheit lebte. Je bekannter Müller mit dem klassischen Lande wurde, desto weniger konnte er sich davon trennen. Nach und nach entstand zwischen Sack und seinem jungen Begleiter eine gewisse Unbehaglichkeit, die zur Folge hatte, daß Beide sich trennten. Sack reiste allein nach Aegypten, und Müller wanderte nach Neapel, blieb den Sommer über in Albana und kehrte im Frühjahr 1819 wieder nach Berlin zurück. Auf seine Dichterphantasie wirkte die ganze Reise vortheilhaft ein; eine große Anzahl von Liedern verdankt ihre unmittelbare oder spätere Entstehung derselben, und die Summe von Erfahrungen und Lebensanschauungen während seines Aufenthaltes in Italien und Rom legte er in seinem Werke: „Rom, Römer und Römerinnen" nieder. Noch im Jahre 1819 ward Müller als Lehrer der klassischen Sprachen an die neuorganisirte Gelehrten-Schule nach Dessau berufen und auch bald darauf als herzoglicher Bibliothekar angestellt. 1821 vermählte er sich mit Adelheid v. Basedow, Tochter des herzoglich dessauischen Regierungsraths v. Basedow und Enkelin des berühmten Pädagogen. Von nun an machte er fast jährlich Reisen in Deutschland, um sich an den Schönheiten der Natur zu erfreuen und Freunde zu besuchen. Die Eindrücke dieser Reisen suchte er in leichten Liedern festzuhalten.

Im Frühjahr 1826 bekam Müller, von seinen Kindern angesteckt, den Keuchhusten, der ihn sehr angriff. Um sich zu erho-

len, gab ihm der Herzog die Erlaubniß, eine Sommerwohnung im Garten Luisium zu beziehen, dieselbe, in der Matthisson früher viele Jahre gelebt hatte. Dieser Aufenthalt wirkte geistig und körperlich höchst wohlthätig auf ihn ein. Auf Anrathen des Arztes besuchte er mit seiner Frau noch in demselben Jahre die Bäder von Eger. Sie bekamen ihm so gut, daß er gesund und gestärkt in seine Heimath zurückkehrte. Da Müller's äußere Verhältnisse jetzt sich sehr günstig gestaltet hatten, so war seine Stellung in Dessau eine höchst glückliche. Geachtet von seinem hohen Fürstenpaare, dem zu Liebe er alle Aufforderungen von sich wies, die namentlich in der letzten Zeit häufig an ihn kamen und ihm anderweitige, den äußern Umständen nach glänzendere Anstellungen verhießen; geliebt von seinen Schülern, die mit einer wahren Begeisterung an ihm hingen; von Jedem, der seinen Charakter und sein Wesen einmal erkannt hatte, gern gesehen, lebte er in erhöhtem Gefühl seines häuslichen Glückes, im Besitz einer geistreichen, vortrefflichen Gattin und eines gesund heranblühenden Kinderpaares, dem er der zärtlichste Vater war, und mit welchem er in stundenlangen Spielen zum fröhlichen Kinde werden konnte. Dankbar erkannte er, was ihm die Vorsehung gegeben; er genoß es als Dichter, und sein menschlich beglücktes Dasein spiegelte sich in seinen Dichtungen wieder.

Im Frühjahr 1827 wurde Müller von einer großen Mattigkeit und Nervenabspannung befallen; er kränkelte mehrere Wochen und vermochte durchaus nicht zu arbeiten. Zu Anfang des Sommers trank er zu Hause den Egerbrunnen und machte dann mit seiner Frau eine Erholungsreise nach dem Rheine. In Württemberg ward er mit G. Schwab und Ludw. Uhland bekannt und befreundet, und auf seiner Rückreise verbrachte er in Weinsberg bei Just. Kerner einen „Abend voll Sängerjugend." Am 25. September kam er in Dessau wieder an und sagte seinem Arzte, „daß er sich ganz erstaunlich wohl fühle"; aber schon in der Nacht des 30. Septembers starb er an einem Schlagflusse. Als Müller den Just. Kerner besuchte, ließ dieser, dem Sänger der Griechenlieder zu Ehren, die griechische Fahne aus dem alten Thurme seiner Wohnung wehen. Aus Unkenntniß der Farben dieser Fahne wurde auf den weißen und hellblauen Grund ein s c h w a r z e s Kreuz gesetzt. In der Nacht wurde die hellblaue Farbe durch den Regen und Herbstnebel völlig ausgewaschen, und statt der griechischen Fahne blickte am Morgen dem bald vollendeten Sänger eine bedeutungsvolle weiße mit schwarzem Kreuz nach. Uhland schrieb dem scheidenden Dichter, nicht ahnend, das er für immer scheide, folgendes Gedicht in's Stammbuch, das durch Müller's frühen Tod prophetische Bedeutung erlangte:

„Wohl blühet jedem Jahre
Sein Frühling süß und licht,
Auch jener große klare —
Getrost er fehlt dir nicht;
Er ist dir noch beschieden
Am Ziele deiner Bahn,
Du ahnest ihn hienieden,
Und droben bricht er an.“

II.

Müller hat sich vorzüglich als Lyriker ausgezeichnet und als solcher Manches geliefert, was die Zeit überdauern wird. Seine Empfindungen sind wahr und tief, seine Darstellung ist leicht und beweglich, sein Auge offen für die Natur, sein Herz für die höchsten Ideen der Menschheit empfänglich, seine Seele voll Frische und Müth. Bei dem großen Umfange seiner melodiösen Sprache beherrschte ihn die Neigung, einem Lieblingsgegenstande alle möglichen poetischen Seiten abzugewinnen und die ganze Fülle von Klängen zu entlocken, die in ihm wohnen. Zu seinen gelungensten Productionen gehören die „Gedichte eines reisenden Waldhornisten“ und die schon erwähnten, aus wahrer Begeisterung geflossenen „Griechenlieder“. Müller's Novellen sind ohne besondern Werth.

Literatur.

Blumenlese aus den Minnesängern. Berlin 1816. $\frac{5}{6}$ Thlr.

Rom, Römer und Römerinnen. 2 Bde. Berlin, 1820. $2\frac{1}{3}$ Thlr.

Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten. Dessau, 1821, 1826, zweites Bändchen 1824. 2 Thlr.

Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts. Leipzig, 1821—27, 10 Bände. $13\frac{1}{2}$ Thlr., später fortgesetzt von K. Förster.

Griechenlieder. Neue vollständige Ausgabe. Leipzig, 1844. 24 Sgr.

Vermischte Schriften, herausgegeben und mit einer Biographie Müller's begleitet von G. Schwab. 5 Bände. Leipzig, 1830. 6 Thlr.

Gedichte, herausgegeben und mit einer Biographie begleitet von G. Schwab. 2 Bände. Leipzig, 1837. $2\frac{2}{3}$ Thlr.

Gedichte, Miniaturausgabe. 2 Bde. Leipzig, 1850. 3 Thlr.

LXXIV. Heinrich Heine.

1. Brockenreise.

(H. Heine, sämmtliche Werke. Hamburg, 1861—63. I. 68. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl. Nr. 43.)

2. Das Ilsethal.

(H. Heine, sämmtliche Werke. Hamburg, 1861—63. I. 108. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl. Nr. 44.)

Beide Stücke sind aus Heine's „Harzreise" entlehnt. Wer den Brocken und das Ilsethal kennt, der wird die Schilderungen, welche der Dichter von ihnen entwirft, eben so treu, als die Darstellung selbst schön finden. Es ist Alles in anschaulichster Weise und doch ohne jede Weitschweifigkeit gezeichnet; man fühlt sich mitten in die Gegend hinein versetzt und Alles um sich her belebt.

3. Belsazar.

(H. Heine, Buch der Lieder. 22. Aufl. Hamburg, 1864. S. 68 — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl. Nr. 129.)

Die Grundlage zu diesem wohlgelungenen Gedicht bildet die bekannte, Daniel 5 enthaltene Erzählung von dem Mahle des babylonischen Königs Belsazar und dessen darauf erfolgtem Tode. Die Schilderung des bacchanalischen Mahles ist so lebhaft ausgeführt, daß der durch die Schrift an der Wand erzeugte Schrecken des Königs und seiner Knechteschaar einen furchtbaren, äußerst wirksamen Contrast damit bildet. Ganz dem Sinne der wüsten Höflingsschaar entsprechend ist es, daß der König durch die Hand der eigenen Knechte umgebracht wird.

Die Strophen sind zweizeilig, dem Volkstone angemessen, jedoch unregelmäßig gebaut; zwischen die Jamben treten hier und da Anapästen.

Der Dichter führt sein Gedicht unter den Romanzen auf, zu denen es aber wohl kaum zu zählen sein dürfte.

4. Sehnen.

(H. Heine, Buch der Lieder. 22. Aufl. Hamburg, 1864. S. 131. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Thl. Nr. 4.)

In diesem Gedicht ist von zwei Bäumen, einem Fichtenbaume und einer Palme, die Rede. Beide Bäume haben, äußerlich betrachtet, mit einander gemein, daß sie einsam stehen; in allem Uebrigen aber sind sie in Gegensätze zu einander gestellt.

Die Gegensätze werden am besten erkannt, wenn man sie nach den Arten zusammenstellt.

1. Der Fichtenbaum gehört dem Norden an, die Palme dem Morgenlande.

2. Der Fichtenbaum steht auf kahler Höhe, die Palme auf brennender Felsenwand.

3. Der Fichtenbaum ist mit weißer Decke von Eis und Schnee umhüllt; die Palme steht auf brennender Felsenwand.

4. Den Fichtenbaum schläfert, er träumt von einer Tanne; die Palme trauert schweigend. „Schweigend" tritt hier in Gegensatz zu der Thätigkeit „träumt".

5. Der Fichtenbaum, die Palme. Vielleicht wollte der Dichter hierdurch den Gegensatz der Geschlechter andeuten und änderte deshalb Fichte in Fichtenbaum.

Aus dem vierten Gegensatze ersehen wir zugleich, daß keiner der Bäume mit seiner Lage zufrieden ist, beide vielmehr mit Sehnsucht nach etwas Anderem erfüllt sind. Sonach haben die Bäume Zweierlei mit einander gemein: die Einsamkeit und das Sehnen. Letzteres ist der Grundzug, die Idee des Gedichts und passend durch die Ueberschrift ausgedrückt. Im „Buch der Lieder" hat das Gedicht keine Ueberschrift.

Auf den ersten Blick erkennt man, daß der Dichter nicht die Gegensätze zwischen Fichte und Palme an und für sich darstellen wollte, sondern daß es ihm darauf ankam, die Gegensätze im Geistesleben in einem Naturbilde zu zeigen. Dergleichen Gegensätze bieten nicht bloß die Verschiedenheiten der Völker, namentlich die der kalten und heißen Zone dar, sondern auch die einzelnen Menschen in Charakter und Temperament, in Alter und Geschlecht, ja sie zeigen sich oft genug in ein und derselben Menschenbrust.

„Alles Leben besteht in Gegensätzen, die sich suchen oder abstoßen, die sich versöhnen oder vernichten, die für oder wider einander wirken. Diese polarischen Gegensätze in der Natur sind es, welche das Lied in diesen wundervollen Bildern darstellt; die polarischen Gegensätze im Geistesleben sind es, welche unter diesen Bildern veranschaulicht werden. Das sind die Gegensätze in den Nationen — die glühende Leidenschaft der tropischen Länder und das öde, verkümmerte, nur vegetirende Dasein in den kalten Zonen — die Gegensätze in Einer Nation, wo die Einen auf leuchtenden, glühenden Höhen wandeln, die Andern in kümmerlicher rauher Oede leben, aber beide einsam, unbefriedigt, in stiller Zeit wohl voll Trauerns und Sehnens — die Gegensätze der Charaktere uud Temperamente, die Einen glühend im Ringen nach hohen Idealen, voll Thatenlust und Kraftgefühl, die Andern sehnsüchtig und in schwermüthigem Verzweifeln dahinwelkend — die Gegensätze ferner der Alter und Geschlechter durch den Wider-

spruch zwischen dem glühenden Sehnen und Verlangen und Drängen des jugendlichen Alters und dem kalten, öden, leeren Gemüthsleben einer in sich selbst verflossenen, fremden Leiden und Freuden abgestorbenen Seele, früheren oder späterer Alters — endlich der Widerspruch in Einer Menschenseele, die polarischen Gegensätze, welche in Einer Menschenbrust wider einander hin- und herwogen und immer in unversöhntem Kampfe stehen mit einander, wie ein Gott des Lichts und der Finsterniß. Alle diese allgemeinen Gegensätze sind unter diesen erhabenen, edlen Bildern begriffen. Die Erfahrung setzt diese Gegensätze, wie die Natur in dem natürlichen Leben: sie sind einmal da. Die Poesie kann sie nicht aufheben, aber sie schlägt wenigstens eine Irisbrücke von einem zum andern, indem sie durch einen geistigen Zug der Sehnsucht sie verbindet. Das ist des Gedichtes Schönheit. Diese ewige Zweiheit, welche immer zu einer Einheit wird, ist es, welche der Dichter ausdrückt. Aber indem er sie in so starren, unbeugsamen Gegensätzen darstellt, läßt er uns zugleich einen Blick thun in sein eigenes Seelenleben, welches mit sich und Gott zerfallen in Sehnen und Zweifeln und Klagen sich verzehrt und daher nie in dem Leser den Eindruck einer Befriedigung, einer Versöhnung, einer Befreiung machen kann, weil diese dem Dichter selbst mangelt. Das ist der Charakter des Dichters überhaupt, und man wird wenige Gedichte von ihm finden, in welchem nicht die Pointe in eine bittere, herbe Ironie umschlägt. Das Lied, wovon wir reden, gehört zu diesen wenigen, in welchen dieses Leid des Gemüths einen edleren, gefaßten, würdigen Ausdruck findet. Es ist nicht genug zu beklagen, daß ein so bedeutendes Dichtertalent in solchem unbestimmten tiefen Sehnen untergegangen ist und sich selber verloren hat.“. (Kriebitzsch, deutsche Dichtungen.)

5. Die Grenadiere.

(H. Heine, Buch der Lieder. 22. Aufl. Hamburg, 1864. S. 56. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Thl. Nr. 98.)

1. Inhalt.

Zwei in dem Feldzuge von 1812 in Rußland gefangen genommene Franzosen kehren nach Frankreich zurück. In Deutschland hören sie, daß das große Heer besiegt und zerschlagen und der Kaiser gefangen ist. Das preßt ihnen bittere Thränen aus, macht ihre alten Wunden brennen. Der Eine will vor Gram sterben, und der Andere wäre auch bereit, hätte er nicht zu Hause eine Familie zu versorgen. Jener achtet die Pflicht gegen seinen Kaiser höher, als die gegen die Familie, und bittet den Kameraden, wenn er jetzt sterbe, seine Leiche mit nach Frankreich zu neh-

men und ihn dort mit Ehrenkreuz, Flinte und Degen zu begraben; dort wolle er im Grabe wie eine Schildwache horchen, bis er Kriegsgetümmel vernehme, dann aber aus dem Grabe hervorsteigen, um seinen Kaiser zu schützen.

2. Idee des Gedichts.

Der Dichter zeigt, daß die Liebe der französischen Soldaten zum Kaiser Napoleon eine unbegrenzte gewesen ist.

Der Grund zu dieser wohl nicht zu läugnenden Thatsache lag ohne Zweifel darin, daß Napoleon ein geschickter Feldherr war, der seine Soldaten oft zum Siege führte. Solchen Feldherren sind die Soldaten zu allen Zeiten unbeschränkt ergeben gewesen, wie die Geschichte lehrt. Man darf nicht vergessen, daß Heine eine Zeit lang ein großer Lobredner Napoleon's war.

3. Darstellungsweise.

Das Gedicht gehört mit zu den besten Heine's. Die Gefühle des alten Grenadiers sind so wahr und trefflich geschildert, daß es nicht verwundern kann, wenn der Dichter, der hier eine Grundstimmung der französischen Nation darstellte, für dieses Gedicht das Kreuz der Ehrenlegion erhielt.

Die Strophen sind unregelmäßig, die Verse aus Jamben und Anapästen gebildet. Letztere stehen aber gewöhnlich an der Stelle, wo sie besonders wirksam sind, z. B. Str. 2, 5, 8, 9. Die Sprache nähert sich in glücklicher Unbefangenheit dem Tone des Volksliedes.

Leben und Charakteristik H. Heine's.

I.

Heinrich Heine wurde am 31. Dec. 1799 zu Düsseldorf geboren. Um den Scherz machen zu können, er sei „einer der ersten Männer des Jahrhunderts," gab er vor, am 1. Jan. 1800 geboren zu sein. Sein Vater war ein angesehener Kaufmann und Jude, seine Mutter eine Christin, weshalb er auch eine christliche Erziehung genoß. Nachdem er den ersten Unterricht von Privatlehrern erhalten hatte, besuchte er das Lyceum seiner Vaterstadt. In dem Buche „Le Grand" theilt er einige Erinnerungen aus seiner Kinder- und Jugendzeit mit. In Betreff der Schule sagt er: „Es wurde viel auswendig gelernt; die römischen Könige, die Jahreszahlen, die nomina auf im, die verba irregularia, Griechisch, Hebräisch, Geographie, deutsche Sprache, Kopfrechnen

— Alles mußte auswendig gelernt werden. Was das Lateinische betrifft, so haben Sie keine Idee, wie das verwickelt ist. Den Römern würde gewiß nicht Zeit genug übrig geblieben sein, die Welt zu erobern, wenn sie das Latein erst hätten lernen sollen. Diese glücklichen Leute wußten schon in der Wiege, welche nomina den Accusativ auf im haben; ich hingegen mußte sie im Schweiße meines Angesichts auswendig lernen. — Vom Griechischen will ich gar nicht sprechen, ich ärgere mich sonst zu viel. Die Mönche im Mittelalter hatten so unrecht nicht, wenn sie behaupteten, daß das Griechische eine Erfindung des Teufels sei. Gott kennt die Leiden, die ich dabei ausgestanden. Mit dem Hebräischen ging's besser; denn ich hatte stets eine große Vorliebe für die Juden, obgleich sie bis auf diese Stunde meinen Namen kreuzigen. Indessen — von der deutschen Sprache begriff ich viel mehr, und die ist doch nicht gar so kinderleicht; denn wir armen Deutschen haben uns noch obendrein den Adelung aufgesackt und quälen uns einander mit dem Dativ und Accusativ. Viel deutsche Sprache lernte ich vom alten Rector Schallmeyer, einem braven geistlichen Herrn, der sich meiner von Kind auf annahm. Auch in der Mythologie ging es gut, ich hatte meine liebe Freude an dem Göttergesindel, das so lustig nackt die Welt regierte. Am allerbesten aber erging es mir in der französischen Klasse des Abbé Daulnoy, eines emigrirten Franzosen, der eine Menge Grammatiken geschrieben und eine rothe Perrücke trug und gar pfiffig umhersprang, wenn er seine Art poëtique und seine Histoire allemande vortrug; er war im ganzen Gymnasium der Einzige, welcher deutsche Geschichte lehrte."

Heine war von seinem Vater für den Kaufmannsstand bestimmt und wurde 1816 nach Hamburg gebracht, um sich für diesen Beruf auszubilden Er blieb hier bis zum Jahre 1819, ohne jedoch dem Wunsche seines Vaters entschieden nachzukommen, denn der in ihm lebende rege Geist zog ihn zu höheren, wissenschaftlichen Beschäftigungen hin. Hier ließ er bereits 1817 im „Wächter" seine ersten Gedichte abdrucken. Mit Einwilligung seines Vaters und seines Oheims, des Banquier Salomon Heine in Hamburg, bezog er 1819 die Universität Bonn, um dort Jurisprudenz zu studiren. Dies trockene, nicht nach eigener Neigung gewählte Studium befriedigte ihn jedoch nicht sonderlich; die Rechts-Collegien wurden andern, die ihm besser zusagten, bedeutend nachgesetzt. Geschichte und Literaturgeschichte waren es, welche ihn am meisten anzogen und mit allem Fleiße von ihm studirt wurden. Die Mußestunden widmete er der Dichtkunst. Die von Hamburg bereits mitgebrachten Gedichte wurden daher durch zahlreiche neue vermehrt. Daneben studirte er fleißig die bedeutendern Dichter, am eifrigsten den Engländer Byron. Schon

im ersten Studienjahre schrieb Heine einen Aufsatz über die „Romantik“ und ließ ihn im westfälischen „Sprecher“ abdrucken. Er tritt darin als Verfechter der Romantik auf. In den Herbstferien des Jahres 1820 begann er in dem Bonn gegenüber liegenden Dorfe Beul seine Tragödie Almansor. „In dieses Stück habe ich, schreibt er an einen Freund, mein eigenes Selbst hineingeworfen, mit sammt meinen Paradoxen, meiner Weisheit, meiner Liebe, meinem Hasse und meiner ganzen Verrücktheit.“ Heine hielt diese Dichtung für sehr gelungen; das deutsche Publikum war jedoch ohne Ausnahme anderer Meinung und spricht ihm noch heut das dramatische Talent ab, während es ihn als Lyriker schätzt.

Im Oktober 1820 verließ Heine Bonn und ging nach Göttingen, um seine Studien dort fortzusetzen. Der Aufenthalt sagte ihm indeß dort nicht zu; er wählte deshalb nach kurzem Verweilen Berlin. Eine Unannehmlichkeit, die er sich durch Uebertretung der Duellgesetze bereitet hatte, war hiezu wohl der Hauptgrund. In Berlin ließ er 1822 einen Band „Gedichte“ drucken und verfaßte verschiedene Aufsätze für Zeitschriften, namentlich auch die bekannten „Briefe aus Berlin.“

Im nächstfolgenden Jahre kehrte Heine nach Göttingen zurück, um seine juristischen Studien fortzusetzen. Am 28. Juni 1825 trat er zum Christenthum über, und am 30. Juli desselben Jahres erwarb er sich die juristische Doctorwürde, worauf er sich nach Hamburg begab, um sich dort als Advocat niederzulassen. Aber wie mit dem juristischen Studium, so erging es Heine auch mit der juristischen Praxis; er gab sich wenig mit derselben ab, sondern lebte den Musen und seinen Freunden E. Devrient, A. Lewald, J. Campe und Andern. Seine bekannten „Reisebilder“ wurden hier 1826 mit der Beschreibung einer Harzreise, welche er 1824 von Göttingen aus gemacht hatte, eröffnet. Später reiheten sich daran Mittheilungen über seinen Aufenthalt in Norderney, über seine Reisen nach England, Süddeutschland und Italien. Im nachfolgenden Jahre 1827 erschien auch die erste Ausgabe seines „Buch's der Lieder,“ eine geordnete und gesichtete Sammlung seiner lyrischen Gedichte, die freudig begrüßt wurde und 1864 bereits in 22. Auflage erschienen ist.

Die Kunde vom Ausbruch der französischen Juli-Revolution (1830) empfing er auf Helgoland. „Ich bin wie berauscht, rief er aus, jetzt weiß ich wieder, was ich will, was ich habe, was ich muß. Ich bin der Sohn der Revolution und greife wieder zu den gefeiten Waffen, worüber meine Mutter ihren Zaubersegen ausgesprochen. — Ich bin ganz Freude und Gesang, ganz Schwert und Flamme.“ — In dieser Stimmung kam er nach Paris, das er sich von nun an zu seinem Aufenthalt

wählte und von wo aus er mannigfache Reisen machte. Die letzte war nach Hamburg 1844. — Auf die gegen Heine gerichtete Anklage, als habe das Ministerium Guizot für bestimmte Summen seine Feder erkauft, damit sie die Regierungsakte vertheidige, erklärte er am 15. Mai 1848, daß er allerdings seit 1836 französische Hülfsgelder aus dem Pensionsfond, der keiner öffentlichen Controle ausgesetzt sei, empfangen habe, nämlich einen Jahrgehalt von 4000 Francs, die ihm von 1836 bis zum Sturze Guizot's (22. Febr. 1848) monatlich ausbezahlt wurden. „Meine Ehre, sagt er, ist nicht in der Hand des ersten besten Zeitungscorrespondenten, nicht das erste beste Tagesblatt ist ihr Tribunal, nur vor den Assisen der Literaturgeschichte kann ich gerichtet werden. — Die Unterstützung, welche ich vom Ministerium Guizot empfing, war kein Tribut, sie war eben nur eine Unterstützung, sie war — ich nenne die Sache bei ihrem Namen – das große Almosen, welches das französische Volk an so viele Tausende von Fremden spendete, die sich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution in ihrer Heimath mehr oder weniger glorreich kompromittirt hatten und an dem gastlichen Herde Frankreichs eine Freistätte suchten."

Lange Jahre hindurch litt Heine an einem Rückenmarksübel, das ihm unsägliche Schmerzen bereitete, denen er am 17. Febr. 1856 erlag.

II.

Nach den von uns besprochenen Proben, denen sich mit Leichtigkeit noch eine nicht unbedeutende Anzahl von gleichem, zum Theil von noch höherem Werthe beigesellen ließen, erscheint Heine als höchst gewandter Prosaist und ausgezeichneter Lyriker. Und in Wahrheit ist er Beides, leider nur nicht in allen seinen Produktionen, ja nicht einmal in der Mehrzahl derselben.

Am schönsten tritt seine Prosa uns in seinen „Reisebildern" entgegen, aus denen unsere Proben entnommen sind. Die freie musikalische Bewegung, welche sich durch dieselbe zieht, giebt ihr fast poetische Bedeutung. Dabei ist Alles vollkommen durchsichtig und so plastisch im Ausdruck, daß wir die Gegenstände seiner Darstellung leibhaftig um uns zu sehen glauben. Heine ist sich seiner Geschicklichkeit in der Darstellung bewußt und sagt selbst, daß er es zu einer „göttlichen Prosa" gebracht habe. Dieser Umstand hat ihn oft verleitet, sich in seiner stilistischen Kunstfertigkeit zu zeigen, den Stil gewissermaßen zum Zweck seiner Darstellung zu machen. Heines Stil ist darum nicht überall der Stil des reinen Inhalts, welcher seine höchsten Gesetze nur von den darzustellenden Gedanken empfängt und mit denselben nie willkürlich zu schalten wagt, sondern er ist der Stil des subjectiven Beliebens, oft genug selbst der schimmernden Leerheit.

Als Lyriker nimmt Heine einen bedeutenden Rang ein, ist jedoch nur da wahrhaft groß, wo er ganz aus sich heraustritt, sich zur Objectivität hinaufschwingt. Leider geschieht das aber nicht gar zu oft. Die Eitelkeit hat sich in einem Maße in ihm entwickelt, daß sie ihn nur zu häufig verleitet, seinem geliebten Ich einen ungebührlichen Platz in seinen Gedichten einzuräumen. Außerdem gestattet er sich Witz und Satire zu oft und mit unerhörter Kühnheit anzuwenden und Frivolitäten mit einfließen zu lassen, die viele seiner Gedichte für einen großen Theil von Lesern, für die Jugend stets, unlesbar machen. Nichts ist ihm heilig; Liebe, Schönheit, Freiheit, Patriotismus, Enthusiasmus, Sittlichkeit, Idee, Philosophie, Politik, Unsterblichkeit, Religion, kurz Alles wird in der Werkstatt seines Witzes zerschnitten, zerfressen, zu Staub zerrieben und lachend in die Luft gestreut.

Was Heine als Lyriker ist, spricht Hillebrand treffend aus, wenn er sagt: „Heine ist eine Art lyrisches Genie, aller Töne Meister, der innigsten wie der schärfsten, der hohen wie der tiefen. Die Zauberklänge des Herzens wie die Stimmen der Verzweiflung, des Zornes, der spottenden Satire stehen ihm gleichmäßig zu Gebote. Fast in Allem ist Musik, Geist und Bewegung. Heine hat eine Art, die nur ihm gehört und die oft selbst in ihren Mängeln noch Reiz genug hat, um diese zu vergessen. „Unser Dichter, sagt Varnhagen von ihm, hat den in unserer Zeit wahrlich ungeheueren Vorzug, daß er keine Phrasen macht“, und wir stimmen gern in dieses Urtheil ein. Je größer aber die Talente Heine's sind, um so mehr muß man bedauern, daß er sich nicht überwinden konnte, sie in dem Dienste, welchem er sie gewidmet, mit reiner Kunstabsicht zu verwenden. Die Reflexion der Eitelkeit verfälscht die ursprüngliche Unmittelbarkeit, und das charakterlose frivole Spiel, das er in der Poesie mit der Poesie selber treibt, die Verhöhnung der Idee in ihrem eigenen Reiche, kurz, der ewige Selbstmord des Schönen gestattet nicht, daß sich der Heine'schen Dichtung das Siegel der höheren Weihe durchweg aufdrücke. Man betrübt sich, man zürnt, wenn die tiefsinnigsten Gefühle, die zaubervollsten Gebilde plötzlich durch ein widerwärtiges Mephistogelüst verdorben werden. Man fühlt sich nicht sicher im Genuß, und das verdirbt den Genuß. Heine ist fast nur er selbst in der Zerstörung seiner selbst. Er haßt, indem er liebt, er lacht, indem er weint, er zerknickt die Blume, welche er gepflanzt, spottet des Geistes, dessen er sich rühmt, spielt französisch, indem er deutsch-heimisch fühlen möchte. Daß Heine Einiges in voller Reinheit durchgeführt, läßt um so schmerzlicher empfinden, daß er so Vieles in eitler Laune verunreinigt. Als er 1822 zuerst mit seinen „Lyrischen Gedichten“ hervortrat, begrüßte

ihn Deutschland sofort als einen Dichter eigener Weise. So reine Herzensmelodien hatte man, seit Goethe's Leier verstummt, nicht mehr vernommen; obgleich auch jetzt schon Mephistopheles mitunter das Wort der Verneinung in den Gesang der Seele hineinspricht. Die vorhin erwähnten „Reisebilder" bieten die schönsten Gaben seiner Gesangesmuse, die sich hier noch nicht in so kecken Ungezogenheiten gefällt, wie späterhin, obgleich sie schon hin und wieder Miene dazu macht. Wir können Einzelnes nicht hervorheben, sonst würden wir an „Sonnenuntergang", an den „Gesang der Okeaniden", an die „Bergidylle", die „Nacht am Strande" u. s. w. erinnern. Hier ist Leben, ist Anschauung, ist Frische und Unmittelbarkeit. Der dritte Theil mischt das Heiterste, das Herzlichste unter das Schnödeste, was jemals der freche Mund eines aristophanischen Humors ausgesprochen."

Die Stellung, welche Heine als Dichter einnimmt, bezeichnet er treffend selbst: „Trotz meiner exterminatorischen Feldzüge gegen die Romantik, blieb ich doch selbst immer ein Romantiker, und ich war es in einem höheren Grade, als ich selbst ahnte. Nachdem ich dem Sinne für romantische Poesie in Deutschland die tödtlichsten Schläge beigebracht, beschlich mich selbst wieder eine unendliche Sehnsucht nach der blauen Blume im Traumlande der Romantik, und ich ergriff die bezauberte Laute und sang ein Lied, worin ich mich allen holdseligen Uebertreibungen, alter Mondscheintrunkenheit, allem blühenden Nachtigallen-Wahnsinn der einst so geliebten Weise hingab. Ich weiß, es war „das letzte freie Waldlied der Romantik", und ich bin ihr letzter Dichter: mit mir ist die alte lyrische Schule der Deutschen geschlossen, während zugleich die neue Schule, die moderne deutsche Lyrik, von mir eröffnet ward. Diese Doppelbedeutung wird mir von den deutschen Literaturhistorikern zugeschrieben. Es ziemt mir nicht, mich hierüber weitläufig auszulassen, aber ich darf mit gutem Fuge sagen, daß ich in der Geschichte der deutschen Romantik eine große Erwähnung verdiene."

In dem Schlußwort zu seiner letzten Gedichtsammlung, zu dem 1851 erschienenen „Romanzero", ebenso in seinen „Geständnissen", womit er den ersten Band seiner „Vermischten Schriften" eröffnet, gab der kranke Dichter aus der Pariser „Matratzengruft" heraus seine Bekehrung zum Glauben an eine persönliche Unsterblichkeit zu erkennen. „Das sieht aber bei Lichte betrachtet, wie Scherr sagt, einem Heine'schen Witze auf's Haar gleich." Nach einer Mittheilung seiner Frau soll Heine ein recht schönes Gebetbuch geschrieben haben, und seine Freunde berichten, er habe beten und glauben gelernt und gestehe selbst ein, daß sein Leben eine Reihe von heillosen Verirrungen gewesen sei und daß nur der feste Glaube an Gott und Unsterblichkeit ihm jetzt Kraft gebe,

selbst die schrecklichsten irdischen Qualen mit seltener Geduld und Fassung zu ertragen.

Wir lassen es dahin gestellt, wie weit Heine's Sinnesänderung als echt zu betrachten ist.

Literatur.

A. Heine's Schriften.

Sämmtliche Werke, herausgegeben von A. Strodtmann. 20 Bände. Hamburg, 1861—63. 16⅔ Thlr.

Inhalt: 1. u. 2. B. Reisebilder. 3. B. Englische Fragmente und Shakespeare's Mädchen und Frauen. 4. B. Novellistische Fragmente. 5.—7. B. Ueber Deutschland. (5. Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland. 6. Die romantische Schule. 7. Elementargeister und Dämonen.) 8.—11. B. Französische Zustände. 12. B. Ueber Ludwig Börne. 13. u. 14. B. Vermischte Schriften. 15.—18. B. Dichtungen. (15. Buch der Lieder. 16. Tragödien und Neue Gedichte. 17. Atta Troll. Deutschland. Zeitgedichte. 18. Romanzero. Letzte Gedichte.) 19. u. 20. B. Briefe.

B. Schriften über Heine.

Stephani, Heine und ein Blick in unsre Zeit. Halle, 1834. 1 Thlr.

L. Börne, Ueber H. Heine. Frankfurt, 1840. ¼ Thlr.

A. Boden, H. Heine über L. Börne. Zur Charakteristik Heine's. Mainz, 1841. ⅙ Thlr.

A. Nodnagel, Deutsche Dichter der Gegenwart. Darmstadt, 1842. 2. Heft. ⅓ Thlr.

Alfred Meißner, Heinrich Heine. Erinnerungen. Hamburg, 1856. 1½ Thlr.

Adolf Strodtmann, Heinrich Heine's Wirken und Streben, dargestellt an seinen Werken. Hamburg, 1857. ¾ Thlr.

LXXV. Karl Lebrecht Immermann.

1. Frost und Thauwind.

(Lüben und Nacke, Lesebuch, III. Thl. Nr. 178.)

Der Dichter stellt den Kampf dar, der in jedem Frühjahr zwischen dem Winter und dem Thauwinde stattfindet. Um sei-

nem Gedichte größere Frische und Lebendigkeit zu verleihen, personificirt er Beide und läßt jeden das aussprechen, was schweigend in der Natur erfolgt.

Der Frost macht sich zu Anfange breit, als wäre er ein Herrscher, der durch keine Macht vertrieben werden könne. Als der Thauwind seine Thätigkeit leise beginnt, fährt der Frost ihn grob an. Dann kämpfen Beide gewaltig mit einander; der Sieg bleibt lange unentschieden. Der Winter zieht aber doch zuletzt den Kürzern und knirscht vor Wuth über seine Niederlage. Während Beide noch kämpfen, tritt der Lenz ein und jagt die Raufbolde fort.

2. Der westfälische Hofschulze.

(K. Immermann, Münchhausen. Düsseldorf. I. Thl. zweites Buch, S. 135 der zweiten Ausgabe. Berlin, 1858. I. 127. — Lüben und Nacke, Lesebuch, VI. Thl. Nr. 112).

1. Inhaltsangabe.

Das Stück enthält die Schilderung eines westfälischen Hofschulzen. Es wird darin namentlich hervorgehoben: seine Berufsgeschicklichkeit, sein Fleiß und seine Sparsamkeit, sein Reichthum, sein Verhältniß zu den übrigen Bauern, sein Verhalten gegen Vornehmere, seine Grundsätze beim Handel, sein Festhalten am Hergebrachten und seine Zuneigung zu seinen Thieren.

2. Gedankenfolge in Dispositionsform.

I. Thätigkeit des Hofschulzen beim Ausbessern eines Wagenrades. Abschn. 1—3.

II. Gespräch des Pferdehändlers, Receptors und Hofschulzen. Abschn. 4—7.
   1. Geschicklichkeit des Hofschulzen in mechanischen Arbeiten, übertrieben belobt durch den Pferdehändler. Abschn. 4. u. 6.
   2. Ablehnende Erwiederung des Hofschulzen. Abschn. 7.

III. Der Pferdehandel. Abschn. 8—11.
   1. Charakteristik des Pferdehändlers. Abschn. 8.
   2. Grundsätze des Hofschulzen beim Handel. Abschn. 9.
      a. Er begehrt stets, was die Sache werth ist.
      b. Er läßt sich durch Dingen und Feilschen nicht von seinem Satze abbringen.
   3. Beweis des Hofschulzen, daß Handel ohne Vorschlag vortheilhafter sei. Abschn. 11.

a. Er kostet weniger Zeit.
b. Käufer und Verkäufer bleiben ruhig beim Handel und wahren sich vor Schaden.

IV. Unterredung des Receptors und des Hofschulzen über Umwandlung der Korngefälle in Geld. Abschn. 12—14.
1. Versuch des Receptors, den Hofschulzen für Umwandlung der Korngefälle in Geld zu stimmen. Abschn. 12.
2. Gründe des Hofschulzen für seine Ablehnung des gestellten Antrages. Abschn. 13. u. 14.
a. Glaube an die Strafe des Umgehens nach dem Tode für das Auflegen einer neuen Last.
b. Vom Oberhofe sind stets nur Körner gegeben worden.
c. Auf dem Acker wächst nur Korn, nicht Geld.
d. Es muß Alles beim Alten bleiben (was durch ein Beispiel nachgewiesen wird).

V. Gespräch des Pferdehändlers und Receptors
1. über den Hofschulzen. Abschn. 15, 17 u. 18.
a. Er hält fest an seinen Grundsätzen.
b. Er zieht die besten Pferde und verkauft sie billig.
c. Er ist reich.
d. Er genießt Ansehen unter den Bauern.
e. Er beugt sich vor keinem Vornehmeren.
f. Er ist sparsam und fleißig.
2. über das westfälische und sächsische Volk.
a. Die Westfalen sind starr und widerhaarig, weil sie vereinzelt wohnen und Alles besitzen, was sie gebrauchen.
b. Die Sachsen sind höflich und nachgiebig, weil sie beisammen wohnen.

VI. Abschluß des Pferdehandels. Abschn. 19—22.
1. Der Pferdehändler zahlt die verlangte Summe. Abschn. 19.
2. Der Hofschulze sagt ihm, daß er wisse, wie viel er bei diesem Handel verdiene.
3. Prüfung des Goldes. Abschn. 21.
a. Bedachtsamkeit und Kaltblütigkeit des Hofschulzen dabei.
b. Gezeter des Pferdehändlers über das Zurückweisen zu leichter Goldstücke.
(2. Entfernung des Receptors.)

VII. Empfangnahme und Abführen des erkauften Pferdes. Abschn. 23 und 24.
1. Abschied vom Pferde.

2. Charakterisirung des Pferdehändlers.
3. Empfindungen des Pferdes und seiner Pfleger beim Abschiede.

3. Der Hofschulze.

Der Hofschulze ist ein gesunder, kräftiger Landmann. Seinen Beruf versteht er gründlich, denn sein Hauswesen ist zweckmäßig und schön eingerichtet, sein Vieh in weitem Umkreise das beste, sein Getreide steht vorzüglich und seine Ackergeräthschaften versteht er durch eigene Geschicklichkeit in gutem Stande zu halten. Durch Fleiß und Sparsamkeit hat er das ererbte Besitzthum verbessert und vergrößert und sich so zum reichen Manne gemacht. In seinen Bewegungen hat er etwas Rasches, doch kann er, wenn das Geschäft es fordert, auch sehr bedächtig sein. Im Handeln liebt er feste Preise und verschmäht dabei alles Dingen und Feilschen aus Grundsatz. Vornehmen gegenüber läßt er den Stolz durchblicken, den die Unabhängigkeit erzeugt. Seine Reden lassen ihn als verständigen und erfahrenen Mann erkennen. Am Alten und Hergebrachten hängt er aber mit Hartnäckigkeit fest.

Zur Vervollständigung dieses Bildes fügen wir noch eine kurze Charakteristik hinzu, welche Immermann im 6. Kapitel dem „wilden Jäger", der eine Zeitlang beim Hofschulzen lebte, in den Mund legt. Seite 182 heißt es dort: „Mein Hofschulze mag ein Mann von etlichen sechzig Jahren sein, doch trägt er den starken großen knochigten Körper noch ganz ungebeugt. In dem rothgelben Gesichte ist der Sonnenbrand der funfzig Ernten, die er gemacht hat, abgelagert, die große Nase steht wie ein Thurm in diesem Gesichte, und über den blitzenden Augen hangen ihm weiße struppige Brauen, wie ein Strohdach. Er mahnt mich wie ein Erzvater, der dem Gotte seiner Väter von unbehauenen Steinen ein Mal aufrichtet und Trankopfer darauf gießt und Oel, und seine Füllen erzieht, sein Korn schneidet und dabei über die Seinigen unumschränkt herrscht und richtet. Nie ist mir eine compactere Mischung von Ehrwürdigem und Verschmitztem, von Vernunft und Eigensinn vorgekommen. Er ist ein rechter uralter freier Bauer im ganzen Sinne des Wortes; ich glaube, daß man diese Art Menschen nur noch hier finden kann, wo eben das zerstreute Wohnen und die altsassische Hartnäckigkeit, nebst dem Mangel großer Städte den primitiven Charakter Germania's aufrecht erhalten hat. Alle Regierungen und Gewalten sind darüber hingestrichen, haben wohl die Spitzen des Gewächses abbrechen, aber die Wurzeln nicht ausrotten können, denen dann immer wieder frische Schößlinge entsprossen, wenn gleich sich

diese nicht mehr zu Kronen und Wipfeln zusammenschließen dürfen."

Ueber die Entstehung der größeren westfälischen Bauerhöfe vergleiche man das 3. Kapitel, S. 154.

Leben und Charakteristik K. L. Immermann's.

I.

Karl Lebrecht Immermann wurde am 24. April 1796 zu Magdeburg geboren. Sein Vater, ein strenger Altpreuße aus den Zeiten Friedrich's II., ertheilte ihm den ersten Unterricht und hielt ihn zum pünktlichsten Gehorsam, zu Fleiß und Ordnung an. Nie durfte der Knabe etwas Neues vornehmen, bevor er nicht das Frühere vollkommen verstanden und sich ganz zu eigen gemacht hatte. Schon früh regte sich in ihm die Lust zu Versen und zum Theater. Im 12. Jahre schrieb er sein erstes Geburtstagsgedicht, im 16. ein Drama, „Prometheus", und eine Elegie auf den Tod Heinrich's von Kleist. Die Verhältnisse des Staates schreckten ihn früh aus der harmlosen Theaterlust empor. Seinem väterlichen Vorbilde getreu, blieb Immermann auch unter der französischen Herrschaft strenger Altpreuße. Aus jener Zeit, in der er Monate lang in völliger Waldeinsamkeit lebte, stammt jene düstre Lebensstimmung, jene Hinneigung zur Natur und zu einer gewissen Abgeschiedenheit, die ihn vor Allem charakterisirt. 1813 studirte er in Halle die Rechte. In dieser Zeit besuchte er auch öfter das Theater in Weimar, in dem damals noch Goethe's Geist waltete. Bei seinen dramatischen Arbeiten gedachte er häufig jener vergangenen Zeiten. 1815 machte er den Feldzug in den Niederlanden und in Frankreich mit. Mit dem Jahre 1818 trat er in den Staatsdienst und wurde erst als Referendar in Magdeburg, dann (1823) als Auditeur in Münster angestellt. Seit 1827 lebte er als Landgerichtsrath in Düsseldorf, wo er größere Freiheit gewann und im Umgange mit poetischen Freunden, Künstlern und Gesinnungsgenossen, wie Schadow, F. v. Uechtritz, Schnaase, ein Lebenselement fand, das ihn zufrieden stellte. Ein Schlagfluß machte am 25. August 1840 seinem Leben ein Ende.

II.

Immermann ist ein Mann von hoher Begabung, am ausgezeichnetsten als Novellist, ohne Bedeutung als Lyriker. Durch die strenge Erziehung, welche er genossen, war ein Zwiespalt in seiner Natur entstanden, der niemals ausgesöhnt worden ist und

sich in unerquicklicher Weise durch alle seine Dichtungen zieht. „Sein ganzes Dichterwesen und Dichterleben ist ein Kampf der Phantasie mit der Disciplin des Verstandes, der Neigung für den Geist der Zeit mit der alten Wurzel preußischer Beamtenhärte. Durch fast alle seine Werke kann man diesen Dualismus verfolgen. Voll Begeisterung hinstrebend auf die Wege poetischer Idee, konnte Immermann sich doch nicht losmachen von dem Schwergewichte, welches die verständige Macht seinem idealen Fluge anheftete. Daher kam es denn auch, daß er einerseits mit stolzer Selbstbewußtheit der Zeitrichtung gegenüber sich wohl überschätzte, andererseits ihren Inhalt, auf den er sich doch richtete, zu keiner rechten poetisch-freien Durchbildung verarbeiten, überhaupt der Stoffe nicht künstlerisch Meister werden konnte.“ (Hillebrand.)

Unter den zahlreichen Komödien und Tragödien, die Immermann geschrieben hat, sind „Andreas Hofer“ und „Ghismonda oder die Kunst des Schweigens“ die bekanntesten. Mit dem Roman „Epigonen“ (1836) tritt Immermann in den Kreis der Gegenwart ein, erklärt sie jedoch nicht dichterisch in ihrem wahren Werthe, sondern hält ihr nur den Spiegel ihrer Verirrungen und ihrer zerrissenen Zustände vor. Weit höher steht sein „Münchhausen“, ein komischer Roman, in welchem die Zustände unserer Zeit satyrisch aufgefaßt sind. Durch den trefflich darin dargestellten Hofschulzen hat der Dichter die Bahn gebrochen für die spätere dorfgeschichtliche Literatur. Das letzte, unvollendet gebliebene Gedicht Immermann's ist sein „Tristan und Isolde.“ Wäre es ihm vergönnt gewesen, diese Dichtung zu vollenden, so stünde sie vielleicht als das bedeutendste Werk der romantischen Schule da, der Immermann ohne Zweifel angehört, ungeachtet er es nicht immer zugeben wollte.

Eine harte, zum Theil ungerechte Beurtheilung hat Immermann durch Platen in dem Lustspiel: „Der romantische Oedipus“ erfahren.

Literatur.

A. Immermann's Schriften.

Die Prinzen von Syrakus, romantisches Lustspiel. Hamm, 1821. ½ Thlr.
Trauerspiele. Hamm, 1822. 1⅔ Thlr.
Die Papierfenster eines Eremiten. Hamm, 1822. ⅚ Thlr.
Gedichte. Hamm, 1822. 1 Thlr.

Gedichte. Neue Folge. Stuttgart, 1830. — Hamburg. $1\frac{1}{2}$ Thlr.
Ein ganz frisch schön Trauerspiel von Pater Brey. Münster, 1823. 5 Sgr.
König Periander und sein Haus. Trauerspiel. Bonn, 1823. $\frac{2}{3}$ Thlr.
Brief an einen Freund über die falschen Wanderjahre. Münster, 1823. $\frac{1}{4}$ Thlr.
Das Auge der Liebe. Lustspiel. Hamm, 1824. $\frac{2}{3}$ Thlr.
Cardenio und Celinde. Trauerspiel. Berlin, 1826. $\frac{5}{6}$ Thlr.
Ueber den rasenden Ajax. Eine ästhetische Abhandlung. Magdeburg, 1826. $12\frac{1}{2}$ Sgr.
Das Trauerspiel in Tyrol. Dramatisches Gedicht. Hamburg, 1827. $\frac{5}{6}$ Thlr.
Die Verkleidungen. Lustspiel. Hamburg, 1828. $\frac{5}{6}$ Thlr.
Kaiser Friedrich II. Trauerspiel. Hamburg, 1828. 1 Thlr.
Die Schule der Frommen. Lustspiel. Stuttgart, 1829. $\frac{2}{3}$ Thlr.
Der im Irrgarten der Metrik herumtaumelnde Cavalier. Hamburg, 1839. $\frac{1}{4}$ Thlr. (Lyrische Ausfälle gegen Platen enthaltend.)
Miscellen. Stuttgart, 1830. $1\frac{1}{3}$ Thlr.
Tulifäntchen. Ein Heldengedicht in drei Gesängen. Hamburg, 1830. $\frac{5}{6}$ Thlr.
Alexis. Eine Trilogie. Düsseldorf, 1832. — Berlin, 1863. Mit 28 Illustrationen. 1 Thlr.
Merlin. Eine Mythe. Düsseldorf, 1835. $1\frac{1}{2}$ Thlr.
Reisejournal. Düsseldorf, 1833. $2\frac{1}{2}$ Thlr.
Die Epigonen. 3 Bde. Berlin, 1854. $3\frac{3}{4}$ Thlr.
Münchhausen. Eine Geschichte in Arabesken. 4 Thle. Düsseldorf, 1838—39. Berlin, A. Hoffmann. 4 Thle. in 2 Bdn. 1858. 1 Thlr.
Immermann's Oberhof. (Aus dem Münchhausen.) Mit 60 Illustrationen. Berlin, 1863. $4\frac{1}{2}$ Thlr.
Memorabilien. 3 Thle. Hamburg, 1840—43. $5\frac{1}{3}$ Thlr.
Tristan und Isolde. Ein Gedicht in Romanzen. Berlin, 1854. 2 Thlr.
A. Schrödter's Bild von der Flasche. Humoristisch zu deuten gesucht von K. Immermann und W. Cornelius. Stralsund und Berlin, 1840. $\frac{5}{6}$ Thlr.
Gesammelte Werke. 14 Bände. Düsseldorf, 1835—43. $29\frac{1}{6}$ Thlr.
Die Opfer des Schweigens. Trauerspiel. In: Franck,

Taschenbuch dramatischer Originalien. 3. Jahrg. Leipzig, 1839.

B. Schriften über Immermann.

Ferd. Freiligrath, Karl Immermann. Blätter der Erinnerung an ihn. Mit Immermann's Bildniß in Stahlstich nach einer Zeichnung von C. F. Lessing. Stuttgart, 1842.

LXXVI. August von Platen.

1. Das Grab im Busento.

1820.

(Platen, Gesammelte Werke. Stuttgart, 1853. I. 132. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Thl. Nr. 52.)

1. Geschichtliche Grundlage.

Alarich, ein kühner, siegreicher und darum hochgeachteter Anführer der Westgothen, hatte Rom unter dem feigen Könige Honorius am 24. August 410 zum dritten Male eingenommen. Drei Tage darauf verließ er es, um das reiche Sicilien und Afrika zu erobern. In Cosenza, einer Stadt an dem kleinen Flusse Busento in Calabrien (Königr. Neapel) erkrankte der Held und starb in einem Alter von 34 Jahren. Der Schmerz der Gothen über den Verlust ihres Führers war groß und aufrichtig. Sie bereiteten ihm ein Grab, wie sie es des Helden für würdig hielten. Das Bett des Busento wurde zur Grabstätte für ihn bestimmt. Römische Gefangene mußten das Wasser ableiten, in dessen Bette das prachtvolle Mausoleum Alarichs, mit römischen Trophäen geschmückt, aufgerichtet wurde. Nachdem der Fluß dann wieder in sein altes Bett geleitet worden war, so daß seine Wellen das Grab des Helden überflutheten, wurden die Arbeiter — getödtet, damit Niemand dasselbe auffinden und schänden könne.

2. Inhalt.

Nachdem der Dichter die Erscheinungen geschildert hat, welche in seiner Phantasie dadurch erregt worden sind, daß er sich im Geiste zur Nachtzeit an die Grabstätte des Helden ver-

setzt hat, erzählt er, daß die Gothen, um ihren allzufrüh verstorbenen, jugendlichen Führer würdig zu bestatten und vor der Beraubung der Römer zu sichern, den Busento abgeleitet, in seinem Bette ein Grab angefertigt, in dasselbe den Leichnam mit Rüstung und Streitroß versenkt, dann das Wasser wieder in den Fluß gelenkt und hierauf zu Ehren des Helden Lobgesänge angestimmt hätten.

3. Darstellungsweise.

Der Dichter hat sich zwei Abweichungen von der Geschichte erlaubt. Er läßt nämlich die Arbeit nicht durch gefangene Römer, sondern durch die Gothen selbst ausführen, und übergeht die Tödtung der Arbeiter mit Stillschweigen. Jene Abänderung gewährt ihm den Vortheil, die Gothen in ihrer Liebe zum Helden zeigen zu können; und durch diese Weglassung bleibt das Werk der innigsten Liebe und Verehrung ohne den Flecken, der durch die Ermordung der Arbeiter entsteht. Das ganze Gedicht hat dadurch einen reineren, ganz edlen Inhalt bekommen und macht so einen sehr wohlthuenden Eindruck.

Die Strophen dieses Gedichts sind zweiversig; die Verse sind aus acht Trochäen gebildet und haben, mit Rücksicht auf die hierdurch entstehende Länge, in der Mitte einen Einschnitt. Die Reime sind weiblich und sämmtlich mustergültig.

„Und wie entspricht," sagt Hiecke, „das breit hinwallende Metrum dem Stolze des tapfern, selbstbewußten Volkes, und wiederum das fallende elegische Maß seiner Trauer! Wie glücklich ist dabei der Griff, daß der letzte Trochäus voll ausklingt, nicht gekürzt ist: so werden die Reime in aller ihrer Fülle doch weiblich klagend, während der Trochäus, seiner Kürze beraubt, der Reim, mit männlicher Kraft am Schlusse aufschlagend, den Charakter des Gedichtes wesentlich, und zwar zu dessen Nachtheile, ändern würde: jetzt ist es zugleich von stolzem Selbstgefühl und — noch in höherem, durch dieses noch gehobenem Grade, — von ergreifender Wehmuth durchhaucht."

„Kaum der Bemerkung wird es bedürfen, daß auch die geringe Ausdehnung des Gedichtes die Wirkung erhöht. — Zu gedenken ist nur noch der schönen Einleitung und des entsprechenden Abschlusses. Noch jetzt (und daher, nicht vom todten Pergament, hat der Dichter die Kunde, denn das entsiegelte Auge des Dichters sieht selber, sein Ohr hört leiser als das der andern mühseligen Sterblichen), noch jetzt tönen im schwächeren Nachklange die Grabgesänge, denen aus den mitfühlenden Wellen Antwort schallt: Die Wirbel und die hohen Stromgewässer deuten leise noch jetzt auf die Stätte des Heldenmales hin, und

auf und ab ziehen in nächtlicher Stille die Schaaren der klagenden Tapfern. Aber nicht an dieser Stelle sollen jene Trauer- und Lobgesänge gebannt sein: ein so großer Verlust, eine so großartig sich äußernde Trauer ist werth, daß die Sympathie der Busentowellen sie von Meer zu Meer tragen zum unvergänglichen Zeugniß der Liebe eines Heldenvolkes zu seinem todten Heldenkönig." (Archiv von Herrig und Viehoff, II. B. 302.)

In Platen's Werken wird das Gedicht unter den Balladen aufgeführt, zu denen es auch gerechnet werden muß.

G. Pfizer hat über denselben Gegenstand ein Gedicht geliefert: „Alarichs Grab." Er geht bei seiner Schilderung mehr in's Breite, hat jedoch einige von Platen übergangene Nebenumstände mit aufgenommen. Bei der Bereitung des Grabes läßt er die Waffen gebrauchen, wodurch ein hoher Grad von Verehrung des Helden ausgedrückt wird.

Andere Unterschiede ergeben sich leicht bei einer Vergleichung beider Gedichte, die anzustellen empfehlenswerth ist.

2. Der Pilgrim vor St. Just.

(Platen, Ges. Werke. Stuttgart, 1853. I. 131. — Lüben und Nacke, Lesebuch, VI. Thl. Nr. 119.)

1819.

1. Geschichtliche Einleitung.

Kaiser Karl V. regierte während der Reformationszeit von 1519—1556, in welchem Jahre er freiwillig die Regierung seiner vielen Reiche niederlegte. In feierlicher Abschiedsrede übergab er seinem Sohne Philipp in Brüssel die Regierung der Niederlande, dann auch die von Spanien, Neapel und Westindien, und zu Gunsten seines Bruders (Ferdinand I.) entsagte er auch der römisch-deutschen Kaiserkrone. Alle seine hohen Entwürfe: die getrennten Religionsparteien wieder zu vereinigen, die päpstliche Gewalt zu beschränken, die alte Kaisermacht herzustellen, dem spanisch-habsburgischen Hause den deutschen Thron zu sichern, Frankreich zu demüthigen, die Türkenmacht zu brechen 2c. sah er vereitelt, trotz seiner Klugheit und Geistesgröße. Er sehnte sich deshalb nach klösterlicher Büßung und ging in das Hieronymitenkloster St. Just in Estremadura, wo er noch zwei Jahre in ernster Betrachtung über die Eitelkeit irdischer Größe verlebte. Vergebens wollte er dort zwei Uhren in einen Gang bringen und sprach ernst und bitter: „So vermag ich nicht einmal zwei Uhren in denselben Gang zu bringen und vermaß mich doch

einst, so viele tausend Menschen zu einem einzigen Glauben zu bringen." Er verschied am 21. Sept. 1558, nachdem er wenige Wochen vorher bei lebendigem Leibe sein eigenes Leichenbegängniß halten ließ und tieferschüttert in der Kirche die feierlichen Todtengesänge hörte, die am Trauergerüste für sein Seelenheil angestimmt wurden.

2. Inhalt.

Kaiser Karl V. kommt zur Nachtzeit bei stürmischem Wetter vor das Kloster St. Just und begehrt von den Mönchen Einlaß. Er will bei ihnen ausruhen von seinen Geschäften, ein Ordenskleid anziehen und eine kleine Zelle bewohnen. Indem er im Gespräch die einzelnen Acte seiner Einkleidung zum Mönch bezeichnet, hebt er zugleich die Contraste hervor, in denen dieselben mit seinen früheren Verhältnissen stehen: die kleine Zelle mit seinen großen Reichen, das geschorene Haupt mit dem durch Kronen geschmückten, die Mönchskutte mit dem reichen Kaisermantel. In der Schlußstrophe vergleicht er seinen morschen Körper mit dem alten, dem Verfalle nahen Reiche.

3. Darstellungsweise.

Die Contraste, welche in diesem Gedichte enthalten sind, haben eine vorzügliche Wirkung und stellen recht anschaulich und ergreifend die Nichtigkeit der irdischen Größe und Herrlichkeit dar. Auch in der zweiten Strophe wird durch die Worte: „mich weckt" und „euch in die Kirche schreckt", ein Gegensatz ausgesprochen. Was nämlich der Kaiser gern und freiwillig zu thun übernimmt, das vollbringen die Mönche in Folge der Anordnung ihrer Obern.

Die Strophen bestehen aus fünffüßigen jambischen Versen mit männlichem Reim.

Das Gedicht wird bei Platen unter den Balladen aufgeführt.

3. Harmosan.

1830.

(Platen, Ges. Werke, Stuttgart, 1853. I. 138. — Lüben und Nacke, Lesebuch, VI. Thl. Nr. 120.)

1. Erläuterungen.

1. Str. Der Sohn des Persers Sassa, Arschid oder Artaxerxes genannt, machte der parthischen Herrschaft unter

Artaban IV. 226 n. Chr. ein Ende, nahm das Reich als ein neupersisches unter dem Namen Artaxerxes I. in Besitz und wurde dadurch Stifter des Herrscherhauses der Sassaniden, die später der Gewalt der Araber unterlagen. Ihre Hauptstadt war Ktesiphon. Der letzte der Sassaniden war Jesdegerd II. Er wurde 651 von Omar, Fürst (Khalif) von Medina, entthront. — Der Oxus der Alten ist ein Fluß, der vor Zeiten in das Kaspische Meer mündete, jetzt Gihon und im Unterlaufe Amu derja heißt und in den Aralsee fließt.

2. Str. „Satrap", Statthalter.

5. Str. „Saracēn" oder Sarazēn, Araber, eigentlich Morgenländer.

2. Inhalt.

Nach der Besiegung Jesdegerd's, des letzten Sassaniden, durch Omar, war der Satrap Harmosan am Leben geblieben. Er wurde dem Sieger in Ketten vorgeführt und finster von ihm gefragt, ob er nun seines Volkes Ohnmacht anerkenne. Harmosan entgegnete, daß es von Unbedacht zeugen würde, wollte er dem Sieger widersprechen; nur die Bitte erlaube er sich auszusprechen, ihn durch einen Becher Wein zu erquicken. Omar läßt seine Bitte sofort erfüllen. Harmosan befürchtet, daß der Wein vergiftet sei, und zaudert daher, zu trinken. Als der Fürst das merkt, versichert er feierlich, daß ein Moslem (Muhamedaner) nie seinen Gast täusche und er nicht eher sterben solle, als bis er getrunken habe. Am Wortlaut der eben vernommenen Versicherung sich haltend, schleudert Harmosan das Glas auf den Boden, statt zu trinken. Omar's Begleiter stürzen sogleich auf den Satrap los, um die Hinterlist zu bestrafen; aber der Fürst wehrt ihnen und schenkt ihm das Leben, hinzufügend, daß das Wort eines Helden allezeit heilig sein müsse.

3. Darstellungsweise.

Nachdem der Dichter uns kurz mit dem Schicksal der Sassaniden bekannt gemacht hat, führt er die Personen seines Gedichtes vor. Beide zeigen sich als Männer, die es werth sind, besungen zu werden: Harmosan frei von feiger Unterwürfigkeit und begabt mit Geistesgegenwart, der Zierde eines Feldherrn: Omar als hochherzig und treu. Ohne irgendwo ein Wort zu viel zu sagen oder breit zu werden, zaubert uns der Dichter durch seine anschauliche Darstellung ein Bild vor, an dem kein Zug vermißt wird; wir sehen Alles im Geiste, als wären wir Augenzeugen.

Die Strophen bestehen aus vier Versen, die Verse sind aus acht Jamben gebildet und haben in der Mitte einen Einschnitt. Die Reime berühren sich (aa. bb.), sind männlich und alle von vortrefflichem Klange, wie die Jamben.

4. Der Vesuv im December 1830.

(Platen, Ges. Werke, Stuttgart, 1853. II, 193. — Lüben und Nacke, Lesebuch, VI. Thl. Nr. 121.)

Damit die Schüler im Stande sind, zu erkennen, wie treffend und lebendig der Dichter die Erscheinungen schildert, welche der Vesuv in seiner vulkanischen Thätigkeit darbietet, ist es nothwendig, sie mit dem Wesen solcher Ausbrüche vorher bekannt zu machen. Es geschieht das natürlich im naturhistorischen oder geographischen Unterricht, kann aber auch in die Sprachstunde verlegt werden, falls jene Gegenstände sich nicht darüber verbreiten. Der Leser findet das Nöthige hierüber in verschiedenen Schriften, z. B. in den „Geologischen Bildern" von Cotta, S. 19 u. f., in Burmeisters „Geschichte der Schöpfung", S. 76 u. f., in Leonhards „Lehrbuch der Geologie", S. 658 u. f., im „Buch der Geologie" (Leipzig, bei Spamer), Abschn. 4, in Fr. W. Hoffmann's „Grundzügen der allgemeinen Erdkunde", Kap. acht, S. 284 u. f. Auch die Beschreibung, welche Goethe von seiner Besteigung des Vesuvs giebt, kann gut benutzt werden. S. Bd. 23, S. 233 u. 236.

Nach einer Vorbereitung, wie diese Schriften sie gewähren, bedarf diese herrliche Ode dann keiner weitern Erklärung.

Zur äußern Darstellung derselben hat Platen eine der gebräuchlicheren antiken Strophen, die sogenannte sapphische, verwendet, die aus dem dreimal wiederholten sapphischen und hinzugefügten adonischen Verse besteht und also nach folgendem Schema gebildet ist:

— ⏑ | — ⏑ | — ⏑ ⏑ | — ⏑ | — —
— ⏑ | — ⏑ | — ⏑ ⏑ | — ⏑ | — —
— ⏑ | — ⏑ | — ⏑ ⏑ | — ⏑ | — —
— ⏑ ⏑ | — ⏑

5. Saul und David.

1816.

(Platen, Ges. Werke. Stuttgart, 1853. I. 16. — Lüben und Nacke, Lesebuch, VI. Thl. Nr. 122.)

1. Inhalt.

Der König Saul läßt David rufen, damit er ihn durch seinen Gesang erheitere. David stimmt ein Loblied auf Gottes Größe

an. Er weist dieselbe aus der Herrlichkeit der göttlichen Geschöpfe nach und redet namentlich von der Sonne und dem Pflanzenschmuck der Erde. Den König fordert er auf, die Krone vom Haupte zu setzen und hinaus in die reinen Gotteslüfte zu treten. Nach seiner Meinung müsse sich der König noch mehr zum Lobe Gottes gedrungen fühlen, als er, der schlichte Hirtenknabe. Da er Thränen im Auge des Königs erblickt, so fordert er ihn auf, sich durch den Anblick der Größe Gottes Ruhe der Seele zu verschaffen und sich an seinen harmonischen Tönen zu laben. Aber diese Aufforderung steigert nur den Unmuth des Königs: er wirft mit dem Spieße nach dem ihm verhaßten David. 1. Sam. 18, 9—11.

2. Idee des Gedichts.

Der Dichter zeigt an Saul und David, daß man wahre Zufriedenheit und Seelenruhe nicht durch den Glanz des Thrones erlangt, sondern allein durch Festhalten an Gott und durch den Hinblick auf seine herrlichen, sein Lob verkündende Geschöpfe.

3. Darstellungsweise.

Die schöne Wirkung dieser Romanze beruht hauptsächlich auf dem Gegensatz, den der fromme, für Gott und die Natur begeisterte Jüngling David und der finstere, argwöhnische, der Leidenschaft hingegebene König Saul bilden. Die Herzlichkeit und Unbefangenheit, mit welcher David den König ermuntert, sich des Königsschmuckes zu entledigen, Seelenruhe in der Natur zu suchen und sich der Harmonie der Töne zu erfreuen, bezeichnet sein ganzes Denken und Empfinden, sein kindliches Gemüth trefflich. Saul's Seelenzustand wird nur mit wenigen Worten gezeichnet, aus seiner grausen That aber hinreichend erkannt. Beider Charakter ist bibeltreu.

Die Strophen bestehen aus vier Versen, die Verse aus fünf Jamben, der 2. und 4. mit überzähliger Silbe. Die Reime kreuzen sich; der erste und dritte sind männlich, der zweite und vierte weiblich.

6. Gasele.

(Platen, Ges. Werke. Stuttgart, 1853. II. 15. Nr. 30. — Lüben und Nacke, Lesebuch, VI. Thl. Nr. 123.)

1. Erläuterung.

„Phaläne", Nachtschmetterling. Sie sind nicht so vielfarbig als die Tagschmetterlinge.

2. Grundgedanke.

Der Grundgedanke dieser Gasele ist, daß Niemand etwas Anderes aus sich machen kann und soll, als wozu ihm die Natur die Fähigkeit verliehen hat. Um das recht anschaulich zu zeigen und Jedem zugleich Zufriedenheit mit seinem Loose einzuflößen, hebt der Dichter in jeder Strophe von dem genannten Gegenstande das hervor, wodurch er sich auszeichnet und fügt dann das hinzu, wonach er thörichterweise streben könnte.

3. Form der Darstellung.

Das Gedicht besteht aus fünf zweiversigen Strophen; jeder Vers ist aus fünf Jamben gebildet. Die Verse der ersten Strophen reimen sich mit demselben Worte, mit „nicht". Dieser Reim geht im zweiten Verse jeder Strophe durch das ganze Gedicht, während der erste Vers ohne Reim bleibt.

Gedichte dieser Art, d. h. mit zweiversigen Strophen, deren erster Vers, mit Ausnahme der ersten Strophe, nicht gereimt ist, während im zweiten ein Reim durch's ganze Gedicht geht, nennt man Gasēlen (das Gasel oder auch die Gasele im Singular). Sie sind persischen Ursprung's, wurden von Rückert eingeführt und außer ihm von Platen besonders gepflegt.

Die deutschen Dichter haben mancherlei Veränderungen der ursprünglichen Form eintreten lassen, sind namentlich nicht bei Reimen aus einem Worte stehen geblieben, sondern lassen eben so oft zwei, ja sogar eine halbe Zeile wiederkehren. Eine Vergleichung der Gaselen von Rückert und Platen läßt diese Weiterbildung der fremden Form leicht erkennen. Platen sagt mit Beziehung hierauf:

„Der Orient ist abgethan,
Nun seht die Form als unser an."

„Die Behandlung des Gasels ist mit vielen Schwierigkeiten verbunden; sie erfordert eine außerordentliche Gewandtheit, besonders wenn den Reimklängen mehrere Wörter folgen, da diese vorgeschriebene Wiederholung desselben Begriffs oder Gedankens den Dichter zu zwingen scheint, sich immer in einem und demselben Ideenkreise zu bewegen, was aber vor Allem zu vermeiden ist; er muß gerade in dieser beengenden Form einen größtmöglichen Reichthum an Gedanken entwickeln, oder vielmehr, er muß den Einen dem Gedichte zu Grunde liegenden Gedanken nach den verschiedensten Richtungen hin anschauen und ihm auf geistreiche Weise mannigfaltige, wohl auch unerwartete Seiten abzugewinnen suchen. — So sehr sich das Gasel zu Darstellungen tiefer

Empfindungen der Liebe und des Genusses eignet, weil die Eine Empfindung der Form wegen durch das ganze Gedicht zieht und immer wieder auftaucht; so verfällt es doch leicht in bloße Spielerei, wenn der Dichter die Form nicht mit vollendeter Meisterschaft behandeln kann, oder wenn man der Form den Inhalt aufopfert. Deshalb haben auch nur Meister wie Rückert und Platen, welche bei ächt poetischem Leben auch große Sprachkünstler waren, hierin Bedeutendes geleistet." (Kurz.)

7. Venedig.

(**Platen**, Ges. Werke. Stuttgart, 1853. II. 107. — **Lüben und Nacke**, Lesebuch. VI. Thl. Nr. 124.)

1. Erläuterungen.

1. Str. „Venedig liegt nur noch im Land der Träume." Seine Blüthezeit ist längst vorüber.

„Wirft nur Schatten her aus alten Tagen," zeigt nur noch Reste seiner früheren Größe und Schönheit.

„Leu der Republik." Der geflügelte Löwe des heiligen Marcus ist Venedigs Wappen; er ist auf dem Marcusplatze auf einer riesigen, 80' hohen Granitsäule errichtet, die einst, mit noch zwei andern, aus Griechenland gebracht wurde.

„Oede feiern seines Kerkers Räume." Die Republik Venedig errichtete 1454 eine Staatsinquisition, die anklagende, untersuchende, verurtheilende und vollziehende richterliche Behörde zugleich war. Zu Gefängnissen dienten derselben die Bleidächer (Kammern mit Blei gedeckt) und die Brunnenkeller. In jenen wurden die Gefangenen durch Sonnenhitze und Winterkälte gleich furchtbar gequält; in diesen standen sie beständig einige Fuß tief im Wasser. Zur Zeit der Republik fehlte es diesen schrecklichen Kerkern nie an Bevölkerung, während sie in der Zeit, von der der Dichter redet, verödet dastehen.

2. Str. „Die eh'rnen Hengste." Ueber dem Eingange der Marcuskirche stehen vier in Erz gegossene Pferde von hoher Schönheit. Sie sind das Werk eines griechischen Künstlers. Napoleon (der „korsikanische Ueberwinder"), ließ sie nach Paris schleppen, aber sie mußten wieder zurückgegeben werden.

3. „Das Volk von Königen", das Volk, in dem jeder reich war und baute wie ein König.

4. „Brauen", Braunen, Augenbraunen, überhaupt Gesichtszüge.

„Dogengräber." Dogen hießen die vom Volke gewählten Herzöge.

2. Inhalt.

Das Gedicht gehört zu einer Reihe von (17) Sonetten, in denen der Dichter die Wahrnehmungen und Empfindungen, welche er während eines Aufenthaltes in Venedig gehabt, in würdig erhabenen Bildern schildert. Dies in Rede stehende verbreitet sich über den gegenwärtigen Verfall dieser großen Stadt. Das jetzige Venedig verhält sich darnach zu dem früheren, wie ein Schatten zu seinem Gegenstande. Alles hat sich darin verschlechtert, auch der Menschenschlag. Wie man nur Reste von den schönen Bauten findet, so begegnet man auch nur hie und da einem Gesicht, das noch an Ahnen jener Glanzzeit erinnert. Zweifelhaft ist, ob die „verödeten Kerker" als gutes Zeichen genommen werden können. Der Dichter kann damit auch sagen wollen, daß das Laster jetzt ungestraft einhergehe.

Leben und Charakteristik A. v. Platen's.

I.

August Graf von Platen-Hallermünde wurde am 24. Oktober 1796 zu Ansbach geboren, also mit dem einst viel gefeierten Dichter Joh. Peter Uz in derselben Stadt. Des Letzteren Sterbejahr war zugleich Platen's Geburtsjahr. Platen's Vater war preußischer Oberforstmeister zu Ansbach. Sein Geschlecht stammte von der Insel Rügen, wanderte nach Braunschweig-Lüneburg aus und gelangte am Hofe des Kurfürsten Ernst August von Hannover zu einem Einfluß und einer Bedeutung, die der Platen'schen Linie bis heut erhalten blieben. Platen genoß von seinen „höchst würdigen Eltern", wie er sie in der verhängnißvollen Gabel (Bd. IV. S. 68) nennt, von frühester Jugend an eine vortreffliche Erziehung. Die Mutter besonders übte den wohlthätigsten und nachhaltigsten Einfluß auf das leichtbewegliche, weiche Gemüth des Knaben aus und legte schon früh den Grund zu dem, was den Dichter später auszeichnete: Liebe zum Ernsten, Edeln und Erhabenen, ein kräftiger Wille und ein entschiedenes Streben nach Selbständigkeit. Von seinen Eltern zum Militärdienste bestimmt, kam Platen 1806, also im 10. Lebensjahre, in die königliche Kadettenschule zu München und 1810 in das königliche Pageninstitut. 1814 wurde der 18jährige Jüngling Lieutenant im Leibregiment Maximilian's, und 1815 mußte er Theil nehmen am letzten kriegerischen Feldzuge gegen Napoleon. Der Soldatenstand genügte aber dem Jüngling nicht; er wäre viel lieber der Universitätsglocke in die Hörsäle der Weisheit gefolgt, als der Trommel auf den Exercier- und Paradeplatz. Im Herbst 1815 kehrte er aus Frankreich in seine Heimath zurück. Durch den

Feldzug und den damit verknüpften häufigen Wechsel des Aufenthaltes scheint die Lust zum Reisen, der er sich später ganz hingab, erwacht zu sein. 1816 machte er eine Fußreise durch die Schweiz, schwärmte jedoch in Liedern bald von einer Reise durch Europa zu Land und See. Nach seiner Rückkehr beschäftigte er sich fleißig mit den Wissenschaften. Er hatte bis dahin noch keine Universität besucht. Nach kurzer Ueberlegung ging er im April 1818 nach Würzburg, um sich philosophischen und philologischen Studien zu widmen. Sein Fleiß war angestrengt und ausdauernd. Nach und nach erlernte er außer klassischem Deutsch noch Lateinisch, Griechisch, Französisch, Arabisch, Persisch, Spanisch, Portugiesisch, Italienisch, Englisch, Holländisch und Schwedisch und las mit vortrefflichstem Erfolge die vorzüglichsten Dichter in der Ursprache. Im Oktober 1819 bezog Platen die Universität Erlangen. Die Tage, welche er hier verlebte, gehörten zu den glücklichsten seines ganzen Lebens. Mit glühendem Wissensdurst saß der Jüngling zu den Füßen des Philosophen Schelling, dem er in drei Sonetten seine hohe Verehrung zollt. Als Student machte Platen jährlich kleine Ferienreisen durch die deutsche Heimath. Am längsten und liebsten hielt er sich in Wien auf. In Jena lernte er Goethe kennen, und in Bayreuth war er mehrere Wochen bei Jean Paul gastfreundlich aufgenommen. Er sang dem bald darauf verstorbenen Dichter „für seine seelenvolle Lieb und Milde" ein schönes Sonett nach. Auch in Stuttgart fand er die herzlichste Aufnahme und freute sich besonders seiner persönlichen Bekanntschaft mit Uhland und Schwab, so daß er der schwäbischen Dichter noch in der „verhängnißvollen Gabel" ehrend gedenkt mit den Worten: „Von Stuttgart her dringt ein gemüthlicher Ton zartfühlender, heimischer Lieder." Das Buch über die Weisheit der Inder von Fr. v. Schlegel und Goethe's „Divan" erregten in Platen mächtig den Trieb zum Studium der orientalischen Poesie. Er strebte unabläßig, das Wesen orientalischer Poesieformen zu begreifen, um einen Wettstreit der deutschen Sprache mit der Sprache des Orients beginnen zu können. Fr. Rückert war damals der Einzige, welcher stark und gewandt die Sprache der Heimath handhabte und den Geist des Ostens erkannte, weshalb sich auch Platen 1820 zu ihm auf die Burg zu Nürnberg begab, um wissenschaftliche Belehrung von ihm zu erhalten. Die Frucht davon waren die „Gaselen" (Erlangen, 1821); bald darauf erschien auch der „Spiegel des Hafis". Aber weder dieser noch jener verschaffte dem Dichter die Anerkennung, wie sie ihm durch „Neue Gaselen" (Erlangen, 1823) zu Theil wurde. Ziemlich rasch nach den Gaselen ließ Platen verschiedene kleine Lustspiele auf einander folgen, die in glatten Versen gedichtet sind, denen aber doch mehr

oder weniger der dramatische Nerv fehlt. Es gehören hierzu: „Der gläserne Pantoffel", zu dem die beiden bekannten deutschen Kindermärchen: „Aschenbrödel" und „Dornröschen" den Stoff lieferten, das kleine scherzhafte Lustspiel „Berengar", das Schauspiel Treue um Treue", das Lustspiel „Der Thurm mit sieben Pforten."

Im Herbst 1824 machte Platen eine Reise durch die Schweiz und Oberitalien bis nach Venedig, wo es ihm so gut gefiel, daß er einige Wochen über die Urlaubszeit ausblieb, wofür er bei seiner Heimkehr mit einem mehrwöchigen strengen Arrest in Nürnberg büßen mußte. Die Frucht jener Reise nach Oberitalien waren die herrlichen, schon oben erwähnten „Sonette aus Venedig"; die Frucht des Arrestes die Abhandlung: „Das Theater ein Nationalinstitut." Die Eindrücke, welche Oberitalien und Venedig gemacht hatten, steigerten Platen's Verlangen, auch das übrige Italien zu sehen, bis zur Sehnsucht. Er schrieb an Schwab: „In Italien gedenke ich mein Leben zu beschließen, und wenn ich mich dahin betteln müßte; denn nur dort hoffe ich meine Kunst zur Vollkommenheit zu bringen, wenn dieses Wort nicht ein Frevel ist. Aus der bildenden Kunst ziehe ich die größten Belehrungen." Sein sehnlichster Wunsch ging in Erfüllung; denn als der Buchhändler Cotta die schon mehrfach erwähnte, zu Anfang des Jahres 1826 vollendete „verhängnißvolle Gabel" anständigst honorirte, und König Ludwig von Baiern, dem der Dichter dieses Werk einreichte, den erbetenen Urlaub bewilligte, unternahm Platen, „satt von seinem Vaterlande", am 3. September 1826 seine Reise nach Italien, dem Garten Europa's, wo er schadlos gehalten wurde für so manchen Verlust und für manches in der Heimath verkannte Gedicht.

Den Winter über verbrachte Platen in Rom. Die dortigen Umgebungen stimmten ihn melancholisch. Acht Oden (3—10 im II. Bande) aus dieser Zeit geben die Eindrücke, welche den Dichter hier bestürmten, klar zurück. Die ungewohnte Milde des Klima's, das im Winter dem Frühling gleicht, wurde dem Nordländer verderblich; seine Nerven litten in Rom so sehr, daß der zu Rathe gezogene Arzt ihm jede größere Geistesanstrengung verbot.

Im Frühjahr 1827 verließ Platen Rom und begab sich nach Neapel, wo er in „heilsamer Luft" und unter „unwandelbarem Himmel" in jenem Elysium zu genesen hoffte und das farbensatte Idyll: „Bilder Neapel's", dichtete, worin er die herrliche Stadt und ihre Bevölkerung, südliche Natur und südliches Leben so meisterhaft schildert. Durch den Anblick des Hafens und des Meeres erhob sich sein Gemüth zu ruhiger Klarheit empor. Ohne zusagende Gesellschaft war er aber auch hier der Gefahr ausge-

setzt, wieder in die alte Melancholie zu versinken. Es war daher ein großer Gewinn für ihn, hier in dem gleichgesinnten Maler und Dichter Kopisch aus Breslau einen wahren Freund zu finden. Mit ihm machte er im Sommer kleine Ausflüge nach den Inseln des Golfs von Neapel. Im Spätjahr blieb Kopisch in Neapel, und Platen begab sich über Sorrent nach Rom. Auf Veranlassung des Königs Friedrich Wilhelm IV. (damaligen Kronprinzen) von Preußen wurde dem Dichter der Antrag gestellt, gegen ein jährliches Honorar von 2600 Thalern eine kritische Zeitschrift für die Bühne herauszugeben; ein glänzender Antrag, den aber Platen ablehnte. Von Rom wandte er sich 1828 unter andern nach dem paradiesisch gelegenen Spoleto, nach Perugia, besuchte die Insel Elba, nahm Seebäder in Livorno, ging nach Pisa, Florenz, auf die Insel Palmaria, nach Genua, wanderte durch's Piemontesische, wo sich der lächerliche Fall ereignete, daß ihm seine eigenen Gedichte confiscirt wurden, nach Mailand und Bergamo und dann aus der „nebelreichen Lombardei" wieder in's Toscanische nach Florenz. Im nämlichen Jahre wurde Platen auch Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München und erhielt so durch den König eine hinreichend unabhängige Existenz. Die folgende Zeit über durchkreuzte der Dichter Italien nach allen Richtungen, von 1830—32 widmete er sich in Neapel historischen Studien, kam im letztern Jahre, um eine heilige Pflicht zu erfüllen (sein Vater war gestorben), nach Deutschland zurück, verbrachte den Winter still in München, schrieb: „Die Liga von Cambrai", ging 1833 wieder nach Venedig, dichtete dort die reizende Ekloge: „Das Fischermädchen in Burano" ꝛc. Wegen einer zweiten Auflage seiner „Gedichte" kehrte er noch vor Weihnachten dieses Jahres nach München zurück und ging von da nach Augsburg zu seinem theuern Grafen Fr. Fugger. Im April 1834 reiste Platen wieder nach Italien ab, wohl nicht ahnend, daß er für immer aus der Heimath und dem deutschen Vaterlande scheide. In Neapel gebrauchte er die Seebäder, den Winter verbrachte er in Florenz, schiffte sich noch im März (1835) in Livorno ein, um mit dem Dampfboote nach Neapel zu reisen, das er jedoch eilend mit Sicilien vertauschte; doch kehrte er im Juli wieder nach Neapel zurück, von wo ihn aber bald wieder die Furcht vor der damals dort herrschenden Cholera nach Sicilien trieb. An seinem 39. Geburtstage verließ er Palermo und kam am 11. November nach Syracus, wo er an einen alten Herrn, Don Mario Landolina, empfohlen war, der ihn ganz vorzüglich freundlich aufnahm und ihm auch eine Wohnung besorgte. Platen erkrankte. Landolina pflegte ihn auf's sorgfältigste. Im Wahne, von der Cholera befallen zu sein, wandte der Patient ohne Wissen

des Arztes Kamphergeist und Kamillendecocte in Uebermaß an und verschlimmerte dadurch seine Krankheit in einem Grade, daß er derselben am 5. December Nachmittags um 3 Uhr erlag. Die Kunde von seinem Tode erregte große Trauer und rief zahlreiche, seinem Andenken geweihte Gedichte hervor, unter denen das von seinem treuen Freunde Kopisch das beste ist.

II.

Platen war ein gediegener, tiefer und sittlich reiner Charakter, der der Kunst sein tiefstes Sinnen, ja sein Leben selbst gewidmet hat. Die Kunst war ihm heilig. Die Zustände des Vaterlandes machten ihm keine Freude; er floh es deshalb, blieb ihm jedoch in seinem Herzen auch in der Fremde stets zugethan. Im Verlauf der Zeit entwickelte sich hieraus in ihm eine allgemeine Mißstimmung über den Zeitgeist, der sogenannte Weltschmerz. Viele seiner Gedichte geben Zeugniß davon, wie düster er die Welt ansah. Diese Verstimmung war auch die Ursache, daß er sich einbildete, man erkenne sein Dichtertalent nicht an. Angriffe nach dieser Richtung hin reizten ihn außerordentlich und wurden von ihm meistens in großer Bitterkeit erwiedert.

Platen gehört ohne Frage zu den besten nationalen Dichtern. Goethe, der Meister deutscher Dichtkunst, erklärt ihn für „ein hohes Talent" und findet „alle Haupterfordernisse eines guten Poeten" in ihm vereinigt.

Ueber die Mittel zur poetischen Darstellung verfügte Platen vollständig. Es dürfte kaum noch ein Dichter genannt werden können, der Sprache und Rhythmus so meisterhaft gehandhabt hätte, wie er. Ueberall strebt er, Form und Inhalt in die engste Beziehung zu einander zu setzen. Daher sind denn seine Dichtungen nach dieser Beziehung hin auch lauter Kunstwerke.

Aber nicht bloß musterhaft in Betreff der Form sind Platen's Gedichte; sie haben auch einen würdigen, wahrhaft poetischen Inhalt. Von seinen lyrischen Poesien können viele den Goethe'schen unbedenklich an die Seite gestellt werden. Schon oben haben wir auf seine vortrefflichen Sonette, Oden und Gaselen hingewiesen, auch eine Ballade besprochen, welche beweist, daß der Dichter auch in dieser Gattung fähig war, Vorzügliches zu leisten.

Als dramatischer Dichter hat Platen sich vornehmlich in der humoristisch-satirischen Komödie versucht, obgleich er auch Schauspiele geliefert. In der „verhängnißvollen Gabel" und im „romantischen Oedipus" kommt es ihm hauptsächlich darauf an, das Verwerfliche der romantisirenden neuen dramatischen Poesie zu geißeln. Müllner, Immermann, Heine, Houwald, Clauren u. A. werden in ihrer ganzen Blöße dargestellt. Hier

und da wird der Dichter aber zu scharf, bleibt auch nicht ganz frei von Ungerechtigkeiten, wie wir weiter oben schon in Bezug auf Immermann bemerkt haben. — Im ernsten Drama hat Platen nichts Bedeutendes geleistet, weil sein Weltschmerz eine unbefangene Auffassung des Menschenlebens nicht zuließ.

Durch mehrere seiner Oden und durch seine „Polenlieder" ist Platen der Begründer unserer neuesten Freiheitslyrik geworden.

Wir schließen diese Charakteristik mit der „Grabschrift", welche der Dichter sich selbst gesungen. Klingt sie auch im Munde desselben als übertriebenes Selbstlob, so enthält sie doch Wahrheit.

„Ich war ein Dichter und empfand die Schläge
Der bösen Zeit, in welcher ich entsprossen;
Doch schon als Jüngling hab' ich Ruhm genossen,
Und auf die Sprache drückt' ich mein Gepräge.

Die Kunst zu lernen war ich nie zu träge,
D'rum hab' ich neue Bahnen aufgeschlossen,
In Reim und Rhythmus meinen Geist ergossen,
Die dauernd sind, wofern ich recht erwäge.

Gesänge formt' ich aus verschiednen Stoffen,
Lustspiele sind und Märchen mir gelungen
In einem Stil, den Keiner übertroffen:

Der ich der Ode zweiten Preis errungen,
Und im Sonett des Lebens Schmerz und Hoffen
Und diesen Vers für meine Gruft gesungen."

Am 5. December 1858 ist dem Dichter in Ansbach ein Denkmal gesetzt worden.

Literatur.

A. Platen's Schriften.

Gesammelte Werke in fünf Bänden. Stuttgart, 1853 u. 54. 2 Thlr. 20 Sgr.

Inhalt: 1. B. Platen's Biographie von K. Gödeke. Gedichte. 2. B. Gedichte. 3. B. Die neuen Propheten. Mathilde von Valois. Der gläserne Pantoffel. Berengar. Der Schatz des Rhampsinit. Der Thurm mit sieben Pforten. Treue um Treue. 4. B. Die verhängnißvolle Gabel. Der romantische Oedipus. Die Liga von

Cambrai. Parabase. Der grundlose Brunnen. Die großen Kaiser. Die Abassiden. Rosensohn. 5. B. Das Theater als Nationalinstitut. Ueber verschiedene Gegenstände der Dichtkunst und Sprache. Geschichte des Königreichs Neapel. Ursprung der Carraresen und ihrer Herrschaft in Padua. Lebensregeln.

Poetischer und literarischer Nachlaß. Gesammelt und herausgegeben von Joh. Minckwitz. 2 Bde. Leipzig, 1852. 2. Aufl. 1854. ⅔ Thlr. (Bildet den 6. u. 7. Band der „Gesammelten Werke").

Gedichte aus dem ungedruckten Nachlasse. (Die „Polenlieder" enthaltend.) Herausgegeben von Joh. Deeg. Straßburg, 1839, 1844, 1848.

Polenlieder. Frankfurt a. M., 1849. ¼ Thlr.

Platen's Tagebuch. Herausgegeben von Pfeufer. Stuttgart, 1860. 1⅔ Thlr.

Briefwechsel zwischen Platen und Joh. Minckwitz. Leipzig, 1836. 1½ Thlr.

B. Schriften über Platen.

Joh. Minckwitz, Graf von Platen als Mensch und Dichter. Leipzig, 1838. $1\frac{1}{12}$ Thlr.

Nath. von Schlichtegroll, Erinnerungen an A. v. Platen in seiner Jugend. Mit bisher ungedruckten Erstlingsgaben seiner Muse. München, 1852. 16 Sgr.

LXXVII. Nicolaus Lenau.

1. Der Postillon.

(N. Lenau, Gedichte Stuttgart, 1857. I. 214. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Thl. Nr. 102.)

1. Erläuterungen.

1. Str. „Ob" hat die Bedeutung von über. Der Gedanke wird sogleich verständlich, wenn man den Zwischensatz, den die zweite Zeile bildet, beim Lesen wegläßt.

15. Str. Vor „ob" hat man sich als zu denken: als ob.

2. Gedankengang.

In den ersten vier Strophen schildert der Dichter eine liebliche, linde, mondhelle Mainacht, in den darauf folgenden drei

(5—7) die schnelle nächtliche Fahrt eines Postillons. In Strophe 8 und 9 wird das Bild eines Dorfkirchhofes entworfen und dann die Empfindung dargelegt, welche der Anblick desselben und die Erinnerung an seinen darauf ruhenden Kameraden in dem Postillon hervorruft. Die beiden letzten Strophen gehören ihrem Sinne nach zu der Strophe 5—7 geschilderten Fahrt des Postillons. Die beiden letzten Zeilen der Schlußstrophe deuten die Empfindung des Dichters an.

3. Darstellungsweise.

Die Darstellung ist bei aller Kürze höchst lebendig. In den ersten vier Strophen wirkt hierauf ganz besonders günstig die Personificirung der Mainacht, des Mondscheins, der leisen Lüftchen und die Belebung der Blüthen durch ihre als duftend dargestellten Träume. Mit dieser äußerst sinnigen, das Gefühl des Lesers lebhaft anregenden Naturschilderung harmonirt trefflich die mit wenigen Strichen entworfene Zeichnung des Dorfkirchhofes und die Mittheilung und das Blasen des Postillons, während die schnelle Fahrt desselben einen wohlangebrachten Contrast bilden. Auch das Echo ist trefflich benutzt. Durch die beiden Schlußzeilen wird der Leser wieder in die Stimmung versetzt, welche das Gedicht überhaupt erzeugen soll.

Die Verse sind aus Trochäen gebildet. Die Reime kreuzen sich.

4. Idee des Gedichts.

Die Hauptidee des Gedichts ist die Darlegung der ehrenden Gefühle des Andenkens an den verstorbenen Kameraden des äußerlich rauh erscheinenden Postillons.

2. Die drei Indianer.

(N. Lenau, Gedichte. Stuttgart, 1857. I. 226. — Lüben und Nacke, Lesebuch, VI. Thl. Nr. 129.)

1. Erläuterungen.

Dem Lesen des Gedichts ist vorauszuschicken eine Schilderung 1) der Bedrückungen, welche die Indianer durch die Europäer, insonderheit durch die Spanier, nach Entdeckung Amerika's haben erdulden müssen, 2) des Niagarafalles, des größten Wasserfalles der Erde. Das nöthige Material dazu findet sich in allen größern geographischen Schriften. Vergl. Fr. W.

Hoffmann, Grundzüge der allgemeinen Erdkunde, S. 336, mit Abbildung des Niagarafalles.

2. Str. „Aufrecht überragend seine Jahre", noch von so kräftiger Gestalt und aufrechtem Gange, wie man es bei einem Greise nicht erwarten sollte.

7. Str. „Katarakt", Wasserfall.

2. Gedankengang.

Der Dichter schildert zuerst das furchtbare Unwetter, was stattfindet, als die Indianer den Entschluß fassen, ihrem Leben ein Ende zu machen. Dann macht er uns kurz mit dem Aeußern dieser Heroen bekannt. Hierauf läßt er durch den Greis furchtbare Flüche über die Weißen aussprechen, wobei zugleich die beabsichtigte That der drei Indianer motivirt wird. Hieran schließt sich die Mittheilung über die Art und Weise, wie sie ihren Vorsatz, zu sterben, ausführen, wobei nochmals des schrecklichen Unwetters gedacht wird.

3. Darstellungsweise.

Die unmenschliche Behandlung und gänzliche Beraubung, welche die Indianer von den Europäern erfahren, haben in jenen den bittersten Haß erzeugt. Nachdem sie die Ueberzeugung gewonnen, daß sie ihre Freiheit für immer verloren haben, fassen sie den Entschluß, diesem schmachvollen Leben ein Ende zu machen. Ihrer großherzigen Gesinnung entsprechend, wählen sie hierzu den Tod im Katarakt des Niagara. Sie glauben an einen großen Geist, der die Natur beherrscht und sich in den erhabenen Naturerscheinungen am deutlichsten offenbart, und werfen sich ihm in die Arme, suchen bei ihm Befreiung von ihren Leiden, von den Räubern ihrer Freiheit. Diesen grausen Act nun malt der Dichter ganz mit den düstern Farben, die dazu erforderlich sind, doch so, daß die Indianer, namentlich der Greis, als muthige, freiheitsliebende Helden erscheinen. Den Hintergrund zu dieser Scene bildet die äußerst gelungene Schilderung des dabei stattfindenden Unwetters. Die Bezeichnung des Blitzes als „Flammenruthen", der Fluthen als „beschäumte", der heftigen Bewegung des Waldes als „Sterbegestöhne", der Möven als „sturmesmunter" ist trefflich. Es war überhaupt ein glücklicher Gedanke, die Natur bei dieser heldenmüthigen That als empört über die Greuel der Weißen darzustellen. Der Zorn und die That des Greises wird dadurch gebilligt und verstärkt. Ein Leben ohne Freiheit hat für diese freigebornen Söhne der Natur keinen Werth.

Die Verse sind aus fünf Trochäen gebildet, also ziemlich breit und der großartigen Scene ganz angemessen.

3. Die Werbung.

(N. Lenau, Gedichte. Stuttgart, 1857. I. 281. — Lüben und Nacke, Lesebuch, VI. Thl. Nr. 130.)

1. Inhalt.

Eine Zigeunerbande, umgeben von bärtigen Magyaren, führt eine aufregende, kriegerische Musik auf. Ein anwesender Werber fordert sie auf, wilder zu singen und zu spielen. Der Zigeuner kommt seiner Aufforderung nach und läßt die alten Heldenweisen so kräftig erklingen, daß der Werber ganz von Kriegsmuth beseelt wird. In dieser Erregung erblickt er einen kräftigen, wohlgewachsenen Jüngling in der Gesellschaft. Ueberzeugt, daß derselbe ein tüchtiger Soldat sein würde, sucht er ihn durch einschmeichelnde Reden für sich zu gewinnen. Der Jüngling schweigt dazu. Mannigfache Gedanken und Gefühle bewegen ihn: er möchte ein Held werden, wie sein Ahn, aber auch den abmahnenden Bitten seiner alten Mutter und seiner Braut nachkommen. Den im Jünglinge vorgehenden Kampf erkennend, fordert der Werber ihn auf, sich dem schönen Husarenleben zu widmen. In diesem Augenblicke schreitet eine finstere Gestalt leise durch die Versammlung, bleibt beim Werber stehen, flüstert ihm dringend Etwas in's Ohr und entflammt ihn dadurch zur höchsten Begeisterung. Die Bande hierauf zur feurigsten Musik anfachend, eilt der Dämon aus der Versammlung, nachdem sein Auge noch einen weihenden Blick auf den Jüngling geworfen. Des Werbers Versuche, den Jüngling zu gewinnen, bleiben jedoch noch immer erfolglos; als derselbe aber anfängt, ihn zu verhöhnen und feig zu nennen, da stürzt er zürnend hin zu ihm, schlägt ein und gürtet sich das Schwert sofort um die Hüften. Das Schicksal des Jünglings ahnend, vergießen die bärtigen Krieger bei diesem Anblick Thränen.

2. Idee und Darstellungsweise.

Der Dichter führt uns eine ungarische Werbescene vor. Selbst und mit Leib und Seele Ungar, schildert er mit lebhaften Farben die Betheiligten: den kriegsmuthigen, mit Sporen und Schwert klirrenden Werber, die vom Sonnenbrande gebräunte und vom Weine rothglühende Zigeunerbande und ihre wilde, anregende Schlachtenmusik, den mit Liebe zur Mutter und

zum Heldenruhme kämpfenden Jüngling, den finstern, für Werbung und Kampf anfachenden Dämon und mit einigen Strichen auch die anwesenden bärtigen Magyaren. Alles ist voller Leben und Bewegung und arbeitet auf den angestrebten Zweck hin. Der Jüngling in seinem Seelenkampfe bildet natürlich den Mittelpunkt des ganzen Gedichts und ist deshalb auch am ausführlichsten und nach seinem ganzen Wesen geschildert. Er erregt unsere vollste Theilnahme. Die Liebe zum Heldenruhm und Vaterland trägt jedoch erst den Sieg über die Liebe der Mutter und Braut davon, als der Werber das Ehrgefühl aufstachelt. Es ist ein tief empfundener Seelenkampf, den der Dichter uns schildert, so lebhaft, als habe er ihn einst selbst durchkämpft.

Für den Kriegsruhm an und für sich die Liebe zur Mutter und Braut aufzuopfern, ist nicht zu billigen; wohl aber stimmen wir dem Dichter freudig bei, wenn dieser Ruhm im Kampfe für das bedrängte Vaterland erworben werden soll. Das Jahr 1813 zeigte uns viele Jünglinge dieser Art, und die Mit- und Nachwelt hat sie gepriesen und zum Theil durch Lieder verherrlicht.

Die Verse sind sämmtlich aus vier Trochäen gebildet. Die Reime kreuzen sich und sind abwechselnd männlich und weiblich.

Leben und Charakteristik Lenau's.

I.

Nicolaus Lenau ist nicht der volle Name des Dichters, sondern nur ein Stück, das er aus seinem Familiennamen: Nicolaus Niembsch, Edler von Strehlenau herausgebrochen hat, so daß der Anfang und Schluß des eigentlichen Namens den jetzt so bekannten und geachteten Dichternamen Nic. Lenau bilden. Lenau wurde am 13. August 1802 in dem ungarischen Dorfe Csatád (Tschatad), unweit Temesvar im Banat, geboren. Sein Vater war daselbst Beamter der königlichen Kameralherrschaft, mußte jedoch bald wegen andauernder Kränklichkeit seine Stellung aufgeben. Er zog nach Ofen und starb dort im Frühjahr 1807 in seinem 29. Lebensjahre. Lenau war ein frommes und gottesfürchtiges Kind, betete täglich mit tiefster Inbrunst sein Morgen- und Abendgebet, richtete öfters einen Stuhl zum Altare ein und las Messe davor, wobei seine Schwester Resi ministrirte. Noch als Mann sprach er mit Entzücken von der wahrhaft himmlischen Seligkeit, die ihn durchströmte, als er das erste Mal, rein wie ein Engel, von der Beichte ging. Seinen ersten Unterricht genoß Lenau in den deutschen und lateinischen Schulen zu Ofen, bis sich seine Mutter zum zweiten

Male mit einem Arzt in Tokay vermählte, wohin sie auch ihren geliebten Sohn mitnahm. Er erhielt hier von einem jungen Manne, Joseph von Kövesdy, hauptsächlich Unterricht in Rhetorik und Poesie. Nach seiner eigenen Versicherung verlebte er hier die beiden heitersten Jahre (das 15. und 16.) seines Lebens. Besonderes Vergnügen machte ihm als Knabe das Vogelfangen; er machte sich beim Meisenlocken das wunderschöne Pfeifen mit den Lippen zu eigen. Der Wunsch seines zu Stockerau bei Wien wohnenden Großvaters führte ihn in seinem 17. Lebensjahre nach Wien. Auf der dortigen Universität studirte er drei Jahre lang Philosophie und sollte dann zur Rechtswissenschaft übergehen. Statt des langen deutschen Rechtes studirte er das kürzere ungarische, und zwar in Presburg, wohin auch die Mutter von Tokay gezogen war. Noch vor vollendetem Studium beschloß er, sich der Landwirthschaft zu widmen, und begab sich zu diesem Zwecke auf die vom Erzherzog Karl errichtete Ackerbauschule nach Ungarisch-Altenburg. Auch dorthin begleitete ihn die liebende Mutter. Ein Jahr nachher, im Herbst 1823, verließ er auch die Landwirthschaft und ging mit seiner Mutter nach Wien, um dort endlich das vorher verschmähte deutsche Recht zu studiren. Nach weiteren drei Jahren ergriff er das Studium der Medicin und widmete ihm die Jahre von 1827—1830. Im October 1829 starb seine Mutter. Ihr Tod war der herbste Verlust für ihn, den er im Leben erlitten hat. Beide hingen mit unaussprechlicher Liebe aneinander; viele von Lenau's Gedichten sind treuer Ausdruck seiner Kindesliebe. So singt er z. B. in dem Gedichte: „Einst und Jetzt" die schönen Worte:

„Wie man grüßet alte Freunde,
Grüß ich manchen lieben Ort;
Doch im Herzen wird so schwer mir,
Denn mein Liebstes ist ja fort.

Immer schleicht sich noch der Pfad hin
Durch das dunkle Waldrevier:
Doch er führt die Mutter Abends
Nimmermehr entgegen mir."

Nach dem Tode der Mutter wohnte Lenau einige Zeit mit einem jungen Galizier, Nicolaus Bolog von Antonievicz, zusammen. Diese gegenseitige Freundschaft mag nicht ohne Einfluß auf das Entstehen der Polenlieder des Dichters gewesen sein.

Durch übergroße Anstrengung hatte Lenau nach und nach seinen Körper geschwächt und seinen Geist gänzlich abgespannt.

Um sich zu stärken, hielt er sich eine Zeit lang in den Bergen am Tauernsee auf, von wo er, völlig hergestellt, im Herbst 1830 wieder nach Wien zurückkehrte. Durch den Tod seiner Großmutter fiel ihm einiges Vermögen zu, und er beschloß, die ihm zuwider gewordenen Fachstudien aufzugeben oder wenigstens auszusetzen. Bald aber gab er den Bitten seiner Freunde nach und ging nach Heidelberg, um daselbst Doctor der Medicin zu werden. Auf der Reise dahin wurde er bekannt und befreundet mit den schwäbischen Dichtern G. Schwab, L. Uhland, J. Kerner, G. Pfizer, Alex. v. Württemberg u. A., mit denen er selige Tage verlebte. Später ward ihm Schwaben sein zweites Heimathsland. In Heidelberg verfiel er aber bald wieder in Schwermuth, weshalb er, um sich zu erheitern, öfters poetische Wallfahrten nach Weinsberg, Stuttgart und Tübingen unternehmen mußte.

Von seinen Gedichten hat Lenau manche in Zeitschriften abdrucken lassen, das erste 1828 mit der Ueberschrift „Jugendträume." Er fühlte das Bedürfniß, sie gesammelt erscheinen zu lassen. In seinem Vaterlande war das unmöglich; Lenau ging deshalb nach Stuttgart und fand dort die Cotta'sche Buchhandlung zum Druck derselben bereit. In dieser Zeit beschäftigte ihn lebhaft der Gedanke an die nordamerikanischen Urwälder. Er wollte den Niagara rauschen hören und Niagaralieder singen. Das gehöre, meinte er, nothwendig zu seiner Ausbildung, denn seine Poesie lebe und webe in der Natur, und in Amerika müsse diese gewaltiger sein, als in Europa. Aus der neuen Welt wollte er dann auch mit einer neuen Welt im Busen zurückkehren und Niegesungenes singen. Ende Juli 1832 verließ Lenau Europa, und nach zehnwöchentlicher Reise begrüßte er Amerika, das „Land der Freiheit", als sein Vaterland. Auf sein Gemüth hatte die Seereise die nachhaltigste und beste Wirkung, und der lange Anblick des erhabenen Meeres stimmte ihn zum feierlichen Ernst. Unbeschreiblich war ihm zu Muthe, wenn auf der See jedes Lüftchen schwieg, jede Welle ruhte, die matte Sonne sich zum Untergange neigte, der müde Himmel sich auf's weiche Meer legte, kein Vogel durch die Lüfte strich, kein Fisch aus der Tiefe stieg und jedes Leben, jede Bewegung sich vom Schiffe zurückgezogen hatte in tiefe grenzenlose Einsamkeit.

Nordamerika entsprach den Erwartungen des Dichters nicht. Der Wein fehlte und die Nachtigall, und es schien ihm ein poetischer Fluch, daß die Amerikaner den schönsten der Sänger entbehren müßten. Ganz seinem Wesen zuwider war ihm auch das allzu materielle Streben. Es gehörte seiner Meinung nach eine Niagarastimme dazu, den Amerikanern zu predigen, daß es noch höhere Götter gebe, als die im Münzhause geprägten. In

Crawford County kaufte er sich 400 Morgen Urwald und gab sie einem seiner Reisegefährten, einem Zimmermann aus Württemberg, auf acht Jahre in Pacht. In feuchter nebliger Herbstzeit durchritt er die Urwälder, holte den Uhland aus seiner Satteltasche, und ferne von der Heimath, tief im fremden Walde, las er sich den herrlichen Held „Harald." Im folgenden Frühjahr besuchte Lenau den Niagara, das Hauptziel seiner Reise, und kehrte dann über New-York nach Europa zurück, wo er bei Bremen voll Entzücken die heimathliche Erde begrüßte. Er suchte in Amerika nicht bloß ein freies Vaterland, sondern auch eine Heimath für sein Herz, fand aber weder das Eine, noch das Andere. In dem Gedichte „der Urwald" sagt er von Amerika:

„Es ist ein Land voll träumerischem Trug,
Auf das die Freiheit im Vorüberflug,
Bezaubernd ihren Schatten fallen läßt,
Und das ihn hält in tausend Bildern fest."

Andere poetische Früchte dieser Reise sind: „das Blockhaus", „Niagara", „Meeresstille", „die drei Indianer", „Sturmesmythe", die Meeres- und Matrosenscenen im Faust u. A.

Nach dieser Reise lebte Lenau theils in Wien, theils in Stuttgart, wo er von Zeit zu Zeit die neuen Auflagen seiner Gedichte besorgte, die in allen Blättern belobend angezeigt wurden und immer mehr Eingang fanden. Im Sommer 1844 lernte er in Baden-Baden ein sehr achtbares Fräulein aus Frankfurt a. M. kennen und verlobte sich mit ihr. Etwa zwei Monate später verfiel er in Stuttgart in die traurige Nacht des Wahnsinnes, aus der ihn nach längeren schweren Leiden der Tod erlöst hat. Er saß gerade mit seinem Freunde, dem Hofrath Reinbeck, beim Frühstück, als er plötzlich schreiend aufsprang und einen Riß durch's Gesicht fühlte. Die rechte Wange war starr und bis an's Ohr gelähmt, der linke Mundwinkel in die Höhe gezerrt und das Auge stier und gläsern. Dem unglücklichen Dichter fiel das Gewicht seiner traurigen Lage schwer auf's Herz. Alle Hoffnungen auf häusliches Glück schienen ihm in den Abgrund eines schreckenvollen Verhängnisses versunken, da ihn der Unfall gerade in dem Augenblick getroffen, als er mit den letzten Anstalten zu seiner Verheirathung beschäftigt war. Auf fürchterliche Angst und Verzweiflung folgten Raserei, Tobsucht, Selbstmordsgedanken und Erschöpfung und der unheilvollste Wahnsinn brach aus den Worten: „In die Freiheit will ich!" Man brachte ihn nun in die königliche Heilanstalt Winnenthal, drei Stunden von Stuttgart. „Nur nicht sterben — rief er wiederholt — ich lebe jetzt so gerne." Ein drittehalbjähriger Aufenthalt in dieser Anstalt

war ohne günstigen Erfolg für den Kranken. Sein Schwager Schurz brachte ihn daher im Mai 1847 nach Oberdöblingen bei Wien in die Irrenanstalt des Dr. Görgen. In früherer Zeit hatte Lenau einmal eine Einladung dieses Arztes in sein Haus mit den Worten abgelehnt: „Nein, nein, durchaus nicht! Ihr kriegt mich vielleicht ohnedies einst hinein.“ Eine Untersuchung durch mehrere Aerzte stellte heraus, daß keine Hoffnung für Wiederherstellung des armen Dichters vorhanden sei. Das Verhalten des Kranken war meistens ein ruhiges; sehr heitere Stimmung wechselte mit höchstem Trübsinn ab. In gesunden Tagen liebte Lenau Musik, und auch während seines Irrsinns brachte sie einen sichtlich wohlthuenden Eindruck auf ihn hervor. Nach langen Leiden brachte endlich der 22. August 1850 ihm die heißersehnte Ruhe. Sein Wunsch, den er an seine geliebte Mutter in dem nachfolgenden Sonett: „Der Seelenkranke“, ausgesprochen, ging im Augenblicke des Scheidens in Erfüllung:

„Ich trag' im Herzen eine tiefe Wunde,
Und will sie stumm bis an mein Ende tragen;
Ich fühl' ihr rastlos immer tiefres Nagen,
Und wie das Leben bricht von Stund' zu Stunde.
Nur Eine weiß ich, der ich meine Kunde
Vertrauen möchte und ihr Alles sagen;
Könnt' ich an ihrem Halse schluchzen, klagen!
Die Eine aber liegt verscharrt im Grunde.
O Mutter, komm, laß dich mein Flehn bewegen!
Wenn deine Liebe noch im Tode wacht,
Und wenn du darfst, wie einst, dein Kind noch pflegen,
So laß mich bald aus diesem Leben scheiden,
Ich sehne mich nach einer stillen Nacht,
O hilf dem Schmerz dein müdes Kind entkleiden.“

Kurz vor Ausbruch seiner traurigen Krankheit besuchte der Dichter seine Schwester, die Frau des schon erwähnten k. k. Hofbuchhalters Schurz zu Weidling bei Kloster Neuburg unfern Wien. Dort besitzt die Schwester auf einem Weinrebenhügel ein kleines Häuschen gerade gegenüber dem höchst lieblich im einsamen grünen Thälchen gelegenen, wahrhaft friedlichen Friedhof. Da sprach er zur Schwester: „Da werden wir vielleicht einmal alle Beide recht lieb neben einander liegen.“ Aus Pietät für die Worte des Dichters ließen die Seinen des Geliebten Leiche, nachdem sie in Oberdöbling eingesegnet war, nach Weidling in dies seligste aller Schlummerplätzchen überbringen, dessen Blumen die treue Schwester von ihren Fenstern aus sehen kann. Der Sarg war mit dem Evangelium und mit Blumenkränzen geschmückt, und auf dem Friedhofe empfing ihn der Gesang der Liedertafel,

die Lenau's Sonett: „Der Salzburger Kirchhof" als Quartett vortrug.

Lenau war der Letzte seines Geschlechts; darum rief ihm sein Schwager Schurz am 24. August unter reichlichen Thränen der Umstehenden in die Truhe nach: „Mögen sie auch, da du der Letzte eines edeln Stammes, dein Wappen stürzen und brechen und rufen: Heute — Niembsch von Strehlenau und nimmermehr! — Ich rufe dagegen: Heute — Nicolaus Lenau und immerdar!"

II.

Lenau gehört zu den vorzüglichsten Lyrikern der neuesten Zeit. Die meisten seiner lyrischen Gedichte zeichnen sich durch Zartheit, Wohllaut, tiefes Gefühl und innigsüße Wehmuth aus. Nur selten zeigt sich darin eine heitere, frühlingsfrohe Stimmung. Den eigentlichen Kern von Lenau's Poesien bildet die Natur. Kaum dürfte noch ein anderer deutscher Dichter genannt werden können, der es, wie er, versteht, die Natur zu beleben und zu beseelen. Seine Naturmalerei ist Durchdringung der Natur mit Gefühl und Geist, so daß sie aus seinen Frühlings- und Herbstliedern, aus seinen Haide-, Schilf- und Waldliedern mit tausend geheimnißvollen Stimmen zu uns spricht. In seinen Romanzenkränzen „Clara Herbert" und „Johannes Ziska" ist es ihm auch in ausgezeichneter Weise gelungen, das Menschenleben mit dem Naturleben in eigenthümliche Beziehung zu setzen. Seine „Polenlieder" wetteifern mit den Platen'schen; er hat sich durch sie und andere vaterländische Gesänge in die Reihe der politischen Dichter gestellt. In der epischen Poesie hat sich Lenau mit den „Albigensern" und mit dem „Savonarola" versucht, in der dramatischen mit dem „Faust." Keine dieser Dichtungen entspricht aber den poetischen Forderungen, ungeachtet manche Partien darin als gelungen zu bezeichnen sind. Am wenigsten genügt der „Faust", in dem der Dichter sein Sinnen und Forschen und seinen ewigen Drang nach Wissen poetisch zu gestalten sucht.

Literatur.

A. Lenau's Schriften.

Gedichte. 2 Theile. 16. Aufl. Stuttgart, 1853. 3 Thlr. 6 Sgr.
Gedichte. gr. 8. Stuttgart, 1862. 1 Thlr. 18 Sgr.
Gedichte. Klassikerausgabe. Stuttgart, 1857.

Sämmtliche Werke. 4 Bände. Herausgegeben von Anastasius Grün. Stuttgart, 1855. 6 Thlr.
Dichterischer Nachlaß. Herausgegeben von Anastasius Grün. Stuttgart, 1850. 1 Thlr. 20 Sgr. (Enthält: Don Juan, ein dramatisches Gedicht. Helena, dramatisches Bruchstück. Gedichte.)
Briefe an einen Freund. Herausgegeben von Mayer. Stuttg., 1853. 1½ Thlr.
Savonarola. Ein Gedicht. 4. Aufl. 1853. 1 Thlr. 20 Sgr.
Die Albigenser. Freie Dichtungen. 3. Aufl. 1852. 1 Thlr. 25 Sgr.
Faust. Ein Gedicht. 4. Aufl. 1852. 1 Thlr. 20 Sgr.

B. Schriften über Lenau.

Uffo Horn, Nikolaus Lenau, seine Ansichten und Tendenzen. Hamburg, 1838. ¼ Thlr.
R. Prutz, Kleine Schriften. 1. Bd. Nikolaus Lenau. Eine Charakteristik. Merseburg, 1847. 1½ Thlr.
Th. Opitz, Nikolaus Lenau. Eine ausführliche Charakteristik des Dichters nach seinen Werken. Leipzig, 1850. 2 Sgr.
L. A. Frankl, Zu Lenau's Biographie. Wien, 1854. 1 Thlr.
A. H. Schurz, Lenau's Leben. Großentheils aus des Dichters eigenen Briefen. 2 Bde. Stuttgart, 1856. 3½ Thlr.

LXXVIII. Anastasius Grün.

1. Die Martinswand.

Ostermontag 1490.

(A. Grün, Der letzte Ritter. Romanzenkranz. 8. Aufl. Leipzig, 1847. S. 126. — Lüben und Nacke, Lesebuch, VI. Thl. Nr. 132.)

1. Erläuterungen.

Die Martinswand ist ein sehr steiler, hoher Felsen, westlich von Innsbruck, beim Dorfe Zirl. „Der steilste Felsen im ganzen Land", sagt Collin in seinem Gedicht: „Kaiser Max auf der Martinswand."

1. Str. „Tyrolergletscher, die ihr den Himmel tragt!" Die Gletscher liegen mit ihrem obern Theile überall so hoch, daß man nicht darüber hinaus zu sehen vermag, der Ho-

rizont also durch sie begrenzt wird und sie so als Träger des Himmels erscheinen.

2. Str. Der „Gemsbart“ ist eine Zierde der Alpenjäger in Tyrol und in der Schweiz.

3. Str. „Max von Habsburg“, Kaiser Maximilian I., bekannt als der ritterlichste Fürst des Habsburgischen Hauses, regierte von 1493 bis 1519.

4. Str. „jetzt fliegend durch die Luft“, von Fels zu Fels springend.

12. Str. „Das Sakrament“, die Monstranz.

2. Inhalt der Sage.

Kaiser Max war beim Verfolgen der Gemsen auf eine schmale Felsplatte der Martinswand gekommen, von der er weder rück- noch vorwärts konnte und auch nicht im Stande war, Hülfe zu errufen. Endlich erblickte man ihn aber von unten. Die Kunde von seiner Noth rief große Menschenmassen herbei, die betend von Kirche zu Kirche wallfahrteten. Ein Priester zeigte ihm von unten das Sakrament und erflehte von ihm den Segen Gottes. Bedauernd, daß er die Erde verlassen sollte, noch ehe er vollbracht, was er sich vorgenommen, ergiebt er sich in sein Schicksal, sinkt auf die Knie und betet still und inbrünstig. Auf einmal klopft ihm Jemand auf die Schulter. Ein Bergmann hat sich zu ihm gewagt und verheißt ihm Rettung. Er führt den Kaiser am Arme, bahnt mit großer Mühe einen Rückweg, stützt seinen Herrn, wo sich Gefahr zeigt, und trägt ihn an schwindelnden Klüften auf dem Rücken vorbei. So gelangen sie endlich in's Thal, wo sie jauchzend von den treuen Tyrolern empfangen werden.

Zum Andenken an diese Rettung aus großer Noth hat Max ein Kreuz auf der Martinswand errichten lassen.

3. Gedankengang.

Der Dichter begrüßt zuerst freudig die biedern Tyroler und ihr schönes Land, in dem außer hohen Gletschern, duftenden Thälern, Quellen, Triften und reiner Bergesluft auch Treue und Freiheit sich befinden. Dann führt er uns den Kaiser Max vor, wie er, als Jäger gekleidet, über Felsen, Klüfte und Steingerölle pfeilschnell die Gemsen verfolgt, bis er auf einmal unerwartet an der jähen Martinswand steht und nach keiner Richtung mehr weiter kann. Nun schildert er, damit wir die Noth recht erkennen, die Martinswand, deren nächste Umgebung und die Aussicht auf die fernen, wie eingeschrumpft erscheinenden Bergkolosse. Hieran

reihet sich Maxen's vergeblicher Versuch, sich durch Blasen auf seinem Horne bemerklich zu machen, wobei der Dichter andeutet, daß dem Kaiser Rettung durch sein Volk kommen werde. Hierauf wird nun gezeigt, was das Volk aus Liebe zu seinem Kaiser unternimmt. Voll banger Besorgniß strömt es herbei und betet zu Gott, da es andere Hülfe nicht gewähren kann. Ein Priester sorgt für das Seelenheil des Kaisers, und dieser Umstand wird nun vom Dichter benutzt, um uns Maxen's Seelenstimmung zu zeigen. Er bedauert sein frühes Ende, weil es ihn hindere, die sich gesteckten Ziele zu erreichen. Nachdem er mit sich abgeschlossen, zeigt sich unerwartet Hülfe. Ausführlich zeigt der Dichter, wie der Bergmann den Rückweg möglich macht und mit welcher Freude Beide vom harrenden Volke begrüßt werden. Zum Schluß deutet der Dichter den Engel der alten Sage als „des treuen Volkes Liebe" und fügt hinzu, daß ein Kreuz den Ort der Noth bezeichne und die Kunde davon auch im Volke lebe.

Durch die Deutung der alten Sage wird der poetische Gehalt des Gedichts merklich verflüchtigt.

4. Darstellungsweise.

Das Gedicht gehört zu einer Reihe von Romanzen, die der Dichter unter dem Titel: „Der letzte Ritter" zu einem Ganzen vereinigt hat. Gegenstand derselben sind Begebenheiten aus dem Leben Maximilian's I. Dem Gedicht fehlt, als Ganzes betrachtet, die innere Verbindung, die epische Einheit, also gerade das, worin der größte Werth einer epischen Dichtung besteht. Maximilian kommt zwar in allen diesen Romanzen vor; aber er ist gerade in den interessantesten, nämlich in denen, die den Krieg mit den Schweizern und den Sieg derselben darstellen, nicht die eigentliche Seele, der Mittelpunkt. Um das sein zu können, fehlen aber auch dem Kaiser Max wirklich die erforderlichen Eigenschaften, und man thut daher dem Dichter nicht unrecht, wenn man sagt, er habe für den „letzten Ritter" eine durchaus ungeeignete Person gewählt, habe sich in derselben vergriffen. Dagegen macht sich aber des Dichters Liebe zur Freiheit und zum Volke, zu deren Darlegung Maximilian dienen sollte, in allen Theilen des Gedichts bemerklich.

Die Darstellung an und für sich ist lebhaft und dabei nirgends weitschweifig, die Sprache kräftig, dem Gegenstande angemessen. Man erkennt das an dem in Rede stehenden Gedicht recht deutlich, wenn man die denselben Gegenstand behandelnde Romanze von Collin (1772—1811) damit vergleicht. (Götzinger, deutsche Dichter, I, 688.) Collin bleibt zwar der Sage

treuer und läßt namentlich einen Engel als Retter erscheinen; aber er wird so breit in der Erzählung und in Ausschmückung derselben und läßt den Kaiser ein so langes, inhaltloses Gebet sprechen, daß der Eindruck des Gedichts dadurch sehr geschwächt wird.

Unser Gedicht ist im Versmaße des Nibelungenliedes gedichtet. Die erste Hälfte jedes Verses schließt in der Regel mit einer überzähligen Silbe. Die Reime berühren sich und sind männlich.

2. Der letzte Dichter.

(A. Grün, Gedichte. 12. Aufl. Berlin, 1857. S. 191. — Lüben und Nacke, Lesebuch, VI. Thl. Nr. 132.)

Nachdem der Dichter durch einen prosaischen Menschen die Frage hat aufwerfen lassen, ob die Poeten noch nicht müde seien, zu dichten, und ob sie nicht längst alle Stoffe zu Gedichten behandelt hätten, bezeichnet er in einer langen, schönen Periode Alles, was geeignet sei, einen Dichter zum Dichten zu begeistern, nämlich die Natur mit ihren erhabenen und lieblichen Gegenständen und Erscheinungen und das Menschenleben mit seinen Freuden und Leiden. So lange die Schöpfung, die der Dichter mit einer frischen Blume vergleicht, fortbestehe, so lange werde gesungen werden, und erst der letzte Mensch der Erde würde zugleich der letzte Dichter sein. Damit soll zugleich gesagt sein, daß im Grunde kein Mensch ohne alle Poesie sei. Und das ist gut; denn „Gesang verschönt das Leben."

Ganz im Sinne des Dichters sagt Goethe: „Die Welt ist so groß und reich und das Leben so mannigfaltig, daß es an Anlässen zu Gedichten nie fehlen wird." Eckermann, Gespräche mit Goethe. I. S. 54.

Leben und Charakteristik A. Grün's.

I.

Anastasius Grün ist der Dichtername des Grafen Anton Alexander von Auersperg. Er wurde am 11. April 1806 zu Laibach in Krain geboren. Sein Vater starb früh und hinterließ ihm als Erbtheil Gurkfeld und die Grafschaft Thurn-am-Hart. Die ersten Kinderjahre verlebte Grün auf seinem väterlichen Stammschlosse, kam aber bereits als siebenjähriger Knabe nach Wien, wo er auch später seine philosophischen und juristischen Studien machte und bis zu seinem 24. Jahre blieb, zwei Jahre abgerechnet, die er in Graz zubrachte. Nur während der Ferien verweilte er in seiner Heimath. Später hielt er sich abwechselnd in Wien und Krain auf, machte jedoch verschiedene

Reisen nach Frankreich, Nord- und Süddeutschland, Italien und Belgien. 1838 vermählte Grün sich mit der Gräfin Marie Attems, der Tochter des steyerischen Landeshauptmanns. Im April 1848 wurde er sowohl von den Ständen, als von den Literaten Oesterreichs zu dem deutschen Vorparlament entsandt, dann von dem Kreise Laibach zur Nationalversammlung gewählt, aus der er jedoch schon den 26. September desselben Jahres wieder austrat, ohne eine bemerkenswerthe Thätigkeit entfaltet zu haben. In einigen wichtigen Fragen stimmte er mit dem linken Centrum. Seine milde, dem Idealen zugewandte Natur scheint namentlich nach der Frankfurter Katastrophe am 18. Sept. (an welchem Tage die Abgeordneten Auerswald und Lichnowsky ihrer Abstimmung halber von Aufständischen ermordet wurden) des öffentlichen Lebens überdrüssig geworden zu sein. In vormärzlicher Zeit ließ ihn das österreichische Polizeiregiment seine Freisinnigkeit mehrfach büßen, unter anderm weil er die Vorschrift verletzt hatte, daß jeder Oesterreicher auch im Ausland Gedrucktes vorher der heimischen Censur zu unterwerfen habe. Mit Unrecht hat man ihm vorgeworfen, er habe seine politische Ansicht geändert, um die österreichische Kammerherrnwürde zu erlangen, die es ihm möglich würde gemacht haben, mit seiner Gemahlin bei Hofe zu erscheinen. In Bezug auf diese unwürdige Verdächtigung sagt er in der Einleitung seines Gedichts „Nibelungen im Frack:“

„Wem ihren Strahl die Freiheit einmal durch's Herz gegossen,
Abfällt der nie und nimmer, trotz sondrer Kampfgenossen!
Wir tragen der Freiheit Banner, nicht ihre Liverein;
Der Knecht will Unterknechte, der Freiheit selbst kein
Sklav' ich sein!“

II.

Nachdem Grün manches Gedicht in Almanachen hatte erscheinen lassen, trat er 1830 mit einer Sammlung von Gedichten hervor, „Blätter der Liebe“ genannt. Manche derselben erinnerten stark an Heine, waren zum Theil wirkliche Nachahmungen Heine'scher Lieder. Bald darauf erschien das schon erwähnte epische Gedicht, „der letzte Ritter“, was sich ziemliche Theilnahme erwarb. Eine rasche Popularität verschafften ihm die „Spaziergänge eines Wiener Poeten“, in denen er einen poetischen Ton politischer Lyrik anschlug, wie er bis dahin noch nicht war gehört worden. Vom Kobenzlberge auf Wien herniederschauend, vergegenwärtigt er sich die Lage seines Landes, gedenkt der Prunksäle, an deren Pforten das Volk steht mit der Bitte um die Freiheit, „frei zu sein“; aber die Hindernisse, welche sich der Erfüllung dieser Bitte entgegenstellen, ziehen vor seinem geistigen Auge vorüber;

er gedenkt der dicken und dünnen Pfäfflein, des Mauthcordons, dessentwegen sich auch der Gedanke wie ein Schmuggler einschwärzen müsse, des Censors, der die erstandene Freiheit des Geistes tödte, der geheimen Polizei, die auf Gedanken lausche, wie der Wilddieb im Forst, ob nicht ein allzufreier Hirsch arglos durch die Büsche bricht. So treten ihm die Bilder der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft vor die Seele, wobei er die seligste, klarste Hoffnung auf den Sieg der Freiheit nie verliert, deren Symbole: Adler und Lerche, Licht und Frühling, er mit einer unversieglichen Fülle großartiger Metaphern immer und immer wieder feiert; wenn auch der strengere Gedanke mitunter bei diesem berauschenden Blumendufte einschlummert, der Dichter vergißt sein Ziel nicht, er kämpft gegen die isolirte Stellung Oesterreichs und die Schranken des Geisteslebens in jenen Landstrichen nicht mit dem Haß des Politikers, sondern mit der Liebe des Vaterlandsfreundes, dessen Waffe nicht das Schwert, „nein das Wort, Licht, Gesetz" ist.

In den Dichtungen, die der Sänger „Schutt" nannte, verließ er den provinziellen Boden und suchte zwischen den Trümmern einer zerfallenden Welt die Keime einer neuen, die ihm in Amerika aufzublühen schien und deren Ostermorgenroth ihm weder Kerker, noch Kloster verdecken konnte. Der „Thurm am Strande", „eine Fensterscheibe", „Cincinnatus" und „fünf Ostern" sind die Dichtungen, welche im Schutt zu einem schönen Kranze gewunden sind.

In seinen gesammelten Gedichten, in denen er dieselben Gedanken, nur etwas anders geformt, ausdrückt, und die namentlich in den Abtheilungen „Zeitgedichte" deutlich machen, daß alle gegen ihn erhobenen Beschuldigungen, als habe er seine Gesinnung geändert, nichts als leichtfertige Verdächtigungen gewesen, tritt er vielseitiger auf, indem er dem schwungvollen Ernst den heitern Humor beigesellt, dabei freilich aber auch, wenn nicht in den Stoffen, so doch in der Form über die Grenzlinien des Einfachen hinausgeht und einer gewissen von ihm zuerst in Oesterreich und dann auch in Deutschland angeregten Art von Schwulst verfällt. Er häuft in Gedichten, die formell genommen nur Gleichnisse sind, Bilder auf Bilder, um den verglichenen Gegenstand mit dem, zu welchem er in Vergleichung gesetzt wird, allen Theilen nach in Uebereinstimmung zu bringen.

In den „Nibelungen im Frack" lenkt Grün auf die verlassenen Pfade des „letzten Ritters" wieder ein; sie sind ein Uebergangswerk, wichtiger für den Dichter, als für den Leser. Die Form ist der Nibelungenvers und der Inhalt hauptsächlich die große Leidenschaft des Herzogs Moritz Wilhelm, Administrators von Merseburg (1688—1733), zur Baßgeige. Der Dichtrr

hat darin durch trefflichen Humor und durch scharfe Ironie die „Marotte" des Herzogs gegeißelt, zugleich aber auch der einseitigen politischen Poesie und der Mißachtung aller persönlichen Freiheit eine Niederlage bereitet.

Der „Pfaff vom Kahlenberg" ist zum Theil auf dem Grunde eines mittelalterlichen komischen Gedichts auferbaut. Man hat beim Lesen das Gefühl, als fühle sich der Dichter nicht ganz mit dem heitern Stoffe in Einklang. Das Gedicht ist seinem „geliebten Freunde" Nic. Lenau gewidmet. „Eine Lerche der Freiheit, sagt ein Beurtheiler des Gedichts, besingt hier eine Nachtigall, die derselben Gottheit gedient, aber im dunkeln Gram des verworrenen Herzeleids, schon bevor die Sonne des Lichts über Oesterreich anbrach, qualvoll ermüdete und an sich irre verstummte."

Viel Schönes, uraltem Volksthum Abgelauschtes, enthält Grün's neueste Gabe: „Volkslieder aus Krain", für welche er die vollste Uebersetzertreue beansprucht.

Literatur.

Blätter der Liebe. Stuttgart, 1830. ⅛ Thlr.
Der letzte Ritter, Romanzenkranz. Stuttgart, 1830. 8. Aufl. Berlin, 1860. 2 Thlr.
Spaziergänge eines Wiener Poeten. Berlin, 1831. 6. Aufl. 1861. 1 Thlr.
Schutt, Dichtungen. Leipzig, 1835. 11. Aufl. 1856. 1 Thlr. 12. Sgr.
Gedichte. Leipzig, 1837. 12. Aufl. Berlin, 1857. 1. Thlr.
Nibelungen im Frack. Leipzig, 1843. 2. Aufl. 1853. ¾ Thlr.
Pfaff vom Kahlenberg, ein ländliches Gedicht. Leipzig, 1850. 2 Thlr.
Volkslieder aus Krain. (Uebersetzt.) Leipzig, 1850. 1 Thlr.

LXXIX. Aug. Heinr. Hoffmann v. Fallersleben.

1. Das Kind und sein Blümchen.

(Hoffmann v. F., 100 Schullieder. Neue Aufl. Leipzig. S. 7. — Lüben und Nacke, Lesebuch' II. Thl., Nr. 25.)

Die schöne Hinneigung eines Kindes zu der von ihm mit höchster Sorgfalt gepflegten Blume ist in lieblichster, innigster, echt kindlicher Weise ausgesprochen. Man kann es für ein gutes

Zeichen halten, wenn Kinder sich mit solcher Innigkeit der Blumenpflege hingeben, und wird allezeit wohlthun, diese Neigung zu fördern.

Bei dem Ausdruck: „Wie's vor lauter Freude weint", hat man natürlich an die Thautropfen zu denken.

C. Richter hat das Gedicht mit ansprechender Melodie versehen. Siehe: Schulgesänge von Lüben und Brandt, I. Heft, Nr. 36.

2. Maiglöckchen und die Blümelein.

(Hoffmann, Gedichte, Auswahl von Frauenhand. Hannover, 1862. S. 154. — Lüben und Nacke, Lesebuch, II. Thl., Nr. 28.)

Ein liebliches Stück Frühlings=Blumenleben! Durch die Thätigkeit, welche die Blumen so harmlos und kindlich froh ausüben, werden sie in erwünschtester Weise belebt und der Kindesnatur näher gerückt. Daher denn dies auch den Entschluß faßt, zu leben wie die Blumen.

Man muß das Lied nach der Besprechung und Einübung gleich singen lassen. J. B. Spieß hat es mit einer guten Melodie versehen. S. Schulgesänge von Lüben und Brandt, I. Heft, Nr. 23.

3 Der Mond und die Sterne.

(Hoffmann, Gedichte, Auswahl von Frauenhand. Hannover, 1862. S. 148. — Lüben und Nacke, Lesebuch, II. Thl. Nr. 61.)

Die zärtlichste Mutter kann nicht liebevoller mit ihrem Kinde sprechen, als unser Dichter es hier thut. Wer es noch nicht weiß, wie man die Herzen der Kinder gewinnt und mit Liebe zur Natur erfüllt, der kann es aus solchen Gedichten lernen.

Durch die schöne Volksmelodie, der man es untergelegt hat, ist es längst Eigenthum der Kinder geworden. S. Schulgesänge von Lüben und Brandt, I. Heft, Nr. 16.

4. Waldlied.

(Hoffmann, Gedichte, Auswahl. Hannover, 1862. S. 70. — Lüben und Nacke, Lesebuch, II. Thl. Nr. 112.)

Eine einfache Schilderung des schönen Waldlebens, ganz geeignet, uns zum Besuch eines nahen Waldes einzuladen und darin aus voller Kehle das Lied nach der Volksmelodie von Zelter anzustimmen. Siehe Schullieder von Lüben u. B., I. Heft, Nr. 38. Man lasse dem Lesen und Singen des Gedichts eine Besprechung des Waldlebens vorangehen.

5. Eichhörnchen.

(Lüben und Nacke, Lesebuch, II. Thl. Nr. 119.)

Man schicke dem Besprechen dieses einfachen Gedichts die Naturgeschichte des Eichhörnchens, wenn's sein kann, mit Benutzung eines lebendigen Exemplars, voran und hebe dabei besonders die Lebensweise des Thieres hervor.

6. Das Veilchen.

(Lüben und Nacke, Lesebuch, III. Thl, Nr. 5.)

„Wie mit Hoffnung zugedeckt". Grün ist bekanntlich die Farbe der Hoffnung. Da das Veilchen mit Grün ganz bedeckt ist, so darf es sicher hoffen, daß die Sonne auch zu ihm in den verstecktesten Winkel kommen und sein Leid in Freude verwandeln wird. Darum soll es froh sein und dem Harme nicht nachhängen.

7 Sonntag.

(Hoffmann, Gedichte. 6. Aufl. Hannover, 1864. S. 277. — Lüben und Nacke, Lesebuch, III. Thl., Nr. 12.)

Man suche den Kindern die Wichtigkeit und Nothwendigkeit des Sonntags (in einer Religionsstunde) für das wahre, höhere Menschenleben in einem Gespräch darzulegen und lese ihnen dann das Liedchen vor, um sie in die rechte Feststimmung zu versetzen. Die wesentlichsten Momente zu diesem Gespräche sind im Gedicht enthalten.

8 Husarenlied.

(Hoffmann, Gedichte. 6. Aufl. Hannover, 1864. S. 303. — Lüben und Nacke, Lesebuch, III. Thl., Nr. 83.)

Dem Inhalte nach für Knaben vollkommen verständlich und ganz geeignet, den Vorsatz, einst tapfer und muthig für das Vaterland zu kämpfen, zu befestigen.

„Pallasch", ein slavisches Wort, bezeichnet ein langes Schlachtschwert der Reiterei.

„Kartaune", ein grobes Geschütz, eine große, kurze und dicke Kanone

9. Das treue Roß.

(Hoffmann, Gedichte. 6. Aufl. Hannover, 1864. S. 394. — Lüben und Nacke, Lesebuch, III. Thl., Nr. 121.)

Das Lied wird man am zweckmäßigsten gleich nach dem vorigen besprechen, da es gewissermaßen eine Situation des Husa-

renlebens weiter ausführt. Die darin ausgesprochene gegenseitige Liebe des Reiters und seines Pferdes ist wahrhaft rührend. Solche Liebe läßt Mißhandlungen der Thiere, die uns dienen, nicht aufkommen.

10. Das arme Vöglein.

(Hoffmann, Gedichte. 6. Aufl. Hannover, 1864. S. 129. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl., Nr. 175.)

Grundgedanke: Singe, wie das Vöglein, dem Vater im Himmel Dank für die Gaben, die du so reichlich von ihm empfängst.

Componirt von Maria Nathusius. S. Erk, Hundert Schullieder von Hoffmann von Fallersleben. 2. Heft.

11. Morgenlied.

(Hoffmann, Gedichte. 6. Aufl. Hannover, 1864. S. 243. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl., Nr. 176.)

Der Dichter giebt in wenigen Zügen die Haupterscheinungen eines schönen Maimorgens an und hebt namentlich die am meisten auf das Gemüth wirkenden hervor: das Erbleichen der Sterne beim Hervorbrechen des Morgens, die tiefe Stille und der Nachtigallengesang, als deren Zweck Lob und Ehre Gottes bezeichnet wird. Hieran knüpft er dann die beruhigende Zusicherung, daß Gott, „der Vater alles Lichts", stets zu seinen Lieben komme.

12. Abendlied.

(Hoffmann, Gedichte. 6. Aufl. Hannover, 1864. S. 244. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl., Nr. 177.)

In der ersten Strophe weist der Dichter auf die Ruhe hin, welche am Abend herrscht, in den beiden folgenden zeichnet er die rastlose, auch durch den Abend nicht unterbrochene Thätigkeit des Baches und vergleicht dann in der letzten das Menschenherz damit, dem nur Gott die wahre Abendruhe gewähren könne.

Christ. H. Rink hat dies Lied componirt. S. Schulgesänge von Lüben und Brandt, 3. Heft, Nr. 3.

13. Wanderlied.

(Hoffmann, Gedichte. 6. Aufl. Hannover, 1864. S. 300. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl., Nr. 179.)

Eine lebensvolle Anregung zu dem im Frühjahr neu gewährten Naturgenuß durch Wandern in Auen, Feldern und Wäldern.

Componirt von F. E. Fesca. S. Schulgesänge von Lüben und Brandt, I. Heft, Nr. 49.

Leben und Charakteristik Hoffmann's v. Fallersleben.

August Heinrich Hoffmann wurde am 2. April 1798 in dem hannoverischen Marktflecken Fallersleben, unweit Braunschweig, geboren und schrieb sich darnach später als Dichter „von Fallersleben", ohne daß er die Welt damit täuschen wollte, als ob er von Adel sei, denn:

„An meine Heimath dacht' ich eben,
Da schrieb ich mich „von Fallersleben".
Ich schrieb's und dachte nie dabei
An Staatscensur und Polizei. —
So schrieben sich viel Biederleute
Nach ihrem Ort und thun's noch heute,
Und keiner dachte je daran
Durch von wird er ein Edelmann."

Sein Vater war Kaufmann und Burgemeister, in der westphälischen Zeit Canton-Maire. Hoffmann erhielt seine Vorbildung in Helmstedt und Braunschweig, studirte dann von 1817—19 in Göttingen und von da ab bis 1821 in Bonn. Die Theologie, zu welcher ihn sein Vater bestimmt hatte, gab er bald auf und beschäftigte sich ausschließlich mit sprachlichen und literarhistorischen Studien. Sein Plan war, nach gehöriger Vorbereitung Italien und Griechenland zu bereisen. In Kassel lernte er 1818 Jakob Grimm kennen und theilte ihm seinen Entschluß mit. Grimm erwiederte ihm freundlich: „Liegt Ihnen denn Ihr Vaterland nicht näher?" Diese Worte machten auf Hoffmann einen so gewaltigen Eindruck, daß er alles Andere aufgab und sich ganz der vaterländischen Sprache, Literatur- und Culturgeschichte zuwandte, denen er bis heute treu blieb. Nachdem er von Bonn aus die Rheinlande und Holland zur Erforschung der Volksdichtung durchreist und eine Zeit lang in Berlin gelebt hatte, wurde er 1823 Custos an der Universitätsbibliothek in Breslau, welches Amt er jedoch 1838 niederlegte. 1830 wurde er an der Universität daselbst außerordentlicher und 1835 ordentlicher Professor der deutschen Sprache und Literatur. 1834 machte er eine größere literarische Reise in's südöstlich und südliche Deutschland, auf der er in Prag und Wien werthvolle alte Gedichte entdeckte. 1836 bereiste er Dänemark, Norddeutschland und Holland, 1837 Belgien und Nordfrankreich, wo er in Valenciennes das verloren gegangene „Ludwigslied" wiederfand. Im

März 1839 ging er nach Wien, Salzburg, München durch Tyrol und die Schweiz nach Paris, wo er fleißig die königl. Bibliothek benutzte. Das französische Leben und die französischen Zustände behagten ihm nicht sonderlich, trugen vielmehr noch dazu bei, seine Liebe zum Vaterlande noch zu steigern. Nach und nach bemächtigte sich seiner das Heimweh und er sang:

„Wie sehn' ich mich nach deinen Bergen wieder,
Nach deinem Schatten, deinem Sonnenschein!
Nach deutschen Herzen voller Sang und Lieder,
Nach deutscher Freud' und Lust, nach deutschem Wein!"

Das erste Lied, welches auf heimathlichem Boden seiner vom Heimweh genesenen Brust entquoll, war:

„Deutsche Worte hör' ich wieder —
Sei gegrüßt mit Herz und Hand!
Land der Freude, Land der Lieder,
Schönes, heitres Vaterland!
Fröhlich kehr' ich nun zurück,
Deutschland, du mein Trost, mein Glück!"

Durch seine Liebe zum Vaterlande ließ Hoffmann sich zu politischen Liedern verleiten, in denen er die bestehenden Verhältnisse in einer Weise angriff, welche den Behörden mißfiel. Die Folge hiervon war, daß er am 14. Januar 1843 seines Amtes entsetzt wurde. Ohne Vermögen und ohne Gehalt, ganz auf literarischen Erwerb angewiesen, schied Hoffmann aus Schlesien, ließ in Leipzig das erste Heft seiner „Kinderlieder" drucken und ging dann in seine Heimath, wo ihm aber der Aufenthalt nicht gestattet wurde. Nachdem er lange heimathlos umher gepilgert war, reiste er nach Italien und lebte dann längere Zeit am Rhein und in Mecklenburg, wo er sich 1845 Heimathsrecht erwarb. Im Oktober 1848 wurde Hoffmann in Preußen rehabilitirt und bezog von da an das gesetzliche Wartegeld als Pension. 1849 verheirathete er sich mit seiner Nichte, der Pfarrerstochter Ida zum Berge, und wohnte dann mehrere Jahre am Rhein, bis er 1853 einem Rufe nach Weimar als Bibliothekar folgte.

II.

Hoffmann hat viel heitere, leicht singbare, volksthümliche Lieder gedichtet und sich dadurch einen großen Ruf erworben. Die meisten davon sind componirt worden, manche von ihm selbst, und werden fröhlich in den Schulen, auf den Gassen und von Handwerksburschen gesungen. „Hoffmann geht als Dichter nicht eben tief, aber um so ansprechender ist seine harmlos-freundliche Laune

und die liebenswürdige Unbefangenheit, womit er sich meistens in seinen Dichtungen bewegt. Sein eigenthümlicher poetischer Kreis ist deshalb auch das humoristische Lied, wie es in sorgloser Heiterkeit leichtfüßig dahinstreift, mehr neckisch berührend, als verletzend. Der Ernst des Erhabenen gelingt unserm Dichter ebensowenig als in der Regel auch das rein Sentimentale; doch mischt sich Letzteres oft höchst anziehend in den Ton des Scherzes, der eben Hoffmann's eigenstes Dichten ist und sich mit epigrammatischer Anschaulichkeit gefälligzuthunlich ausspricht. Wir haben in dieser Art Liedchen von ihm, die den schönsten beizuzählen sind. Auch finden wir bei ihm manches Gedicht, in dem die ungemischte Herzenssprache redet; wie denn außer Anderem seine „Kinderlieder" dessen mehr als eins enthalten. Ein namhafter Fehler des Dichters darf wohl darin gefunden werden, daß er dem Gewöhnlichen nicht fremd genug bleibt und den Ton mitunter selbst zu dem Trivialen herabstimmt." (Hillebrandt.)

Bleibendes Verdienst hat sich Hoffmann außerdem durch das Aufsuchen und Veröffentlichen älterer deutscher Literaturdenkmale erworben, worauf wir jedoch hier natürlich nicht näher eingehen können.

Literatur.

Lieder und Romanzen. Köln, 1821. 11¼ Sgr.
Allemannische Lieder. Fallersleben, 1826. Mannheim, 1843. ⅝ Thlr.
Gedichte. Breslau, 1827. — Leipzig, 1834. 2 Thle. — Neue Sammlung. Breslau, 1837. — Leipzig, 1843. — Als 3. Aufl. Hannover. 5. Aufl. 1854. 2¼ Thlr.
Jägerlieder. Breslau, 1828. ⅙ Thlr.
Immergrün. Breslau, 1828. ⅙ Thlr.
Buch der Liebe. Breslau, 1836. ½ Thlr.
Unpolitische Lieder. 2 Thle. Hamburg, 1840—1841. 2 Thlr.
Deutsche Lieder aus der Schweiz. Zürich, 1842. 1845.
Funfzig Kinderlieder nach Original- und bekannten Weisen mit Klavierbegleitung von E. Richter. Leipzig, 1843.
Funfzig neue Kinderlieder mit Klavierbegleitung. Mannheim, 1845.
44 Kinderlieder mit Klavierbegleitung. Neue Aufl. Leipzig, 1862. ½ Thlr.
Deutsche Gassenlieder. Zürich, 1843. 1845.
Deutsche Salonlieder. Zürich, 1844.
Hoffmann'sche Tropfen. Zürich, 1844.
Maitrank. Paris, 1844.

Deutsches Volksgesangbuch. Mit 174 eingedruckten Volksweisen und Nachrichten über die Dichter und Tonsetzer. Leipzig, 1848. 12 Sgr.
Hundert Schullieder. Mit bekannten Volksweisen versehen und herausgegeben von L. Erk. 2. Aufl. Leipzig. 1/6 Thlr.
Sammlungen und altdeutsche Forschungen in großer Zahl.
Lieder aus Weimar. 3. Aufl. Hannover, 1856. 1/2 Thlr.
Diavolini (Gedichte.) 2. Aufl. Darmstadt, 1848. 1/12 Thlr.
Liebeslieder. Mainz, 1851. 16 Sgr.

LXXX. Abraham Emanuel Fröhlich.

1. Wiederfinden.

(Fröhlich, Gesammelte Schriften. 1853. I. B., S. 6. — Lüben und Nacke, Lesebuch, II. Thl., Nr. 129, mit der Ueberschrift: Des Wassers Rundreise.)

Der Dichter scheint in dieser Fabel nur auf den ununterbrochenen Kreislauf des Wassers hinweisen zu wollen. Ganz besonders schön sind die drei letzten Verse: „Mich im Meere jung zu baden" ꝛc.

2. Die Nützlichen.

(Fröhlich, Gesammelte Schriften. 1853. I. B. Zweimal darin enthalten: S. 9 und S. 147. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl., Nr. 110.)

Zeile drei: „Und ihr dürfet euch, vermessen." „Vermessen" ist ein verkürzter Satz = wie vermessen ist das.

Grundgedanke: Das Schöne hat volle Berechtigung neben dem Nützlichen. — Bei der materiellen Richtung unserer Zeit ist hierauf ganz besonders hinzuweisen, namentlich bei der Erziehung der Knaben darauf zu achten.

3. Einträglichstes.

(Fröhlich, Ges. Schriften. I. B., S. 10. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl., Nr. 111.)

Ein treffliches Seitenstück zur vorigen Fabel. Der Grundgedanke ist in den beiden letzten Zeilen ausgesprochen.

4. Die Reisenden.

(Fröhlich, Fabeln. 2. Aufl. Aarau, 1829. S. 14. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl., Nr. 112.)

Diese Fabel stellt das langsame, gemüthliche Reisen in schönen Gegenden, also das Fußreisen in Gebirgen, in Gegensatz zu den Fahrten auf staubigen Chausseen und klappernden, eilig dahin sausenden Eisenbahnen und giebt, wie billig, Ersterem den Vorzug, wenn es sich darum handelt, „die Welt zu beschauen."

5. Stadtleben.

(Fröhlich, Ges. Schriften. I. B., S. 25. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl., Nr. 113.)

Grundgedanke: Das Streben, von Andern sich bewundern zu lassen, wird oft mit scharfer Kritik gelohnt. Erfreue dich daher deiner Gaben ungetrübt für dich und in engem Freundeskreise und geize nicht nach fremder Anerkennung. — Außerdem wird in der Fabel noch auf den Vorzug des Landlebens vor dem Stadtleben hingewiesen: Saaten, Himmel — Stadtgewimmel.

6. Turnen.

(Fröhlich, Ges. Schriften. I. B., S. 38. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl., Nr. 114.)

Grundgedanke: Kräftige den Körper durch Turnen.

7. Glauben.

(Fröhlich, Ges. Schriften. I. Bd., S. 265. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl., Nr. 115.)

In einem sehr gut gewählten Beispiele wird die Kraft des Glaubens und die begründete Sehnsucht nach einer höheren Zukunft gezeigt.

8. Wörterkur.

(Fröhlich, Ges. Schriften. I. B., S. 77. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Thl., Nr. 74. Mit der Ueberschrift: Unaussprechliches.)

Grundgedanke: Ein seelenvoller Blick sagt oft mehr, als viele Worte.

9. Lebensworte.

(Fröhlich, Ges. Schriften. I. B., S. 1. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Thl., Nr. 75.)

Grundgedanke: Neben der heiligen Schrift weist auch die Natur auf „Gottes Macht und Güte“ hin.

10. Unterschied.

(Fröhlich, Ges. Schriften. I. B., S. 23. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Thl., Nr. 76.)

Grundgedanke: Das nachhaltig Wirkende ist dem leicht Vergänglichen stets vorzuziehen.

11. Zucht.

(Fröhlich, Ges. Schriften. I. B, S. 18. — Lüben und Nacke, Lesebuch V. Thl., Nr. 77.)

Der Grundgedanke ist in den Schlußzeilen ausgesprochen:

„Viel besser gefiel,
Mir Zucht zu erwerben,
Denn zuchtlos verderben.“

12. Strenge Barmherzigkeit.

(Fröhlich, Ges. Schriften. I. B., S. 66. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Thl., Nr. 78.)

Grundgedanke: Harte Prüfungen wirken wohlthätig.

Leben und Charakteristik A. E. Fröhlich's.

I.

Abraham Emanuel Fröhlich, geboren am 1. Februar 1796 zu Brugg im Canton Aargau, erhielt seinen ersten Unterricht theils in den Schulen seiner Vaterstadt, theils von seinem Vater, der als Lehrer dort wirkte. Im Jahre 1811 besuchte er die Züricher Akademie, wo er sich der Theologie widmete, aber auch philosophische und philologische Collegien hörte. Nachdem er im Jahre 1817 ordinirt worden war, ward er in Brugg als Lehrer angestellt, als welcher er zugleich die Filialpfarrei Mönthal zu versehen hatte. Zehn Jahre später wurde er zum Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Cantonschule

in Aarau ernannt. Die politischen Umgestaltungen im Jahre 1830 fanden an ihm einen Gegner, und da er seine Ansichten offen und wohl auch heftig verfocht, so wurde er von der damaligen Regierung bei Gelegenheit der allgemeinen Schulreorganisation nicht wieder gewählt. Das offenbare Unrecht, das ihm dadurch zugefügt wurde, suchte die Stadtgemeinde Aarau wieder gut zu machen, indem sie ihn bald darauf zum Lehrer und Rector an der Bezirksschule und zugleich zum Hülfsprediger ernannte, welche beide Stellen er noch jetzt versieht.

II.

Fröhlich hat sich besonders als Fabeldichter einen Ruf erworben, und zwar indem er diese Dichtungsart vortheilhaft erweiterte. Während nämlich die früheren Fabeldichter sich eine Moral wählten und dazu ein Kleid suchten, wandte er sich der Beobachtung der Natur zu und fand, daß die sich darin offenbarenden Ideen mit denen verwandt sind, die sich im Menschenleben kund geben. Diese Ideen veranschaulichte er nun an einem einzelnen Falle und gab dadurch zugleich seinen Fabeln eine seltene Frische und Wahrheit.

Fröhlich hat auch zwei größere epische Dichtungen geliefert: „Ulrich Zwingli" und „Ulrich von Hutten." Beide sind mehr in der modernen Form eines Romanzenkranzes verfaßt und entbehren deshalb bei aller Schönheit im Einzelnen der abgerundeten Einheit.

Literatur.

Gesammelte Schriften. Frauenfeld, 1853. 5 Bände. 4 Thlr. 6 Sgr. (Inhalt: 1. Bd. Fabeln. 2. Bd. Lieder. 3. Bd. Ulrich Zwingli. 4. Bd. Ulrich von Hutten. 5. Bd. Novellen.)

Die Fabeln sind auch einzeln zu haben.

LXXXI. August Kopisch.

1. Die Heinzelmännchen.

(Kopisch, Gesammelte Werke. Berlin, 1856. S. 12. Gedichte. Berlin, 1836. S. 98. — Lüben und Nacke, Lesebuch, III. Thl., Nr. 19.)

Dies Gedicht zeichnet sich durch heitere, echt humoristische Auffassung aus und bringt, von gutem Vortrage unterstützt, eine

große Wirkung hervor. Der Strophenbau kann keck genannt werden; die Sprache ist lebendig und reich durch die häufig und glücklich angewandte Alliteration und den Reim. Die vier ersten und die beiden letzten Verse jeder Strophe bilden den erzählenden Theil und sind jambisch, die dazwischen stehenden schildern die Thätigkeit der Heinzelmännchen und bestehen aus Daktylen und Trochäen.

2. Frankfurt am Main.

(Kopisch, Ges. Werke. Berlin, 1856. III. 115. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl., Nr. 68.)

In den ersten sieben Strophen wird die Sage von der Gründung Frankfurts durch Karl den Großen („Carolus Magnus") erzählt, in der achten auf den Reichthum der Stadt und den Edelsinn ihrer Bürger hingewiesen und in der neunten bis dreizehnten eine Vorstellung von der Festlichkeit bei den später dort vorgenommenen Kaiserwahlen gegeben. — Der letzte in Frankfurt gekrönte Kaiser war Franz II. Ueber die im Ganzen sich immer gleich bleibenden Krönungsfeierlichkeiten vergleiche man „Die Krönung Kaiser Joseph's II." von Goethe im VI. Theile unseres Lesebuches.

Die Verse haben sechs Hebungen, wie in der Nibelungenstrophe.

3. Morgenstunde hat Gold im Munde.

(Kopisch, Ges. Werke. Berlin, 1856. I. S. 115, unter der Ueberschrift: „Hüttchen." — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl., Nr. 125.)

Eine treffliche, ganz verständliche Erklärung des die Ueberschrift bildenden bekannten Sprüchwortes durch ein Beispiel.

4. Maley und Malone.

(Kopisch, Ges. Werke. Berlin, 1856. I. S. 257. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl., Nr. 133.)

Eine poetische Erzählung, welche an einem Beispiele die nachtheiligen Folgen zeigt, welche daraus erwachsen, wenn Jeder eigensinnig an seiner Meinung festhält und überall nur seinen Vortheil im Auge hat. Das Beispiel ist sehr gut gewählt und darum überzeugend.

Die Strophen bestehen aus vier Versen, jeder Vers hat drei Jamben, der erste und dritte außerdem noch eine überzählige

Sylbe. Die Reime kreuzen sich und sind in der ersten und dritten Zeile weiblich, in der vierten männlich.

5. Blücher am Rhein.

(Kopisch, Ges. Werke. Berlin, 1856. I. S. 355. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl., Nr. 134.)

Dies kleine Gedicht zeigt in höchst gelungener Weise die bekannte Entschlossenheit und den Muth des gefeierten Helden Blücher. Die Wirkung der Blücher'schen Aussprüche ist wesentlich durch die damit verflochtene Rede der Zaghaften und Bedenklichen gehoben worden. Das Gedicht ist darum ganz geeignet, die Kinder auf die gute Wirkung der Gegensätze überhaupt aufmerksam zu machen.

6. Der Grafensprung bei Neu-Eberstein.

(Kopisch, Ges. Werke. Berlin, 1856. III. S. 118. — Lüben und Nacke, Lesebuch. IV. Thl., Nr. 135.)

Seinem Inhalte nach ein würdiges Seitenstück zu dem vorigen Gedicht.

Von schöner Wirkung und für die rasche Bewegung des Reiters ganz bezeichnend ist die Anwendung der Anapästen im 3. und 4. Verse.

Ueber den Wolf Eberstein vergleiche man, was in der Erläuterung zu Uhland's „Graf Eberhard der Rauschebart" gesagt worden ist.

Leben und Charakteristik A. Kopisch's.

I.

August Kopisch wurde am 26. Mai 1799 zu Breslau geboren. Seine Eltern waren wohlhabend und gebildet, daher im Stande, ihm eine gute Erziehung zu geben. Schon früh regte sich der Trieb zum Dichten in ihm, und bereits als Gymnasiast hat er manches Gedicht gemacht. 1815 bezog er die Prager Kunstakademie, wußte jedoch nicht recht, ob er sich der Dichtkunst oder der Malerei, die ihn ebenfalls sehr anzog, widmen sollte, ob er die griechischen oder die altdeutschen Dichter zum Gegenstande seiner Studien machen sollte. Am meisten neigte er sich zur Malerkunst hin. Nachdem er in Prag und später in Dresden treffliche Vorstudien dazu gemacht hatte, schien ein bisher

gering geachtetes körperliches Uebel seine Pläne und Träume vereiteln zu wollen. Er hatte nämlich vor Jahren als Knabe beim Schlittschuhlaufen einen Fall gethan, bei dem er sich die rechte Hand etwas verstaucht; als Folge davon stellte sich mit der Zeit eine erschwerte Biegsamkeit des Handgelenks heraus, die ihm bei mäßiger Anstrengung einen durch den ganzen Arm ziehenden heftigen Nervenschmerz zuzog, so daß er oft nach wenigen Minuten Griffel oder Pinsel weglegen mußte. Von Dresden reiste er Behufs seiner Vervollkommnung als Maler nach Rom. Sein Uebel trat aber hier mit solcher Heftigkeit auf, daß er die Malerei bis auf Weiteres ganz aufgeben mußte. Er beschloß nun, sich der Dichtkunst zu widmen, wozu es ihm nicht an Beruf fehlte. Er dichtete viel und versuchte, den serbischen Dichtern, die weder schreiben noch lesen konnten, nachahmend, im Kopfe zu dichten, was ihm auch trefflich gelang. Besonders fühlte er sich zur Volkspoesie, wie sie sich im öffentlichen Leben Roms und Neapels kundgiebt, hingezogen; die derbe Volkskomedie, die Späße des Pulcinella entzückten ihn; der beliebte Possendichter Camerano ward sein vertrauter Freund und brachte ihn sogar unter dem Namen Don Augusto Prussiano zum großen Jubel des Volkes und seiner Freunde auf's Theater. Dadurch entwickelte sich in ihm der Gedanke, die italienische harmlose Lustigkeit auf das deutsche Theater zu übertragen, das derselben bekanntlich so sehr entbehrt. Seine derartigen Versuche sind nicht besonders gelungen, haben indeß doch im engern Kreise viel zur Erheiterung beigetragen. Eifrig durchforschte Kopisch die Insel Capri und entdeckte daselbst die seitdem berühmt gewordene „blaue Grotte", eine Höhle mit niedrigem Eingange, die alle Gegenstände im schönsten Blau erscheinen läßt. Er bereiste auch die Insel Sicilien, um an Ort und Stelle ein großes episches Gedicht (den Krieg der Normannen mit den Saracenen) im Kopfe zu dichten. In Neapel, wo er lange verweilte, lebte er in vertrauter Freundschaft mit Platen, wie wir schon bei diesem Dichter erwähnt haben. 1828 kehrte er nach Deutschland zurück und hielt sich zunächst in seiner Vaterstadt Breslau auf. 1830 führte ihn Hoffmann von Fallersleben dort in einen Kreis junger Männer, die zu einem poetischen Verein zusammengetreten waren, in dessen Sitzungen nur eigene Erzeugnisse vorgelesen und mit Freimuth beurtheilt wurden. Für diesen Verein war Kopisch sehr thätig, lieferte auch zahlreiche Beiträge zu einem Bande Poesien, die dieser Dichterbund zum Besten der durch die Cholera Heimgesuchten herausgab. Eine von ihm darin mitgetheilte Novelle, „Ein Carnevalsfest auf Ischia", erhielt die allgemeinste Anerkennung.

Durch die langen Reisen war das väterliche Erbtheil so weit zusammengeschmolzen, daß Kopisch auf künstlerischen Erwerb Bedacht nehmen mußte. Zum sogenannten Literatenleben hatte er keine Lust, würde auch nicht dazu gepaßt haben, da er sich den Launen des lesenden Publikums nicht anbequemen mochte, vielmehr darnach strebte, dasselbe zu sich heraufzuziehen. Daher beschloß er, die früher mit so vieler Neigung gepflegte Malerei wieder aufzunehmen. Von den aus Italien mitgebrachten landschaftlichen Skizzen führte er eine Anzahl höchst charakteristisch aus und fand auch Gelegenheit, sie zu verwerthen. Seiner künstlerischen Vervollkommnung halber zog er nach Berlin und kam dort in kurzer Frist mit den bedeutendsten Künstlern in Berührung. Mehrere von seinen daselbst ausgeführten Landschaften erlangten auf der Berliner Kunstausstellung allgemeinen Beifall und gingen meistens in den Besitz des kunstsinnigen Kronprinzen, des nachmaligen Königs von Preußen Friedrich Wilhelm IV., über.

Kopisch vernachlässigte aber unter diesen malerischen Arbeiten die Poesie durchaus nicht. 1836 erschien eine Sammlung seiner Gedichte, von denen besonders die naiven Darstellungen drolliger Volksmärchen großen Beifall erhielten und späterhin auch, wesentlich bereichert, selbstständig erschienen. Viele seiner Gedichte wurden von namhaften Künstlern componirt, was nicht wenig beigetragen hat, sie bekannt und populär zu machen. In diese Zeit fällt auch die durch große Treue sich auszeichnende Uebersetzung der „Göttlichen Komödie" Dante's. Fünf Jahre lang hat er diesem Werke den größten Theil seiner Abend- und Nachtstunden gewidmet.

Als der Kronprinz von Preußen den Thron bestiegen hatte, versammelte er einen Kreis namhafter Künstler und Gelehrter um sich und förderte ihre Bestrebungen. Auch Kopisch wurde nicht übersehen. Um ihn dem Könige näher zu bringen, erhielt er eine Anstellung beim Hofmarschallamte, die zwar nur mit mäßigem Gehalte verknüpft war, ihm aber dafür auch nur wenig zu thun gab; er hatte nämlich die Aufsicht über die in den königlichen Schlössern sich befindlichen Kunstgegenstände zu führen. Zuweilen wurde er auch in den königlichen Familienkreis gezogen, um etwas vorzulesen, besonders seitdem Tieck durch häufige Kränklichkeit verhindert ward. Ganz seiner künstlerischen Doppelnatur entsprechend, erhielt er den Auftrag, eine historische Beschreibung der königlichen Gartenanlagen zu Potsdam mit Illustrationen zu liefern. Der nächste Vortheil, den er davon hatte, war eine reizende Gartenwohnung bei Sanssouci, welche der König ihm anwies; der vollendeten Arbeit sollte er sich leider nicht mehr erfreuen. 1844 erhielt er den Ehrentitel „Professor."

Nachdem Kopisch durch königliche Gunst eine glückliche und sorgenfreie Existenz erlangt hatte, verheirathete er sich mit einer Tochter des durch seine musikalischen Schriften vortheilhaft bekannten Juristen C. Winterfeldt. Das ihm dadurch zu Theil gewordene Glück war jedoch nur von kurzer Dauer. Schon nach Jahresfrist traf ihn am 6. Februar 1853 ganz unerwartet ein Schlagfluß und entriß ihn für immer seinem jungen häuslichen Glück und seinen zahlreichen Freunden.

II.

Kopisch war im wahren Sinne des Wortes eine Künstlernatur. Seine lyrische Poesie ist eine fast improvisatorische und ungemein glücklich im treuherzigen Humor. Der Wein, alte schelmische Sagen und Volksschwänke, geschichtliche Stoffe werden von ihm in origineller Weise mit großer Vorliebe und seltenem Glücke poetisch bearbeitet. Seine Sprachfertigkeit ist bedeutend. Am volksthümlichsten von seinen Liedern ist seine „Historia von Noah" („Als Noah aus dem Kasten war"), componirt von Reissiger, und „der Trompeter" („Wenn dieser Siegesmarsch in das Ohr mir schallt").

Wir schließen diese kurze Charakteristik mit der ersten Strophe aus Platen's Ode: „An August Kopisch":

„Stets, doch immer umsonst, unter dem fremden Volk,
Sei's auch milde gesinnt, sucht ich ein zärtliches,
Huldvolles Gemüth, wie du bist,
Ein erwünschtes Gespräch, wie deines."

Literatur.

Carnevalsfest auf Ischia. Breslau, 1831.
Gedichte. Berlin, 1836. 1¼ Thlr. (Darin auch Uebersetzungen aus dem Neapolitanischen, Sicilianischen 2c. 2c.)
Agrumi. Berlin, 1837. (Italienische Volkslieder). 2 Thlr.
Uebersetzung Dante's. Berlin, 1837. 4 Thlr.
Allerlei Geister. Märchen, Lieder, Sagen und Schwänke. Berlin, 1848. 2. Aufl. 1852. 1 Thlr.
Gesammelte Werke. Geordnet und herausgegeben von Freundeshand (Prof. K. Böttcher). 5 Bände. Berlin, 1856. 2⅔ Thlr. (Der letzte Band enthält die Biographie des Dichters.)

LXXXII. Julius Mosen.

1. Hofer's Tod.

(Mosen, Sämmtliche Werke. Oldenburg, 1863. I. 12. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl., Nr. 148.)

Im Preßburger Frieden (1805) war Oesterreich genöthigt worden, Tyrol an Baiern abzutreten. Dieser Regierungswechsel blieb jedoch auf das Volk ohne Einfluß; mit unerschütterlicher Treue hing es am alten angestammten Fürstenhause Oesterreich fest. Um seine Treue durch die That zu beweisen, erhob es sich mehrfach gegen die Fremdherrschaft und wurde dabei natürlich von Oesterreich unterstützt. Zu den Häuptern des Volksaufstandes gehörte namentlich Andreas Hofer, mit dem Beinamen „Sandwirth", weil das ihm zugehörige Wirthshaus zu Passeyr (im Thal der Passer) gewöhnlich der Sand genannt wurde. Ausgezeichnet durch hohe Sittlichkeit, Muth, unerschütterliche Treue und Vaterlandsliebe, gewann er bald das volle Vertrauen seiner Landsleute. An der Spitze eines Heeres von 20,000 Mann trat er den Baiern und Franzosen entgegen und focht mehrfach mit bestem Erfolg. Seine Anstrengungen waren jedoch vergeblich. Kaiser Franz mußte beim Friedensschluß zu Schönbrunn (14. October 1809) sein treues Tyrol den Baiern lassen und seine Tyroler selber auffordern, sich den Siegern zu ergeben. Getäuscht durch allerlei erlogene Nachrichten von Siegen der Oesterreicher, ließ Hofer sich später von Neuem verleiten, das Volk unter die Waffen zu rufen. Das war den Franzosen ganz lieb, denn nun hatten sie Grund, den ihnen schon längst verhaßten Hofer für vogelfrei zu erklären. Von nun an war er in seiner Heimath nirgends mehr vor Aufpassern und Schergen sicher. Leicht hätte er sich durch die Flucht retten können; aber seine Anhänglichkeit an das Vaterland ließ das nicht zu; er verbarg sich lieber in einer einsamen Alpenhütte unter Schnee und Eis zwei Monate lang vor seinen Verfolgern. Endlich verrieth ihn ein ehemaliger Genosse, der Priester Douay, und führte die Häscher am 30. Januar 1810, mitten in der Nacht, zu Hofer's einsamer Hütte auf der Alp. Dreimal pochen die Häscher; da tritt der Hofer heraus und sagt ihnen frei und stolz: „Ja, ich bin's, den ihr suchet, schonet nur mein Weib und meine Kinder!" — Sie ergreifen ihn, nehmen ihn gefangen und bringen ihn, mit Ketten gefesselt, nach Mantua. Dort wird er vor ein französisches Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt. Als er auf dem Richtplatz niederknieen soll, spricht er: „Ich stehe vor dem, der mich erschaffen hat, und stehend will ich meinen Geist

aufgeben." Dann drückt er das Kreuz des Heilandes an seine Lippen und ruft selber: „Gebt Feuer!" Der 19. Februar 1810 war sein Todestag.

Der Tod dieses Helden ist der Gegenstand unseres Gedichts. Die Hände auf den Rücken gebunden, schreitet er ohne Zagen zum Richtplatz und sieht dem Tode unerschrocken in's Antlitz, wie er so oft gethan. Als seine ebenfalls eingekerkerten Waffenbrüder zum Abschied die Hände nach ihm ausstrecken, wünscht er ihnen, dem verrathenen Deutschland und seinem lieben Tyrol Gottes Beistand. Wie ganz Deutschland, so erweisen auch die ihm ihre Theilnahme, denen der traurige Auftrag geworden ist, seinem Leben ein Ende zu machen: „Dem Tambour will der Wirbel nicht unterm Schlägel vor." Bis zum letzten Augenblick bleibt er, der Ketten ungeachtet, ein freier Mann: er verweigert das Niederknieen als Zeichen der Unterwerfung und läßt seinen „guten Kaiser Franz" hoch leben. Nachdem er zu Gott gebetet, ruft er selbst: „Gebt Feuer!" Sein letztes Wort ist ein Lebewohl an sein Tyrol.

Es ist dem Dichter vollkommen gelungen, Hofer so heldenmüthig und vaterlandstreu darzustellen, als er sich wirklich im Leben und im Tode gezeigt hat. Das Gedicht macht daher einen trefflichen Eindruck und ist ganz geeignet, Vaterlandsliebe zu erwecken und den Entschluß hervorzurufen, ihr auch im Tode treu zu bleiben. Von recht guter Wirkung ist es, daß jede Strophe zum Schluß auf Tyrol hinweist.

Rückert, Schenkendorf u. A. haben Hofer besungen, Niemand aber kräftiger, schöner und ergreifender als Mosen.

2. Der Trompeter an der Katzbach.

(Mosen, Sämmtliche Werke. Oldenburg, 1863. I. 16. — Lüben und Nacke, Lesebuch. V. Thl. Nr. 67.)

Am 26. August 1813 stand der Feldmarschall Blücher mit seinen Preußen in Schlesien. Zwischen den Städten Jauer, Liegnitz und Goldberg stieß er auf ein 80,000 Mann starkes, vom Marschall Macdonald befehligtes französisches Heer. Es kam im Thale der „wüthenden Neiße" herauf. Das Wetter war fürchterlich. Seit drei Tagen und Nächten stürzte der Regen in Strömen vom Himmel. Der Erdboden war in Schlamm verwandelt. Die Bäche brausten schäumend von den Bergen herab, die Flüsse traten aus ihren Ufern, den Soldaten faulten die Stiefeln an den Füßen, den Pferden gingen die Hufe ab. Schnell ordnete Blücher seine Schaaren. „Vorwärts! Kinder, vorwärts!" ruft er seinen Kriegern zu; „zeigt, daß ihr brave

Preußen seid!“ Ein furchtbarer Kampf entbrannte. Die Gewehre wollen nicht losgehen. Da stürzt sich das Fußvolk mit den Bajonnetten und die Reiterei mit geschwungenem Säbel auf die Franzosen. Mann an Mann, Herz an Herz wird gefochten, mit Muth und Wuth, bis die Feinde wanken und fliehen. Zürnend rauschen die hochangeschwollenen Fluthen der wüthenden Neiße und Katzbach und reißen die Fliehenden zu Tausenden hinab. 18,000 Mann wurden zu Gefangenen gemacht. Macdonald schrieb an seinen Kaiser: „Sire, Ihre Armee am Bober ist nicht mehr!“ Schlesien war gerettet.

Unser Gedicht zeigt an einem einzelnen Soldaten, welch' ein Muth das ganze Heer beseelt hat. Wie der Trompeter, so waren Alle bereit, ihr Leben zu opfern, wenn damit der Sieg erkauft und der Feind aus dem Vaterlande verjagt werden kann. Mit übermenschlicher Anstrengung erringt der Sterbende sich noch so viel Frist vom Tode, daß er in gewohnter Weise noch einmal „Victoria“ in das Land hineinblasen kann. Das ist seine letzte, ihn vollauf beglückende That; als sie vollbracht ist, zerspringt ihm das treue Herz. Voll Bewunderung und Rührung sieht das Regiment auf ihn, und der Feldmarschall spricht: „Das heißt ein selig End'!“

Das Gedicht ist vorzüglich und hat darum auch eine große Verbreitung gefunden. G. Flügel hat es componirt.

3. Frühlingslied.

(Mosen, Sämmtliche Werke. Oldenburg, 1863. I. 79. — Lüben und Nacke, Lesebuch. V. Thl., Nr. 126.)

Mit dem „Weidenhaus“ (3. Str.) sind die Weiden gemeint, mit den „Silberschäfchen“ ihre Fruchtkätzchen, die nach dem Aufspringen der Kapseln durch die weiße Samenwolle ein silberfarbenes Ansehen erhalten.

Der Sänger ahnt den Frühling und wird durch den Finken gemahnt, das düstere Winterzimmer zu verlassen und Frühlingslieder zu singen; aber er weist den Frühlingsboten zurück, da er wegen Mangel an rechter Schwungkraft, d. h. an frohem Frühlingsgefühl, doch nicht singen könne, so sehr er das sonst auch wünschte. Solch eine Stimmung ist allezeit und für Jedermann sehr bedauerlich und verräth ein krankhaftes Gemüth. Für die Mahnungen der Natur müssen wir uns nicht nur stets empfängliche Sinne erhalten, sondern unsern durch sie erweckten Gefühlen auch gern nach Kräften Worte leihen, wie der Dichter es im Grunde auch thut; aber seine Worte genügen ihm nicht; er möchte so frei und froh singen wie der harm- und sorglose Vogel.

Leben und Charakteristik J. Mosen's.

I.

Julius Mosen wurde am 8. Juli 1803 zu Marieney, einem Dorfe im sächsischen Voigtlande, geboren. Sein Vater, ein einsichtsvoller, humoristischer, geistig belebter Mann, war Lehrer des Ortes und ertheilte dem Sohne den ersten Unterricht. Von seinem 14. Jahre an besuchte Mosen das Gymnasium zu Plauen. Schon hier schwärmte er für Poesie und unterwarf sich nur ungern dem Schulzwange. 1822 bezog er die Universität Jena, um die Rechte zu studiren. Als er 1824 im Begriffe stand, nach Leipzig zu gehen, um dort seine Studien zu vollenden, starb sein Vater, woraus der hinterbliebenen Familie drückende Sorgen erwuchsen. Dennoch machte er es möglich, mit seinem Freunde Dr. Aug. Kluge bis 1826 Italien zu besuchen. Dort labte sich sein Geist an der paradiesischen Natur und an der Fülle und Herrlichkeit der Kunst. Nachdem er in Leipzig sein Fachstudium beendet, widmete er sich in seiner Heimath der advokatorischen Praxis und wurde 1831 als Aktuar am Patrimonialgericht Kohren angestellt. Als dasselbe 1834 an den Staat überging, zog er nach Dresden, prakticirte als Advokat und bildete unter freundlichen Verhältnissen seine dichterische Begabung zu gesteigerter Vollkommenheit aus. Eine Anerkennung derselben war es, daß ihn 1840 die Universität Jena zum Doctor der Philosophie ernannte und er 1844 mit dem Hofrathstitel als Dramaturg an das Hoftheater nach Oldenburg berufen wurde. Seine dortige gediegene Thätigkeit wurde aber bald durch schwere körperliche Leiden mehrfach gehemmt und seit 1846 fast ganz unterbrochen.

II.

Mosen ist als Lyriker, Novellist und Dramatiker aufgetreten. In allen seinen Poesien herrscht eine erfreuliche Kraft und edle Haltung; seine Darstellungsweise ist in allen Dichtungsgattungen vortrefflich. Man kann ihn mit gutem Rechte zu den besten Dichtern der Gegenwart zählen. Von seinen Liedern können mehrere den zartesten zugesellt werden, die wir überhaupt besitzen, wie z. B. „In die Ferne geht mein Sehnen", „Mit den Bäumen spielt der Wind" u. a. Mehrere derselben sind volksthümlich geworden, so namentlich „der Trompeter an der Katzbach", „Andreas Hofer", „Die letzten Zehn vom vierten Regiment."

Als Novellendichter ist Mosen nicht bedeutend, was darin seinen Grund hat, daß meistens der rechte Traggrund der Handlung fehlt, die Einleitungen durchschnittlich unverhältnißmäßig breit,

gesucht und voll überflüssigen Raisonnements sind. Aus allen hört man leicht heraus, daß der Dichter vorzugsweise Lyriker ist. Zu seinen gelungensten Novellen gehören: „Georg Venlot", „Helena Valisneria", „die blaue Blume" und „das Heimweh".

Als Dramatiker gehört Mosen zu den bedeutenderen der Gegenwart. „Genährt als Kind an schönen heimathlichen Naturgestalten, erfüllt von den Erinnerungen an die Schmach und Erhebung des Vaterlandes, geprüft durch die rauhe Hand des Schicksals, das ihn jedoch nicht hindern konnte, im Vertrauen auf eigene Kraft Italiens reiche Natur- und Kunstwelt zu besuchen, mochte er sich wohl gestählt finden für den Ernst der tragischen Muse, in deren Dienst er wohl gern wie ein Geweihter sterben will." (Hillebrand.) Wie Schiller, so strebt auch Mosen nach dramatischer Idealisirung der Geschichte, und hat nach dieser Richtung hin bereits mit gutem Erfolg gedichtet. Von seinen Dramen nennen wir: „Cola Rienzi", „die Bräute von Florenz", „Kaiser Otto III.", „Wendelin und Helena", „Bernhard von Weimar", „Katte und der Sohn des Fürsten", „Johann von Oesterreich" und das Lustspiel „die Wette".

Wolfgang Menzel nennt Mosen den „sächsischen Uhland."

Literatur.

Der Gang nach dem Brunnen. Novelle. Jena, 1825. $\frac{1}{3}$ Thlr.

Georg Venlot. Eine Novelle mit Arabesken. Leipzig. 1831. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Das Lied vom Ritter Wahn. Das., 1831. $\frac{5}{8}$ Thlr.

Gedichte. Das., 1836. 2. Aufl. 1843. 1 Thlr. 18 Sgr.

Heinrich der Finkler. Schauspiel. Das., 1836. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Novellen: Ismael, Helena Valisneria, das Ondinenbild 2c. 2c. Leipzig 1837. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Ahasver, ein episches Gedicht. Leipzig und Dresden, 1838. $1\frac{1}{4}$ Thlr.

Theater, enthaltend: Otto III., die Bräute von Florenz, Cola Rienzi, Wendelin und Helena. Stuttgart, 1842. 2 Thlr.

Der Congreß von Verona. Ein Roman. 2. Bde. Berlin, 1842. 4 Thlr.

Die blaue Blume. Das Heimweh. Zwei Novellen in der Urania von 1840 und 1844.

Sämmtliche Werke. Oldenburg, 1863. 8 Bände. $5\frac{1}{2}$ Thlr. Inhalt: 1. Bd. Gedichte. 2. Ritter Wahn. Ahasver. 3.

Heinrich der Finkler, König der Deutschen. Cola, der letzte Volkstribun der Römer. 4. Wendelin und Helena. Die Bräute von Florenz. Johann von Oesterreich. Herzog Bernhard. Der Sohn des Fürsten. Cromwell. 5. 6. Der Congreß von Verona. 7. Bilder im Moose. 8. Erinnerungen. Georg Venlot. Geschichte der Malerei. Ueber Goethe's Faust. Ueber Minding's Sixtus V.

LXXXIII. Robert Prutz.

1. Eine Sage.

(Prutz, Gedichte. 4. Aufl. Leipzig, 1857. S. 383. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Thl. Nr. 80.)

1. Inhaltsangabe.

Nach einer alten Sage schwebt aus dem Munde eines erschlagenen Wanderers ein weißer Vogel empor. Rastlos fliegt er überall umher und verkündet den Mord mit so mächtiger Stimme, daß „alle Thäler ängstlich lauschen", „alle Bäume zitternd rauschen", „alle Felsen dröhnen", „alle Lippen stöhnen", „alle Herzen wieder tönen", „daß selbst die Sterne hören und Erd' und Himmel sich empören". Der Mörder findet vor diesen „Liedern" nirgends Ruhe, und der Vogel läßt sich weder fangen noch schießen. Nur wenn der Erschlagene gefunden und durch den Tod des Mörders gerächt worden ist, wird er still, und sein Gefieder sinkt als Blüthenschnee zur Erde nieder.

2. Deutung der Sage.

Der aus dem Munde des Erschlagenen empor schwebende weiße Vogel ist ein Bild der vergeltenden Gerechtigkeit, also das, was die Griechen Erinnyen, Nemesis oder Rachegöttin nannten. Die Lieder des Vogels sind die Stimmen des Unwillens, die überall über die böse That laut werden, die mannigfaltigen, oft ganz eigenthümlichen Umstände (Zeugen), die den Mord endlich an den Tag bringen, und die nie schweigende Gewissensstimme des Mörders. Daß der Vogel weder gefangen noch getödtet werden kann, deutet an, daß weder der Unwille der Guten aufhört, noch die Zeugen, noch das Gewissen des Mörders verstummen, bevor nicht die That bekannt und gerächt wurde. Durch das als Blüthenschnee zur Erde niederfallende leuchtende Gefieder des

Vogels wird die Befriedigung bezeichnet, welche Alle über die endliche Entdeckung und Bestrafung des Mörders empfinden.

Vergl. „Die Sonne bringt es an den Tag.“ Von Chamisso. Lesebuch, V. Theil, Nr. 95. „Die Kraniche des Ibykus.“ Von Schiller. Lesebuch, VI. Theil, Nr. 78.

3. Form der Darstellung.

Jede Strophe besteht aus 7 Versen, jeder Vers aus 4 Jamben. Es reimen sich die 3 ersten Verse, der 4. u. 5. und der 6. u. 7. Die drei ersten und die beiden letzten Verse haben weibliche Reime und eine überzählige Silbe, die 4. und 5. männliche. Die Reime sind durchgängig bedeutungsvoll und rein. Die Sprache ist lebendig, die Darstellung spannend und ergreifend.

2. Der Räuber und das Crucifix.

(Lüben und Nacke, Lesebuch, VI. Thl. Nr. 133.)

1. Inhaltsangabe.

Auf ödem Scheidewege lauert hinter hohem Crucifixe ein mit Säbel und Büchse bewaffneter Räuber, um einen reich beladen zurückkehrenden Kaufmann zu berauben. Unbemerkt von ihm sind die Kinder des Kaufmanns vor dem Kreuz niedergekniet und beten für die glückliche Rückkehr des geliebten Vaters. Als der Räuber ihr kindliches Gebet vernimmt, hält er seine Waffen nur noch mehr bereit als zuvor. Darauf fängt auch das jüngste der Kinder an zu beten; es wünscht den Räubern alle Bedürfnisse reichlich, damit sie nicht zu rauben brauchen und der Vater sicher vor ihnen sei, erklärt sich sogar bereit, zum Räuber hinzugehen und ihm Alles zu geben, was es habe, wenn er nur den Vater schone. Mittlerweile nahet sich die Ladung des Kaufmanns, und der Räuber macht sich zum Schuß bereit. Nochmals flehen die knieenden Kinder inbrünstig, daß die Kugel des Räubers nicht das Haupt des Vaters treffen möge. Ungefährdet kommt endlich der Vater angefahren und drückt seine Kinder an seinen Busen. Den Räuber sah man nicht; nur die Waffen fand man; sie waren ihm hinter dem Kreuz entsunken.

2. Grundgedanke.

1. Die Macht des kindlichen Gebets vermag das verstockte Gemüth zu erweichen und vom Bösen zurück zu schrecken.

2. „Haltet an am Gebet.“ Röm. 12, 12.

3. Darstellungsweise.

Die Erzählung der Begebenheit ist einfach, wie die kindlichen Gebete. In letzteren findet insofern eine Steigerung statt, als sie sich immer mehr und mehr auf den Räuber beziehen, der dem Vater Gefahr bringen könnte. Die treffliche Wirkung des Gedichts beruht wesentlich auf dem Contrast, den der Räuber und die Kinder bilden. Ihre ersten Gebete treffen sein verhärtetes Herz nicht, machen ihn vielmehr noch wachsamer, vergrößern die Gefahr, bewirken also das Entgegengesetzte von dem, was sie bezwecken. Als aber die Kinder nicht nachlassen im Gebet und geradezu aussprechen, daß Gott die mörderische Kugel des Räubers vom Haupte des Vaters ablenken möge, da schmilzt die Eiskruste seines Herzens, die Waffen entsinken ihm, und er entflieht. Der Leser wird durch diesen Ausgang ganz befriedigt.

Die Verse bestehen aus 8 Trochäen und haben in der Mitte einen meistens schon durch ein Interpunctionszeichen angedeuteten Ruhepunkt. Die Reime berühren sich und sind theils weiblich, theils männlich.

Leben und Charakteristik R. Prutz's.

I.

Robert Eduard Prutz ist am 30. Mai 1816 in Stettin geboren. Er besuchte das dortige Gymnasium und studirte hierauf 1834—38 in Berlin, Breslau und Halle Philologie in Verbindung mit Philosophie und Geschichte. Nach Herausgabe einer Abhandlung über die „Quellen, denen die über den Zeitraum von Tiberius bis auf Nero's Tod handelnden alten Geschichtsschreiber zu folgen scheinen", erwarb er sich (1838) die philosophische Doctorwürde. Von 1839 lieferte er mehrfach Beiträge zu den von Arnold Ruge herausgegebenen „Hallischen", später „Deutschen Jahrbüchern" und machte sich dadurch rasch und vortheilhaft in weitern Kreisen bekannt. 1841 ging er nach Dresden und von da nach Jena. Als Dahlmann, einer der bekannten sieben Göttinger Professoren, als Professor der Geschichte nach Bonn abging, ließ Prutz sein Gedicht: „An Dahlmann" (Jena, 16. November 1842) ohne Censurerlaubniß drucken und gerieth deshalb in Untersuchung, die aber vom Großherzog niedergeschlagen wurde; doch erhielt er im Frühjahr 1843 ein Rescript des Inhalts: „Da er politische Ansichten bekenne und durch literarische Erzeugnisse zu verbreiten suche, welche der Großherzog nicht billige, so habe er bis zum 4. Mai die Großherzoglichen Lande zu verlassen." Prutz wandte sich wieder nach Halle und

von da nach Berlin, wo er nach mehrfacher Abweisung die Erlaubniß erhielt, literaturhistorische Vorlesungen halten zu dürfen. Als diese vielbesuchten Vorlesungen 1847 verboten wurden, wandte er sich nach Hamburg, wo er kurze Zeit hindurch als Dramaturg des neuorganisirten Hamburger Stadttheaters thätig war und „Dramaturgische Blätter" erscheinen ließ. Diese Stellung befriedigte ihn jedoch nicht. Er privatisirte daher wieder, zuerst in Hamburg, dann in Dresden, wo er nach Ausbruch der Februarrevolution ungemein besuchte Vorträge über die neuesten Zeitereignisse hielt. Nachdem er sich hierauf eine Zeit lang in Berlin und Stettin aufgehalten hatte, erhielt er 1849 vom Minister von Ladenberg einen Ruf als außerordentlicher Professor der Literaturgeschichte nach Halle. In dieser Stellung fand er sich ganz befriedigt, hat sie jedoch später aufgegeben und ist nach seiner Vaterstadt Stettin übergesiedelt.

II.

Prutz ist Dichter, Literaturhistoriker und Geschichtsschreiber. Seiner Tendenz nach steht er unter den politischen Dichtern. Seine lyrischen Dichtungen leiden zuweilen an großer Breite, zeichnen sich aber durchgängig durch Eleganz der Sprache und Reinheit des rhythmischen Tones aus. Zu den gelungensten derselben gehören außer den oben besprochenen: „Abends", „Nachtstille", „Um Mitternacht". Als Dramatiker hat sich Prutz ebenfalls versucht, doch nicht mit besonderem Erfolg. Am höchsten steht wohl sein „Moritz von Sachsen". In der „Politischen Wochenstube" läßt er der freiesten Laune den Zügel ganz ungehemmt schießen und ist hier unter allen deutschen Dichtern der Aristophanischen Komödie wohl am nächsten gekommen. In neuester Zeit hat Prutz sich dem Roman zugewandt. Zu den vorzüglichsten derselben gehört „Das Engelchen". Seine Arbeiten im Gebiete der Literaturgeschichte sind sehr verdienstvoll und von bleibendem Werth.

Literatur.

Der Göttinger Dichterbund. Leipzig, 1841. 2 Thlr.
Geschichte des deutschen Journalismus. Hannover, 1845. Band 1. 2⅔ Thlr.
Karl von Bourbon. Trauerspiel. Hannover, 1845. ⅔ Thlr.
Moritz von Sachsen. Trauerspiel. Leipzig, 1847. ⅔ Thlr.
Politische Wochenstube. Eine Komödie. Zürich, 1845.
Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters. Berlin, 1847. 2⅓ Thlr.

Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart. Leipzig, 1847—59. 2. Aufl. 1860. 3⅓ Thlr.
Gedichte. Leipzig, 1841. 3. Aufl., Zürich, 1846. Leipzig, 4. Aufl. 1857. 2½ Thlr.
Neue Gedichte. Mannheim, 2. Aufl. 1849. 1⅓ Thlr.
Aus der Heimath. Neue Gedichte. Leipzig, 1858. 2 Thlr.
Dramatische Werke. Leipzig, 1847—49. 4 Bde. 5⅓ Thlr.
Geschichte der 10 Jahre 1840—50. Leipzig, 1. Bd. 1850. 2. Bd. 1857. à 2 Thlr.
Taschenbuch der neuesten Geschichte. Dessau, 1851. 2½ Thlr.
Literaturhistorisches Taschenbuch. Hannover, 1843—48. 6 Bände. à 2⅓ Thlr.
Kleine Schriften zur Politik und Literatur. Merseburg, 1847. 2 Bände. 2. Aufl. u. d. T.:
Neue Schriften. Zur deutschen Literatur- und Kulturgeschichte. 2 Bände. Halle, 1854. 2 Thlr. 24 Sgr.
Die Schwägerin. Novelle. Dessau, 1851. 1½ Thlr.
Das Engelchen. Roman. Leipzig, 1851. 3 Bände. 5 Thlr.
Felix. Roman. Leipzig, 1851. 2 Bände. 3⅓ Thlr.
Der Musikantenthurm. Roman in fünf Büchern. 3 Thle. Leipzig, 1855. 5 Thlr.
Goethe. Eine biographische Schilderung. Leipzig, 1856. 5 Sgr.
Ludwig Holberg. Sein Leben und seine Schriften. Nebst einer Auswahl seiner Komödien. Stuttgart, 1857. 3 Thlr.
Deutsche Dichter der Gegenwart. Ein lyrisches Album. Prag, 1859. 1½ Thlr.
Aus goldnen Tagen. Neue Gedichte. Prag, 1861. 1 Thlr. 18 Sgr.
Menschen und Bücher. Biographische Beiträge zur deutschen Literatur- und Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts Leipzig, 1862. 2⅔ Thlr.
Oberndorf. Roman. 3 Thle. Leipzig, 1862. 4 Thlr.
Deutsches Museum. Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben. Eine Wochenschrift. Leipzig, seit 1851.

LXXXIV. Ferdinand Freiligrath.

1. Aus dem schlesischen Gebirge.

St. Goar, März 1844.

(Freiligrath, Glaubensbekenntniß. Mainz, 1844. S. 227. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl. Nr. 55.)

1. Erläuterungen.

1. Str. „Koppe", Riesenkoppe, der höchste Punkt des Riesengebirges, 4900' hoch.

„Rübezahl", der Volksname eines Berggeistes, welcher der Sage nach vormals im Riesengebirge gehauset und, je nachdem ihn die Laune anwandelte, bald als wohlthätiger Freund, bald als neckender Spuk sich den Bewohnern jener Gegend gezeigt haben soll. Musäus hat in seinen „Volksmärchen der Deutschen" zum Theil die Sagen und Erzählungen von Rübezahl, so wie den Ursprung des sonderbaren Namens dieses Berggeistes, mit Anmuth und heiterer Laune dem lesenden Publikum vorgeführt.

7. Str. „Gnomen" oder Gnom, Rübezahl, sonst überhaupt Name von Geistern, welche im Schooße der Erde bei den Schätzen der Tiefe wohnen und sie bewachen, also Erdgeister, Berggeister, Bergmännchen.

2. Inhaltsangabe.

Ein armer schlesischer Weberknabe von 13 Jahren ging zu Anfange des Frühjahrs eines Tages heimlich mit einem Stück Leinwand in's Gebirge, um es an Rübezahl zu verkaufen. Er legte die Leinwand auf einen Felsblock, lobte ihre Feinheit und versicherte, daß sie richtig gemessen sei. Sich selbst ermuthigend, ruft er den Namen „Rübezahl". Aber er erhält keine Antwort, Mit sich selbst sprechend, entwirft er ein Bild von der Noth im Elternhause und ruft dann wieder, aber auch vergeblich. Hierauf theilt er mit, was ihm seine Großmutter von Rübezahl erzählt habe, daß er nämlich gern arme Leute von unverschuldetem Elende befreie. Darauf gründet er seine Hoffnung und fügt, um sein Unternehmen als ganz erlaubt zu bezeichnen, hinzu, daß er die Leinwand verkaufen, sich also Nichts erbetteln wolle. Nachdem sein Ruf wieder ohne Antwort geblieben, erzählt er weiter, daß im Elternhause noch viele Stücke Leinwand vorhanden, einige auch bereits versetzt seien; Rübezahl könne sie alle bekommen; doch würde der Kummer auch schon in Freude verwandelt werden, wenn er nur dies Stück kaufe. Der Knabe malt sich diese Freude

lebhaft aus und ruft darauf von Neuem: Rübezahl! Nachdem er lange vergeblich gewartet und noch einmal halblant und unter Thränen Rübezahl gerufen, geht er in trübster Stimmung wieder dem Jammer der Heimath zu, wo der Vater zum Hunger- auch bald das Leichentuch weben wird.

3 Idee des Gedichts.

Im Riesengebirge und seiner Umgebung wird seit undenklichen Zeiten in großer Ausdehnung Flachsbau und Weberei getrieben. Die ersten Jahre der Kindheit abgerechnet, sind alle Lebensalter beinahe das ganze Jahr hindurch mit der Pflege und Bearbeitung des Flachses beschäftigt. Die größere Hälfte aller Bewohner besteht gegenwärtig aus Webern. Die Bearbeitung des Flachses zu guter feiner Leinwand ist äußerst mühsam und dabei nicht sehr lohnend, namentlich seit der Zeit, wo das Spinnen und Weben auf zweckmäßigen Maschinen billiger bewirkt wird. Durch die fabrikmäßige Darstellung der Leinwand ist den Handwebern auch der schnelle Absatz verkümmert. Die Folge von Allem ist, daß die Weber sich in drückender Armuth befinden und namentlich während des Winters oft in furchtbarem Grade Hunger leiden müssen. Mehrfach sind in den letzten Jahren ganze Gegenden an dem schrecklichen Hungertyphus ausgestorben.

In dem in Rede stehenden Gedichte läßt der Dichter uns einen Blick in das Elend dieses Weberlebens thun. Es ist die reine Wirklichkeit, die er uns vorführt. Die fertige Leinwand ist zum größten Theil versetzt; was noch zu freier Verfügung steht, findet keinen Käufer Nicht einmal der sonst als so mitleidig und hülfreich bekannte Rübezahl will die feine Leinwand kaufen. Wahrscheinlich entnimmt er seinen Bedarf, wie andere Wohlhabende, vom reichen Fabrikanten. Der auch von ihm unbeachtet gelassene arme Weberknabe ist ein treues Bild der Verzweiflung, die sich der schlesischen Weber so oft bemächtigt.

Der Dichter wollte wohl mit seinem ergreifenden Gedicht die Aufmerksamkeit aller Wohlwollenden auf diese armen Menschen lenken und sie zur Abhülfe der Noth auffordern.

4. Der Weberknabe.

Das Wesen und die Empfindungen des Knaben hat der Dichter in treffender Weise geschildert. Die Noth im Elternhause ist dem Knaben zu Herzen gegangen; er möchte gern helfen und weiß doch nicht wie. Da fällt ihm endlich Rübezahl ein, von dem ihm die Großmutter so oft erzählt hat, daß er gern von unverschuldetem Elende befreie. In kindlichem Glauben an die Wahrheit

des Märchens schleicht er sich heimlich mit einem Stück Leinwand in's Holz, legt sie auf einen Felsblock, spricht zuerst schüchtern, dann vertrauensvoller den Namen Dessen aus, auf den er seine Hoffnung gesetzt hat. Wie ein verständiger Käufer preist er seine Waare an und wahrt dabei seine Rechtlichkeit. Als er keine Antwort auf seinen Ruf erhält, schildert er, wie wenn er Rübezahl dadurch erweichen wollte, das Elend im elterlichen Hause und reihet daran, was er unternommen habe, um dasselbe lindern zu helfen. Fest an Rübezahl's Geneigtheit zum Helfen glaubend, malt er sich mit lebhaften Farben die Freude, welche im Hause entstehen würde, wenn er mit dem Erlös für das Stück Leinwand einträte. Als aber nach neunmaligem Rufe noch keine Antwort kommt, da weicht die Hoffnung; die Freude geht in Trauer über. Sein Gesicht nimmt den Ausdruck des Schmerzes, des bittern Schmerzes getäuschter Hoffnung an; die Thränen rollten ihm von den Wangen und ersticken den letzten Ruf beinahe. Damit ist die letzte Hoffnung geschwunden. Die innere Aufregung zeigt sich im Erzittern des ganzen Körpers und macht sich in einem schauerlichen „Hu!" Luft. Der Aufregung erfolgt Ermattung; je näher er dem Jammer der Heimath kommt, desto öfter muß er sich ausruhen.

5. Darstellungsweise.

Der Dichter hat einen Frühlingstag gewählt, um uns das Elend der Weber vorzuführen. Warum? Um uns die Stimmung recht lebhaft emfinden zu lassen, die da erwächst, wenn sich zur Noth auch noch die Hoffnungslosigkeit gesellt. Die Brombeerhecken werden wieder grün; ein Veilchen blüht bereits; Amsel und Fink bauen schon wieder ihre Nester; der Schnee ist geschmolzen. Also überall in der Natur neues Leben, Aussicht zu neuer Freude nach den langen Wintertagen! Nur für den armen Weber erblüht keine Freude, zeigt sich keine Hoffnung; er muß fortnagen am Hungertuche, bis das Leichentuch fertig ist. Es ist ein furchtbarer Contrast, den der arme Weberknabe zu der zu neuen Freuden erwachten Natur bildet. Bis zur 7. Strophe hin wird dieser Contrast beim ersten Lesen noch nicht fühlbar, weil der Dichter neben der Noth noch die Hoffnung durchblicken läßt, die sich in der 6. Strophe bis zur innigsten Freude steigert; aber von der 7. an tritt er uns in schneidendster Weise entgegen. Die 6. Strophe, in der der Knabe sich seinen sehnlichsten Wunsch als erfüllt vorstellt, konnte daher keine bessere Stelle einnehmen, als die, welche sie hat.

Die Strophen bestehen aus 8 Versen, die Verse aus je 4 Jamben. Die Reime kreuzen sich, sind voll und rein, abwechselnd weiblich und männlich.

2. Löwenritt.

(Freiligrath, Gedichte. Wohlfeile Ausgabe. 2. Aufl. Stuttgart. 1855. S. 172. — Lüben und Nacke, Lesebuch. V. Thl., Nr. 9.)

1. Erläuterungen.

1. Str., V. 2. „Lagune", eine ausgedehnte Vertiefung in flachen Küstengegenden, mit stehendem Meerwasser und Schlamm erfüllt.

V. 4. „Sycomore", Maulbeer-Feigenbaum, Ficus Sycomorus L., in Aegypten und im Orient, mit eßbaren Früchten und fast unverweslichem Holze, aus dem die Särge zum Aufbewahren der ägyptischen Mumien verfertigt wurden.

2. Str., V. 1. „Kraal", ein Hottentottendorf, aus bienenkorbähnlichen Hütten bestehend.

V. 2. „Tafelberg", ein Berg unweit der Capstadt, so benannt von der großen Platte (eine halbe Stunde lang, 3000 Fuß breit), die seinen Gipfel bildet. — „Bunte wechselnde Signale", die durch mannigfaltige Pflanzenbekleidung und wechselnde Beleuchtungen hervorgebrachten Erscheinungen.

V. 3. „Karroo" (Karu), dürre Steppenflächen, besonders auf der mittleren der drei Terrassen von Süd-Afrika, zur Regenzeit mit üppiger Vegetation bedeckt.

V. 4. „Gnu", eine Antilopenart, von der Größe eines kleinen Pferdes, mit eigenthümlich gebogenen Hörnern und starker Mähne im Nacken. Es lebt in großen Heerden nördlich vom Cap, ist das schnellste Thier der südafrikanischen Ebene und ein Bild unbegrenzter Freiheit.

5. Str. In der „Natur" von Ule und Müller, Jahrgang 1855, Nr. 13, ist die in der 5. Strophe dieses Gedichts geschilderte Scene bildlich dargestellt. Die Abbildung dürfte mit Vortheil beim Unterricht zu benutzen sein.

V. 4. „Pardel", Parder, Panther. Die Alten nannten die Giraffe mit Rücksicht auf ihre kameelartige Gestalt und ihre Pardelfarbe Camelopardalis.

7. Str. „Yemen" (Jemen), eine Provinz Arabiens, am rothen Meere.

V. 2. „Schemen", Schattenbild, Scheinbild.

V. 3. „Trombe", la trombe, die Wasserhose, hier Sandsäule.

8. Str. Die Hyäne frißt, wie die Geier, lieber Aas als frisches Fleisch, und scharrt deshalb Leichen aus.

2. Gedankengang.

Der Dichter macht uns in der ersten Strophe mit dem Gebiete bekannt, in dem der Löwe als König herrscht. Darauf bezeichnet er in der 2. und 3. Strophe Zeit und Ort der Handlung näher und führt uns den zweiten Hauptteilnehmer der Handlung vor. Nach dieser Vorbereitung beginnt nun die Handlung selbst mit dem Momente, wo der Löwe auf den Nacken der Giraffe springt. Es wird hier wieder zuerst der Löwe, wie er auf dem schöngefleckten Thiere sitzt und gierig seine Zähne in die Muskeln schlägt, geschildert, dann die Giraffe in ihrem Angstschmerz und ihrer Flucht, wobei mit wenigen Andeutungen die Wüste gezeichnet („die mondbestrahlte Fläche", dann V. 4.), das Gefolge charakterisirt und auf die grausige Fährte hingewiesen wird. Nachdem hierauf noch einige charakteristische Züge der Gruppe hervorgehoben werden, bereitet der Dichter die endliche Ueberwältigung der Beute vor durch Hinweisung auf das Schwinden ihrer Kräfte und das Nutzlose ihrer Gegenwehr. Damit der Leser ganz empfinde, welche Qual das niedergestürzte Thier während der Flucht erduldet hat, wird zum Schluß noch auf die lange Dauer der Flucht hingewiesen; der Morgen ist darüber angebrochen.

3. Darstellungsweise.

Das Gedicht ist ein Naturbild („ein Nachtstück aus dem Thierleben") der ungewöhnlichsten, aber ansprechendsten Art. Ein Reichthum von Anschauungen, geschaffen durch die feurige Phantasie des Dichters, ist mit einer Lebendigkeit und Wahrheit dargestellt, wie wir es noch bei keinem Dichter gefunden haben. Der erste Satz: „Wüstenkönig ist der Löwe!", ist gleich ein glücklicher Griff, da er uns sofort in den Geist des ganzen Gedichts versetzt. In treffendster Weise werden wir schnell mit den handelnden Thieren bekannt gemacht, und die Handlung selbst ist dann voller Leben und Bewegung. Der Schlußvers entspricht dem Anfange des Gedichts und rundet das Ganze schön ab.

Der Vers unseres Gedichts ist der trochäische Tetramĕter (Viermesser), der durch die Cäsur halbirt wird. Er paßt trefflich zu der schauerlichen Größe des dargestellten Naturbildes. Die Cäsur ist etwas leicht behandelt. Strophe 1, V. 3 ist z. B. das Prädicat („trinken") vom Subject getrennt, Strophe 4, V. 3 der Artikel (einer) vom Hauptwort („königliche Hofburg"). Das heißt die Cäsur aufheben.

Die Strophen bestehen aus 4 Versen, lassen sich jedoch größtentheils in zweiversige zerlegen, was natürlich kein Lob ist.

Eine Strophe darf nie so gebaut sein, daß man sie noch in kleinere Abtheilungen zerlegen kann, die ganz nach einerlei Gesetz geformt und also auch wieder wahre Strophen sind, wie es hier der Fall ist. Streng genommen sind nur die 2. und 7. Strophe regelrecht gebaut und tadelfrei.

Der Reim ist meist kräftig, neu, auf Hauptbegriffen ruhend, und erscheint nur da etwas gesucht und seltsam, wo er aus Fremdwörtern besteht, wie in der 1., 2. und 7. Strophe. Aber wer mag darüber einem Dichter Vorwurf machen, der ganz neue, ungewohnte Anschauungen zur Darstellung bringt?

Der Löwenritt gehört zu den gelungensten Gedichten Freiligrath's und ist darum auch weit in das größere Publikum eingedrungen; die Jugend namentlich lernt und declamirt es überall gern.

3. Die Steppe.

Fragment.

(Freiligrath, Gedichte. Wohlfeile Ausg. 2. Aufl. Stuttgart, 1855. S. 170. — Lüben und Nacke, Lesebuch. V. Thl., Nr. 36.)

Der Dichter entwirft ein schauerliches, aber wahres Bild von einer Steppe, indem er sie mit einer Bettlerfaust vergleicht und diese Aehnlichkeit dann nachweist.

Man empfindet das Gedicht nur dann ganz, wenn man einige Kenntniß von der Beschaffenheit einer Steppe hat. Kann und will man diese nicht in der Sprachstunde geben, so ist es zweckmäßig, das Gedicht mit dem geographischen Unterricht in Beziehung zu bringen, eine Besprechung desselben also erst eintreten zu lassen, wenn man beispielsweise über die pontische Steppe gesprochen hat. Eine treffliche Schilderung derselben besitzen wir von Kohl in seinen „Reisen in Südrußland", und daraus in Grube's „Geographischen Charakterbildern", II. Theil.

4. Die Tanne.

(Freiligrath, Gedichte. Wohlfeile Ausg. 2. Aufl. Stuttgart, 1855. S. 129. — Lüben und Nacke, Lesebuch. VI. Thl., Nr. 134.)

1. Erläuterungen.

1.

4. Str. Die „Alraunen" sind hier als Erdgeister dargestellt. Dem auch noch jetzt nicht ganz verloschenen Volksaberglauben zufolge ist der Alraun eigentlich eine personificirte

Pflanze, die nur auf Richtstätten wächst, daher auch Galgenmännlein heißt. Die Wurzel hat menschliche Gestalt, antwortet auf alle Fragen, offenbart heimliche und zukünftige Dinge und bringt dem Hause Segen. Ein Stück Geld, das man ihm Nachts zulegt, findet man am Morgen doppelt.

6. Str., V. 4. Das Adjectiv „gelbe" gehört zu Gluth.

12. Str. „Loden", die jungen Spitzentriebe.

2.

1. Str. „Matte", ein Gewebe von Kabelgarn, womit man Taue und Masten an solchen Stellen bekleidet, wo sie durch vorbeifahrendes Tauwerk schadhaft werden können.

6. Str. „Borden", Küsten.

8. Str. „Halde", Bergabhang.

Gedankengang.

Die Tanne ist ein Doppelgedicht: das erste behandelt die Tanne im Forste, das zweite ihre Reise als Mast auf dem Meere.

1. Der Dichter entwirft zuerst ein Bild von der Tanne. Schlank und grün steht sie auf der Spitze eines Berges, sendet ihre Wurzeln in die tiefsten Ritzen der Felswand, ihre Wipfel zu den Wolken hinauf. Die Wolken werden, nachdem von ihrer Gestalt die Rede gewesen ist, als Nadelkissen der Tanne bezeichnet, die braunen Wurzelknollen des Baumes als Wohnungen der Alraunen. Von der 7. Strophe an wird dann das Waldleben geschildert, was die Tanne von ihrem Standpunkte aus wahrzunehmen vermag, so namentlich: das Funkeln der Sonne, das Leben und Weben des Berggeistes, die Gespräche der Vögel und der Bäche, der Haushalt der wilden Thiere. Daran reihen sich dann die von Wohlbefinden zeugenden Lebensäußerungen der Tanne selbst: ihr freudiges Schütteln der Zapfen, ihr Niedersprengen des duftigen Harzes, ihr liebliches Wesen und trotziges Rauschen, ihre Stärke und ihr Immergrün. Den Schluß bildet der Wunsch des Dichters, mit der Tanne tauschen zu können.

2. Das zweite Gedicht zeigt uns die Tanne als Mastbaum einer Fregatte, geschmückt mit Segel, Flagge und Matte, aber gebeugt von der Jahre Last. Ihr Zustand behagt ihr nicht, darum klagt sie in Mißmuth der Welle ihr Leid. Ihren Schmuck bezeichnet sie als nutzlos. Die fremden Länder und Gegenstände, die sie auf ihrer weiten Reise gesehen hat, haben ihr keine Befriedigung gewährt. Die Sehnsucht nach den Heimathbergen, nach dem stillen Waldleben, der grünen Einsamkeit und der blu-

menreichen Halde ist in ihr erwacht, und mit Bedauern spricht sie aus, daß sie davon so weit entfernt sei.

3. Darstellungsweise.

Beide Gedichte sind reich an eigenthümlichen Anschauungen und treffenden Vergleichen. Den Mittelpunkt in denselben bildet das ruhige Leben in der lieben, waldigen Heimath. Die Schilderung des bewegten Lebens auf Reisen, der Anblick so vieler fremder Gegenstände des Nordens und Südens dient nur dazu, die Heimath und das stille, sinnige Leben in derselben in ihrer vollen Anmuth darzustellen.

Die Sprache ist kräftig und lebhaft. Die Strophen sind kurz und daher passend für gedrängte Darstellung vieler Anschauungen. Einzelne Bilder haben sich aber doch nicht in den engen Strophenraum hineindrängen lassen, haben vielmehr zwei, sogar drei erfordert, die dann, gegen alle Regel, nur durch Komma haben getrennt werden können, wie die 4. und 5., 7. bis 9.

4. Grundgedanke.

Die Heimath mit ihren Jugenderinnerungen bleibt stets lebendig in uns und kann auch durch die bunteste Mannigfaltigkeit nicht ersetzt werden. — Das bedenke, wenn du im Begriff stehst, deine Heimath zu verlassen!

5. **O lieb', so lang du lieben kannst.**

(Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Thl. Nr. 135.)

Der Grundgedanke dieses schönen Gedichts ist vollkommen klar in der ersten Zeile ausgesprochen: „O lieb', so lang du lieben kannst!" Die erste Strophe enthält zugleich noch den Grund für diese Aufforderung: „Die Stunde kommt, wo du an Gräbern stehst und klagst!" Die drei nächsten Strophen zeigen dann, wie dieser Gedanke im Leben auszuführen ist. Von der 6. Strophe an wird ein Bild entworfen vom Zustande dessen, der jener Aufforderung nicht nachgekommen ist und sein böses Wort zu spät bereut. Beides, jene Aufforderung und diese späte Reue, ist in eindringlichster Weise geschildert und ganz geeignet, einen guten Eindruck zu machen. Von guter Wirkung ist es auch, daß die den Grundgedanken aussprechende Strophe nach dem ersten und zweiten Bilde wiederholt wird.

Die Strophen sind vierzeilig, die Zeilen jambisch, mit männlicher Endung, in der ersten und dritten ohne Reim.

Leben und Charakteristik Ferd. Freiligrath's.

I.

Ferdinand Freiligrath ist am 17. Juni 1810 zu Detmold geboren, wo sein Vater Lehrer an der Bürgerschule war. Bis zum 15. Jahre besuchte er das dortige Gymnasium und widmete sich dann, auf den Wunsch seines Vaters und in Aussicht auf das Erbe eines reichen Oheims in Edinburg, dem Kaufmannsstande. Seine Lehrjahre verbrachte er in Soest in einem kleinen Geschäft. In seinen Mußestunden verkehrte er freundschaftlich mit seinem 10 Jahr älteren Landsmanne Grabbe, der sich als Dichter einen guten Ruf erworben hat. Seinem Andenken hat er ein tiefgefühltes Gedicht gewidmet *). Von 1831—36 arbeitete er in einem Banquierhause in Amsterdam, später bis 1839 in einem Handlungshause in Barmen. Die eigenthümlichen, die Phantasie erregenden Umgebungen und Erscheinungen einer großen See- und Handelsstadt wurden mit lebhaftestem Auge von ihm betrachtet und fanden ihren Ausdruck in einer Anzahl um jene Zeit entstandener Gedichte des besondersten Gehalts. In einigen westfälischen Blättern und im Musenalmanach für 1835 ließ er seine ersten Gedichte abdrucken, im Jahre 1838 erschienen sie zum ersten Male gesammelt im Verlage der Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart. Ihr Erfolg war ein so außerordentlicher, daß der Dichter sich bewogen fühlte, dem Kaufmannsstande zu entsagen, um ganz der Dichtkunst leben zu können. Er lebte von da ab meistens am Rhein. In Unkel am Rhein lernte er seine jetzige Frau, Ida Melos aus Weimar, kennen, welche dort Erzieherin in einer englischen Familie war. Nachdem er einen Winter in Weimar gelebt, verheirathete er sich und zog nach Darmstadt. Zum Neujahr 1842 überraschte ihn der König von Preußen durch einen Jahresgehalt von 300 Thalern, was ihn bewog, wieder zurück nach dem Rhein, nach St. Goar, zu ziehen. Hier lebte er in glücklichen Familienverhältnissen und in naher freundschaftlicher Beziehung zu Geibel und andern Poeten. Diese glückliche Ruhe wurde jedoch bald gestört. Jene Zeit der Bewegung und des Kampfes überzeugte den Dichter bald, daß er weder der Rechten angehöre, wie er bis dahin geglaubt, noch parteilos bleiben könne, wie er es in seinem Gedichte: „Aus Spanien", mit den Worten ausgesprochen hatte:

---

*) Gedichte, S. 307.

„Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
Als auf den Zinnen der Partei!“

Eine längere Unterredung mit Hoffmann von Fallersleben machte ihm klar, daß er der Linken angehöre und nicht parteilos bleiben könne. In der 1844 unter dem Titel „Glaubensbekenntniß“ erschienenen Gedichtsammlung spricht er sich offen hierüber aus. Als das Manuscript zu diesem Werke fertig vor ihm da lag, erhielt er vom Erbgroßherzog von Weimar die Aufforderung, eine Stelle an der Bibliothek, deren Gehalt er selbst bestimmen möge, zu übernehmen. Ohne Aussicht auf irgend eine feste Einnahme, lehnte er nicht nur dies ehrenvolle Anerbieten ab, sondern entsagte auch von da ab dem vorerwähnten Jahrgehalte aus Preußen. Es widerstrebte seinem Gefühl, Gehalt von Fürsten zu beziehen, gegen die sein „Glaubensbekenntniß“ gerichtet war. Das Buch wurde bald nach seinem Erscheinen verboten, und der Dichter sah sich genöthigt, in's Ausland zu fliehen. Er lebte seit 1845 in der Schweiz, von 1846 an in London, wo er die kaufmännische Correspondenz des angesehenen Handels- und Banquierhauses F. Huth und Comp. besorgte Sein Freund, der reiche amerikanische Dichter Longfellow, lud ihn dringend ein, zu ihm nach Nordamerika zu kommen. Als er sich im Frühjahr 1848 bereit machte, dieser Aufforderung zu folgen, erhielt er die Nachricht von der plötzlichen Neugestaltung Deutschlands. Im Mai desselben Jahres verließ er London, ließ sich mit seiner Familie in Düsseldorf nieder und ward dort der Führer der demokratischen Partei. Seine politischen Gedichte aus jener Zeit sind ohne poetischen Gehalt, brachten ihn jedoch vor das Geschwornengericht. Nachdem er von demselben frei gesprochen worden war, zog er nach Köln und betheiligte sich an der Herausgabe der „Neuen rheinischen Zeitung.“ Erneuerte politische Anklagen trieben ihn nach London zurück, wo er seitdem als politischer Flüchtling lebt.

II.

Freiligrath's „Gedichte“ wurden, wie schon bemerkt, mit außerordentlichem Beifall aufgenommen. Der Grund hiervon war, daß er einen Ton darin angestimmt hatte, der bisher in der lyrischen Poesie nicht vernommen worden war. Statt der gewöhnlichen, tausendmal verbrauchten Unterlagen junger Poeten, besang Freiligrath Gegenstände, die bisher nur in Reisebeschreibungen Erwähnung gefunden hatten, wie die schäumenden Wogen des Oceans, den brennend heißen Wüstensand, die Neger, Hottentotten, Kaffern, Indianer und Araber, Tiger, Löwen, Leopar-

den und andere Ungethüme des Waldes. Wie die Stoffe, so waren auch seine Reime größtentheils neu und seltsam, und seine Sprache markig, kernig und treffend. Dies Alles trug bei, die Aufmerksamkeit auf den jungen Dichter zu lenken. Ein großer Theil seiner Gedichte gleicht Malereien von kühner Zeichnung, keck aufgefaßt und brennend colorirt. Chamisso warnte ihn in freundlichster Weise, die Poesie nicht im Gräßlichen zu suchen, und die strengste Kritik an Allem zu üben, was er dem Druck übergeben wolle. Nicht immer hat der Dichter diesen wohlgemeinten Rath befolgt und darum Manches veröffentlicht, was besser im Pulte liegen geblieben wäre. In seinen politischen Gedichten wird die poetische Schönheit sehr beeinträchtigt durch die ruhelose Leidenschaft, welche in denselben herrscht. „Das Freiligrath'sche Glaubensbekenntniß," sagt Hillebrand, „ist ein Bekenntniß des Abfalls von dem reinen Glauben an die heilige Kraft der Muse, die ihn hier fast ganz verleugnet." Sehr anerkennenswerth sind dagegen Freiligrath's Leistungen als Uebersetzer lyrischer Poesien aus dem Englischen und Französischen.

Zu den tiefempfundensten, also besten lyrischen Gedichten Freiligrath's gehören: „die Auswanderer", „Ruhe in der Geliebten", „der Liebe Dauer", „der ausgewanderte Dichter", „der Blumen Rache."

Literatur.

A. Freiligrath's Schriften.

Gedichte. Stuttgart, 1838. 22. Aufl. 1863. (Fünfte wohlfeile Ausgabe.) 1 Thlr.

Rolands-Album. Köln, 1840. $\frac{7}{12}$ Thlr.

K. Immermann, Blätter der Erinnerung. Stuttgart, 1842. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Victor Hugo's Oden und vermischte Gedichte. Deutsch. Frankfurt, 1836. $\frac{5}{6}$ Thlr.

Victor Hugo's lyrische Gedichte. Deutsch. Frankfurt a. M, 1845. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Victor Hugo's Dämmerungsgesänge. Frankfurt, 1836. $\frac{5}{8}$ Thlr.

Glaubensbekenntniß. 2. Aufl. Mainz, 1849. 1 Thlr.

Englische Gedichte aus neuerer Zeit. (Uebersetzungen). Stuttgart, 1846. $1\frac{1}{4}$ Thlr.

Ça ira! Sechs Gedichte. Herisau, 1836.

Zwischen den Garben. Eine Nachlese älterer Gedichte. Stuttgart, 1849. 1 Thlr. (Viel „Uebersetztes." Zum ersten Male: „Der Liebe Dauer" und „Ruhe in der Geliebten".)

Neuere politische und sociale Gedichte. 1. Heft. 2. Aufl. Köln und Düsseldorf, 1849. ½ Thlr.

B. Schriften über Freiligrath.

F. Dingelstedt in: Jahrbuch der Literatur. Hamburg, 1839. S. 221—256.

F. Freiligrath, ein Literaturbild, in: Deutsche Dichter der Gegenwart von A. Nodnagel. Darmstadt, 1842. S. 1—86,

Moderne Klassiker. 6. Band. Kassel, 1852.

LXXXV. Emanuel Geibel.

1. Ostermorgen.

(Geibel, Juniuslieder. 14. Aufl. Stuttgart, 1862. S. 160. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl. Nr. 180.)

Der Dichter deutet in der ersten Strophe den am Ostermorgen (im Frühling) ertönenden Gesang der Lerche und alle die tausend ihr nachklingenden Stimmen sinnig als Auferstehungslied, als Ruf, aufzuwachen, da das Alte mit dem Winter vergangen sei. In den folgenden Strophen bezeichnet er dann näher, was aufwachen soll und wozu. Aufwachen soll: 1. Die Natur, namentlich die Gewässer, das Gras, das Laub und die Blumen, 2. die Menschen, und zwar besonders die, welche in Lüsten und dumpfem Schmerz dahin träumen, die, welche in Trauer über liebe Verstorbene versunken sind, und die auf wüster Bahn wie Träumende irrenden Grübler.

Die Natur soll erwachen, um mit zu verkünden, daß die Liebe stärker ist als der Tod, die Menschen, um die Kraft des Herrn belebend auf sich einwirken zu lassen und seines Heils sich zu erfreuen.

Das Gedicht ist ein treffliches Thema zu einer ergreifenden und ermunternden Osteransprache.

Jede der 5 wohl abgerundeten Strophen besteht aus 8 Versen, jeder Vers aus 4 Jamben. Die im Ganzen schönen Reime kreuzen sich und sind abwechselnd weiblich und männlich.

Die Darstellung hat das Gepräge würdiger Ruhe und Kraft, versetzt uns daher ganz in die beabsichtigte Stimmung. Man

glaubt eine Prophetenstimme, einen Johannes in der Wüste zu vernehmen. Die letzte Zeile der 3. Strophe ist geradezu ein biblischer Ausdruck. Jesaias 40, 31 heißt es: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie die Adler."

2. Herbstlied.

(Geibel, Juniuslieder. 14. Aufl. Stuttgart, 1862. S. 25. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl. Nr. 185.)

Wie die Natur im Herbst in Todesruhe versinkt, so wirst auch du bald eine ähnliche Stätte finden. Du hast, wie das Jahr im vorangehenden Lenz und Sommer, die Anmuth der Jugend und die Freude der Liebe genossen; wie aber im Herbst der Baum ein Blatt nach dem andern verliert, so nehmen auch allmählich deine Freuden ab; siehe dem Tode so freundlich entgegen, wie die Natur im Herbst der kommenden Ruhe.

Die Darstellung verdient dasselbe Lob, wie die des vorigen Gedichts. Die Strophen haben 8 Verse; die Verse sind jambisch. Die ersten 6 Verse haben weibliche und männliche Reime; die 7. Zeile reimt sich außerdem mit der 3., die 8. mit der 4. Bei solchen Entfernungen überhört man beim Lesen leicht den Reim.

3. Gebet.

(Geibel, Juniuslieder. 14. Aufl. Stuttgart, 1862. S. 69. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Thl. Nr. 119.)

Der Dichter bittet Gott, in allen Lagen und Verhältnissen des Lebens mit ihm zu sein, d. h. ihm Beistand zu verleihen, da er durch sich selbst nichts könne.

Man lasse das Gebet gut lesen, mache auf das aufmerksam, was der Dichter besonders hervorhebt, unterlasse aber eine eingehende Besprechung.

4. Morgenwanderung.

(Geibel, Gedichte. 52. Aufl. Stuttgart, 1861. S. 174. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Thl. Nr. 121.)

Der Dichter führt uns eine Reihe von Anschauungen vor, welche eine Morgenwanderung vor Sonnenaufgang darbietet; er lenkt unsere Aufmerksamkeit namentlich auf den stillen Wald, auf den zwischen hohem Grase leise hinfließenden Bach, auf die Blu-

men, auf den Morgenstern, die Nachtigall, Berg und Thal, und endlich auf die Morgenröthe. Aber er verweilt bei keinem dieser Bilder länger, hat also nicht die Absicht, sie selbst zu schildern; sein Zweck ist vielmehr, uns durch die Vorstellungen von der Pracht und Schönheit der frischen, morgendlichen Natur zur Andacht zu stimmen und zum Lob und Preis der göttlichen Liebe, die sich in der Natur so sichtbar zeigt, zu ermuntern.

Das ist ihm auch vollkommen gelungen. Wer jemals eine solche Wanderung selbst unternommen hat, der wird gern bekennen, daß der Dichter die sich dabei darbietenden Anschauungen richtig gewürdigt und mit wenigen Worten schön gezeichnet hat. Ebenso sind die Empfindungen und Gefühle alle natürlich und entstehen unwillkürlich in jedem für Naturschönheiten empfänglichen Gemüth.

Dem schönen Inhalte entspricht eine schöne Form. Der Strophenbau ist zwar nicht ganz einfach, indeß doch im Ganzen so kunstlos, daß er die Aufmerksamkeit nicht vom Reim ablenkt und dessen musikalischer Einwirkung um so weniger Abbruch thut, da auch die Verszeilen kurz sind. Jede Strophe bildet ein Ganzes und zählt 7 Verse. Die 4 ersten Verse sind aus Jamben gebildet, die beiden folgenden aus Trochäen, der 7. aus einem Daktylus mit Vorschlagssylbe und zwei Trochäen. Der Reim ist, geringe, kaum beachtenswerthe Kleinigkeiten abgerechnet, sehr rein, ruht, das Wort **auch** im 3. Verse der 3. Strophe abgerechnet, überall auf bedeutungsvollen Sylben und Wörtern. In den 4 ersten Versen kreuzen sich die Reime und sind abwechselnd männlich und weiblich, in der 5. und 6. berühren sie sich; der 7. Vers reimt sich mit dem 2. und 4., steht daher etwas fern und kann ziemlich leicht überhört werden.

Eine eingängliche Beurtheilung des Strophenbaues und namentlich des Reimes hat **Kellner** im „Praktischen Schulmann" von **Körner**, Jahrg. 1855, S. 81—87, geliefert.

5. Sanssouçi.

(**Geibel**, Gedichte. 52. Aufl. Stuttgart, 1861. S. 235. — **Lüben** und **Nacke**, Lesebuch, VI. Thl. Nr. 130.)

1. Erläuterungen.

1. Str. „Steintritonen", Tritonen, aus Stein gehauen. Wo sie auf Kunstwerken vorkommen, wie in Sanssouçi, blasen sie auf schneckenförmigen Muscheltrompeten. Die Dichtung läßt den Triton auf Geheiß Poseidon's, seines Vaters, mit seiner Muscheltrompete die tobenden Wogen zur Ruhe blasen, und die

Giganten durch dieselbe in dem großen Kampfe mit den Göttern erschreckt werden.

V. 3. „Nymphen", schöne, jungfräuliche Göttinnen von einem niedereren Range als die Olympischen Götter, welche jedoch im Homerischen Götterstaat auch zu der Götterversammlung des Olymp kommen und Töchter des Zeus bei Homer heißen.

V. 4. „Flora", bei den Griechen Chloris, Göttin der Blumen.

V. 6. „Boileau", französischer Dichter, geb. 1636, berühmt durch Reinheit des Styls und Zierlichkeit des Versbaues.

2. Str. „Darin des Abends Feuer glüh'n", bezieht sich auf Fensternischen und bezeichnet die durch die untergehende Sonne bewirkte glühendrothe Färbung der Fensterscheiben.

4. Str. V. 4. „Wie sie so roth geglänzt." Das „sie" steht für „Flammen" in der vorhergehenden Zeile.

5. Str. „Voltaire", berühmter französischer Schriftsteller und Dichter, geb. 1694, lebte vom Juni 1750 etwa ein Jahr lang an Friedrich's des Großen Hofe und wurde sehr von demselben geschätzt.

6. Str. „Des treuen Freundes Geist", v. Katte's.

7. Str. „Der schon den Doppelaar gebändigt", Oesterreich.

8. Str. „Der Muse Bild." Die Musen sind die Göttinnen der Dichterbegeisterung und des Gesanges. Nach dem Ausdruck des Dichters hatte Friedrich's Volk, allgemeiner: die Deutschen, keinen Sinn für Poesie und schöne Künste. Vergl. Friedrich's Gespräch mit Gellert, mitgetheilt im I. Theil, S. 365 u. f.

V. 3. „August sein auf dem Throne", der Erhabene, Ehrwürdige, Herrliche, ursprünglich Beiname des römischen Oberfeldherrn Octavianus. — „wenn kein Horaz ihm singt!" kein Dichter seine ruhmvollen Thaten besingt. — Horaz war der größte Lyriker Roms. Er hielt sich am Hofe des Augustus auf und verherrlichte dessen Ruhm durch Gedichte.

V. 5. „vom fremden Schwan die weißen Federn borgen!" von ausländischen Dichtern besungen werden, wie z. B. von Voltaire. Allgemeiner: sich an fremden Poesien ergötzen müssen, da das Vaterland nichts Gutes der Art besitzt.

9. Str. „Den Horizont schon küßt", schon anbricht.

V. 5. „welsche Taxushecken", fremdländische, in der Form künstliche Dichtungen, entsprechend den in der ersten Strophe erwähnten „regelrecht beschnittenen Laubgängen", die der französische Geschmack bei uns eingeführt hat. Sie bilden einen Gegensatz zum „freien Dichterwalde."

2. Gedankengang.

Das Gedicht enthält, was die Ueberschrift vermuthen läßt, eine kurze Beschreibung von Sanssouçi und eine Charakteristik Friedrich's des Großen, den der Dichter, einen Gang durch die Räume des Königsparkes machend, im Lehnstuhl sitzend erblickt. Der König ist natürlich der Hauptgegenstand des Gedichts; Sanssouçi's wird nur so weit gedacht, als erforderlich ist, um ein Bild von dieser Schöpfung des Königs und von seiner augenblicklichen Umgebung zu gewähren. Der Dichter beginnt Friedrich's Charakteristik mit der Zeichnung der äußern Gestalt. Das vorgesunkene, von Nachdenken zeugende Haupt, das blaue, geistreiche Auge, der dreigespitzte Hut und der historisch gewordene Krückstock sind die Gegenstände, auf die der Blick gelenkt wird. Darauf versucht nun der Dichter, dies bedeutungsvolle Sinnen zu deuten. Da ihm hierzu jeder feste Anhalt fehlt, so gedenkt er aller der Hauptgegenstände, die den großen König während seines thatenvollen Lebens beschäftigt haben, also seiner Kriege, namentlich der gewonnenen Schlachten, seiner weisen Gesetzgebung, seiner Liebe zur Dichtkunst, seiner Jugendjahre, namentlich seiner Lieblingsbeschäftigung in denselben, wobei ihm denn natürlich auch der ihm unvergeßliche Freund, von Katte, einfällt, der zukünftigen Gestaltung und Erweiterung Preußens. Damit hat der Dichter den König charakterisirt, seinen Ruhm verkündigt, wie er beabsichtigte. Aber das Alles war es nicht, was den König beschäftigte; er murrte vielmehr darüber, daß sich noch Niemand im Vaterlande gefunden habe, ihn in würdiger Weise zu preisen, wie einst Horaz in Bezug auf Augustus es gethan. Den Geist des Königs gleichsam beruhigend, fügt nun der Dichter hinzu, daß das schmerzlich Vermißte durch Goethe, den großen Dichter der deutschen Nation, werde gegeben werden, daß dessen Meisterwerke alles Ausländische überstrahlen und das Volk emporheben würde.

3. Zweck des Gedichts.

Der Zweck des Gedichts ist der eben genannte, nämlich die Verherrlichung des großen Preußenkönigs Friedrich's II. Der Dichter erfüllt den Wunsch, den er dem König selbst in den Mund legt: sein Horaz zu sein.

4. Darstellungsweise.

Der Dichter hat seine Aufgabe würdig gelöst. Dadurch, daß er keine von Friedrich's Thaten ausführlicher besingt, aus jeder nur die Hauptmomente hervorhebt, ist es ihm gelungen, ein schö-

nes Gesammtbild vom Leben desselben zu geben. In die Beschreibung von Sanssouçi hat der Dichter dadurch Leben und Bewegung gebracht, daß er dem Leser die augenfälligsten, den guten Geschmack des Königs bekundenden Gegenstände gewissermaßen zeigt und mit ihm an den Terrassen emporklimmt.

Das Metrum ist breit, also ganz geeignet zum wohlverdienten Königslobe. Die Strophen sind sechsversig; die Verse bestehen aus 6 Jamben, der letzte jedoch nur aus 4. Die langen Verse haben in der Mitte einen meistens leicht bemerkbaren Einschnitt. Die meistens vollklingenden Reime berühren sich in der ersten und zweiten, vierten und fünften Zeile und sind hier weiblich, während die dritte sich mit der letzten reimt, und männliche Reime besitzt.

6. Thürmerlied.

(Geibel, Gedichte. 52. Aufl. Stuttgart, 1861. S. 175. — Lüben und Nacke, Lesebuch, VI. Thl. Nr. 131.)

In eindringlicher Weise fordert der Dichter das deutsche Volk auf zur Wachsamkeit, zur Einigkeit, zum Gebet, zum Festhalten am Kreuz und an Gott. Wachsam soll das Volk sein nach Osten und Westen hin, d. h. gegen die Russen und die Franzosen. Erstere werden mit Rücksicht auf ihre bekannte Ländergier und ihre Unterjochungsgelüste sehr passend Geier genannt, letztere Schlangen, um anzudeuten, daß sie lieber List als Gewalt anwenden. Die größte Gefahr, die uns von ihnen droht, besteht darin, daß sie uns durch verlockende Vorspiegelungen („Sirenengesang") den frommen Geist vergiften. Es liegt hierin eine Anspielung auf die in Frankreich heimische religiöse Frivolität, die zur Zeit der Revolution am widerwärtigsten hervortrat. Im Gebet sollen Alle sich reinigen, um einst würdig vor Gott treten zu können. Keiner soll auf eigene Kraft vertrauen; der Blick auf's Kreuz und das Vertrauen auf Gott soll uns auch in den Schlachten Muth und Kraft geben. Den Schluß bildet ein dem vorangegangenen Inhalte angemessenes Gebet.

Das Gedicht ist nach dem Versmaß des bekannten, trefflichen Kirchenliedes: „Wachet auf! ruft uns die Stimme!" gedichtet und kann natürlich auch nach der schönen Melodie desselben gesungen werden. Möchte das nur recht oft vom deutschen Volke geschehen! Das Lied ist es in mehr als einer Beziehung werth.

Leben und Charakteristik E. Geibel's.

I.

Emanuel Geibel wurde am 18. Oktober 1815 in Lübeck geboren. Sein Vater ist Prediger der dortigen reformirten Gemeinde. Nachdem er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt eine gute Vorbildung erhalten hatte, bezog er 1835 die Universität Bonn, um Theologie und Philologie zu studiren. Allein bald erkannte er, daß Beides sich kaum auf eine gründliche Weise vereinigen lasse, und gab sich deshalb fast ausschließlich dem Studium der Alten und der schönen Literatur hin. 1836 zog er nach Berlin und fand dort durch den Umgang mit Chamisso, Gaudy, Gruppe, Häring, Hitzig und namentlich mit Kugler mannigfache neue Anregung. Auch wurde er von Chamisso, der damals gemeinschaftlich mit Schwab den deutschen Musenalmanach herausgab, zu einer freien Mitwirkung an demselben zugelassen. Noch war er nicht volle drei Jahre auf der Universität, als ihm durch freundliche Vermittelung Savigny's und des Barons Sina in Wien die Stelle eines Erziehers im Hause des russischen Gesandten, Fürsten Katakazi, zu Athen angetragen wurde. Die Lust am Fremden und der innige Wunsch, den Boden Griechenlands zu betreten, ließen ihn den Vorschlag mit Freuden ergreifen. Im März 1838 verließ er Berlin und kam nach einer absichtlich nicht beschleunigten Reise durch Süddeutschland und die Lombardei im Juni desselben Jahres zu Athen an. Die Verhältnisse, in welche er dort trat, waren jedoch der Art, daß sie ihm weder für wissenschaftliche, noch für poetische Arbeiten die gewünsche Muße verstatteten, bis er nach Ablauf eines Jahres durch gütliche Uebereinkunft eine fast gänzlich unabhängige Stellung gewann. Jetzt nahm er mit erneutem Eifer die unterbrochenen philologischen und poetischen Studien wieder auf; Homer, Aeschylos, Sophokles, die Lyriker wurden auf's Neue durchgearbeitet, während unter den deutschen besonders Goethe und Platen, die in ihrer Ruhe und Formvollendung so schön zu der südlichen Umgebung stimmten, auf ihn einwirken mußten. Im Herbste 1839 unternahm er mit seinem Freunde Ernst Curtius, einem Lübecker Schulgenossen, der schon länger in Griechenland gelebt hatte (später Erzieher der Söhne des Prinzen von Preußen), eine Reise nach den Cykladen. Die Frucht dieser schönen Tage und der darauf folgenden Zeit war eine Reihe gemeinschaftlich gearbeiteter Uebersetzungen aus altgriechischen Dichtern. Im Sommer 1840 kehrte er nach Deutschland zurück und gab seine Gedichte, deren erste Sammlung bei dem Brande einer Druckerei untergegangen war, in Berlin heraus. In Lübeck be-

gann er nun den in Griechenland gesammelten Stoff zu verarbeiten, zu gleicher Zeit aber wandte er sich dem Studium der romanischen Literaturen zu und beschäftigte sich namentlich viel mit dem Spanischen. Höchst willkommen mußte es ihm daher sein, als ihn ein seinem Vater befreundeter hessischer Edelmann, der Baron Karl von der Malsburg, ein Bruder des bekannten Uebersetzers des „Calderon" und „Lope de Vega", zu einem längeren Besuche auf seinem Gute Escheberg einlud, um die dort aufgestellte, nicht unansehnliche Sammlung spanischer und italienischer Bücher nach Bequemlichkeit zu benutzen. Im Juni 1841 leistete er der Einladung Folge, und die liebenswürdige Gastfreundschaft des wohlwollenden Mannes fesselte ihn ein volles Jahr an Escheberg. Er übersetzte dort aus dem Spanischen, schrieb die „Zeitstimmen" und zuletzt eine Tragödie, „König Roderich", die in der Behandlung des großartigen Stoffes nicht ganz glücklich war. Nach Lübeck zurückgekehrt, brachte er einen Band spanischer Volkslieder und Romanzen zum Abschluß und theilte seine völlig freie Zeit, so gut es gehen wollte, zwischen historisch-philologischen Studien und poetischen Productionen. Eben war er um Neujahr 1843 mit der Anordnung der zweiten vermehrten Auflage der „Gedichte", so wie der „Zeitstimmen", beschäftigt, als er auf's freudigste mit der unerwarteten Nachricht überrascht wurde, daß ihm der König von Preußen zur ungehemmten Fortsetzung seiner poetischen Studien ein Jahrgehalt von 300 Thalern ausgesetzt habe, wodurch er in die Lage kam, ohne wissenschaftlichen Bestrebungen zu entsagen, sich mit ruhigerem Sinn und freierem Umblick dichterischen Arbeiten hinzugeben. Im Frühling 1843 ging er zu Freiligrath nach St. Goar am Rhein, wo er einen poetischen Sommer verlebte. Den Winter verbrachte er in Stuttgart und Weinsberg. Eröffnete Aussichten konnten ihn nicht an Württemberg fesseln; er wollte frei bleiben. Im Sommer und Herbst des nächsten Jahres lebte er in Lübeck, Hannover und in Schlesien bei dem Dichter Strachwitz, immer mit größeren Entwürfen beschäftigt, ohne einen bis zum Schlusse durchzuführen. Der Sommer 1845 führte ihn wieder nach Hannover und von da nach dem Harz, wo er in dem Kloster Ilefeld einige Wochen verbrachte, um ein lyrisch-reflectirendes Gedicht zu runden, von dem indeß nur Bruchstücke, wie das „Heimweh", zu Tage gekommen. Die folgenden Jahre wandte er sich, mehr als bis dahin geschehen war, dem öffentlichen Leben mit seiner Poesie zu, suchte die Anregungen der Zeit in ernster und heiterer dramatischer Form zu bewältigen, ohne andern als den vertrautesten Freunden etwas davon mitzutheilen. Das „deutsche Museum" von 1851 enthält eine Probe aus „Siegfried's Tod." Im Frühjahr 1852 folgte Geibel einem Rufe des

Königs von Baiern als Professor der Aesthetik an die Universität München.

II.

Geibel gehört zu der kleinen Anzahl von Dichtern, die sich sehr schnell Eingang verschafft haben. Der Beifall, der ihm bei seinem ersten Auftreten zu Theil ward, ist ihm bis heut geblieben, wie die rasch auf einander folgenden Auflagen seiner Gedichte beweisen. Er ist vorzugsweise Lyriker und hat namentlich im Liede eine Meisterschaft bekundet, die ihn würdig macht, neben den besten Liederdichtern aller Zeiten zu stehen. Was Geibel vor andern Dichtern der neusten Zeit auszeichnet, ist die Klarheit des Gedankens, die Reinheit und der Adel der Gesinnung, die Lauterkeit, wohlthuende Wärme, frische Unmittelbarkeit und schöne Innigkeit des Gefühls, die echte, mildchristliche Frömmigkeit, reine Glaubenszuversicht und feste Hoffnung, die wonnigsüße, herzinnige Liebe, der Wohlklang der Sprache, die Schönheit der Form, wie die Ruhe und das Maß der Kunst in Allem, die kindlichreine Freude an der Natur, die lindklagende, süße Wehmuth, wie der Ernst und die Heiterkeit des Lebens, vor Allem aber die Fülle der Melodie in gemessenem Klange, der leichte Silbenfall, die Sangbarkeit der Verse und überhaupt alle Elemente, die der Poesie das Gepräge des echten Herzens- und Volksliedes geben. Die Musik, diese liebliche, tonreiche Schwester der Poesie, hat daher so manchem klangvollen Liede Geibel's ihre ganze Kunst zugewandt, indem die Tonsetzer darin auch das rechte musikalische Wort für die Melodie in ihrem Innern gefunden haben.

Literatur.

Klassische Studien. Bonn, 1840. $\frac{5}{12}$ Thlr.
Zeitstimmen. 3. Aufl. Lübeck, 1846. $\frac{7}{12}$ Thlr.
Spanische Volkslieder und Romanzen. Berlin, 1843. $1\frac{1}{3}$ Thlr.
Gedichte. 1. Theil Gedichte. 54. Aufl. Stuttgart, 1863. 1 Thlr.
Gedichte. 2. Theil. Juniuslieder. 14. Aufl. Stuttgart, 1862. 1 Thlr.
Gedichte. 3. Theil. Neue Gedichte. 7. Aufl. Stuttgart, 1863. 1 Thlr.
Münchener Dichterbuch. 3. Aufl. München, 1863 Geb. $1\frac{1}{3}$ Thlr.
König Roderich. Eine Tragödie in fünf Aufzügen. Stuttgart, 1844. 1 Thlr.

12 Sonnette. Lübeck, 1846. 6 Sgr.
Spanisches Liederbuch. 2. Aufl. 1852. 1 Thlr. 12 Sgr.
Meister Andrea. Lustspiel in zwei Aufzügen. Stuttgart, 1855. 24 Sgr.
Brunhild. Eine Tragödie aus der Nibelungensage. 2. Aufl. Stuttgart, 1861. 1 Thlr.
Die Loreley. (Oper.) 2. Aufl. Hannover, 1861. 1 Thlr.
König Sigurd's Brautfahrt. Eine nordische Sage. 3. Aufl. Berlin, 1848. ⅔ Thlr.

LXXXVI. Joh. Georg Kohl.

1. Der Kampf der Wölfe und Pferde in der pontischen Steppe.

(Kohl, Reisen in Südrußland. 2 Thle. Dresden und Leipzig, 1841. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl. Nr. 16.)

2. Die allmähliche Zertrümmerung der Alpen.

(Kohl, Alpenreisen. 3 Thle. Leipzig und Dresden, 1849—51. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Thl. Nr. 24.)

3. Ebbe und Fluth in Holland.

(Kohl, Reisen in den Niederlanden. 2. Bde. Leipzig, 1850. — Lüben und Nacke, Lesebuch. V. Thl. Nr. 28.)

4. Petersburg.

(Kohl, Petersburg in Bildern und Skizzen. 2 Thle. Dresden und Leipzig, 1841. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Thl. Nr. 32.)

5. Vegetation der pontischen Steppe.

(Kohl, Reisen in Südrußland. 2 Thle. Dresden und Leipzig, 1841. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Thl. Nr. 35.)

6. Die geographische Gestaltung Ungarns.

(Kohl, Reise in Ungarn. 2 Thle. Dresden und Leipzig, 1842. — Lüben und Nacke, Lesebuch, VI. Thl. Nr. 121.)

7. Die Zigeuner.

(Kohl, Reise in Ungarn. 2 Thle. Dresden und Leipzig, 1842. — Lüben und Nacke, Lesebuch, VI. Thl. Nr. 122.)

Diese durchweg verständlich geschriebenen Aufsätze bedürfen einer Erläuterung von unserer Seite nicht.

Leben und Charakteristik Kohl's.

I.

Johann Georg Kohl ist am 28. April 1808 zu Bremen geboren, wo sein Vater Kaufmann war. Seine erste wissenschaftliche Vorbildung erhielt er auf dem dortigen Gymnasium. Seit 1828 widmete er sich auf den Universitäten Göttingen, Heidelberg und München den Rechtswissenschaften Als jedoch noch vor Beendigung seiner Studien der Vater gestorben war, nahm er den Antrag an, in die Familie des Barons Manteuffel auf Zierau in Kurland als Erzieher einzutreten. Im Oktober 1830 begann er seine pädagogische Wirksamkeit und setzte dieselbe bis zum November 1836 fort. Es erwachte jetzt in ihm die Reiselust, die er jedoch von Anfang an in der Art befriedigte, daß er in interessanten Gegenden so lange verweilte, bis er sie ganz durchforscht und namentlich auch das Leben und Treiben der Menschen kennen gelernt hatte. Den Winter 1836 auf 37 brachte er in Dorpat, Petersburg und Moskau zu, einen Theil des Sommers 1837 auf dem fürstlich Kotschubey'schen Gute Dikanki, den Herbst und Winter in Charkow in Kleinrußland, den Rest des Winters in Odessa, den Frühling 1838 am schwarzen Meere, und während des Sommers bereiste er die Halbinsel Krim. Vom Herbst 1838 bis 1853 lebte Kohl dann in Dresden, machte jedoch von da aus mehrere größere Reisen. Im December 1853 begab er sich nach Berlin, im April 1854 nach Paris, im Juni nach London und im Oktober nach Nordamerika. Wie in Dresden, so hat er auch dort neben Beobachtung der Natur und des Menschenlebens sehr fleißige Studien alter und neuer Werke über Geographie, Geschichte, Naturkunde, Ethnographie u s. w. gemacht und dazu überall die öffentlichen wie Privatbibliotheken benutzt. Reich an wissenschaftlichen Ergebnissen, kehrte er 1858 nach Deutschland zurück und verweilt gegenwärtig in seiner Vaterstadt Bremen, die ihn zu Ende des Jahres 1863 zum Stadtbibliothekar ernannt hat. In den letzten Jahren hat er besonders das nordwestliche Deutschland und in jüngster Zeit den Harz zum Gegenstand seines Studiums gemacht.

II.

Kohl gehört zu den berühmten Reisenden und den besten Reisebeschreibern unserer Zeit. Von Jugend auf war er sehr empfänglich für die Schönheiten der Natur und das vielgestaltige Leben der Menschen in ihr. Durch seine zahlreichen Reisen hat er seine vorzügliche Beobachtungsgabe in hohem Grade geschärft; es entgeht ihm daher Nichts in einer Gegend, die er besucht. Menschen aller Stände und Altersstufen, Thiere und Pflanzen, Erde und Wasser, Berg und Thal, Kunst und Wissenschaft, Geschichte und Sage weiß er geschickt für seine Zwecke auszuforschen und zum Antworten zu nöthigen, wobei seine persönliche Liebenswürdigkeit, sein norddeutscher Biedersinn und seine ausgebreitete Gelehrsamkeit ihn sehr unterstützen. Will man das Eigenthümliche seines Wesens mit einem Worte bezeichnen, so kann man ihn eine contemplative Natur nennen.

Seine Schreibweise ist klar und anziehend, Letzteres besonders dadurch, daß er überall möglichst individualisirt, den Leser schnell mitten in die Sache hineinversetzt und dieser die interessantesten Seiten abzugewinnen weiß. Seelenzustände zu malen, gelingt ihm in hohem Grade und macht ihm persönlich besonderes Vergnügen.

Literatur.

Reisen im Innern von Rußland und Polen. 3 Thle. Leipzig, 1841. 7½ Thlr.

Der Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen in ihrer Abhängigkeit von der Gestaltung der Erdoberfläche. Dresden, 1841. 4 Thlr.

Reisen in Südrußland. 2 Thle. Dresden und Leipzig, 1841. 2. Aufl., 3 Thle. 1846—47. 5 Thlr.

Die deutsch-russischen Ostseeprovinzen. 2 Thle. Leipzig, 1841 5½ Thlr.

Reise in Ungarn. 2 Thle. Dresden und Leipzig, 1842. 5¾ Thlr.

Petersburg in Bildern und Skizzen. 2 Thle. Dresden und Leipzig, 1844. 2. Aufl., 3 Thle. 1846. 5 Thlr.

Hundert Tage auf Reisen in den österreichischen Staaten. 2 Thle. Dresden und Leipzig, 1842. 3¾ Thlr.

Reise in Steiermark und dem baierischen Hochlande. 2. Ausg. Dresden und Leipzig, 1856. 1 Thlr.

Reisen in England und Wales. 3 Thle. Dresden und Leipzig, 1844. 6 Thlr.

Reisen in Irland. 2 Thle. Dresden und Leipzig, 1843. 5⅓ Thlr.

Reisen in Schottland. 2 Thle. Dresden und Leipzig, 1844. 3 Thlr.

Land und Leute der britischen Inseln. Dresden und Leipzig, 1844. 8⅓ Thlr.

Paris und die Franzosen. Skizzen. 3 Thle. Dresden, 1845. 5 Thlr.

Englische Skizzen. 3 Thle. Leipzig und Dresden, 1845. 4⅔ Thlr. (Die 2 letztern Werke in Gemeinschaft mit seiner Schwester Ida bearbeitet.)

Reisen in Dänemark und den Herzogthümern Schleswig und Holstein. 2 Thle. Leipzig, 1846. 6 Thlr.

Marschen und Inseln der Herzogthümer Schleswig und Holstein. 3 Thle. Dresden und Leipzig, 1846. 5⅔ Thlr.

Bemerkungen über die Verhältnisse der deutschen und dänischen Nationalität und Sprache im Herzogthum Schleswig. Stuttgart, 1847. 2 Thlr.

Alpenreisen. 3 Thle. Leipzig, 1849—51. 7⅓ Thlr.

Naturansichten aus den Alpen. Leipzig, 1851. 1½ Thlr.

Reisen in den Niederlanden. Leipzig, 1850. 4 Thlr.

Reisen nach Istrien, Dalmatien und Montenegro. 2 Thle. Dresden, 1851. 5 Thlr.

Der Rhein. 2 Thle. Leipzig, 1851. 5 Thlr.

Skizzen aus Natur- und Völkerleben. 2 Thle. Dresden, 1851. 3 Thlr.

Reisen im südöstlichen Deutschland. 2 Thle. Leipzig, 1852. 4 Thlr.

Aus meinen Hütten. 2 Thle. Leipzig, 1852. 4½ Thlr.

Die Donau, von ihrem Ursprunge bis Pesth. Triest, 1853. 5 Thlr. 18 Sgr.

Reisen in Canada und durch die Staaten von New-York und Pennsylvanien. Stuttgart, 1856. 2⅔ Thlr.

Reisen im Nordwesten der Vereinigten Staaten. St. Louis, 1857. 2. Aufl., New-York, 1857. Geb. 3⅓ Thlr.

Kitschi-Gami oder Erzählungen vom Obern See. Ein Beitrag zur Charakteristik der Amerikanischen Indianer. 2 Thle. Bremen, 1859. 2 Thlr.

Die beiden ältesten General-Karten von Amerika. Ausgeführt in den Jahren 1527 und 1529 auf Befehl Kaiser Karl's V. Weimar, 1860. 10⅔ Thlr.

Geschichte der Entdeckung Amerika's von Columbus bis Franklin. Bremen, 1861. 1⅓ Thlr.

Das Haus Seefahrt zu Bremen. Bremen, 1862. 1½ Thlr.

Nordwestdeutsche Skizzen. Fahrten zu Wasser und zu Lande in den untern Gegenden der Weser, Ems und Elbe. 2 Thle. Bremen, 1864. 2 Thlr. 27½ Sgr.

Druckfehler.

I. Theil.

S. 185, Z. 1 von unten lies Selnecker st. Selneccer.
S. 232, Z. 5 von unten lies Esopus st. Ehrpus.
S. 333, Z. 7 von oben setze hinter „meinen" das Wort „eigenen".
S. 334, Z. 13 von unten lies 1729 st. 1720.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lüben, August, / Nacke, Carl, / Huth, H.

Einführung in die deutsche Literatur vermittelt durch Erläuterungen von Musterstücken aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller ; für den Schul- und Selbstunterricht ... ; zugleich als Kommentar zu dem Lesebuche für Bürgerschülen von denselben Herausgebern und zu der Auswahl
Bd.: 3

Leipzig 1865

P.o.germ. 880 se-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10114181-1